Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

38712

DEUTSCHE KOLONIALGESELLSCHAFT
BIBLIOTHEK

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Gedruckt im Jahre 1912 bei Paß & Garleb G. m. b. H.
Einband von der Berliner Buchbinderei Wübben & Co.
Die farbige Tafel ist von der Druckerei Wagner & Co.
hergestellt, die Kupferdrucke von
Wilhelm Rohr, in Berlin.

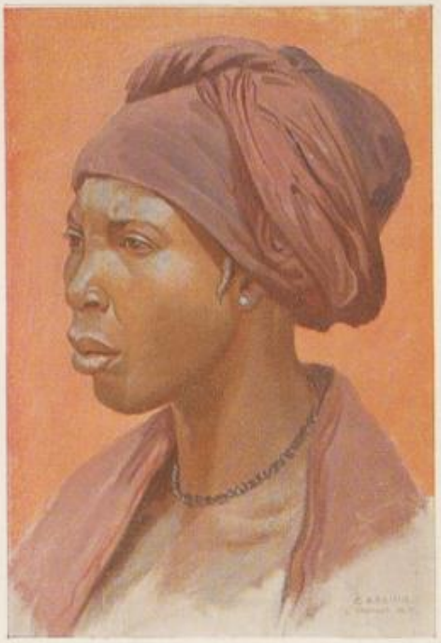
Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.
Copyright 1912 by Vita Deutsches Verlagshaus Berlin-Ch.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

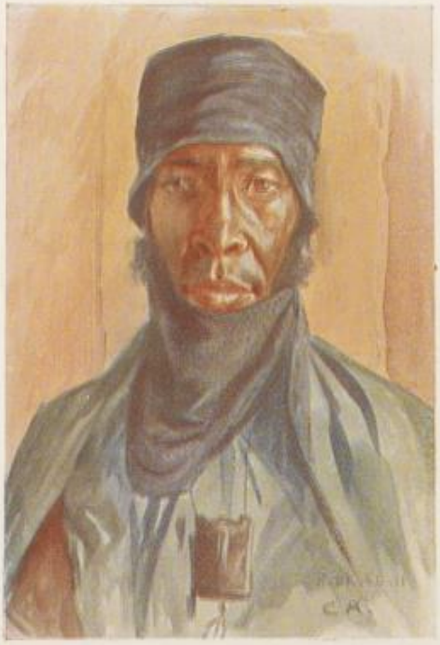
Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Frau aus Ife.



Nupefrau.



Tuareg aus Asben.

Mann aus Gober.

(Nach Oelgemälden und Aquarellen von Carl Arriens.)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Sq 17/221

48/570 x 1

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Und Afrika sprach . . .

Wissenschaftlich erweiterte Ausgabe
des Berichts über den Verlauf der dritten Reiseperiode der Deutschen Inner-Afrikanischen Forschungs-Expedition in den Jahren 1910 bis 1912

Mit Unterstützung des Hamburgischen Museums für Völkerkunde herausgegeben von

Leo Frobenius

Chef der Deutschen Inner-Afrikanischen Forschungs-Expedition

Erster Band:
Auf den Trümmern des klassischen Atlantis

Zweiter Band:
An der Schwelle des verehrungswürdigen Byzanz

Dritter Band:
Unter den unsträflichen Aethiopen

Vierter Band:
Die ewigen Wege

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Leo Frobenius
Und Afrika sprach ...

Zweiter Band

An der Schwelle des verehrungswürdigen Byzanz

Mit 51 Illustrationen und Tafelbildern,
einer mehrfarbigen Tafel, 2 Kupferdrucken
und 4 Plänen

Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Ch.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Verzeichnis der Textabbildungen . . . . . XI—XII
Verzeichnis der Tafelbilder . . . . . XIII—XIV
Vorwort XV

Erstes Kapitel: Die Brille des Islam.

Arten der Völker im Sudan; Staatenbildner und Splitterstämme. — Der Islam seiner Entstehung nach und in seiner Wirkung auf den Sudan. — Was wir unter „Brille" des m Isla verstehen. — Einteilung der nachfolgenden Kapitel . . . . . 1—11

Zweites Kapitel: Mokwa, vom alten Märchen und von der Karawanenstraße aus betrachtet.

Behandelt, was man in einem alten Provinzstädtchen des Sudan, wenn es an der uralten Karawanenstraße liegt, alles hören und erleben kann . . . 12—29

Drittes Kapitel: Die nupischen Fulbe; olympische Spiele und religiöse Festtage in Mokwa.

Wie der Fulbefürst anlangte und begrüßt ward. — Wie die Nupealten froh darüber wurden, daß die alten Ringkampfspiele und Maskenzeremonien neu belebt wurden. — Wie uns der Abschied schwer ward . . . . . 30—45

Viertes Kapitel: Der Einzug in die Hauptstadt Bida.

Wie aus dem verwüsteten Lande alle Kraft gezogen und in einer Hauptstadt vereinigt ist, in der wir einen prächtigen Empfang erleben und kennen lernen, was ein großer Sudanmarkt bieten kann an Kleinodien, Kleidern, Schlachtgetier, Manufakturwaren, Speisen und sonstigen Liebenswürdigkeiten . . . 46—68

Fünftes Kapitel: Die Pracht Bidas.

Wie die Fulbe zu dem wurden, was sie heute in Nupe sind; wie sie die uralte Kultur des Nupelandes übernahmen, was diese Kultur in der Landeshauptstadt zeitigt, und wie diesen Kulturgütern eine gar beredte Sprache abzulauschen ist . . . . . 69—95

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Seite

Sechstes Kapitel: Ein historisches Dichtwerk (der Mande oder Mandingo).

Die historischen Aktenstücke des Sudan. — Der Sang von Emir Diarra, genannt Sunjatta. — Die Traorejünglinge erlegen die wilde Koba, gewinnen die Preisjungfrau und bringen sie ihrem König. — Der König heiratet Sugulunkurmang. — Sunjatta wird geboren, aber nicht anerkannt. — Das Reifefest. — Sunjatta muß nach Mema fliehen. — Sunjatta lebt in Verbannung und wird zurückgerufen, als das Susuvolk Mande verwüstet. — Sunjutta unterwirft die Susu und andere Völker. — Die ausgesprochen vorislamischen Charakterzüge der Sunjattalegende und libysche Beziehungen 96—121

Siebentes Kapitel: Der Kampf mit dem Drachen (von den Libyern der Sahara stammend).

Die Drachenkampflegende der Dagomba, — der Stämme am Niger, — der Stämme am Senegal, — der alten und neuen Libyer, — der Haussa, — bei den Völkern der Ost- und bei denen der Westströmung . . . . . 122—151

Achtes Kapitel: Ein Geschlecht von Kaisern und Königen. (Geschichte der Mossivölker.)

Die Mossi sind die Vorposten des ostwestlichen Kulturstromes und hatten als solche die Wache zu halten gegen den von Westen, Nordwesten und Südwesten vordringenden Islam. — Die Tradition der Mossi, die die Vorgänge von 1289 bis 1908 schildert . . . . . 152—190

Neuntes Kapitel: Giganten der Vorzeit. Legenden der Songai.

Von den Archiven der Chronisten und von denen des schriftlosen Volkes. — Der Stammgigant der Songai; Nana Miciam, Fono und Fara Maka. — Die Legende der Schamanin Pa Sini Jobu . . . . . 191—213

Zehntes Kapitel: Dämonen der Liebe. Religiöse Legenden der Haussa.

Verwandtschaft der Legenden der Songai und Haussa. — Beispiele der Haussa-Alledjenu-Legenden: Djiberri — Scherandelli — Gogobirri — Djengere — Kundari — Serki Rasin — Asama-Wandersage usw. . . . . 214—246

Elftes Kapitel: Die Religion der Besessenheit, zumal bei den Haussastämmen.

Der afrikanische Schamanismus und die Grundlage der Religion der Alledjenu. — Einteilung der Alledjenu in schwarze und weiße. — Austreibung unerwünschter Besessenheit. — Dämonenzitierungen. — Prophetische Tätigkeit. — Subachen. — Alledjenu und Subachen. — Die Verbreitung der Besessenheitsreligion. — Formen der Religion in Nubien. — Herkunft und Alter. — Wanderung . . . . . 247—271

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Seite

Zwölftes Kapitel: Der Untergang einer Dynastie. (Ein Jahrhundert der Nupegeschichte.)

Die Thronfolgefehden unter den Nupe. — Auftauchen der Fulbe unter Mallem Dando. — Die ersten Intrigen. — Das Reich wird geteilt. — Der gewaltige Etsu Zado verjagt die Fulbe. — Neue Zwistigkeiten und Intrigen der Fulbe. — Der Haussageneral Omar schafft Ordnung. — Erlöschen der Edegi-Dynastie. — Die Fulbeintrigen wenden sich gegen Omar. — Endgültiger Sieg der Fulbe. — Aufstände der Nupe und Sklavenkriege der Fulbekönige. — Charaktere auch unter „Negern" . . . . . 272—302

Dreizehntes Kapitel: Die afrikanische Kaiserpfalz.

Gliederung des Beamtentums des Mossireiches. — Der Kaiser und seine Macht. — Die höchste Macht und die größte Abhängigkeit des Kaisertums. — Die Beamtenschaft im Nupereiche. — Zwei Beamtenarten. — Kaiserliche Machtinsignien. — Der Hofnarr. — Frage nach dem Ursprung des Erzbeamtentums. — Verbreitung der Staffelform des Beamtentums. — Herkunft der Erzämter aus Nubien . . . . . 303—332

Vierzehntes Kapitel: Byzanz.

Was der Islam, und was wir im Sudan sahen. — Die Kisralegende. — Welches ist das Land Napata? — Die Bedeutung Nubiens in der Weltgeschichte. — Die geschichtlichen Grundlagen der Kisra-Napatawanderung und ihre Niederschläge in der Tradition auf der Wanderbahn. — Das Christentum im Sudan. — Byzantinisch-christliche Sitten in Innerafrika. — Byzantinisch-persische Kunstgewerbe in Innerafrika und deren Mischung mit atlantischen Elementen . . . . . 333—364

Fünfzehntes Kapitel: Nachträge und Ergänzungen . . . 365—391

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Verzeichnis der Textabbildungen.

Seite

Die wichtigsten älteren Staaten des Sudan. (Gezeichnet unter Leitung von Dr. M. Groll) 1

Maskentänzer vor unserem Gehöft in Mokwa. Der Tänzer selbst ist der Ello Gara. (Gezeichnet von Carl Arriens) 12

Zweikampfspiel auf dem Markte in Mokwa. Rechts und links die zwei Sekundanten. (Gezeichnet von Carl Arriens) 30

Die Kakatschi, das Posaunenbläserchor des Emirs von Bida. (Gezeichnet von Carl Arriens) 46

Der Zug des Emirs des Nupelandes in der Hauptstraße Bidas. (Gezeichnet von Carl Arriens) 69

Darstellung der gegensätzlichen Kulturströmungen des Sudan. (Gezeichnet unter Leitung von Dr. M. Groll) 96

Libyer im Gebet. (Gezeichnet von Fritz Nansen) 122

Schamanen der Mossi. (Gezeichnet von Fritz Nansen) 152

Dorf der Songai am mittleren Niger. (Gezeichnet von Fritz Nansen) 191

Asama tanzt als Maske vor den heidnischen Haussa in Wukari. (Zeichnung von Carl Arriens) 214

Leute des Asar oder Zar (im Westen Bori genannt) nehmen vor der „Sitzung" ein Mahl ein. (Nach einer in Omdurman von Editha Frobenius aufgenommenen Photographie gezeichnet von Fritz Nansen) 247

Nupehäuser mit vorislamitischer Fassadenornamentik. (Gezeichnet von Carl Arriens) 272

Geschnitzter Häuptlingsstuhl der Nupe, etwa 1 m lang. Von dieser Art soll auch ein alter Thron der Nupeherrscher gewesen sein. (Gezeichnet von Carl Arriens) . 303

Ornamente auf dem Boden und auf dem Rande nupescher gegossener Zinnschüsseln. (Gezeichnet von Carl Arriens) 333

Dolche der Tuareg und der Nupe mit Nachbildung des altchristlichen Kreuzknaufes. Griff und Scheide des rechten kleinen Nupedolches sind in Gelbmaterial gegossen. (Gezeichnet von Carl Arriens) 353

Dolche mit Bronzescheiden und Bronzegriffen vom Benue; $^1/_4$ der natürlichen Größe. Der Dolch aus Jola mit ursprünglich richtig erhaltenem Kreuzknauf (a, b, c). Auch bei dem in der Mitte abgebildeten Stück sind noch die drei a-, b- und c-Zapfen anders gebildet als die zehn übrigen, zopfartigen. (Gezeichnet von Carl Arriens) 355

Panko, nupesche Holzdeckel, von denen immer zwei Stück als Vorder- und Rückschalen zusammengehören. Sie dienten früher als Buchdeckel, heute als Spiegelrahmen. (Gezeichnet von Carl Arriens) 365

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Verzeichnis der Tafelbilder.

	Gegenüber Seite
Sudantypen (Farbendruck)	Vortitel
Märchenerzähler (Kupferdruck)	16
Mokwa I, Der alte Lilli	24
Mokwa II, Ringkämpfer	32
Mokwa III, Tanz auf dem Marktplatz	40
Mokwa IV, Abschied	48
Bida I, Große Katamba	56
Bida II, Der Kaiser kommt	64
Gewerbeleben in Bida I, Abendmarkt	72
Gewerbeleben in Bida II, Glasschmelzer	80
Gewerbeleben in Bida III, Bronzetreiber	88
Gewerbeleben in Bida IV, Perlschleifer	96
Bronzetreibarbeiten I	104
Bronzetreibarbeiten II	112
Bronzetreibarbeiten III	120
Bronzetreibarbeiten IV, Altnupesche Gefäße	128
Bronzetreibarbeiten V, Altnupesche Gefäße	136
Wanderer I, Guitarrespieler und Träger vom Stamme der Busu (Kupferdruck)	168
Wanderer II, Busu	176
Reiterspiele	192
Islamisches Gebet	208
Bori I, Magidja und Adjingi	240
Bori II, Zar- oder Asartanz	256
Nupemann	288
Rüstzeug I, Wattepanzerreiter	312
Rüstzeug II, Reiter mit Kettenhemd	320
Kreuze I, Alte Schale	336
Kreuze II, Sättel	344
Mesikunst I, Rundes Ifabrett	360
Mesikunst II, Viereckiges Ifabrett	368
Mesikunst III, Geschnitzte Bretter und Balken	376
Mesikunst IV, Der Reichsgründer	384

Pläne.

Die mittelalterliche Kulturbewegung im westlichen Sudan	152
Stammbaum der Mossiherrscher	160
Die Dingirai-Beer in Timbuktu	184
Die Herrscher des Nupereiches von 641—1912 n. Chr.	272
Gehöft des Benu zu Bida	304

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der vorliegende zweite Band dieses Werkes bespricht die geschichtlichen Völker und die geschichtlichen Vorgänge im Sudan. Der nächste, dritte Band, wird die Schilderung der aethiopischen Splitterstämme und die vorgeschichtlichen Vorgänge im Sudan behandeln. Vor allen Dingen lege ich hier wieder Originalmaterial vor — und zwar diejenigen Aktenstücke und Beschreibungen, die mir bei sorgfältiger Prüfung unseres Archivmateriales für Behandlung der derzeit wichtigsten Fragen bedeutungsvoll erschienen. Daß mancherlei Mißverständnis bei der Wiedergabe der Berichte untergelaufen sein kann, versteht sich von selbst. Für die Beurteilung der großen Linie dürften dieselben aber weniger von Bedeutung sein. Auch der weniger orientierte Leser wird durch die einleitenden, rein beschreibenden Kapitel wohl ohne Schwierigkeit in die Großartigkeit der Sudanverhältnisse eingeführt werden.

Leo Frobenius.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die wichtigsten älteren Staaten des Sudan.
(Gezeichnet unter Leitung von Dr. M. Groll.)

Erstes Kapitel.

Die Brille des Islam.

Arten der Völker im Sudan; Staatenbildner und Splitterstämme. — Der Islam seiner Entstehung nach und in seiner Wirkung auf den Sudan. — Was wir unter der „Brille" des Islam verstehen. — Einteilung der nachfolgenden Kapitel.

Arten der Sudanvölker: Staatenbildner und Splitterstämme.

Den ersten Teil dieses Werkes widmeten wir der Untersuchung alter Kulturen und eines alten Kulturvolkes an der Westküste Afrikas. Nun betreten wir das eigentliche Innere, und zwar soll es meine Aufgabe sein, dem sogenannten Sudan und seiner Kultur eine gerechte Beurteilung zu verschaffen.

Der Sudan hat seinen Namen von den Arabern erhalten. Er ist das Land der Schwarzen. Gleich mit den ersten Worten begegnet uns also der Einfluß jenes Volkes, das dem Kontinent die Religion des Propheten gebracht hat, jene Religion, von der viele glauben, daß sie überhaupt die höhere Kultur den „armen Negern" zugeführt und ihnen die Möglichkeit einer höheren Entwicklung verliehen habe! Der Araber, der das Wort „Sudan", das Land der Schwarzen, zuerst aussprach, muß von Norden gekommen sein. Der Sudan erstreckt sich am Südrande der mächtigen Sahara, die ihrerseits von helleren Völkern bewohnt wird, vom Nil bis Senegambien. Als

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

geographisches Gebiet genommen, stellt er eine Ausgleichung des tropischen Südens mit dem glühenden Wüstenboden des Nordens in diesem Kontinent dar, und deshalb ist er auch nicht von einheitlicher Beschaffenheit, sondern zeigt nach Norden zu Uebergangsformen, die den Wüstengebieten durchaus ähnlich erscheinen, und die man am besten mit „Sahel" bezeichnet, nach Süden zu Gelände, welche vielfach schon die Bilder und charakteristischen Eigenschaften des tropischen Westens oder Südens zeigen. Der Sudan ist wohl nicht im eigentlichen Sinne als ein schönes Land zu bezeichnen. Er ist im allgemeinen flach, und seine gleichförmigen Plateaus lehmigen Bodens sind durch jährlich wiederholte Buschbrände, verkümmerte Vegetation, seltene Erhebungen charakterisiert. Die Ströme und Flüsse, die diese Länder durchziehen, sind flach und sandig, trocknen nach dem Abfluß der Regenmengen stark aus und geben der Menschheit weit weniger Wasser, als die Millionen von Brunnen, welche die Bevölkerung in den Boden gehackt und geschlagen hat.

Dieser Sudan ist bewohnt von zwei vollkommen verschiedenen Völkertypen. Ich verstehe aber hier unter „Typus" nicht eine Zusammenfassung von Rasseneigentümlichkeiten, sondern von Kulturmerkmalen. Die Extreme der beiden Typen sind so verschieden, daß wir in Europa keine gleiche Unterschiedlichkeit haben, und ich bezeichne diese beiden Typen von Völkern oder Stämmen als „Staatenbildner" und als „Splitterstämme". Der Sudan ist nämlich durchzogen von einer großen Reihe im afrikanischen Sinne „mächtiger" Reiche, nämlich von Osten nach Westen gehend: Nubien oder Napata, Dar-Fur, Wadai, Bornu-Kanem, den Haussastaaten, Kororofa, Nupe, Borgu, Gurma, Mossi, Songai, den Mandestaaten, Djolof. Alle diese Staaten sind dadurch charakterisiert, daß ein „staatenbildendes" Herrenvolk in mehr oder weniger großen Hauptstädten wohnt und viele mehr oder weniger weit sich erstreckende Handelsstraßen und Handelsstädte beherrscht, daß aber auf dem flachen Lande mehr oder weniger verschiedenartige kleine Volksstämmchen wohnen, die an den Regierungsgeschäften nicht teilhaben und die eigentliche Bauernbevölkerung darstellen, die, was sehr häufig ist, ganz verschiedene Sprachen reden, so daß sie sich mit den regierenden Stämmen kaum verständigen können, die fast niemals dem Islam huldigen, sondern alten, uralten Religionen anhängen und von den staatenbildenden Völkern bis zum äußersten ausgenutzt werden. Diese kleinen Stämme bezeichne ich eben als „Splitterstämme". Sie sind die Vertreter des zweiten Typus. Wie gesagt, kann man sich kaum einen größeren Unterschied als diese beiden Typen, die häufig dicht

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nebeneinander wohnen, denken. Die „Staatenbildner" verfügen über alle möglichen Hilfskräfte, als Beamtenschaft, Reitertruppen, Gesandtschaften und Basare; die „Splitterstämme" haben nirgends Städte; sie wohnen nur in kleinen Siedlungen, meist an möglichst unzugänglichen Oertlichkeiten, wie an Bergabhängen, in Wäldern und Sumpfgebieten. Die staatenbildenden Stämme haben überall eine reiche Kleidung; die Splitterstämme müssen sich mit den einfachsten Bedeckungen ihrer Blöße begnügen. Die staatenbildenden Völker repräsentieren überall das aktive Moment und sind die Inhaber der Handelsmonopole; die Splitterstämme ihrerseits sind im wesentlichsten Hackbauern, betreiben lediglich Hausindustrie, suchen nur dann die Märkte auf, wenn sie ihre Früchte umsetzen wollen und stehen allenthalben in der jämmerlichsten Abhängigkeit, auch dann, wenn sie, was nicht selten ist, ihrer kriegerischen Kraft wegen gefürchtet werden. Besonders typisch tritt der Unterschied hervor, wenn wir das Vokabelmaterial vergleichen. Alle Staatenbildner reden weit verbreitete Sprachen, die nur leicht dialektisch unterschieden sind. Die Vokabelschätze der Splitterstämme wechseln aber häufig von Ort zu Ort so vollkommen, daß nur wenige Frauen die Nachbarsleute zu verstehen vermögen. Während man imstande ist, mit der Beherrschung der Mande-, der Haussa-, der Fulbe- und der arabischen Sprache — also von vier Sprachen — ohne Schwierigkeit sich mit allen Stadtbevölkerungen von der Mündung des Senegal bis nach Abessynien zu verständigen, ist man z. B. im Nigerbogen, in den südlichen Haussaländern oder in Adamaua gezwungen, bei einer Wanderung durch die Siedlungen der Splitterstämme täglich eine andere, neue Sprache anzuwenden.

Man hat sich nun in Europa daran gewöhnt, die geschichtliche Entwicklung und die kulturelle Bedeutung dieses Sudan nach der Art der staatenbildenden Völker zu beurteilen. Man pflegt gemeiniglich überhaupt nur bei diesen Staatenbildnern das Vorhandensein einer etwas höheren Kultur anzunehmen, pflegt sie als die Beachtenswerten zu beurteilen, pflegt nur von ihrem Standpunkte aus die Bevölkerungen dieser Länder zu betrachten. Dabei läßt man es aber nicht bei dieser an sich schon ungerechten Betrachtungsweise bewenden, sondern man steigert dadurch noch das Unrecht, daß man auch bei den Staatenbildnern a priori die Vertreter des Islam zuerst hört und den heidnischen Staatenbildnern — und es gibt auch unter den Völkern vom Typus der „Staatenbildner" noch Heiden! — keine Beachtung schenkt. Dieses Verhalten der Kritik ist sehr leicht verständlich und dadurch zu erklären, daß eben der Islam im Laufe der letzten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

800 Jahre sich bei einem großen Teil der Staatenbildner eingenistet und deren eigene Kritik der Verhältnisse beeinflußt hat. Da nun alle Forschungsreisenden im allgemeinen geneigt sind, mit den höheren Schichten und den Vertretern des Islam in Verkehr zu treten, und da die Islamiten, wie ich im nachfolgenden zeigen werde, das Bestreben haben, überall mit der Prätension der ersten Kultururheberschaft aufzutreten, so ist das nicht schwer zu erklären.

Nun ist es aber nicht schwierig, bedeutende Unterschiede unter den „Staatenbildnern" des Sudan festzustellen, und mit ihnen werde ich mich im nachfolgenden im wesentlichen nur zu beschäftigen haben, da den Splitterstämmen ein selbständiger Band des wissenschaftlichen Werkes zugedacht ist. Vom ethnologischen Standpunkte aus dürfen wir ohne weiteres annehmen — wenn es auch selbstverständlich ist, daß diese Annahme erst noch bewiesen werden muß — daß die Splitterstämme eine ältere Kulturform darstellen. Aber auch unter den Staatenbildnern ist es nicht schwer, von vornherein zwei verschiedene Arten zu erkennen, die dem geschichtlichen Werdegang entsprechen und in zwei klar hervortretenden Strömungen sich äußern. Ich gebe hier im Text ein Kärtchen (vergl. S. 96), welches diesen Bewegungen einen bildlichen Ausdruck verleihen soll. Auf der einen Seite sehen wir, wie Nord- und Westströmungen vordringen, getragen durch Mande, Fulbe, Marokkaner, Songai und Djerma, die nach Südosten vordrangen. Auf der anderen Seite erkennen wir ganz deutlich eine Bewegung, welche durch die Mossi, die Nupe, die So und die Napata charakterisiert ist. Wir unterscheiden der geschichtlichen Entwicklung nach die erste Gruppe als Westgruppe, die zweite als Ostgruppe. Die erstere ist diejenige, welche dem Sudan den Islam gebracht hat, die andere diejenige, welche eine alte Kulturströmung auch unter den Staatenbildnern repräsentiert. (Kartenskizze S. 96.)

Die volkstümliche Kritik ging bisher von der Beurteilung der Südstämme aus, die die islamische Westgruppe mit ihrem Material geboten hat. Da ist es denn von höchster Bedeutung, daß wir uns darüber klar werden, welcher Art denn dieses Licht des Islams ist, und was überhaupt der Islam in Afrika bedeutet. Denn ohne eine derartige Vorausbesprechung und Klarstellung wird eine Schilderung des Lebens und Treibens im Sudan und dessen, was eine Expedition in den großen Städten des islamischen Sudan erlebt, nicht möglich sein.

□ □

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Frage ist, was bedeutete der Islam und die islamische Einwanderung für den Sudan? In welcher Gestalt und nach welcher Richtung wirkte er mit seinem Einflusse? Der Islam überhaupt und im Sudan.

Der Islam ist im Sudan mit kriegerischer Waffe erst aufgetreten, als ein großer Teil von dessen Bevölkerung schon der Religion des Propheten anhing. Jene arabische Völkerwanderung, die den Islam nach der Hidschra (622 n. Chr.) durch Nordafrika, durch Aegypten gegen Europa trug, hat den Sudan niemals erreicht! Der Islam tritt im Sudan werbend erst nach jenem gewaltigen Völkerbeben auf, das den Norden mit dem Aufschwunge der Fatimiden im zehnten Jahrhundert erschütterte. Und dann kam der Islam nicht mit Lärm und Gewalt angestürmt, sondern er schlich sich auf den Pantoffeln gemächlichen innerafrikanischen, schon Jahrtausende alten Kaufmannslebens in die Hintertüren der Sudanpaläste ein.

Nun wolle man nicht vergessen, daß der Islam ausgegangen ist von einem kulturarmen Volke und begründet wurde von einem Manne, dessen Bildung so schwach war, daß er anfangs nicht einmal zwischen Judentum und Christentum zu unterscheiden vermochte. Erst im Streit und in der Reibung mit höherstehenden Völkern, wie den Persern und vor allen Dingen dem späteren Hellenentume, hat der Islam eine sehr beachtenswerte höhere Ausbildung und intellektuelle Tiefe gefunden. Dann ward die weitere Entwicklung des Islam auch in Asien dadurch behindert, daß er einerseits wieder in dem weit höher entwickelten Persertume ohne starken persönlichen Befruchtungswert aufging, und daß er anderseits in die Hände der zunächst auch wiederum recht primitiv auftretenden Türkenstämme fiel.

Von der hohen Entwicklung, die besonders durch den Einfluß des späteren Hellenismus, nicht wenig auch durch die Beeinflussung seitens des Persertums erreicht wurde, hat der afrikanische Sudan nichts gewonnen. Wohl hat er auch im Sudan, besonders in vergangenen Zeiten, aber auch noch späterhin und bis in die neue Zeit hinein, stets einige höher gebildete Geister gezeugt, ja, hat er sogar die Entstehung von Universitäten und Hochschulen erlebt, nie aber drang er in seiner hohen Entwicklungsform in den eigentlichen Volksgeist Negerafrikas ein. Die Sudanvölker haben den Islam so übernommen, wie er entstand, nämlich als eine verhältnismäßig primitive und kulturarme Religion. Aber nicht nur das! Vor allen Dingen fehlte dem Islam in der Form, in der er den Sudan erreichte, jene gewaltige Kraft, die ihn zuerst über die nordafrikanische Erde hintrug: die staatenbildende Idee einer Rassenwanderung, die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wucht der arabischen Völkerwanderung. Die Schwungkraft dieser Völkerverschiebung, die die Mittelmeerländer erzittern ließ, und die dem Islam die gewaltige Kraft der ersten Entwicklung gab, die hat den Sudan niemals erreicht oder auch nur berührt. Deshalb hat der Islam entwickelnde Kraft nur dort zeigen können, wo er schon kulturelle Prädisposition vorfand. Der Islam ist im Sudan überall auf ältere und ihrer Höhe nach nicht zu unterschätzende Kulturen aufgepfropft, — das dürfen wir nicht vergessen! Ob der Islam diesen älteren Kulturen gegenüber eine Entwicklung im Sinne der Kulturvermehrung und Vertiefung darstellt, das ist eine Frage, die nicht so leicht zu beantworten ist.

So viel aber ist sicher, daß diese ältere Kultur durchweg unterschätzt worden ist, und das ist es, was ich in diesem Teile des Werkes zu belegen mir vorgenommen habe. Gewiß hatte die ältere Kultur des Sudan sich vor dem Eintreten des Islam auch schon in gewissem Sinne überlebt und ward, durch den Islam neu befruchtet, und auch dadurch, daß sie zum Widerstande gereizt wurde, zu einem neuen Kraftsammeln und Kraftausdrucke veranlaßt. Diese Tatsache ist von ganz besonderer Wichtigkeit für die Beurteilung der Entwicklungsfähigkeit der sogenannten Negervölker. Denn nicht nur unter Laien, sondern auch in Fachkreisen war bislang noch der Glaube verbreitet, daß der Islam dem Neger nicht nur den größten Teil seiner höheren Kultur gebracht habe, sondern daß er auch heute noch das beste Werkzeug darstelle, die Negerrasse kulturell zu heben. Diese Anschauung hat verschiedene große Nationen sogar dazu geführt, den Islam in den sudanischen Kolonien Innerafrikas nicht nur — wogegen man zunächst nichts tun kann — zu dulden, sondern ihn auch in jeder Weise zu fördern. So haben sich verschiedene Kolonialregierungen entschlossen, auf ihre Kosten sogar noch neue große Moscheen zu bauen. Das ist aber ein sehr gefährliches Unternehmen. Nicht nur deswegen, weil die immer wachsende Anhängerschaft des Propheten gegen die christlich-europäische Macht eines Tages à la Mahdi am Nil aufbäumen kann — diese Gefahr erachte ich als viel geringer —, sondern vielmehr deswegen, weil die Moral und Ethik des Islam, wenigstens in der Form, in der sie in Afrika auftaucht, auf die Dauer den dunklen Afrikanern schaden muß. Denn der Islam trägt zwei ausgesprochene Gedanken durch den Sudan: er sagt erstens, daß alle Islamiten höhere Geschöpfe seien als die „Heiden", drängt also damit die heidnischen, arbeitsameren Völker zurück. Und zweitens trägt er auch die Idee des Fatalismus, also

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

eine Anschauung vom Rechte der bequemen Abfindung mit ernsten Lebensproblemen durch einige rituelle Ausübungen, den so schon genügend phlegmatischen Eingeborenen zu.

Sicherlich will ich nicht unterschätzen, daß der Islam den dunklen Afrikanern mancherlei gebracht hat, obgleich auch hiervon manches zweifelhafter Herkunft ist. Nehmen wir einige Beispiele: Da ist z. B. eine gewisse Würde, die aus der reicheren Kleidung, dem gemeinsamen Gebet entspringt und überhaupt im orientalischen Gestus liegt. Das Kleid der Sudaner ist aber vorislamisch, die Gebete haben sie in anderer Form schon vorher gehabt, und der Gestus kann nicht anders als von uraltersher eingebürgert sein, da ihn auch die ganz abgelegenen Heidenstämme haben. Ja, ich möchte sogar behaupten, daß die Kleidung der vorislamischen Kulturquelle den Afrikanern besser anstand, möchte behaupten, daß der Islam seine höhere Kleidung auch nicht aus höheren Quellen hat als der Neger. Der Islam brachte fernerhin eine schlichte, leicht verständliche Gesetzgebung und Ordnungsliebe. Aber wer es gewohnt ist, mit heidnischen Stämmen in Afrika zu verkehren, der weiß, daß der Neger von vornherein ein derartiges Talent in der Gesetzesfrage und in der juristischen Handhabung jeder Angelegenheit besitzt, daß man nicht recht sehen kann, wo denn eigentlich die Vorzüge der islamischen Rechtsprechung liegen. Es wird behauptet, der Islam hätte die großen Reiche des Sudan gegründet und hätte dadurch die sozialen Gedanken und Beziehungsformen gefördert. Gehen wir der Reihe nach die Urkunden durch, so finden wir zwar überall da, wo arabische Niederschriften vorhanden sind, an der Spitze der älteren Dynastien mächtiger Reiche Araber genannt, finden aber diese Reiche selbst schon durchaus in voller Machtvollkommenheit ausgebildet, in dem Augenblick, als der Islam die Herrscher bekehrte. Es wird ferner gesagt, daß der Islam den Handel gehoben und die Handelsstraßen entwickelt habe. Wenn wir aber die Chroniken durchgehen, so finden wir, daß, als um das Jahr 1000 die islamischen Kaufleute in den Sudan kamen, sie schon allenthalben auf einen wohlgegliederten Handel trafen, in mächtige Städte und auf glänzend ausgearbeitete Verkehrsstraßen kamen. Es ist also aus den arabisch geschriebenen Chroniken ohne Schwierigkeit zu beweisen, daß der Islam in Wahrheit nicht anders als nur befruchtend und anregend gewirkt hat. Das wesentliche liegt in der Neubelebung und Einwirkung der Negerkraft zur Konzentration im Dienste einer neuen Zeit und der islamischen Propagandisten, sowie auch in der hervorgerufenen Reaktion.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Das ist alles, was ich zusammenfassend und in Kürze nach langjährigem Studium als Gutes an der islamischen Bewegung gefunden habe. Daß die Entwicklung des islamischen Geistes unserem modernen Kolonialbestreben, die Kräfte der Sudanvölker zu heben und noch mehr der Weltarbeit nutzbar zu machen, heute noch irgendwie günstig sein könnte, kann ich nicht finden. Im Gegenteil scheint mir die islamische Bewegung alle Anhänger zu Kaufleuten und Kapitalisten zu machen, alle „Heiden" aber mehr und mehr zu versklaven und in niedere Arbeitsklassen herabzudrücken, und das ist doch so gefährlich, wie nur irgend denkbar. Denn den Handel können wir zuletzt durch unsere eigenen intelligenten Kaufleute fördern und weiter entwickeln, da alle Negervölker von Natur geborene Händler sind; die Tatsache aber, daß die kleinen heidnischen Negervölker, die die eigentlichen Bodenarbeiter und produzierenden Kräfte darstellen, mehr und mehr vergrämt, niedergedrückt und verdrängt, aus ihren Arbeitsstätten verjagt und in ihren Wohnsitzen territorial eingeengt werden (wie ich das besonders in Adamaua beobachten konnte), dies zu dulden, hieße einfach eine Politik zum eigensten Schaden betreiben.

Dabei will ich sogar die Frage, ob es nicht unsere Aufgabe ist, dem Islam die Pflichtgefühle der christlichen Denkweise gegenüberzustellen, ob dies nicht eine selbstverständliche Aufgabe unserer Kulturzeit ist, nicht erst anschneiden. Und ich denke auch gar nicht an Taufe, sondern nur an Erziehung in unserem Sinne.

Auch für solche Beurteilung der Sachlage ist von großer und ernster Bedeutung die Frage, ob ich denn damit recht habe, daß die islamische Bewegung nichts weiter getan hat, als schon vorhandene und nur schlummernde Kräfte neu zu beleben, ob ich also recht habe, wenn ich behaupte, daß vor dem Islam schon gleichwertige, bedeutende Kulturformen den Sudan belebt haben.

Um diese Frage zu erörtern, muß ich aber wiederum die Tatsache in den Vordergrund stellen, daß der Sudan bislang mehr oder weniger durch die graue Brille des Islam betrachtet wurde.

□ □

Die Brille des Islam.

Als nach dem Anfang und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die ersten großen, europäischen Forschungsreisenden den Sudan durchzogen, betrachtete man in Europa den Islam noch anders als heutzutage. Damals glaubte man noch, daß der Islam eine eigene, selbständige, große, kulturell aufschwingende Bewegung der Menschheit darstelle. Man hatte noch nicht erkannt, daß das Be-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

deutsamste im Islam gar nicht die Religion, sondern die gewaltige arabische Kulturwanderung gewesen war, die im Islam nur das vereinigende religiöse Moment ausnutzte. Man war sich damals noch nicht darüber klar geworden, daß der Islam seinen Anfängen nach eine verhältnismäßig sehr primitive Religion sei, und im Grunde genommen nichts weiter bedeutete, als eine Verorientalisierung der großen Religionen des Altertums, des Judentums wie des Christentums, leicht übertüncht mit späthellenischen und persischen Kulturfarben. Damals glaubte man noch an die produktive Kraft des Islam; damals glaubte man noch an die Echtheit der islamisch-afrikanischen Geschichtsschreibung. Damals sprachen die Forschungsreisenden die arabische Sprache, lebten mit den Arabern als Gleichberechtigte unter einer Zeltdecke und hatten ihre Freude daran, unter diesen Leuten verhältnismäßig gebildete Männer zu finden; und da sie mehr oder weniger stets im Trosse dieser Bekenner des Propheten reisten, so sahen sie alle Verhältnisse und alle Menschen, alle Geschichtsschreibung und alle Heidenstämme immer durch die Brille eines noch afrikanisch verwässerten Islam an. Es hat in jenen Zeiten keinen Reisenden gegeben, der sich der Mühe unterzogen hätte, einmal die Frage aufzuwerfen, ob nicht die schlimmen Heidenstämme, die ihren pompösen islamischen Machthabern gar nicht gern Tribut und Sklaven liefern, nicht etwa trotz ihrer primitiven Kleidung eine eigentümliche und ältere Kultur im Herzen hätten. Und noch viel weniger konnten die damaligen Reisenden auf den Gedanken kommen, daß der Islam in diesen Ländern eigentlich gar nichts anderes sei, als eine umgetaufte, ältere, gleich hohe Kultur. Es ist außerordentlich typisch, daß sogar vom Westen kommende Reisende, wie Mungo-Park und Binger, in den Quartieren der Mohammedaner wohnten und nicht in den heidnischen Fürstenhöfen. Alles Heidnische wurde damals aufgefaßt als etwas kulturell Armseliges und Minderwertiges.

Das Bild, das diese Reisenden sahen und zeichneten, ist durch die graue Brille des Islam gesehen. Wenn ich jetzt die Forderung aufstelle, sie endlich einmal beiseite zu legen, so ist es ja sicher, daß das Auge sich erst an die neue Art des Sehens gewöhnen muß, und daß unsere Augen zunächst nur flimmerndes, unruhiges und unklares Licht sehen, daß die Gestalten uns nicht formkräftig erscheinen, und daß wir somit dies neue Sehen erst lernen müssen. Das Buch, das ich hier vorlege, soll aber den Versuch darstellen, anders sehen zu lernen, und so, wie es mir gelungen ist, mich langsam von den Voreingenommenheiten der Chroniken zu befreien, so muß es ja

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zuletzt auch für den Leser möglich sein. Bequem und angenehm ist allerdings solche Neugewöhnung nicht.

Einteilung des Werkes.

Was ich im vorliegenden Teile des Werkes zeigen will, das ist vorislamisches Kulturleben. Die Gliederung des Stoffes soll von vornherein eine klare sein, und somit will ich dem Leser verraten, wie das Ganze angelegt ist.

Im ersten Teile, welcher vier Kapitel umfaßt, entwerfe ich Schilderungen des Lebens in diesen Ländern; der Leser mag mit in die Städte und auf die Landstraßen pilgern, soll mit mir an einen Herrscherhof kommen, soll das Leben auf den Märkten beobachten, soll hören, wie die Leute sich in ihren Interessen- und Tagesgesprächen ergehen, und soll den Eindruck gewinnen, daß dieses sudanische Leben in seiner Art außerordentlich reich und lebenswarm ist.

Der zweite Teil umfaßt drei Kapitel, von denen ich im ersten ein historisches Dichtwerk, nämlich den großen Gesang vom Kampfe des Islam gegen das Heidentum in den zentralen Mandeländern, gebe; von denen ich im zweiten den Einfluß der libyschen Völker auf die sudanischen Kulturen in Nebeneinanderstellung verschiedener Varianten einer bestimmten wichtigen Legende zeige; von denen ich im dritten endlich das Aufbäumen des mächtigen, westlichen Heidentums, die Reaktion der Ostströmung gegen das Vordringen des Islam vorführe.

Im dritten Teile beschäftigen wir uns dann mit den Anschauungen der Völker der Ostströmung, wie sie im vorislamischen Heidentum hier aufgetreten sind; d. h. wir sehen im ersten Kapitel noch die mächtigen Götter der Urzeit wirken, erkennen im zweiten die Legendenlehre einer alten, höchst merkwürdigen Religion, deren Sinn und Quell wir dann im dritten Kapitel aufsuchen.

Im vierten Teile endlich schildern wir den Untergang eines heidnischen Volkes, einer bedeutsamen heidnischen Volkskraft unter dem Eindringen des Islam, der aber, nachdem er gesiegt hat, auch nichts anderes leisten kann, als — das ganze Kultur- und Staatsleben der unterworfenen Heiden selbst weiterzuführen. Und diesem Heidentum und der alten staatenbildenden Kraft der vorislamischen Periode widmen wir uns dann bis zum Schlusse. Wir zeigen dann, daß dem Sudan schon vor dem Islam auf den Wegen der Ostströmung eine in ihrer Art pompöse und großartige staatenbildende Kraft und Kultur zuteil geworden war.

Dann und wann mag dem Leser der eine oder andere Stoff nicht gerade unterhaltsam erscheinen; dann werden ihn vielleicht

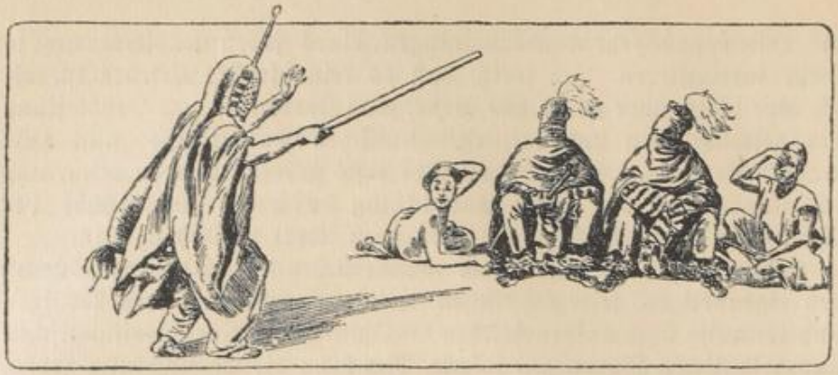
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die ersten und letzten Darstellungen eines jeden Kapitels um so mehr interessieren. Ich weiß, daß es keine leichte Lektüre ist, die ich hier biete, aber es ist das Beste, was überhaupt zur Beurteilung der geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Verhältnisse auch für weitere Kreise aus dem Sudan fürs erste geboten werden kann, und ich glaube, daß die ganze Entwicklung durch die Wiedergabe der Aktenstücke dem Werke einen bleibenden Wert verleihen kann.

Möge also der Leser dem wunderlichen Getriebe des Sudan, den eigenartigen, teils mystischen, teils phantastischen, teils kernigen und teilweise auch anspruchslosen Erzählungen meiner vorislamischen und heidnischen Schwarzen folgen. Ich kann die Versicherung geben, daß gerade bei diesem Stoffe die Treue der Wandergefolgschaft vergolten werden wird.

■ ■

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Maskentänzer vor unserem Gehöft in Mokwa. Der Tänzer selbst ist der Ello Gara.
(Gezeichnet von Carl Arriens.)

Zweites Kapitel.

Mokwa, vom alten Märchen und von der Karawanenstraße aus betrachtet.

Behandelt, was man in einem alten Provinzstädtchen des Sudan, wenn es an der uralten Karawanenstraße liegt, alles hören und erleben kann.

Das alte Märchen.

Ich war in meinem Reisebericht bis zur Schilderung der Folgen des Ife-Konfliktes gekommen. Genug von alledem. Was ich jetzt zu schildern habe, ist ein Idyll. Wir wollen hineinblicken in das fröhliche, glückliche, ungestörte Treiben, das in dem Provinzialstädtchen Mokwa im Nupelande lebt und webt.

Mokwa! Wer kennt Mokwa? Dieser Flecken hat in der Weltgeschichte keinen Platz erhalten. Und ich zweifele fast, ob er in irgendeinem Lexikon der Welt aufgeführt ist. Wer soll also dieses Mokwa kennen, gelegen nördlich des Niger, abseits der im Bau begriffenen Eisenbahn zwischen Jebba und Zungeru? Um zu sagen, was es ist, und in welchem Milieu es liegt, muß ich weit zurückgreifen, zurück bis zu jenem arabischen alten Reisenden des 11. Jahrhunderts, dem Herrn El Bekri, der uns sagt, am unteren Niger liege ein mächtiges

Reich, das hieße: Ed-Denden; da hinein dürften keine Araber, weil das Volk und seine Kultur sich abschließt. Ed-Denden war der Kulturkomplex, zu dem auch das alte Nupereich gehörte, dessen Erforschung wir uns von Mitte Januar bis Mitte Juni 1911 in Mokwa, Bida und Lokoja widmeten, und mit dessen Wesen und Bedeutung ich den Leser bekannt machen will — etwa auf dem Wege, auf dem auch ich diese eigenartige Lebenswelt betrat — wie gesagt, Mitte Januar 1911, in eben diesem alten Landstädtchen Mokwa.

Wunderbares Getriebe in Nupe und Mokwa! Die Geschichte des Kaiserreiches Nupe liegt vor mir, eine weite, tiefe, wichtige Geschichte. Bis in das 13. Jahrhundert hinein kann ich zurückgehen; habe darüber so viele Akten und Schriften und Traditionen gesammelt, daß ich den geschichtsforschenden Sinn der Menschheit auch in diesem anderen Winkel der Erde soweit zurückleiten kann, wie andere Reisende vor mir in benachbarten Reichen Zentralafrikas. Und was der alte Araber mit wenigen Worten über das alte Kaiserreich im Status des zehnten Jahrhunderts sagte, das stimmt mit meinen Aufzeichnungen über die Geschichte von 1275 bis zum Siege der Fulbedynastie im vorigen Säkulum überein. Es war ein kulturreiches und starkes Volk, das dieses Nupereich schuf, ihm Kraft und Form verlieh. Die es schufen, lange vor dem zehnten Jahrhundert, und ihm damals Form gaben und Lebenskraft einhauchten, müssen tiefdenkende und klar ausgebildete Köpfe, Träger noch höheren Wesens, noch edlerer Kultur gewesen sein. Man soll nicht ohne weiteres einwenden, daß ich das wohl kaum beweisen könne. Denn schon auf den nächsten Seiten will ich das eine und andere darüber sagen.

Ein gutes Stück der Geschichte dieses Nupereiches liegt vor mir, eine Reihe von Dokumenten, Traditionen und zeremoniellen Ritusgesängen. Und die Stadt Mokwa kommt in alledem nicht vor, nicht in den Dokumenten, nicht in den Traditionen und nicht in den zeremoniellen Ritusgesängen. Man wird mich fragen, warum ich denn, wo ich das doch nach meinen früheren Forschungen wissen mußte, trotzdem nach dieser kleinen Nupestadt ging, um in ihr meine Studien zu beginnen und die Grundlage meiner Nupe-Ethnographie zu legen. Gerade hier an unhistorischer Stätte?

Ja gewiß! Ich bin mir in diesem Augenblick unsicher, ob ich nicht gut daran tue, noch einmal von dem System zu sprechen, das ich zur Annäherung an den Eingeborenengeist im Laufe der Jahre als das segenbringende erkannt habe. Ich will nochmals den Satz

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

betonen: Nie unvorbereitet einen Zentralpunkt in Afrika betreten! Das ist aber so zu verstehen:

Meine wichtigste und klarste Auskunft über Timbuktu, sowohl über die Oertlichkeiten wie über die Menschen, die in dieser Stadt für meine Forschungen wesentlich sein konnten und mußten, sammelte ich in Bamako ein, bei Leuten, die Timbuktu verlassen hatten und durch soziale Verhältnisse verhindert waren, je wieder nach Timbuktu zurückzukehren. Diese Leute sprachen also ohne Furcht vor den anderen Mitbürgern über alles, was sie wußten. Eine eingehende Schilderung Ifes und seiner Heiligtümer, sowie auch seiner Menschen, empfing ich in Timbuktu und in anderen Städten des Sudan von Sklaven, die keinerlei Hoffnung mehr haben konnten, je wieder in die Heimatstadt zurückkehren zu können. Sie waren ja sicher, daß nie ein Mitbürger sie wegen Preisgabe irgendeiner alten Tradition zur Rechenschaft ziehen konnte, sie, die Verjagten, sozial Losgelösten und Verlorenen.

Ich könnte viele Beispiele dafür erbringen, daß der Verdrängte, Ferne, Losgelöste, der Sklave, der Verkaufte, der Heimatlosgewordene in Afrika der einzige ist, der aus der Ferne Auskunft gibt, die tieferen Wert für Spurenspürung hat. Im Orte selbst fürchtet einer den anderen. Da sitzt die Angst vor der sozialen Mitwelt neben jedem Kochtopf; da grinst der Geist des Zoon politikon dem Ethnologen aus jedem Winkel entgegen. Und deshalb hatte ich mich über Nupe im allgemeinen erst bei den Heimatlosen Nupes in Wagadugu und Ibadan, über die Stadt der besten Forschung schon seit 1908 in den Ländern zwischen Timbuktu und Sansanne Mangu erkundigt; und ich hatte Mokwa als Ausgangspunkt der Forschung erwählt, weil hier noch seit alter Zeit die größte Unabhängigkeit vom modernen Fulbe-Nupestaat herrscht, weil hier der letzte eingeborene Fürst regiert, und weil ich hoffen durfte, von hier aus die beste Auskunft über das ältere, alte und neue Reich, also über Gbarra, Rabba und Bida zu empfangen. Mokwa ist, mit einem Worte, Jahrhunderte hindurch Zuschauer der Nupegeschichte geblieben, in welcher Ecke auch immer die Tyrannen ihren Dynastenthron errichteten.

Ich zog also in eine Vorstadt, in einen versteckten Winkel, in eine Nische, in der mich die Geräusche der modernen afrikanischen Großstadt nicht im Fange stören konnten. Und ich fischte emsig. Sollte ich nicht versuchen, dem Leser eine Skizze zu geben von den alten, prunkvollen und prächtigen Bildern, die sich mir hier im Dämmern alter Legenden erschlossen? Wahrhaftig, ein jeder muß sein Ohr anstrengen, um die Melodie dieser wundersamen Legende zu ver-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

stehen, denn sie selbst spielt sehr, sehr weit, ist nur als ganz, ganz leises Echo, ist nur aus dem Rauschen der alten, uralten Bäume zu vernehmen, die an den alten Brunnen, an den alten Marktplätzen stehen. Im Weltgetümmel der sudanischen Großstadt wird jeder Ton solcher Feinheit hundert- und tausendfach übertönt. Nur hier, im leersten Winkel, in einsamster Abgeschlossenheit summt der letzte Schall noch über die Gräser der Steppe herüber.

Dort in den Großstädten solche Dinge erlauschen zu wollen, würde etwa dasselbe sein, wie das Erhorchen einer Robin-Hood-Sage in London, des Parsival-Volksanges in Paris oder des Kyffhäuserliedes in Berlin. Geschriebenes und Neues, Reichtum und Gelehrsamkeit und prunkende Königsschlösser gibt es in diesen großen Städten; aber der Volksang, das Volksempfinden, die eigentliche Volksweisheit wird aus dem Raume, der die Throne umgibt, vom Rauschen modernen Weltverkehrs weggespült. In London, Paris, Berlin und Bida gibt es keine tiefe Volksweisheit mehr. Deshalb suchte ich im Nupelande erst Mokwa auf und legte mich dort vor dem Markthaus nieder und hörte alltäglich und allnächtlich die alten Bäume über mir rauschen.

□ □

Mokwa. Studienplätze.

So ungefähr klingt es aus dem alten Märchensang der Nupe: Man weiß in Mokwa und Bokani nichts von dem alten Araber El Bekri, man kann in diesen Orten Jahreszahlen nicht addieren, man kennt aber die Reihe der verstorbenen Könige, jetzt der zweiten Dynastie; im Gesang trug man „vor dem Islam" diese Reihe auf den Totenfesten vor, rief jeden der großen Reichswahrer oder Reichserweiterer mit Namen, sagte ihm, wieviele Jahre und Monate er sein Amt verwaltet habe, und Blut tropfte auf sein Grab und seinen Namen. Man hat nichts weiter nötig, als die Regierungszeiten zusammenzuzählen, dann kommt man mit der Gründung der vorletzten Dynastie bis in das Jahr 1275. — Und was war vorher?

Ja, vor diesem Jahre 1275 liegt die wahre Märchenwelt. In diesem Jahre 1275 kamen von Süden die Joruben ins Land, zertrümmerten den alten Reichsblock und verhalfen so — das war das einzig Gute, was sie taten — der Entwicklung der neuen Dynastie, die zunächst als unscheinbares Pflänzchen im Südwesten aufblühte, zum Siege. Aber was war es denn, was die Joruben zerstörten?

Kein Name eines Landes oder eines Reiches ist erhalten. Kein Ort wird genannt. Der Fulbewirbel der letzten hundert Jahre hat

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

das alles aus dem Gedächtnis der Menschen herausgefegt. Sie wissen nur: Vordem war da ein großes, großes Reich; dessen König lebte nicht in Nupe, denn Nupe war nur ein Teil davon. Aber es ist schon sehr, sehr lange her und es ist lange vor dem Einfall der Joruben zerstört worden. Der König wohnte weit, weit fort, so weit, daß nie ein Nupemann ihn gesehen hat, mit Ausnahme jener, die den Tribut überbrachten. Das erforderte so viel Zeit, daß die Sendlinge zweier Jahre, wenn sie den Weg schnell zurücklegten, sich genau in der Mitte trafen, der eine auf dem Hinwege, der andere auf dem Rückwege. Dann konnten sie die Briefe (der Nupe sagt: „Bücher", und weiß zu erzählen, daß diese „Bücher" in harte Schalen von Elfenbein gefaßt waren) wechseln. Denn jedesmal wurden von dem großen Könige an seinen Statthalter Briefe mit genauen Angaben gesandt. Darin stand, wieviel Zinn, Silber und Bronze und geschliffene Steine und sonstige Schätze an den großen König zu senden seien.

Diese alte Fabel behauptet, daß der große König damals auch schon Glasringe aus Nupe habe kommen lassen. Vielleicht irrt aber die Geschichte. Denn nicht unmöglich scheint es, daß die Anfertigung der Glasarbeiten dieser Art gerade damals aus dem Osten nach dem Süden gelangte und von Leuten gelernt wurde, die aus dem Reiche des großen Königs kamen und hier nach dem Süden einwanderten. So meine ich wenigstens. Weshalb soll denn ein Märchen immer wahr sein?

Wenn die Boten, die zu dem großen Könige fortgingen, aufbrachen, schloß sich viel Volks an. Denn das Volk wollte die Gelegenheit benutzen, um die Wildnis und die Wüste unter gutem Schutze zu kreuzen, wollte hier und da Handel treiben und selbst Schätze gewinnen. Auch trachteten viele danach, den großen König einmal zu sehen, nur einmal in ihrem Leben; das genügte, um für alle Welt daheim eine besonders angesehene, viel beneidete Persönlichkeit zu werden. Nachdem das große Reich zerstört war, kamen Mohammedaner und nach ihnen pilgerten noch viele fromme Nupe nach Mekka. Nie aber war der Strom der Menschen so stark, wie in der älteren Zeit zu dem großen Könige.

Die Stadt und das Schloß und der Reichtum dieses Königs muß aber auch zu wunderbar gewesen sein! Die Stadt lag an einem großen Wasser, in dem gab es weder Krokodile noch Schlangen noch Flußpferde, die so leicht und so häufig auf dem Niger die Fischerboote umwerfen. Auf dem Wasser lagen nur große Schiffe mit Flügeln. — Mit Flügeln? — Ja, mit Flügeln! wie ein Kranich,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die höfischen Märchenerzähler des Emirs von Bida.

(Gezeichnet von Carl Arriens.)

UB | Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Die höfischen Märchenerzähler des Emirs von Bida.

(Gezeichnet von Carl Arriens.)

UB | Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Pelikan oder ein anderer Vogel. Am Wasser stieg die Stadt auf, deren Häuser und Mauern aus Sui-Lantana- (rotem Jaspis) Steinen hergestellt waren. Und die Dächer dieser steinernen Häuser waren nicht aus Stroh und Blättern, sondern sie waren aus Tschinkall (einer Art selbstgewonnener Bronze). Die Dächer waren getrieben, wie die Nupe heute noch die Wasserkannen und die Eßschüsseln, die verschiedenen Becken und Karaffen hämmern. Die Nupe sollen aber sehr stolz darauf gewesen sein, daß die Leute in der Stadt des großen Königs solche Arbeitsweise von den Nupe gelernt haben, die ihrerseits die Kunst vom Ata-Igara (d. i. der Atagara von Ida) ererbten. — Ich meine, hier begeht das Märchen wieder einen Fehler; das Märchen will uns hier anführen; denn wenn die Erzlieferung auch vielleicht vom Süden her erfolgte, so stammt der größte Teil der Formen und der getriebenen Gefäße doch aus dem Osten, eben aus jenem Reiche. — Aber wie gesagt: weshalb soll sich nicht auch in ein Märchen ein Irrtum einschleichen? Besonders wenn es so ganz uralt ist und nur noch so ganz leise durch die Blätter säuselt. —

In dieser wunderbaren Stadt aus roten Steinen und brauner Bronze, an dem Wasser ohne Raubgetier, doch mit beschwingten Booten, wohnte der König; der große König! Dieser König hatte nicht wie andere Fürsten Hunde. Wenn er ausging, liefen Löwen neben ihm her. Er ging allerdings nicht, auch ritt er nicht, sondern er wurde getragen in einem großen, langen Korbe, der war bedeckt mit Stoffen und buntem Leder. Rund herum tummelten sich seine Reiter, alle mit Sulke-Panzern, und jeder mit einem starken Speere; hinter dem Könige folgten stets viele, viele angesehene Fürsten. Wenn es aber ein ganz großes Fest war, das den König veranlaßte auszugehen, so trug man hinter ihm her in gleichen Körben die Frauen. Nur seine erste Frau wurde nicht getragen, sie war jung und stark; sie ritt wie ein Mann ein starkes Pferd, und das war ein Schimmel.

Ueber dem Könige und einer jeden seiner Damen wurde ein großer Schirm von rotem Tuch mit goldenem Knauf getragen. Niemand außer ihm und seinen Gemahlinnen durfte an seinem Hofe solche Kostbarkeiten über dem Kopfe haben. Da aber die Statthalter in Nupe es dem großen Könige gleichtun durften, so lernten die Nupe auf diese Weise den königlichen Schirm kennen.

Dieser große, große König herrschte viele, viele Jahre und viel länger als Edegi (Edegi regierte aber 68 Jahre!) und, so lange er lebte, trachteten angesehene Nupe danach, einmal zu dieser Stadt pilgern zu können — der Großvater, der Vater, der Sohn, der Enkel, ein Geschlecht nach dem andern, und das viele, viele hundert

Jahre hindurch. Die Nupe wurden reich. Die Nupe sandten viele große Schätze nach der großen Stadt des Königs und empfingen dafür vieles Neue und Unbekannte. Das nahm aber ein plötzliches Ende.

Der große König war natürlich, nachdem er viele hundert Jahre geherrscht hatte, alt geworden. Dann überwarf er sich mit seinen jüngeren Brüdern. Es gab einen Krieg. Alle Völker begannen sich zu bekriegen, bis dann der große König starb. Er war aber ein Sohn Issas, deshalb haßten ihn und seine Leute diejenigen, die später aus Mekka kamen. Die Söhne Mohammeds waren es, die den letzten Teil der alten Lantanastadt zerstörten. Der Weg ward unterbrochen, niemand durfte dort mehr hinaufgehen. Seitdem sind die Nupe nicht mehr auf den weiten Wegen, die nach der alten Stadt führen, hingewandert. — — —

Es war ein alter, nicht gerade sehr kluger Mann, der mir diese Legende in Mokwa erzählte. Es war ein gebrechlicher Greis, und anfangs legte ich diesem Geschichtchen keine besondere Bedeutung bei. Wer will sich auch so schnell durch die Hunderte von Legenden hindurchfinden, die im Laufe der Reisen ins Reine geschrieben wurden. Man lernt das wichtigste sehr oft und allzuleicht erst dann schätzen, wenn es unscheinbar nebenher verklungen ist. Und auf die Bedeutung dieser Legende, die mir zunächst nur einen Kultur-Rekonstruktionsversuch zu bedeuten schien, lernte ich erst achten, als mir das erste Manuskript der Edegilegende übersetzt war. Darin stand, daß dieser, auch schon etwa fünf Jahrhunderte alte König alle diejenigen schonte, die ihn um „Issas willen" um Gnade baten.

Um Issas willen! Und am Schlusse meines Märchens vom uralten großen Könige heißt es: „Er war ein Sohn Issas, deshalb haßten die Leute, die von Mekka kamen, ihn und sein Andenken." —

Issa ist aber der Name Jesu Christi in Nordafrika!

Das Kreuz taucht vor uns auf. Der eminente Prunk des alten Byzanz strahlt durch die Nupelegende zu uns herüber. — Ahnst du, Leser, wohin der Weg führt? — Mehr sage ich nicht. Du sollst dich erst daran gewöhnen, den Gedanken zu erwägen. Hier folge ich nur einer Pflicht. Wenn jemand einem Führer folgt, hat er doch wohl ein Anrecht darauf, zu vernehmen, welchen Weg, welches Ziel sich etwa der Führer bei der Wanderung gedacht hat. Der Führer soll aber die Gegend, die im nächsten Teile durchschritten werden wird, nicht von vornherein allzubunt ausmalen, so daß der Neuling und Begleiter nicht etwa unterwegs enttäuscht werde. Solche Pflicht ist die des Führers.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Damit will ich also gleich zu Anfang gesagt haben, daß ich, nachdem ich einige Wochen mit meinen Kameraden am Marktplatze von Mokwa gelegen hatte, einem großen, neuen Wanderziele zustrebte. Ich kam aus den atlantischen Jorubaländern und drängte mit meinen Forschungen nach Norden und Osten; ich will aber auch erklärt haben, weshalb es immer, und hier im speziellen, wünschenswert ist, von träumender Einsiedelei aus dem Rauschen der Vergangenheit nachzulauschen, ehe man sich in das alles übertönende Tosen der größeren, lebendigen und blühenden Jetztzeit stürzt.

□ □

Der alte Lili.

Mokwa! Ankunft: 14. Januar 1911.
Abfahrt: 16. März 1911.

Hinter uns die lärmende Eisenbahn, das proletenhafte Hosennegertum des alkoholschwangeren Ibadan; hinter uns vor allen Dingen alle die häßlichen Eindrücke der Dezemberwochen. Als wir so um die Mittagsstunde mit den nötigen Trägern in Mokwa einzogen, als ich dann den behaglichen Marktplatz mit seinen prächtigen Baumriesen sah, als ich dann in das Gehöft des „Dorfschulzen", des ehemaligen Fürstenagnaten, heutigen Fulbevasallen, also in das Gehöft des alten Lili kam, da war mir über alle Maßen wohl, und ich fühlte von diesem verschlafenen Provinzstädtchen einen so wohltuenden Hauch der Gemütlichkeit und des Behagens auf mich ausstrahlen, daß ich mich dem bedingungslos hingab.

Der alte Lili ist einer der bekanntesten und populärsten Häuptlinge Nord-Nigeriens. Man versteht das nicht, wenn man den stillen, bescheidenen, fast ärmlichen, langen Mann sieht, der keinerlei geistige Ueberlegenheit aufweist, sondern mit jedem freundlichen Lächeln vor allem immer zu sagen geneigt scheint: „Laß mich nur um Gottes willen mit meinem Biertopf friedlich und ungestört in einer Ecke abseits hocken. Ich will mich ja auch sicherlich nicht in die Geschichte und die Geschicke der Regierung einmischen." Ein harmloser, freundlicher Mann, dem die Popularität aus schweren Schicksalsschlägen heraus zuteil geworden ist.

Gleich hier, wo ich meinen ersten Freund aus dem Nupelande vorstelle, muß ich der grauenvollen Plage gedenken, der Fulbeinvasion. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten die Sprossen des Fulbepriesters Dando durch Ausstreuen von Zank und Zwist die Nupefürsten derartig gegeneinander aufgehetzt, daß sie begannen, sich untereinander zu zerfleischen und zu vernichten, just

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wie wilde Tiere. Die Dandosprossen schauten zu und freuten sich über den Leichtsinn der Eingeborenen. Dann kamen aber Zeiten, in denen die Dandosprossen zwar herrschten, in denen aber das niedergetretene Volk der Nupe bald hier sich erhob, bald dort, und einmal auch in Mokwa. Da wurden denn alle alten Leute aus Mokwa weggeholt und nach Bida geschickt. Der Emir von Bida schlachtete die vier angesehensten Männer, baute eine Art Tisch auf und befestigte die blutigen Häupter auf den vier Ecken. Der Lili stand davor, an einen Baum gebunden. Alle Marktleute sollten die Schande der aufrührerischen Mokwaleute sehen, und alle Welt sah die Schändung des Alten. Als die vier Häupter verwest waren, band man den alten Lili los, und jagte alle Mokwaleute fort ins Haussaland. Einige Jahre später kamen dann die Engländer ins Land, zogen die Fulbe für ihre furchtbare Grausamkeit zur Rechenschaft, und dann wurden die alten Mokwaleute wieder zurückgerufen und wieder eingesetzt.

Aus dieser Zeit stammt die Popularität des alten Lili. Alle Welt weiß, daß er sehr gut ist, so gut, daß nicht einmal die brutalen Fulbetyrannen sich getrauten, sein graues Haupt abzuschlagen. Er wurde so populär, aber er verlor den größten Teil seines Vermögens. Vorher hatte er manchen abhängigen Bauern, viele Sklaven und Weiber. Er hatte Farmen und volle Speicher. Viele Stoffe wurden ihm gewebt, und er ging in die besten Kleider gehüllt einher. Ziegen, Schafe und Rindvieh, vor allem aber sehr schöne Farmen und reinliche Gehöfte besaß er. Das ist alles dahin. Er nennt fast nichts mehr sein eigen; er ist zuweilen besorgt, daß er sein Bier auch bekommt, und so ist er denn auch ständig ein wenig verlegen, ein wenig bekümmert und ein wenig gedrückt, wenn er mit „großen Leuten“ in Berührung kommt.

Der alte, gute Lili kam uns über den Marktplatz entgegen. Es ward mir sogleich bewußt: „Der Mann hatte vor unserer neuartigen Erscheinung Angst!“ Der alte Lili hatte erst die Fulbe als Feinde kennen gelernt. Die Fulbe waren hart und rauh mit ihm umgegangen. Sie hatten ihm Heimatland und Besitz geraubt. Danach kamen die Engländer, sicher gute Menschen, denn sie gaben dem alten Lili Heimatsitz und Vaterhof wieder; zugleich damit mußte er aber, wie er mir später, als wir Freundschaft geschlossen hatten, manches Mal erzählte, die Missionare hinnehmen, diese Missionare, die ihm und seinen Leuten die größte Vergnüglichkeit, das Maskenwesen, wegnahmen, die ihm die Masken verbrannten und als schlechtes Teufelswerk bezeichneten. Und nun erschien eine

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

deutsche Expedition, ganz plötzlich, ganz unvorbereitet, und da niemand ein Interesse daran hatte, schnell „einen guten Namen für uns zu machen", so war die Bevölkerung mitsamt dem alten Lili arg erschrocken, verlegen und etwas gedrückt, was alles nach afrikanischer Weise zwar möglichst verborgen, aber doch nicht ganz verheimlicht werden konnte.

Heraus denn also ihr besten Kameraden meiner afrikanischen Wanderjahre: Frohsinn und Scherzwort und sieghaftes Lachen! — Alter Lili, wer will dich kränken! Alter Mann, wer von uns wird dich schädigen! — Und der Alte war bald freundlich gewonnen. Die Angst und die Verlegenheit schwanden aus seinem und seiner Begleiter Antlitz. Es half mir dabei gleich am ersten Tage ein gewisser Daima, ein eigentümlicher Mann aus altem Fürstengeschlecht, klug und verschlagen, zurückhaltend und berechnend, nicht treu im nordischen Sinne, aber doch anhänglich und voll warmer Freundschaft für den alten Lili. Dieser Daima folgte mir später bei meiner Abreise von Mokwa erst nach Bida, dann nach Lokoja, den Benue hinauf. Es war ein Mann, der sehr am alten Lili hing, der wegen seiner Freundschaft mit Lili einst seine hohe Stellung am Hofe von Bida aufgegeben hatte, und der sich gleich am ersten Tage ein Bild von uns machte, das seinem Verstande und seiner Anpassungsfähigkeit alle Ehre tat.

Daima nahm Bida beiseite und besprach mit ihm, in echt afrikanischer Weise auf Umwegen und mit Ruhmredereien, in didaktischer Redeplänkelei und im Aushorchspiele den Fall; er gewann sein Urteil und zog sich mit dem alten Lili zurück, ganz kurz, dann kam der greise, verlegene Herr zurück und fragte, ob wir in afrikanischer Weise sein Haus mit ihm teilen wollten, er sei nicht mehr wohlhabend, er habe nicht mehr wie andere, viele Gehöfte und Häuser, aber was er habe an Raum, das könne doch wohl bei gutem Willen für zwei Parteien, für ihn und uns, reichen.

Damit hielten wir in unserem trauten Träumerwinkel in Mokwa Einzug.

□ □

Mein Spinnenwinkel an der Karawanenstraße.

Die rote Scholle, auf der Mokwa gebaut ist, liegt an der Quelle eines Rinnsals, dessen tiefeingeschnittenes Tal etwa zwei Stunden weiter südlich bei der alten Hauptstadt Rabba sein Wasser in den Niger ergießt. Mokwa liegt auf einem Plateau, an der Tal-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wurzel, auf roter, leuchtend roter Erde. Die rote Erde mit den mächtigen, domartig aufragenden Termitenhügeln, die Lage an der Quelle und auf fruchtbarer Hochebene, geben ihm seinen Charakter. Jetzt im Januar und Februar fegte der dörrende Harmatan seine braunen, öligen Staub- und Aschendünste über das dürre, verbrannte, trostlos häßliche Plateau hin, schwirrte und drängte und brauste um die mächtigen alten Baumriesen, die den Marktplatz, die Stätte der alten „Schloßruinen" und die südlichen Stadtteile schmücken, summte dann weiter in vorgeschriebenem Wege von Osten nach Westen und jagte über das Mokwatal und den Mokwaforst dahin, ohne hier einen Einfluß ausüben zu können. Die Stadtbäume, die Stadtdächer, die Steppe, das Plateau kann er bräunen, bemalen, kann er mit seinem teerigen Grus überziehen, über dem Tale aber schwebt er einflußlos hin. Dieser Ueppigkeit, dieser strotzenden Fülle der Naturkraft kann er nichts anhaben. Jedes Blättlein, das er heute gelb färbt, wird morgen hundertfach durch üppiges Grün ersetzt, und an jedem Abend steigt hier ein schwüler, feuchtschwerer Dampf empor, der wie ein Götterodem, dem dürren, dörrenden Steppenbrenner zum Trotze, die Aehren und das Farmland und den ganzen Stadtbezirk Mokwas erquickt, labt und zum Kampfe gegen den allmorgendlich andrängenden Würgewind kräftigt.

Wie manches Mal sind wir gegen Abend, wenn wir den größten Teil unseres Tagewerkes vollbracht hatten, in dieses Tal hinabgestiegen, haben uns dann im Abenddampfe gebadet und kehrten so erquickt zurück, daß wir manche Stunde noch dem Studium der Nupe widmen konnten. -- Ich habe von diesem Tale noch mehr zu erzählen.

Mokwa ist eigenartig angelegt. Die Ruinen eines mächtigen, starken Walles und Grabens, im Rechteck geführt, schließen nicht nur das Landstädtchen mit seinen Weilern und Gärten, seinen sorgfältig ausgekalkten Indigofärbereien, seinen tiefen Lehmgruben, seinen Moscheen und Marktplätzen, seinen Schmiedewerkstätten und Spinnstuben, seinen Schlächtereien und Speichern, ein, nein, diese Verteidigungsruine umklammert auch den Karawanenlagerplatz, die tiefe und weite Talwurzel, die Quellen, ein gut Stück des Talbeckens, sowie im Westen und nach den anderen Richtungen einige Quadratkilometer besten Farmlandes. Die Ansicht, daß die Wallruine einst von einer einheitlichen Stadtmasse völlig ausgefüllt gewesen sei, ist nicht richtig. Mokwa war sicher einst größer; es füllte aber nie seine Befestigungsgrenzen aus, sondern lag in ihr immer als Mittelpunkt zwischen Farm, Tal und Quellbecken.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Etwa in der Mitte Mokwas liegt der Marktplatz. Und dieser Marktplatz ist der Lieferant meines ethnologischen Materialkonsums in Mokwa. Füglich wohnen wir am Markte in einem verschrobenen, verbauten, aus etwa 25 Hütten bestehenden Gehöfte, von dem die eine Hälfte von der Expedition, die andere von Lili und seiner Familie bewohnt wird. Ich wohne tagsüber in der etwa 6 m im Durchmesser haltenden Durchgangshütte unseres Gehöftes. Wenn dessen großes Ausgangstor nach vorn offen ist, kann ich alles übersehen, was auf dem Marktplatz unter den alten Bäumen vorgeht, nach hinten kann ich immer in meinen kleinen Hof sehen, auf dem wir die Abendsiesta halten. Meine Katamba (Durchgangshütte) ist weit und geräumig, angefüllt von ständig wechselndem ethnologischen Kram, von Koffern, Maskenkleidern, photographischem Werkzeug und Kisten, die als Manuskript- und Bücherschrank dienen. Meine Katamba ist nicht schön. Sie ist sogar häßlich und schmierig; denn alltäglich bläst mir der böse Harmatan seinen öligen Steppenruß hinein, gleich, ob das Tor offen ist oder nicht, dann nagt er an den unebenen alten Lehmwänden und drängt sich mit widerlicher Aufdringlichkeit in einige Risse in der alten Wand, aus der er dann Staub, Spinngewebe, Mausedreck und Ungeziefer auf mich herabschleudert, natürlich immer in der bösen Absicht, meine weißen, sauberen Manuskripte zu verunzieren.

Es ist aber ein altes, verträumtes Nest, ein versteckter Märchenwinkel, in dem ich hier hocke, um der alten Geschichte nachzuspüren. Was Wunder, wenn das Haus, dem diese Geheimnisse listig entlockt werden, sich schüttelt und in bösem Zorne seinen Unrat auf den Neugierigen herabwirft! — Dabei ist das nur toter Widerstand. Wenn ich aber nachts mit einem Lichte plötzlich in die Katamba trete, surren Hunderte von Kakerlaken auseinander, hüpfen Ratten fort, und einmal lockte ich unter meinem Manuskriptschrank einen widerlichen Skorpion hervor. — Ich habe es nicht begreifen können, daß Martius später in diesem Raume glänzend schlief, hütete mich aber selbst sehr wohl, mein eigenes Schlafgemach, aus dem der schlimme Akelle mir den Geldkoffer forttragen wollte, allzugenau auf Schlafgenossenschaft hin zu untersuchen. — In alte, verträumte Winkel gehört solch Viehzeug.

Und — war ich nicht selbst einer Spinne ähnlich, die, an einer Ecke ihres feinen Netzes versteckt, emsig darauf sieht, daß von ihr besonders begehrte Leckerbissen in die Maschen geraten und dann eingewickelt und ausgesogen werden können? War diese Katamba nicht mein Spinnenwinkel, aus dem heraus ich vom Morgen bis

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zum Abend über den Markt Ausschau hielt? Und sind mir nicht gerade hier in Mokwa die herrlichsten Leckereien ins Maschenwerk gekommen, wenn sie, die weg- und landeskundigen Sudanpilger und Karawanenführer, meinten, über irgendeinen ungefährlichen kleinen Marktplatz zu wandern? Jawohl: „Ungefährlich!"

Schmunzelnd reibe ich mir in der Erinnerung an manchen schönen Fang die Hände, wenn der Blick über die gefüllten Manuskripte gleitet. Ich will diese meine ethnologische Spinnenfalle, den Marktplatz von Mokwa, zu schildern versuchen.

□ □

Was über die Karawanenstraße pilgert, und was in den Kammern versteckt liegt.

Wer aus den rinder- und schafreichen Nordländern des Zentralsudans, oder dem merkwürdigen Lande Asben in der Sahara, oder aus den Wüstenstädten Gadames, Mursuk, Ghat, oder endlich gar aus den osmanischen Meeresländern, etwa aus Tarabulus (Tripolis), nach dem weit und breit als über alle Maßen reich gerühmten atlantischen Jorubalande wandern will, kann über mehrere Straßen der Stadt Ilorin zuwandern, über Sokoto, über Katsena-Kano, über Bornu-Bautschi; er wird aber immer den Niger bei Rabba oder Jebba überschreiten, und dann muß er eben über Mokwa — weil alle anderen jüngeren oder älteren Futterstationen in weiter Umgebung vernichtet sind.

Und jede dieser Karawanen, die in trockner Jahreszeit alltäglich hier eintreffen, alltäglich hier lagern, alltäglich hier wieder abziehen, jede dieser Karawanen zieht über den Marktplatz von Mokwa. Jede solche Karawane lagert auf einem der beiden Songos, die westlich und östlich der quellenreichen Talwurzel sich ausdehnen. Jedes Mitglied solcher Karawane kommt am Abend und Morgen und meist gegen Mittag einmal auf diesen Marktplatz unter diese alten Bäume, der vor meinem „Spinnenwinkel" liegt. Was ist hier in dieser Zeit alles an mir vorübergekommen! Da waren reiche Haussahändler auf schönen, prunkvoll geschmückten Pferden, Frauen aus Kano mit zierlich geknoteten Traglasten auf dem Kopfe und gehüllt in weite Männertoben. Da waren die hageren, schwarzen Busu-Songai aus Adrar, mit Lederschurz um die Lenden, mit schwer beladenen Eseln, Wassersäcken und Eisenglocken, Männer von schwarzer Farbe, aber nordischem Gesichtsschnitt, ausgedörrte, hagere Kinder der Steinwüste! Da waren Tuareg mit Litham und unsagbarer Würde. Da waren Ningi, meist ein Troß von Männern mit einigen Frauen, deren Blöße nur mit Blättern bedeckt war, ein primitives Volk der Haussaländer,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der alte Lilli in Mokwa.
(Gezeichnet von Carl Arriens.)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ständig bereit, die Primitivität ihrer Kleidung, die Rundung ihrer Lenden und die Tänze ihrer Heimat auf Marktplätzen vorzuführen, beschauen, bezahlen und belachen zu lassen! Da waren Mekkapilger und Leute aus Aegypten. Und welche Freude des Wiedersehens war es mir, als ich einen Mann begrüßen konnte, der aus Uled-Djellal, einer Oase in Südalgerien, stammte, und dessen Bekanntschaft ich just im Jahre vorher in seiner Heimatstadt gemacht hatte. Wie staunten wir beide!

Ach ja, Nordafrika ist gar nicht so groß und undurchdringlich, und heute noch wogt der Strom zwischen Byzanz und Atlantis hin und her, wenn auch die Küstenüberfüllung ihn abgedämmt hat.

Sicherlich! Mokwa war ein guter Griff, und nicht ohne Erfolg bot mein Spinnenwinkel in der Katamba so gute Gelegenheit zur Ausschau. Auch war alles gut vorbereitet. Draußen standen meine Trabanten und hörten auf Pfiff und Ruf. Mancher Fremdling ward festgehalten durch freundliche Ansprache oder im schnellen Lichtbildergriff. Vor allem aber hatten wir unsere systematisch funktionierenden Laboratorien.

Im Zickzackgange führte der Weg aus meinem eigenen Gehöftsteil erst zu dem Lagerplatze der tapferen Streiter der Wissenschaft, Arriens und Martius, dann in die Abteilung der unter Bidas Aufsicht stehenden Dolmetscher. Und wenn sich dann ein Individuum fand, das mehr des Interessanten und Wissenswerten bot, als ich selbst in der Eile oder mit meiner Technik packen konnte, dann ward er den Bleistiftstrichen und dem Pinsel des Malers Carl Arriens anvertraut. Manch typischer Geselle ist hier in Farbe und Form so gut gefesselt worden, wie eilende Skizzenkraft es überhaupt vermochte.

Ja, wir lebten an einem Meilensteine an der uralten Straße, und unser ganzes Leben und Treiben ward danach bemessen.

Morgens um 5 Uhr schrien die Marktweiber ihre Aufforderung, noch von der herrlichen Kornsuppe zu nehmen, ehe sie, die Wanderer, die Straße weiterzögen; und ihre, der Frauen Kornsuppe, sei die beste. Dieser Ruf, den ich in gleichem Tone und Rhythmus auch in anderen Städten des Nupereiches hörte, war dem Klange und der Sprachweise nach genau der gleiche, wie die Ausbietungsrufe der Frauen in italienischen Landen. In Frankreich und Belgien klingen die Schreie gepreßter und gequält. — Wenn diese Rufe über den Marktplatz hallten, sprang ich vom Bett. Häufig bin ich hinausgetreten und habe mir das Bild angesehen, das sich draußen bot: Vor unserem Gehöfte lag ein mächtiger, umgestürzter Baumstamm,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dessen gewaltige Zweige am Boden hierhin und dorthin starrten. Die Rinde des Stammes war längst abgerissen, die Oberfläche blank und schwarz — wie lange lag er schon da! Wieviele vom Songo heraufgekommene Wanderer haben hier im Morgengrauen noch einmal die Last abgesetzt, um noch einen Schoppen von dem guten, berühmten Essen (Mehlschleim) der Mokwafrauen zu nehmen, ehe sie von dannen zogen. Diese blanke, schwarze Farbe des Ruhebaumes ehrt die Frauen von Mokwa, denn wenn ihr Mehlsüpplein nicht so gut wäre, würde man diese Farbe hier nicht sehen.

Von 6 Uhr bis 11 Uhr sind wir unseren Arbeiten überlassen. Dann zieht Martius mit seinen Trabanten hinaus, um Gehöfte und Häuser, Ställe, Scheunen, Kornschuppen und Moscheen aufzunehmen; dann sitzt der Maler Arriens ungestört vor seiner Staffelei, dann versammle ich meine Alten, verteile Kola (Gurunüsse) unter sie, und dann sprechen wir von dem Strömen der Menschen über die großen Straßen, und von dem ungestörten Leben der Mokwabürger, die der Fremde nur auf den Straßen, auf dem Markte, auf dem Songo sieht, nie aber in seinem Hause.

Gegen Mittag schwillt das Marktleben an. Nun kommen die mächtigen Herden des gewaltig behörnten Rindes; Reiter auf abgetriebenen Pferden reiten um sie herum und leiten die Herden um die Marktfläche. Ihnen folgen hochbeinige Schafe und Ziegen, von Frauen bewacht, die wohlgeordnete Lasten auf dem Kopfe tragen. Dann erklingen die eisernen Glocken der eselreitenden Busu; dann klingen die Kalebassenklappern der Ringiweiber. Und manch fahrender Spielmann mit Laute und Flöte versucht schnell einmal sein Glück an unserer „Schloßpforte", hoffend, daß die „hohen Herrschaften" etwa einen Obulus stiften würden. Ich habe wissentlich keinen enttäuscht abziehen lassen. Denn diese lebendigen Zeitungen haben mir manche Neuigkeit zukommen lassen, die wichtiger ist, als der ganze Text irgendeines europäischen Lokalblättchens.

Auf den Songos wird es lebendig. Von mehreren Seiten treiben die Landfahrer zusammen. Aus Säcken und Strohbündeln werden wunderliche, kleine Höhlen gebaut, deren Rückgrat Eselsättel und Tragstangen sind; die Herden werden zur Tränke, dann auf eine Weide getrieben, die Pferde angepflöckt; Feuer werden angezündet. Frauen und Männer schlendern dann zurück, zum Markte hinauf, und schwelgen im Anblick der Speisen, die die rotgeschminkten Mokwaweiber feilhalten; sie feilschen viel und kaufen sich einiges. Aber in die Gehöfte und Häuser der alten Mokwaleute kommen sie nicht und nie; es sei denn, daß unter den Wanderern ein besonders weiser

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und gebildeter Mann ist; der geht dann zu dem großen Mallem von Mokwa, der weit und breit bekannt ist als ein Gelehrter, dem man gerne seine Reverenz erweist und irgendeinen Gruß oder eine Neuigkeit übermittelt — oder von dessen Schülern man sich einen Brief schreiben läßt; viele Groschen rinnen auch hier in die Tasche altertümlicher Kirchengelehrsamkeit.

Ueber alles fesselnd sind aber die Bilder, die das Karawanenleben uns in der letzten Abend- und in der ersten Nachtstunde bietet. Allerorts flackern nun die Lager- und Kochfeuer zwischen den Hütten auf; manche Rebekka brauner, gelber und rötlicher Hautfarbe bringt aus der Quellenschlucht das Wasser herauf; von allen Leuten werden die Herden zusammengetrieben, schwelende Feuer zwischen ihnen entzündet, so daß die gekoppelten Rinder durch den emporzüngelnden Rauch von der greulichen Plage der kleinen Stechfliege möglichst frei gehalten werden; Männer und Weiber liegen umher; Esel und Rinder brüllen; Rauch und Oelgeruch steigt zum sternenübersäten Winterhimmel empor. Oben eine flächenklare, herrliche Kuppel; unten ein phantastisches Silhouetten- und Schattengewirr.

Wie manchesmal habe ich mich dem Anblick dieser Bilder hingegeben. Es war immer in der gleichen Reihenfolge der Erscheinungen. Wenn um 4 Uhr in meinem Kopfe das Gehörte allzumächtig aufgespeichert war, dann nahm ich Büchse oder Flinte auf die Schulter und zog mit den Kameraden hinab in den Wald der Bachschlucht. Wilde Tauben, ein Affe, Perlhühner und manch anderer Geselle und Waldgenosse verfiel dann dem Kochtopfe (jawohl, Affe auch!). Wir stiegen in diesem Urwalde gern durch Sümpfe und Lianengewirr. Ein herrlicher Wald-, Wasser- und Moosduft schwängerte diese Luft. Es war jedesmal ein erquickendes Naturbad. Hernach gingen wir die Schlucht hinauf und kreuzten den Songo, und das war eben die Zeit, in der mir dieses Hin- und Herströmen der Menschen, diese Lebensform am wunderbarsten erschien, hier unter dieser flächenklaren, herrlichen Sternenkuppel, dieses phantastische Silhouetten- und Schattengewirr zwischen den Lagerfeuern.

Wenn wir uns davon losgerissen hatten, heimgekehrt waren und ein eiliges Abendessen genossen hatten, setzte ein jeder sich noch für eine oder zwei Stunden an seinen Arbeitstisch. Dann brachten mir meine Dolmetscher noch den einen oder den anderen auf der Karawanenstraße aufgelesenen Fremdling, oder aber einige der alteingesessenen Nupe, die etwas Wesentliches über alte Sitten und Zeiten oder alte Märchen erzählen konnten. Und in einer solchen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Stunde erzählte mir mein alter Freund aus Bokani, der alte, aber nicht gerade sehr kluge Mann, ein gebrechlicher Greis, der herübergekommen war, um an einer Totenfeier der Lilifamilie teilzunehmen, die Legende von dem alten, uralten Königreiche, dem als ferne Provinz auch dieses Land angehörte, erzählte von dem fernen Wasser, den Steinhäusern, den Bronzedächern, von dem Untergange des Nachkommens Issas, der von den Mekkafahrern so sehr gehaßt ward, erzählte von der alten Pilgerfahrt zur roten Steinstadt, dem Hin- und Herströmen.

Woher hatte er das Märchen? Sollte dieser schöne Fund nicht auf der Straße herabgekommen sein, auf der seit uralter Zeit die schwarzen Busu, die grüngeschmückten Ningiweiber, die Kaufleute aus Kano, die Herren und Gelehrten aus Tarabulus gewandert sind? Sollte er nicht auf diesem Straßennetze, das in Mokwa verknotet ist, nach Süden gelangt sein? Anfangs meinte ich es und legte dem Sang nicht allzuviel Wert bei.

Dann aber ward ich stutzig, als der Issa in der Edegilegende wiederkehrte, als allenthalben auf altem und neuem Geräte mir das Kreuz Issas, Jesu Christi Kreuz, das byzantinische Kreuz entgegenblickte: auf den Booten der Nigerfähren, auf den Kalebassen, den Deckeln, Sätteln; vor allem als ich meinen Nupefreund näher kennen lernte und nun aus der versteckten Truhe allerhand wunderlicher Tand herauskam, alte Buchdeckel, getriebenes Bronzegerät, geschliffene Perlen; reich, sah ich da, war dies Volk, reich an Erbschaft. Und doch hatten sie das nicht von der Landstraße, nicht von den modischen Karawanen aus Tarabulus, Adrar, Air und Haussa; nein, all das ruht hier im Lande als altes Erbgut aus einer wahrhaftig und wirklich dagewesenen Zeit. Und nicht nur als tote Erbschaft haben sie das; wir werden sehen, sie haben es auch als alte Kunst, dieses aber nicht in Mokwa, nicht im stillen Winkel an der Landstaße.

Anfangs sah ich natürlich nur die Landstraße, den Karawanenweg, wie alle Pilger dieser Gegend; denn die Nupe verschlossen mir wie jedem Fremden ihr Haus. Erst später sah ich die Schätze des inneren Wesens. Beides hat sich im Laufe der Zeit streng geschieden, die innere Erbschaft und der Karawanenweg, weil auf dem Karawanenwege nach der Zerstörung des großen Königreiches nur noch die Feinde Issas, die Mekkakinder einherzogen, während die Nupe in ihrem Sinne nie von Issa ganz abgefallen waren und allzu innig mit der Erbschaft aus dem alten Reiche des großen Königs verwachsen waren.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Sie schlossen ihre Türe, wenn auf der Landstraße ein Sohn aus Mekka vorüberkam; sie versteckten das Alte, das Wertvolle, im Hinterhause. So ist es gekommen, daß die Karawanenstraße wohl weiterbestand, ohne aber einen weiteren Zusammenhang mit dem Geräte in den daneben lagernden Kammern der alten Rupekultur zu behalten.

Oh, wie ich diese Söhne Mekkas hasse, die auf dem Wege von Byzanz nach Atlantis so vieles zerrissen, zersetzt, verdrängt, verschüttet und vernichtet haben! — —

■ ■

Zweikampfspiel auf dem Markte in Mokwa. Rechts und links die zwei Sekundanten.
(Gezeichnet von Carl Arriens.)

Drittes Kapitel.

Die nupischen Fulbe; olympische Spiele und religiöse Festtage in Mokwa.

Wie der Fulbefürst anlangte und begrüßt ward. — Wie die Nupealten froh darüber wurden, daß die alten Ringkampfspiele und Maskenzeremonien neu belebt wurden. — Wie uns der Abschied schwer ward.

Der Fürst trifft ein!

Still und freundlich kam allmorgendlich der alte Lili mit Daima und anderen Notabeln zu mir, sich nach unserem Befinden zu erkundigen, meine Wünsche zu hören und ein wenig zu plaudern. Dann warfen sich die Alten nach Landessitte zu Boden, berührten die Erde mit der Stirn, murmelten vielerlei Grüße und knicksten bei jeder Gelegenheit. Man ist in diesen Ländern von altersher sehr zeremoniell und gibt viel auf die gute Form. Während der ersten 14 Tage waren wir mit dem alten Lili Alleinherrscher in Mokwa, und es war, abgesehen vom Karawanenverkehr, eine sehr stille, überaus ruhige Periode. Es war sehr gut, daß wir so allein leben konnten, denn so konnten wir die Schüchternheit und Verängstigung der Nupe leicht überwinden, was nicht angängig gewesen wäre, wenn alle Honoratioren am Orte gewesen wären. Denn der alte Lili war eigentlich gar nicht mehr Oberherr der Ortschaft.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Eines schönen Morgens, so etwa um 11 Uhr, schallt schon aus einiger Entfernung Getrommel und wunderliches Gerufe. Es kommt eine Menge Menschen mit großem Gepäck an, das gar nicht nach dem Handelsgut wandernder Kaufleute und nach der Karawanenstraße aussieht. Dann räumen die Weiber einen Teil des Marktes, was nie geschieht, wenn eine Karawane kommt, und dann sprengen Boten hin und her.

Der Benno! Der große Fulbefürst, der Provinzherr, das Stadthaupt Mokwas ist im Anzuge! Alles ist in Aufregung. Ein Botenpaar erscheint auch bei mir, läßt sich sachgemäß einführen und meldet den baldigen Besuch an.

Mokwa! Stiller, kleiner Provinzwinkel, wie läßt du deine Ruhe! Wohin ist dein Friede! Mokwa und sein Volk schrickt nicht etwa zusammen wie der Hühnerhof, wenn die Weihe plötzlich darüber hinschießt. O nein! Es ist kein Erschrecken! Es ist vielmehr wie ein Aufleben, eine Protzerei, ein emsiges Sichputzen und Auszupfen und Festkleiden. Es ist bei allen dasselbe, bei dem alten Stadtfürsten, dem gebrochenen Lili, bei den Sproßen der alten Fürstenfamilie, die hier im Exil leben, bei den wohlhabenden Bauern und denen, die nur vom Ruhme alter Familienzugehörigkeit und nicht von eigenem Besitz oder Erwerb leben. Es ist höchst sonderbar! Diese Fulbe haben die Macht der alten Fürstenfamilie überall im Lande gebrochen; sie haben alle Leute zum Bruderkriege aufgereizt; sie haben dem Lili und den Seinen vieles zerstört und alles, alles geraubt, was sie besaßen; alle diese Menschen leben nur noch von dem, was ihnen diese Staats- und Land- und Menschenräuber aus Laune, aus Zufall oder Unverstand überließen, und doch: sie alle legen in dem Augenblicke, da der Vertreter dieser Rasse ins Stadttor einziehen will, mit einer gewissen Freude, mit einem ausgesprochenen Stolze, freudig bewegt ihr Staatskleid an, begrüßen ihn herzlich und gehen ihm ohne jeden Groll entgegen. Es ist, als wollten sie sagen: „Sieh, so ein stolzer Mann ist der Vertreter des Volkes, das uns alles zerstört hat, das uns alles raubte! Schau, ist es nicht ein Vergnügen, einem solchen Herrn alles zu opfern? Kann ich nicht stolz darauf sein, daß ein so ausgezeichnetes Volk meinen Angehörigen alles raubte?"

Es ist nicht zu glauben! Aber so denken diese Negervölker, diese Sklavenrassen, diese ewig produktiven Opfertiere der Menschheitsgeschichte. Es ist widerlich und peinlich, diesen Mangel an Stolz und Selbstbewußtsein, dieses Unterwürfige und Kriechende immer wieder erleben zu müssen. Und an diesem Tage in Mokwa, da

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wurde mir der alte Lili und alle seine Alten überaus peinlich! — Noch gestern hatten sie erzählt, wie die Fulbe sie aufgesucht, vernichtet, mit unendlicher Grausamkeit auf den Marktplätzen geopfert, ihre Väter und Brüder als Sklaven weggetrieben hätten — und heute kommt ein Mitglied dieser Räuber- und Mörderfamilie, ein Mann, an dessen Fingern heute noch das Blut unendlich vieler Greueltaten klebt, und — sie fühlen sich durch sein Nahen geehrt. So die verniggerten Nupe! Ich mag sie vielleicht sonst gut leiden, aber diese elenden Charakterzüge der verniggernden Rassen muß ich immer wieder schildern, damit man sie richtig einschätzen lerne.

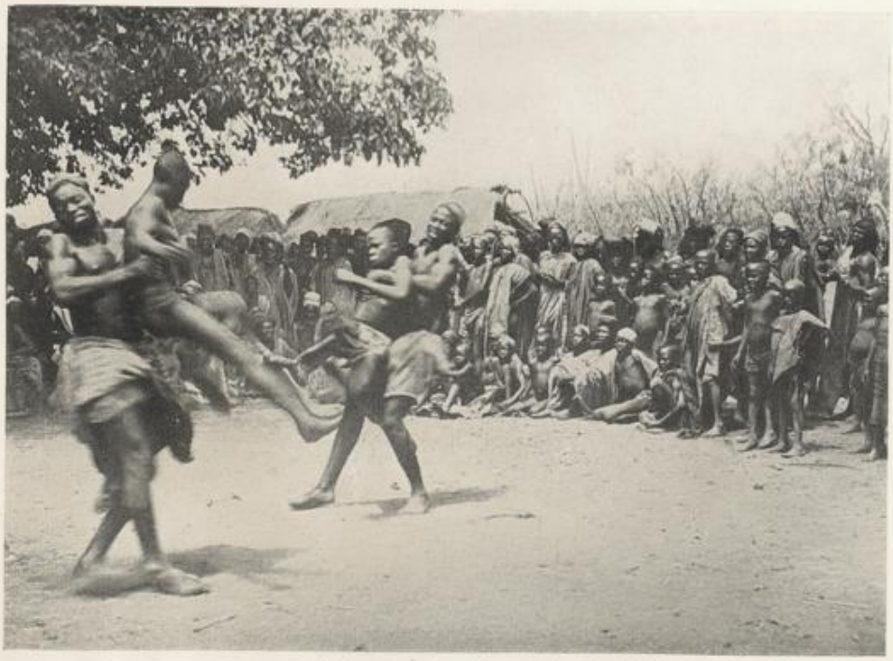
Nun aber der andere! Wir brauchen nicht allzulange auf ihn zu warten. Die Leute mit den großen Trommeln kommen näher und näher. Eine gedrängte Gruppe von Reitern sprengt heran, hält auf dem Marktplatze vor der Katamba. Man springt vom Pferde. Eine hohe, schlanke Gestalt wird aus dem Sattel gehoben, kommt mit den anderen auf meine Halle zu. Sie treten ein.

Nun haben die Leute ihre Verbeugung gemacht. Der Benno läßt mir vortragen: „Er sei in Bida in seinem Viertel bei dem Emir gewesen; er habe gehört, daß ich nach Mokwa gekommen sei; Mokwa sei die Hauptstadt seiner Provinz; er habe sich auf den Weg gemacht, mich in seiner Stadt Mokwa zu begrüßen, denn da sei niemand, der für mich sorgen könne (welche Mißachtung des Lili!). Er sei stolz darauf, mir nun seine Dienste widmen zu können; ich möchte nur immer sagen, was ich benötige; der Emir von Bida lasse mich grüßen; er erwarte mich; aber er (der Benno) wünsche nicht, daß ich eher dorthin ginge, als bis er (der Benno) Gelegenheit gehabt hätte, zu zeigen, wie er uns verehre."

Als er so sprach, gemessen, wie es sich für einen Prinzen schickt, respektvoll, würdig und mit reichem Mienenspiel, hatte ich Gelegenheit, ihn zu beobachten und mit den Bildern von Fulben zu vergleichen, die ich im fernen Westen so gut kennen gelernt habe. Der Benno konnte mir schon gefallen und hielt dem Vergleich mit anderen Raubfürsten seiner Rasse durchaus stand. Er war ein hochgewachsener, schlankgliedriger Herr mit grauem Barte und sehr vornehmem Antlitz. Geschmückt, wie er hier saß, mit dem mächtigen weißen Turban und dem herabhängenden Litham von feinem Stoff, mochte man sein Alter unterschätzen. Ich habe ihn aber dann, als es einmal bei mir im Lager brannte (sein eigener Polizist hatte aus Unvorsichtigkeit das Feuer entzündet), im Negligé bei uns hereinstürzen sehen, und da sah man, daß er schon recht, recht alt war. Aber seine schönen Zähne, sein herzliches Lachen, seine munteren, zuversichtlichen Augen,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ringkämpfer in Mokwa.
(Photographiert von Leo Frobenius.)



Die beiden Sekundanten reißen die verklammerten Paukanten auseinander.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sein zeremonielles, aber nie unterwürfiges Wesen verliehen ihm durchaus etwas Fürstliches, machten ihn sympathisch, ließen ihn schon darin als etwas Höherstehenden den umgebenden Negermassen gegenüber erscheinen.

Von nun an änderte sich das Bild des Lebens in Mokwa mit einem Schlage. Gleich nach seiner Ankunft übersandte der Benno uns einige Enten, einen Truthahn und frische Zitronen. Er ließ dabei sagen, daß er bedauere, hier nicht seine Farmländer zu haben, sonst würde er Besseres senden. — Unsere Leute aber bekamen große Humpen voll vorzüglichen Kornbreies mit Hühnersauce. Allmorgendlich kam nun entweder er selbst oder ein Abgesandter, und kein Tag verging, ohne daß nicht Eier, Hühner, Tauben, Zitronen, Wildbret, Perlhühner oder Enten u. dergl. von seinem Gehöft aus uns überbracht worden wären. Und als in Bida die Mangobäume die ersten Früchte trugen, war er höflich genug, mit uns die erste Probesendung zu teilen. Ich habe den Benno bei meiner Abreise reich beschenken müssen, um allein nur den Wert seiner Gaben wett zu machen.

Damit trat natürlich die Macht des guten Lili noch mehr in den Hintergrund. Er war jetzt nicht viel mehr als ein gemütlicher Wohnungsbesitzer, der allmorgendlich seinen Chambregarnisten im Schlafrock, Filzpantoffeln und Käppi seinen „Guten Morgen" wünscht. Ach, der liebe, alte Herr! Er war im Innern sehr froh, daß er das Repräsentieren endlich los war. Er meinte auch selbst sehr behaglich: „Wenn du nun Wünsche hast, dann sage es nur immer dem Benno; der kann alles viel besser machen, dem gehorchen die Leute, mir nicht!"

In einem Punkte änderte sich aber das Tagesleben des alten Lili ganz beträchtlich. Ueber seinem, und somit auch meinem Gehöft lag eine „Masalatschi", eine kleine Moschee, oder wenigstens das neuerrichtete Mauerwerk einer solchen. Sowie der Benno kam, verrichtete der gute Lili alltäglich seine Gebete in genau vorgeschriebener Form in ihr. Erstaunt fragte ich ihn also eines Tages, als unsere Unterhaltung über die Vergangenheit und Sonderheit des Nupevolkes in üblicher Zusammenkunft der Alten stattfand und mit einem Plauderstündchen abschloß: „Aber Lili, jetzt merke ich ja erst, daß du ein Mohammedaner bist!" Der Alte entrüstet: „Was, ich ein Mohammedaner? Ich ein Mohammedaner?" Ich: „Natürlich, du verrichtest ja jetzt regelmäßig den Salaam!" Er: „Deswegen bin ich kein Mohammedaner! Das ist nur wegen dieses Benno! Der sieht das gerne! Außerdem ist das gerade so gut ein Kuti (das „Kuti" der Nupe entspricht dem „Orischa" der Joruben) wie alle anderen!

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Aber nein! Ein Mohammedaner? Nein. Keiner von denen, die mit mir in der Masalatschi den Salaam machen, ist Alfa (Jorubawort für Islamit!). Keiner!" Der alte Herr war ganz böse darüber, daß ich ihn als Alfa ansehen könne. Das war für ihn ein Kuti, eine heilige Sache, wie seine heidnischen alten Maskentänze, wie seine Fellbeutel und Amulette und wie das — christliche Kreuz!

Ja, und dann war dieser Masalatschi-Kuti dem Benno und seinen Leuten angenehm! Das war sehr wichtig. Man fürchtete den Benno und seine Leute, die Fulbe, über alles. In dem Punkte erlebte ich noch eine reizende, kleine Szene, kurz vor unserer Abreise im März. Am Abend vor unserem Aufbruche versammelte ich noch einmal erst die Fulbe mit dem Benno, dann die Nupe mit dem Lili. Jeder erhielt seine Geschenke. Jeder hielt eine schöne Abschiedsrede. Die des Benno will ich anderen Ortes wiedergeben, einige Worte von dem, was der Lili sagte, mögen hier Platz finden: „er sei mir dankbar; seine Leute seien mir dankbar; wir hätten nur Gutes getan; wir hätten ihnen erlaubt, mit den alten Masken zu tanzen, und die anderen Weißen hätten sie ihnen verboten, hätten sie ihnen verbrannt (Missionare)! Wir hätten auch durch unsere Anwesenheit sie geschützt vor dem Benno. Die jungen Leute hätten auf ihren eigenen Feldern arbeiten können; sie hätten nicht wie in anderen Jahren um diese Zeit ausschließlich die Felder des Benno zu bestellen brauchen. Vor allen Dingen hätten sie aber, sie, die alten Leute von Mokwa, ohne Rücksicht auf den Benno, in alter Weise ihr Sorghum-Kornbier trinken dürfen. Kein Polizist (Dogari) des Benno hätte es gewagt, ihnen die Biertöpfe zu zerschlagen. Und er, der Lili, habe einige Male sehr viel trinken können. (In der Tat war er manchmal am Abend recht bierselig gewesen!) Das danke man uns! Wir seien sehr gute Menschen!"

Man sieht in diesem Bekenntnis einer dankbaren Seele eine unendliche Tiefe der Primitivität sich offenbaren. Es ist ursprüngliches Bauerntum, das in einem Zuge Zwangsarbeit und Biergenuß nennt. Es ist eines der offensten Bekenntnisse, die mir überhaupt je ein Neger gemacht hat. — Aber in dem einen Punkte soll uns diese Rede im Zusammenhange des Ganzen die Stellung der Fulbeherrscher und der unterworfenen Nupe beleuchten. Hier spricht die Tyrannis, der schwere Druck, den der eine ausübt, die Gleichgültigkeit, mit der der andere folgt und sogar bei der Begrüßung des Zwingherrn noch stolz den Satz auf der Stirne trägt: „Seht, welch einen mächtigen Herrn ich habe! Seht, wie stark er in dem Augenblicke ist, wo er mich vergewaltigt!"

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Diese Fulbe sind Zwingherren. Aber es sind auch große Organisatoren. Ich habe schon früher einmal (gelegentlich der Schilderung meiner Reise in Massina und andernorts) erzählt, wie gerade diese Spezies der Fulberasse (die, mit denen ich damals zusammenkam, waren vom gleichen Zweige) glänzend zu dirigieren und zu organisieren versteht, wie die Leute selbst schnell, bedingungslos, freigebig, großzügig verteilen, organisieren, schenken. Wenn der Wildling um das Ei noch schachert, hat der Fulbe das Huhn schon geschenkt. Wenn der eine in Familienzwist sich zerstückelt, dehnt der andere seine Macht im Raumzusammenschluß wie ein Netz über weite Flächen aus.

Auch vor der Ankunft des Benno herrschte in Mokwa Ordnung das ist nicht wegzuleugnen. Aber sowie er mit seinen Schergen, mit seinem Alkali, seinem Fulbegelehrten, usw. ankam, zuckte ein neuer Pulsschlag durch die Stadt. Der Marktplatz und alle Hauptwege wurden allmorgendlich peinlich sauber gefegt, die Standplätze auf und um den Markt wurden mehr nach Produkten geordnet, während bis dahin alles ziemlich wirr durcheinander saß; der Songo war regelmäßig mit Stroh und Holz versehen u. dgl. mehr. Vor allen Dingen aber wurde alle paar Tage ein Dieb gefaßt, während man bis dahin nur über die vielen Haussadiebe geklagt hatte, ohne je einen packen zu können. Wenn so ein Bürschlein glücklich abgefaßt war, dann hielt der Benno eine Gerichtssitzung ab. Der Alkali schlug sein Gesetzbuch auf, las die betreffenden Abschnitte vor, und dann wurde dem Manne von den Leuten mit den knallroten Turbanen, den Dogaris, eine bestimmte Anzahl von Streichen zuteil. Die Ordnung war tatsächlich ausgezeichnet, und ich habe über diese klare Gerichtsführung und amtliche Strafvollstreckung aufrichtige Freude gehabt. Sicherlich geht die Sache dann und wann einmal allzu kräftig vor sich. Aber im allgemeinen war der regierende Geist ein ganz vorzüglicher. Das erkannten auch die Nupe ohne weiteres an.

Solcher Art gewann ich Einblicke in das heutige Wesen dieser jungen Volksverbindung Nupe-Fulbe.

□ □

Der Ringkampf Eko-Tschetschi.

Der Benno war ein höflicher, überaus zuvorkommender Mann. Er war ein Fürst, und unter all den Fulbeprinzen, die ich nachher kennen lernte, war keiner, der sich mit ihm in fürstlicher Gesinnung messen konnte. Nicht selbst der Emir, der doch unendlich hoch an Macht stand, nicht Nokoji, der der reichste von allen genannt ward, nicht der Saba, nicht einer der Brüder und Söhne des Emirs war

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ein Fürst wie dieser Benno. Alle anderen waren kleine und große Filze, schlimme Kleinigkeitskrämer und Klatschbasen. Benno aber war ein Fürst.

Ich brauchte nur zu erwähnen, ich würde gern einmal spazieren reiten. Schon standen Pferde vor unserem Hause. Ich brauchte nur zu sagen, daß Arriens nach Zitronen schmachtete. Schon war ein Bote nach Bida unterwegs, solche zu holen. Ich erwähnte die Kolanüsse, die Labodji, die auffallenderweise im Nupelande gebaut werden. Vier starke Männer rückten ab; sie brachen große, dicke Zweige mit Schoten, hüllten sie zum Schutze gegen die glühende Wintersonne in Matten und schleppten sie herbei. Ich konnte erwähnen, was ich wollte. Der Benno schaffte es heran. Der Benno war ein Fürst, der seinen Gast auf jede Weise ehren wollte.

Eines Tages sprach ich mit dem alten Lili: „Habt ihr denn gar keine Jugendspiele mehr? Weiß man bei euch nichts mehr von dem eigenartigen Eko-Tschetschi? Habt ihr alles vergessen?" Der Lili schüttelte seinen Kopf: „Als ich ein Bursche war, habe ich im Eko-Tschetschi mitgespielt; ich war ein Starker im Spiel. Ich wurde alt. Es kamen die Fulbe. Sie zerschlugen uns die Trommeln des Eko-Tschetschi. Seitdem wurde es in Mokwa nicht mehr gespielt. Wenn unsere Kinder und Burschen es wollen, so gehen sie nach Bokani. Da habe sie noch die alten Trommeln."

Ich sagte zum Benno: „Ich möchte gern das Eko-Tschetschi sehen. Hier haben sie aber nicht mehr die Trommeln dazu. Die Trommeln sind nur noch in Bokani." Der Benno lachte: „Du hast noch nicht das Eko-Tschetschi gesehen? O, du mußt es sehen. Du wirst lachen! In drei Tagen werden die Trommeln hier sein."

Eko-Tschetschi, fröhlichstes aller Spiele, die ich in Afrika sah! Der Japaner hat sein Jiutschitschu; der Engländer boxt; der Nupe hat sein Eko-Tschetschi, — das gleiche Spiel wie der alte Olympier: das Ringspiel. Dazu gehört aber eine besondere Trommel und ein besonderer Rhythmus. Die dunklen Westafrikaner lieben für jede Bewegung eine besondere Trommelart und besonderen Takt. Daher benötigt das Eko-Tschetschi, das große Ringspiel, die Trommeln aus Bokani. Und die Trommeln aus Bokani kommen. Voller Aufregung kommt nachts der Lili zu mir: „Die Trommeln sind angekommen!"

Der andere Tag dämmert. Von weit her sind aus allen Farmgehöften die Burschen gekommen. Wenn das Eko-Tschetschi winkt, wird die Hacke weggeworfen. Von Bokani sind die besten Sekundanten gekommen. Sogar von Jebba sind Leute zum Eko-Tschetschi

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

eingetroffen. In Rabba hat man viel Bier gebraut, das kommt tagsüber durch die Hintertür in großen Krügen herein und wird abends in kleinen Kalebassen verteilt. Auf dem Songo hat man auch gehört, daß ein umfangreiches Eko-Tschetschi stattfinden wird. Man hat zwei Rinder geschlachtet. Keine Karawane ist abgezogen.

Am Nachmittag brauchen dann die Trommler nicht allzulange zu locken. Sie sitzen auf dem Stamme, der vom Niedersitzen der Karawanenleute schwarz und blank geworden ist. Das Volk rennt zusammen. Die Marktbökerinnen werden in einen Winkel zurückgedrängt. Matten werden ausgebreitet. Ein weiter Kreis dichtgeschlossener Menschenmassen zieht sich zusammen. Unsere Tische und Stühle sind herausgebracht, gegenüber der Kapelle aufgeschlagen, und dann lagern die Honoratioren sich rund herum.

Doch es ist nicht so leicht den Anfang zu machen, wenn so große Herren da sind. — Eine Zeitlang lockten die Trommler umsonst. Ungeduldige Rufe schallten schon durch die Luft. Die beiden Sekundanten vollführten Sprünge gegeneinander, kleine Scheinmanöver, Drohbewegungen, als wolle jetzt schon jeder die Ueberlegenheit seines Paukanten, der noch gar nicht da ist, dartun. Auch das nutzt nichts. Jetzt steht der alte Lili auf, geht über den Platz zur Jugend und redet sie an. Er hat schon ein hübsch Quäntlein Bier getrunken. Seine Stimmung ist gehoben: „Burschen!" sagt er, „macht nicht, daß wir Alten uns euer schämen müssen! Legt die Röcke ab, knüpft das Schurzfell hoch. Zeigt eure Arme. Die Alfaführer mögen gegen meine Jungen kämpfen. Zeigt, daß wir Alten uns euer nicht schämen brauchen. Als wir Alten jung waren, schlugen die Führer mit Stöcken auf uns, wenn wir zu gierig an den Trommeln uns zum Kampfe meldeten und drängten! Zeigt, daß wir Alten uns nicht euer zu schämen brauchen!"

Hollah! Das schlägt ein! Brav! alter Lili! Noch rauscht altes Mannestum durch deine Adern. Und man gewahrt es. Jetzt sehen der Lili und all die Nupealten aus Mokwa, Rabba, Jebba und Bokani nicht mehr die Unterdrücker der Jetztzeit, die Fulbe! Es ist ihr Eko-Tschetschi! Es ist ihr Nationalspiel, dem sie sich offen und freudig hingeben dürfen. Voran also ihr Burschen!

Eingeschlagen! Ein Bursch hat das modische Zierkleid abgeworfen. Er knüpft den Schurz nach hinten fest. Er tritt an die Trommel. Er beugt sich vor. Mit dem Berühren der Trommel stellt er sich als Ringer auf den Plan, er wirft sich zurück, bewegt sich wieder vor, und berührt die Trommel; dreimal. Dann tanzt er drohend, die Faust erhoben, um den Platz herum. Einige Freunde und Ge-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nossen jubeln ihm zu. Das Beispiel zündet. Ein zweiter entäußert sich der weiten Tobe. Auch er begrüßt die Trommel. Auch er umrennt den Kreis.

Inzwischen ordnen die beiden Sekundanten die Angelegenheit. Das Eko-Tschetschi ist kein wildes, gesetzloses Gespringe oder Geprügel. O nein! Es ist ein gesetzlich klar durchgebildetes Spiel. Wehe dem, der seine Gesetze überschreitet. Ihm wird arg mitgespielt, und dann wird er aus dem Kreis der Teilnehmer für immer ausgeschieden. Es sind zwei Linien gezogen, die laufen parallel und sind einen langen Sprung weit voneinander entfernt. Es ist wie bei einer nordischen Mensur. Und auch beim Eko-Tschetschi setzt jeder Paukant den linken Fuß an die Linie; er steht dahinter, er darf sie nicht überschreiten. Zu der Linken eines jeden Paukanten steht sein Sekundant. Die Sekundanten geben das Zeichen zum Ringen. Sie springen gegeneinander vor, in der Diagonale zwischen den beiden Linien, treffen sich in der Mitte, halten die Faust vorgestreckt gegeneinander; dann springen sie wieder zurück.

Und nun los!

Doch — man vergesse nicht — wir sind weder in einem nordischen Paukſaal, noch in Olympia auf den heiligen Spielplätzen. Wir befinden uns in Afrika, dem Lande der Zauberer. Hier heißt es nicht: „Los!“ Hier heißt es: „reizen, reizen, reizen!“ So springen und manövrieren die beiden Herren Kämpfer denn auch hin und her, schneiden Grimassen, die ganz unolympisch sind und vollführen Tänze; sie suchen das Publikum, den Gegner und die Sekundanten zum Lachen zu bringen — gar nicht sehr heldenmäßig; sie verhöhnen einander durch Gesten — das ist schon echter. Sie springen, sie hopsen und dann — schwapp! unversehens sitzt der eine dem anderen am Halse. Klatschend fallen einige Schläge. Oder sie heben einander im Ringgriff empor, oder aber der eine gibt dem anderen mit unglaublicher Geschicklichkeit eine Maulschelle mit der Fußsohle. Mit einem Male sind sie nun beide Gummimenschen, ganz Elastizität, gleichgültige Draufgänger.

Die Trommeln wirbeln schneller; das Publikum jauchzt; die Sekundanten hüpfen vor Freude, bis die Schläge zu hart, die Ringgriffe zu scharf, die Fußmaulschellen unkommentmäßig werden und nun — ja nun kommt die komischste Szene des Ganzen: Die Sekundanten springen jeder hinter seinen Paukanten, umschlingen seinen Leib, reißen die ineinander Verbissenen auseinander und tragen jeder seinen krebsartig strampelnden und widerstrebenden Schützling

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wieder auf seinen Platz. Und dann wird jeder der Paukanten von seinen Freunden umringt, mit Fäusteschwingen beglückwünscht und umjubelt. Nachher beginnt es von vorn, bis einer zu Boden geworfen ist oder freiwillig vom Kampfplatze abtritt. Dann jubelt alle Welt noch lauter und toller.

Das Spiel ist im Gange. Nun drängen sich die Kämpfer heran, bald ganz kleine Buben, bald erwachsene Männer; nur für die eigentlichen Hausherren schickt es sich nicht. Die Zeit schreitet fort. Der Mond kommt heute nicht. Da werden denn große Strohfeuer angezündet, und da es kühl wird, auch für innere Heizung gesorgt. — Der Biertopf kreist. Die Trommeln rasseln. Die Gestalten der Ringenden werfen im Strohfeuer lange Schatten über den Platz.

□ □

Dako-Boea, der alte Maskentanz.

Eines Tages sprach ich mit dem alten Lili: „Du erzähltest mir von den alten Zeiten, in denen der große Geist, der große Vater Dako-Boea, zwischen euch wandelte. Du sagtest mir, hier in Mokwa hättet ihr ihn noch gesehen und gefeiert; hier hätte er noch über die Schlechten gerichtet, hätte die Kinder erzogen, hätte die Guten belohnt. Kann ich denn den Dako-Boea nicht auch einmal sehen? Wollt ihr, die ihr meine Freunde seid, mir diesen Wunsch nicht erfüllen?“ Und der alte Lili und die anderen Alten saßen vor mir in meiner Katamba. Und der Alte schüttelte den wackligen Kopf und sagte: „Wir haben den Dako-Boea hier gehabt; aber die weißen Leute kamen; sie sprachen von Issa und dann nahmen sie unseren Dako-Boea und verbrannten ihn. Seitdem wagen wir nicht mehr mit unserem großen Vater zu sprechen. — Der Guschi hat ihn, — der wohnt aber weit fort. Der alte Guschi ist tot. Der junge Guschi würde ihn schon zeigen. Aber er ist weit fort. — O, ich möchte ihn selbst wiedersehen, den Vater Boea; aber ich darf nicht. Wenn der junge Guschi ihn zeigen würde?!“

Ich sagte zum Benno: „Ich möchte gerne den Dako-Boea sehen. Du weißt, in dieser Stadt haben die englischen Missionare ihn verbrannt. Aber drüben hat ihn der Guschi noch. Könntest du senden, ihn holen zu lassen?“ Der Benno sagte: „Der Guschi wohnt an der Grenze der Provinz. Ich will senden. Aber es wird lange dauern. Du sollst ihn sehen, aber verzeihe es mir, wenn ich ihn nicht schneller herrufen kann. Er ist weit fort und den Dako-Boea muß der Guschi erst vorbereiten.“

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Boten gehen. Der Lili kommt zu mir. Er dankt mir. Er sagt: „Nun werde ich noch einmal den Dako-Boea zu sehen bekommen. Mein Bruder starb neulich und hat ihn nicht mehr gesehen. Wir danken dir. Alle Leute werden zusammenkommen, den Dako-Boea zu sehen." — Es ist rührend zu sehen, wie diese Alten an einer alten Sache hängen. Sie rüsten alles wie zu einem ganz großen Feste.

Es war, als wolle Mokwa mit einem Male wieder das Kleid seiner Blüte annehmen. Von allen Seiten kamen Menschen, in alle Gehöfte traten Freunde und Verwandte ein. Jede Stadt, die das Heiligtum nicht mehr besaß und nicht mehr wagte, es wieder einzusetzen, sandte ihren überlebenden Priester des Dako-Boea. Von allen Seiten kamen die, die in ihrer Jugend noch von Dako-Boea erzogen waren. Sie alle wollten den „heiligen Vater" noch einmal sehen. Sie alle wollten sich vergewissern, ob es wahr sei, daß der „weiße Mann" die alten Sitten wieder beleben wollte, die die roten und weißen Männer, Fulbe und Missionare, zerstört und verboten hatten.

Als ich den Eko-Tschetschi das erstemal wieder steigen ließ, liefen Hunderte nach Mokwa. Als aber der Dako-Boea tanzte, ich meine, das müssen Tausende gewesen sein, die da zusammenkamen, Männer, Weiber und Kinder. Die Schlächter schlachteten Ochsen, Schafe und Ziegen; in allen Farmdörfern ward Bier gebraut. Sie brachten Bier aus Rabba, Kutigi und Tatabu, den Orten, die noch genug Korn hatten. Ich hatte mir die Besuche verbeten, weil ich immer voll beschäftigt, dazu auch krank war. Aber beim Benno zogen die Besuche in Scharen aus und ein. Der gute Fürst machte eine fröhliche Miene, denn jeder brachte ihm eine kleine Sache, um ihn freundlich zu stimmen. Er schmunzelte, wenn er in diesen Tagen zu mir kam, und sagte mir unumwunden, er habe den Vorteil davon, wenn ich die alten Sachen wieder einrichte. Dazu schenkte er mir zwei Truthähne und ein sehr schönes, altes, mit Seide gesticktes Kleid.

Der Tag, der große Tag kam. In der vorhergehenden Nacht waren die Leute angelangt. Die Aufregung war groß. Ueberall hörte man das Tönen der Trommeln und eisernen Glocken. Den ersten Festakt hatte ich für 10 Uhr, den zweiten für 3 Uhr, die beste Zeit zum Photographieren, festgesetzt. Wir mußten von 10 bis 11 Uhr warten, bis der „heilige Vater" angekleidet war. Am Vormittage ging es nicht ordentlich her. Erst am Nachmittag waren die wild zusammengeströmten, untereinander noch ganz unbekannten Leute

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dako Boea tanzt auf dem Marktplatz in Mokwa.

(Photographiert von Leo Frobenius.)

UB | Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

geordnet und organisiert. Da hatte das Massenbild erst einen feierlichen Charakter angenommen.

Um nun das verständlich zu machen, was sich hier in Mokwa an jenem Tage abspielte, muß ich auf die innere Seite, auf die Bedeutung der Zeremonie eingehen. — Alle diese religiösen Zeremonien der Westafrikaner sind nicht bedeutungsvoll durch ihr doch immer mehr oder weniger rohes, bizarres, phantastisches und plumpprimitives Aeußere; sie sind ausgezeichnet durch alte Ueberlieferungen und die Welt innerer Ideen und Empfindungen, der sie ihre Erhaltung verdanken. Im Dako-Boea manifestiert sich für die Nupe immer eine Idee der Verehrung und Erinnerung. Als Edegi, der Gründer des jungen Reiches, vor etwa 475 Jahren ins Land kam, stand der Dako-Boea, eine mehrere Meter hohe Maske, auf seinem Boote. Als Guschi, der Urguschi, einer der ältesten Fürsten des Landes, starb, verschwand seine Leiche, und statt ihrer erhob sich die mehrere Meter hohe Maske. — Oder aber die sozialen Begriffe der Mannwerdung, das Herausschälen des Mannes aus dem neutralen Kindheitskleide: Wenn der Bursch nur noch wenige Jahre von der Geschlechtsreife entfernt ist, dann packt ihn eines Tages der Dako-Boea, verschlingt ihn, läuft mit ihm im Leibe Monate oder Jahre lang im Walde herum, und gebiert ihn dann wieder. Dann kehrt der Bursch als angesehener Bürger heim. — Oder die Ausrüstung höchster Nationalgesetzgebung, der Schutz des Stammes: Irgendein böser Mensch macht sich durch magische Machinationen unangenehm bemerkbar. (Siehe weiter unten unter Subachen.) Kein Mensch wagt solchem fürchterlichen Unholde, der vampyrartig nachts umhergeht, auf den Leib zu rücken. Der Dako-Boea kommt. Für ihn ist alles Nachtgesindel trotz allen magischen Kräften schwächlich. Er naht, und fürchterlich ist sein Gericht.

So steht eine jede derartige Nationalgottheit wie der Dako-Boea an der Spitze einer sozial-religiösen Einrichtung. Sie schützt allein schon durch ihr Vorhandensein vor Uebergriffen und gewährt allein durch ihr Dasein Ruhe und Sicherheit. — Diese Einrichtung der alten Geheimbund- und Nationalgottheiten hat in ihrer Zeit eine enorme Kulturaufgabe geleistet.

Was wir nun sahen?

Vor allem eine tiefe Erregung, eine wirkliche Ergriffenheit bei den Zuschauern. Ich denke mir, es war der Ausdruck einer Erinnerung an vergangene Zeiten, in denen diese Nationalgottheiten den südlichen Stämmen des Nupevolkes alles waren, Schutz und Kraft, Bedeutung und Tradition! Ach ja, diese dunklen Menschen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

haben ja nicht die Kraft der Liebe und Treue, die in nordischen dunklen Wäldern, über goldenen Kornfeldern, zwischen Schindel- und Ziegeldächern und inmitten blumenreicher, grüner und bunter Frühlingsauen erwachsen und erzogen ist. Ihre Gefühle und Gedanken sind nicht durch Jahrhunderte hindurch gepeitscht durch Tageslicht und Nachtdunkel, Sommer und Winter, Sein und Nichtsein bei vollem Bewußtsein. Sie alle sind Kinder einer ewig üppigen, ewig reichen, nie frühlingsspröden Natur. Sie wuchsen mit der Natur. Sie wissen nicht, was Begrenzung des Könnens im höchsten Sinne, Erschlaffen im Ringen nach hohen Gütern ist. Daher können sie auch von dem höchsten Glücke nordischer Menschen, von Liebe und Treue und wahrhaftiger Zusammengehörigkeit nichts wissen. Sonst würden sie ihre religiösen Heiligtümer vertiefen und zu verteidigen wissen, würden kämpfen um sie. Das tun sie aber nicht. Sie lassen sie sich verbieten und rauben. Kein Bonifacius braucht zu kommen, ihre Eichen zu fällen. Ein Missionar mag kommen und ihren Nationalgott verbrennen. Ohne Kampf geben sie ihn auf. Aber wenn sie ihn dann noch einmal wiedersehen, dann sind sie ergriffen und denken daran, daß das ihr Schutz, ihre Kraft, ihre Bedeutung und ihre Tradition gewesen ist in alter Zeit.

Was aber war nun daran, an diesem „heiligen Vater?" — Für uns wenig mehr als eine phantastische, mehrere Meter hohe Stoffsäule, die sich bald hob, bald senkte. Diese Stoffmaske tanzte mit einer zweiten, gleichen, ursprünglich weiblichen zusammen. Aber nur wenn der Wind herüberfuhr, wenn die Bänder des oberen Randes zu flattern begannen, war etwas Wesentlicheres an diesem zermoniellen Tanz. — Anders die Menschen, die um diese Riesen herumtanzten! Die Priester trugen hohe Palmblattstiele und trippelten emsig im Ritualschritt um ihren „heiligen Vater" her. Sie deckten ihn mit den Blättern, wenn er vor den Menschen seine Maske niedersinken ließ, sie folgten ihm, wenn er auf die Menschen zutanzte.

Manche alten Leute wurden so erregt, daß sie in eigenartig getragenem Takte dem Heiligtume entgegentanzten und mit dem wohlwollend entgegenwankenden Riesen eine Kontertour aufführten. Vor allem war es fraglos packend, eine Gruppe von Weibern zu beobachten, die allmählich sich an dem schon mehrfach erwähnten schwarzen und blanken Baumstamm einfand. Diese sangen im Takte ihre feierlichen Lieder. Sie schlugen, bald auf den Knien liegend, bald mit hocherhobenen Armen, ihre Hände gegeneinander. Eine tanzte vor diesem Chore immer auf und nieder. Es war eine Frau

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mit über die Maßen üppigem Busen. Alle anderen waren entweder sehr alt oder sehr jung, und alle hatten sie, wie auch die männlichen Zeremonialtänzer, die Kleidung des Oberkörpers abgelegt. Alle diese Frauen baten den mächtigen Dako-Boea um Kindersegen, einige im Hinblick auf baldige Verehelichung, andere weil ihr Ehestand ungewöhnlich lange ungesegnet geblieben war, einige, obgleich sie schon das übliche Alter weiterer Fruchtbarkeit überschritten hatten.

Diese und andere Zuschauer waren fraglos ergriffen. Zumal der alte Lili. Er wurde nicht müde, dann und wann der großen Maske entgegenzutanzen, und dann war der Jubel immer sehr groß. Die Fulbe zeigten sich nicht, und somit war den Leuten freier Spielraum gegeben, nach alter Weise ihre Sitten zu üben. Als die Sonne sich neigte, machte ich den alten Lili darauf aufmerksam, daß es Zeit sei, jetzt in der benachbarten Masalatschi den Salaam zu verrichten. Und der alte Heide grinste. Er machte nach der Moschee hin eine Bewegung, die sehr deutlich und unanständig war. — Zu seiner Entschuldigung sei betont, daß er schon ziemlich nahe an dem Boden des ersten Biertopfes angelangt war.

An dem Abend erstickten in Mokwa mehr Islamiten im Keime, als sonst wohl in einem Jahre daselbst zu sprossen vermögen. Ich will nicht von den Biertöpfen sprechen, die vollgefüllt aus Rabba, Kutige, Tatabi und anderen Orten, wo noch Korn war, herübergebracht wurden. Bis tief in die Nacht hinein ergab sich das Volk dieser großen Fröhlichkeit und ihrem Glücke darüber, daß ihr Gott der alten Zeit noch einmal zurückgekehrt sei.

Am anderen Morgen kam eine kopfreiche Deputation zu mir, mich zu bitten! Sie baten, ich möchte ihnen gestatten, diese Sitte auch dann zu üben, wenn ich nicht mehr da sei. Ich sagte ihnen, daß ich ein Fremder wäre, wie die Busu oder wie die Tarabulusleute; ich wollte aber den weißen Herren dieser Provinz, Kapt. Hopkinson und Mr. Edwards die Bitte übermitteln; so viel ich wüßte, könne ihnen die Mission die Sache nicht verbieten. — In dem Sinne habe ich die Bitte dann auch den Residenten und später dem Gouverneur unterbreitet.

□ □

Abschiedstage.

Abschied

Unsereins ist es gewöhnt, überall dann Abschied zu nehmen, wenn er sich eingelebt, wenn er Freunde erobert, wenn er Verständnis für seine Arbeit gewonnen hat. Weshalb wohl wurde es

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mir schwerer, von hier fortzugehen, als sonst? Weshalb konnte ich in meinem Innern den Wunsch nicht unterdrücken: „wie schön wären noch zwei weitere Wochen in Mokwa!?;“

Unsereins ist es gewöhnt, allenthalben als unverständlicher Fremdling von Weiß und Schwarz begrüßt zu werden. Ich war der erste Ethnologe, der nach Innerafrika ging, und bislang sind mir nur wenige gefolgt. Wer soll da begreifen, was wir wollen? — Aber immer, wenn unsereins anlangt, eingelagert ist und sich zur Arbeit bereit gemacht hat, kommt die wahre, große Aufgabe meines Berufes: Freunde erobern, Verständnis erwecken, Mitarbeiter gewinnen — zumal unter den dunklen Genossen der Bürgerschaft.

Unsereins ist es gewohnt, allenthalben auf den uns unverständlichen Widerstand materieller Denkweise zu stoßen und hierin die schwersten Klippen seiner Schiffahrt zu erkennen. — Und gerade damals, als noch Mokwa vor mir lag, hatte ich Ibadan und Ilife verlassen.

Was Wunder, daß ich doppelt freudig mich dem stillen Idyll hingab, das uns in Mokwa beschieden war? Was Wunder, daß ich diese Menschen doppelt lieb hatte, die mich hatten fühlen lassen, daß meine Wege, wenn nicht voreingenommene Bosheit dazwischentritt, doch zuletzt zur Erkenntnis und zum Herzen führen? Und in Mokwa wurde ich doppelt glücklich, weil ich einfachen, natürlichen Menschen die traditionellen Glücksstunden wieder bereiten konnte, die rohe oder törichte Menschen, Fanatismus und Ueberhebung ihnen abgestellt hatten.

Ich freute mich über die herzlichen Ausdrücke der Freundschaft, die uns Abziehenden alle Leute aus Mokwa zuteil werden ließen. In der Schlußrede wurde manches hübsche Wort gesprochen. Einiges davon, was der Lili sagte, erwähnte ich oben. Was aber der Benno uns vortrug, das mag hier auch Wiedergabe finden. — Der alte Fulbefürst nahm sein Abschiedsgeschenk entgegen, schwieg eine Zeitlang und sagte dann:

„Du willst jetzt mit deinen beiden Brüdern von hier fortgehen. Du nimmst morgen Abschied und wanderst zu dem großen Emir nach Bida. In Bida sind reiche Leute und alles, was ich dir gegeben habe, ist nichts gegen das, was diese dir geben können. Du hast uns aber reich beschenkt. Du brachtest viel Geld nach Mokwa und gabst es mit beiden Händen. Ihr habt mit unseren Kindern gespielt und waret stets freundlich zu unseren Frauen. Ihr habt die alten Leute froh gemacht und die jungen spielen lassen. Wir können euch

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nichts geben. Allah aber sieht das alles. Niemand von den alten Leuten in Mokwa wird euch vergessen."

Und welche Abschiedsgrüße, welche Volksversammlung, als wir dann abzogen!

Die „Times" teilte aber in London zwei Wochen später ihren Lesern gesperrt gedruckt mit, wir hätten die Eingeborenen in Mokwa vergewaltigt, und die Regierung hätte auf ihre Klage hin dazwischen treten müssen!

Sic! — Nach dem Grundsatze: „So wünsche ich es; so lüge ich also!"

■ ■

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Kakatschi, das Posaunenbläserchor des Emirs von Biba.
(Gezeichnet von Carl Arriens.)

Viertes Kapitel.

Der Einzug in die Hauptstadt Biba.

Wie aus dem verwüsteten Lande alle Kraft gezogen und in einer Hauptstadt vereinigt ist, in der wir einen prächtigen Empfang erleben und kennen lernen, was ein großer Sudanmarkt bieten kann an Kleinodien, Kleidern, Schlachtgetier, Manufakturwaren, Speisen und sonstigen Liebenswürdigkeiten.

Das verwüstete Land.

Es gibt viele schöne Länder in diesem Erdteile: am Meer, an den Strömen, im Bergland, auf den Höhen; auch das Nupeland gehört zu ihnen; sein Reiz ist aber herb und eigenartig. Weites Steppenland, dem man derzeit (am Ende des Winters) — die Sonne der trockenen Periode hat alles ausgedörrt, die Menschheit allenthalben das Gras niedergebrannt — nicht ansieht, wo eigentlich seine berühmte Fruchtbarkeit zum Ausdruck kommen soll. Weite Flächen solcher Art, graugelb, braunrot, schmutziggrün; mager belaubte Krüppelbäume, deren Stämme vom Steppenbrande angerußt und gerissen sind, und hier graue, da rote Termitenhaufen ragen auf solchem Untergrunde hervor. Die langweilige, westafrikanische Steppe, eine halbe, eine, ja zwei Stunden weit ausgedehnt, dann aber abgeschnitten durch eine prächtige, hochaufragende, grüne

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mauer. Oelpalmen und Parkia, Baumwollbaum und Samia drängen sich zusammen. Das Land senkt sich; ein Bach zieht dahin, und an seinen Ufern vereinigen sich mächtige Bambuspalmen und Lianen, gewaltige Baumkronen und blütenreiche Schlinggewächse; da tanzen bunte Falter, und je öder vorher die gleißenden Steppenflächen waren, desto lustiger lacht aus dem Waldesdunkel das Geflimmer tänzelnder Sonnenflecken.

Und wenn wir den Bach und Sumpf durchschritten haben, dann dehnen sich vor uns Farmländer aus, jetzt, am Winterende, nicht prangend im Schmucke der Fruchtbarkeit, aber doch wohl vorbereitet, langgefurcht, sorgsam abgeteilt, parkartig geschmückt mit wohlgeformten Akazien, Parkien, Bombacien, Kigelien, Feigenbäumen und anderen breitkronigen Bäumen, in deren Schatten die Landleute in der Arbeitspause ausruhend zusammenstehen. In der Ferne winken, aus dem Farmlande aufsteigend, die spitzen Kegeldächer der Gutshöfe, und über die Furchen sprengen bei unserer Annäherung einige Reiter, der Bauer und seine Brüder oder Söhne, um uns ihren Gruß und eine freundliche Gabe zu entbieten.

Eine kurze Rast. Ein Zwiegespräch über Land und Zeit und Vergangenheit, dann bricht die Kolonne wieder auf, zieht eine Weile noch zwischen Ackerland und Parklandschaft hin und steigt dann wieder leicht zur sengenden, versengten Steppe empor. Aber wenn nun in der glühenden Sonne das umherschweifende Auge umsonst nach einem angenehmen Ruhepunkt Umschau hält, wenn die verkrüppelte, tote Natur der glühenden Harmatanzeit nichts, nichts Erfreuliches bietet, dann gemahnt uns die Erinnerung an die eben verlassene Oase und auf dem Scheitel der Steppenlinie der Blick auf noch graugrünferne, dunkle Waldstreifen daran, daß ein weiterer Galleriewald vor uns liegt und daß auch dieses Land seine Schönheiten hat.

Es ist ein harter, fleischloser Herr, der heute dieses Land beherrscht und mit seinem starren Geiste erfüllt. Ueber dem Nupeland herrscht der Tod, der unbarmherzige Würger. Er hat das weite Land, die breiten Strecken der Steppen erobert und mit schier unbezwinglicher Allgewalt alle Lebensreste in die Bachtäler zurückgedrängt. Hundert Jahre lang hat er gemordet und vernichtet, zerstört und vertrieben. Als ein gewaltiger Zwingherr ist er über das arme Nupeland hingezogen und hat alle Reste des Lebens in die Waldwinkel und Bäche gedrängt. Reitest du etwas ab vom schmalen Pfade, dann spürst du unter den Hufen des Rosses hie und da die erstarrten Linien alten Farmlandes, dann stolpert der Pferdehuf bald hier, bald da über Mauerreste, dann gähnen zur Seite tiefe Gruben, aus denen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

vordem die Menschen die Erde nahmen, um mit ihr ihre Häuser und Stadtmauern aufzuführen, dann siehst du Erdtrichter aus den Gebüschen auftauchen, alte Brunnen, dann knirschen unter den Hufen deiner Reittiere die zermalmten Scherben alter Töpfe. — Der Tod hat hier hundert Jahre lang emsig gemäht, der Tod herrscht heute hier, und was die Menschen vordem unter dem Signum des lachenden Lebensgottes im Kampfe der Jahrtausende ihrer Herrschaft unterworfen hatten, das hat der kalte Knochenmann in einem Jahrhundert sich zu eigen gemacht. Wo vordem Tausende reicher Menschen glücklich über sorgsam bereitetes Ackerland hinstrichen, die geräuschvollen Märkte der Nachbarstädte aufsuchten und dann hinzogen zu den friedlichen Feuern der Bauerngüter, da liegt heute weit ausgestreckt der Knochenmann, und wo seine Finger den Boden berühren, sind keine Herbstähren zu ernten, lachen keine Kinder, hat das Menschenleben kein Siedelrecht.

Ach, wie lange wird es dauern, bis die Menschen den grauenhaften Sieger wieder aus dem Lande verscheucht haben? Wo sind die Menschen, die die Kraft haben, den entsetzlichen Feind des Lebens aufzuschrecken, seine Knochenfinger aus dem Boden zu lösen und ihn freudelächelnd mit Hacke und Saatkorn, mit Herdfeuer und Kinderjubel zu überwinden? Wo sind sie?

Ich habe vieles in diesem Lande gesehen und habe viel umhergeschaut. Nirgends aber traf ich die Frau Hoffnung unter den Menschen. Gewiß, zwei Frauen sah ich häufig: bei den Alteingeborenen, den Nupe, die Frau Geduld. Sie war in alte schmutzige Kleider gehüllt und warf sich immer ehrerbietig nieder, wenn ein Mann ihr nahte; die holde, hohe Frau Geduld ist bei den schwarzen Westafrikanern eine stumpfsinnige Dirne geworden. Dann wieder sah ich bei den heutigen hohen Herren dieses Landes eine Frau, die prunkte in modischem Stoffe, die lockte nach rechts und nach links jeden Großen und Mächtigen an, und führte ein Buch, in dem sie jeden verzeichnet hatte, dem sie willfahren wollte, und stolz zeigte sie lauter hohe Namen: Reichtum und Ansehen, Gunst und Macht. Das war die Frau Hoffahrt. — Ich habe in den Herzen vieler Menschen im Nupelande geblättert, nirgends aber sah ich die Frau Hoffnung!

Das Schicksal dieses Landes schleicht jetzt noch seinen Weg. Das Leben und die Arbeit vegetieren kümmerlich in den Winkeln an den schön gegürteten Bachläufen. Das Herz des Landes aber arbeitet gewaltig in der Hauptstadt Bida. Es zieht sein Blut in langen Gängen an sich und stößt es in weiten Kanälen wieder hinaus. Aber diese Arterien verbinden nur große Lebensgefäße, Bida und Ilorin

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Nupe- und Fulbefürsten verabschieden sich in Mokwa.

(Photographiert von Leo Frobenius.)

UB | Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und Kano und Saria und Bautschi. Auf das flache Land, auf die verbrannte Steppe des Nupelandes münden keine Arterien, und in trostloser Oede leidet sie unter der Herrschaft des Gewaltherrn „Tod". — Nein, ich habe die Frau Hoffnung in diesem Lande nicht getroffen.

□ □

Unser Einzug in Bida.

Wir nahen uns den Toren der großen Metropole. Morgen haben wir nur noch den Kadunafluß zu überschreiten, dann sind wir schon im Bannkreise Bidas, dessen Farmvorland sich etwa fünf bis sechs Stunden weit ausdehnt. Also werden wir heute abend nahe dem Kaduna schon von einem entgegengesandten Granden des Emir, dem Nokodji, Sohn des letzten Emirs, empfangen, auf dessen Rittergute bewirtet und morgen weiter befördert werden.

Wir nahen den Feldern Egbagos, des Rittergutes am Kaduna. Ueppiger wie anderweitig dehnen die vereinzelten Bäume ihre gewaltigen Kronen über wohlgeordnete Ackerfurchen aus; sauberer und geordneter stehen die gelben Häuser, die Vorwerke und Speicher da; Rindvieh weidet auf den Abhängen eines seitwärts aufragenden Hügels. Es muß ein reicher Herr sein, dieser Ritter Nokodji.

Dann dröhnt der trockene Boden. Trommeln wirbeln. Pferdewiehern klingt herüber zu uns. Zwischen den Bäumen tauchen feuerrote Decken auf. Es stampft rechts und links über Anger, Brache und Feld. Wild und trutzig prallt es heran. Ueber den vorangetragenen roten Fürstentüchern erscheinen Nokodji und seine Leute. — Alle springen vom Pferde. Zurückhaltend, aber doch aufs tiefste ehrerbietig verneigen sich die Leute. Der Fullani und sein Troß liegen am Boden. Der Gruß des Emirs wird uns wieder und wieder entboten. Dann wieder auf! Umgeben von den wallenden, halbvermummten Gestalten und erregten Rossen sitzen wir auf. Es sind frische Reiter. Sei drum eine frischere Gangart versucht, wo doch das ewige Dahinschleichen mit dem Trägertrosse tagsüber genug ermüdet hat. Also heidi!

Das rast und braust, rauscht und kracht durch Busch, über Steine, zwischen Bäumen und über Gräben hin, daß es nur so eine Freude ist. Heissa! Wie die alten klobigen Nupehüte von dannen fliegen! Möge der nachfolgende Schwertträger sie auffammeln. Heidi! Wie der Abendwind durchschnitten wird, wie Zweige und Aeste rechts und links peitschen. Und heute hat in rechter Erkenntnis der Lage Bida zum Horn gegriffen, und im sausenden Galopp, umgeben von den stolzen Fulberittern, unter dem Schmettern der Fanfaren ziehen wir

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

in Egbago ein. Das war Laune; es ergab sich so von selbst; es geschah zwanglos. Die Freude, einem großen Ziele nahe zu sein, machte das.

Woher sollte ich ahnen, daß das unseren Gastgebern so bedeutungsvoll schien? Du lieber, freundlicher Zufall, der du so häufig die Zügel meines Pferdes gehandhabt hast, diesmal hast du sie besonders geschickt geführt! Viel später erst hörte ich das. — Vordem war Nokodjis Vater Emir gewesen. Damals hatte ein weiser Alfamann gesagt: „Wenn einst aus dieser Gegend von Westen her einmal Reiter kommen sollten, die bei ihrer Ankunft die Söhne des Emirs im Pferdelauf überholen sollten, dann wäre das Ende und der Anfang neuer Größe der Malikifamilie nahe." Erst Wochen nachher hörte ich vom Nokodji selbst diesen Spruch, aber wirklich wurden wir von dieser Familie von Anfang an wie Fürsten empfangen. Viel, sehr vieles von meinen kleinen Erfolgen verdanke ich dieser kleinen Episode. Also: Habe Dank, du lieber, freundlicher Zufall!

Auf dem Rittergute Egbago war alles aufs herrlichste bereitet. Weite Hütten, Höfe und allenthalben stampfende Rosse. Am anderen Tage konnte es mit dem Ersatze für einige versagende Klepper meines Stabes keine Schwierigkeiten haben. Zum ersten Male sah ich hier auch die herrlichen, weißen, weiten Zinnschüsseln, in denen das duftende Mahl für unsere Leute herbeigebracht wurde. Damals wollte ich es nicht glauben, daß innerafrikanische Technik solche Sachen zu schaffen vermöge. Wir selbst aber wurden reichlich bedacht mit Truthähnen, Schafböcken, Tauben, wundervoll geflochtenen bunten Matten und dergleichen mehr. — Als ich dann meine Gegengeschenke zusammenstellte, alles wohl abgewertet und geschätzt hatte, da wanderten etwa 80 Schillinge zum Nokodji. Eine Sorgenwolke stieg in mir auf. Alle Leute versicherten: „Der große Emir von Bida wird dich täglich noch reicher beschenken!" — O weh! Wie sollte das meine kleine Geldkatze vertragen? Ich konnte ja nicht ahnen, daß ein glückliches, d. h. mir glückliches Schicksal den großen Emir Mamadu zum geizigsten Filz der fulbeschen Ritterschaft geschaffen hatte.

Der neunte März!

In all den langen, letzten Wochen hatte ich im Nupeland erzählen, singen und sagen gehört, von einstigem Glück, von einstiger Größe, von einstigem Reichtum. Die Alten hatten noch berichtet von den meilenweit ausgedehnten Farmländern, die jede Stadt umzogen, von den vielen, vielen hundert Städten, und daß ein Farmkreis allenthalben an die Farmgürtel des Nachbarortes gegrenzt habe. Ich sehe noch einen alten, blinden Mann, der während der Erzählung

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

aufstand, und mit der weisenden Hand den Horizont umzeichnete: „Ueberall war Farmland. Nirgends hatten die Elefanten oder die Rudel der Antilopen Herberge, denn unsere Jäger durchstreiften jeden Bachwald. Ueberall lagen Städte, große und kleine, und auf den Märkten kamen Tausende von Menschen zusammen. Von Ilorin kamen die Leute, bei uns Korn und Kleider zu kaufen. Von Kano kamen die Leute, um bei uns Korn und Kleider zu kaufen. Täglich wurden auf allen Märkten Ochsen geschlachtet, jeden Abend tranken die Alten ihr Bier. Kein Mensch hungerte, aber alle arbeiteten. Die Männer gingen auf die Farmen und wirkten. Die Frauen gingen auf die Märkte und wirkten. Alle Leute des Sudan sagten: ‚Die Nupetschi sind die reichsten aller Menschen.' So haben wir Alten es von unseren Vätern gehört. Dann aber kamen die Fulbe als die Monafiki (Hetzer, Verräter, Betrüger) ins Land. Unsere Burschen wurden in die Sklaverei verkauft. Unsere Frauen wurden in ihre Lager verschleppt. Auf den Farmen wuchs nur noch Gras. Die Paviane raubten die letzten Maiskolben. Die Webstühle zerbrachen. Die Städte wurden verbrannt. Fremde Räuber nisteten sich auf den Bauernhöfen ein. Die Fulbe schlachteten unser Vieh. Sie schlugen unseren Königen die Köpfe ab und stellten sie auf Brettern auf dem Markte aus. Unsere Schmiede durften nur noch Handeisen schmieden, in die unsere Väter geschlagen wurden, wenn sie weggetrieben wurden."

Gar manches Mal war ich über die Steppenrücken des Nupelandes geritten, und wenn mein Pferd dann Scherben zertrat, über Mauerreste strauchelte und vor verschütteten Brunnenschächten zurückprallte, dann hatte ich immer an den alten, blinden Herrn denken müssen, der hoch aufgerichtet in meinem Hause gestanden hatte und mit einem Handstriche um den Horizont den Reichtum der alten Nupe geschildert hatte.

Der neunte März!

Und nun zogen wir über den Kaduna in den Farm- und Bannkreis jener Stadt, in dem diese „Vandalen des 19. Jahrhunderts" alles vereinigt hatten, was sie dem zuckenden Leibe dieses Landes entreißen konnten. War es ein Wunder, wenn diese Farmländer um die Hauptstadt durch die Hand der versklavten, alten Eingeborenen in prächtigen Zustand gebracht waren? Aber konnte es erfreuen, gerade nur hier allenthalben Bauernhöfe und Kornspeicher, wohlgeordnete Dörflein und gepflegte Viehherden zu sehen? Mußte mich, dessen Sinn immer noch angefüllt war von dem Elend, das dem ganzen Lande zum Besten dieses einen Fleckens sein Gepräge verlieh, dies nicht schmerzen? Blickte daraus nicht zunächst die eine

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Tatsache, daß an die tausend Städte zerstört waren, um eine neue zu errichten?

Wenig freundlich waren die Empfindungen, die ich den Fulbe und ihrer Hauptstadt Bida entgegenbrachte, und auch die ausgezeichnete Höflichkeit, mit der bald hier, bald da ein Reitertrupp heraussprengte, seinen Gruß entbot, und auch die Ovation, die man uns brachte, indem immer mehr Reitervolk sich unserem Zuge angliederte, all das konnte mein verletztes Empfinden nicht besänftigen. Das einzige, was ich hätte anerkennen können, das konnte nur ein Ersatz an Kulturwert für das weithin Zerstörte sein.

Der angeschwollene Stab der Expedition langte auf den Steppenhöhen über Bida an. Da unten lag die Stadt. Ich hielt und prägte mir das Bild ein. Im unregelmäßigen, mächtigen Viereck umzog eine ziemlich niedrige, gezinnte Lehmmauer einen bedeutenden Raum, durch den in der Mittellinie mehrere grünberandete Bäche zogen, während nach den verschiedenen Seiten reichliche, mit großen Bäumen geschmückte Stadtviertel sich breit, aber durch kleine Gartenländereien getrennt, ausdehnten. Von vornherein bestach die Stadt durch den Eindruck penibler Sauberkeit und die Wohlgeordnetheit einer außerordentlich heiteren, langgezogenen Hauptstraße. Aber doch wiederum: wieviel monumentaler wirken im ganzen genommen die schmutzigen und klobigen Städte am Rande der Sahara, wie Timbuktu oder Sansanding, oder sogar das Städtchen Kumi! Und Bida ist in der heutigen Form eine absolut junge Stadt. Man gewahrt es am ersten Tage, wenigstens glaubt man es; wenigstens glaubte ich es. Bald aber sah ich ein anderes: daß nur das Kleid hier neu und fulbisch ist.

Eigenartig wirkte schon unser Einzug!

Kurze Zeit, nachdem wir das Tor durchritten hatten, kamen uns auf der breiten Straße einige Boten des Emirs entgegen, entboten uns dessen Gruß, drückten das Bedauern des Herrschers aus, daß er zu krank sei, um uns entgegenzukommen, daß er aber den Thronfolger und seine Brüder gesandt hätte, die sogleich kommen würden. Wir möchten eine Weile verharren. — Und richtig: unter Trommeln und Blasen kam auch sehr bald ein Zug von etwa 50 schön gekleideten Edlen auf ausgezeichneten Pferden an. Sie stiegen alle vom Rosse, warfen sich nieder, erwiesen höchste Ehren. Der Thronfolger hielt eine sehr schöne Rede, in der das Glück der Stadt, die uns heute begrüßen dürfe, gepriesen ward, in der auf unseren Ruhm als Deutsche (!) und Krieger (!) hingewiesen wurde, und in der uns eine weitgehende Gastfreundschaft angeboten ward. — Nachdem ich durch Bida erwidert hatte, ließen die hohen Herren sich wieder in

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

den Sattel heben. Dann begannen die Trommeln wieder zu rasseln; dann zog der mehr und mehr anschwellende Zug die weite und breite, saubere Straße hinab.

Ein buntes und packendes Leben umfing uns. Wirklich schöne Pferde mit prunkvollen silber- und goldgesticktem Zaum- und Sattelzeug trugen Herren in wallenden, herrlichen Kleidern, wie sie vom Mittelmeer her durch kauffahrende Araber eingeführt waren. Scharlachmäntel aus dem Orient, Seidenröcke aus Tunis, Stickereien aus Bornu und dem fernen Osten. Die Rücklehnen der Sättel waren aber mit den feingemusterten Seidenkappen bedeckt, wie sie aus Marokko stammen. Zum ersten Male sah ich die wunderbaren Posaunen, wenn sie heute auch nicht geblasen wurden, da der Emir nicht anwesend war.

An der breiten Straße, durch die wir würdig und gemächlich dem Palaste zuritten, standen allenthalben schöne Bäume, und häufig erweiterte sie sich zu Plätzen, auf denen (es war etwa 3 Uhr) eben ein flauer Markt einsetzte. Seitwärts ward der Weg eingefaßt hier durch mächtige Umfassungsmauern fürstlicher Gehöfte, dort durch Torbauten bedeutender Abmessungen, dann wieder durch niedere Zinnenmauern, hinter denen Lehmgruben und Quellausbrüche lagen. Als ich dieses Architekturbild klarer und immer wechselvoller auf mich wirken sah, da dämmerte mir zum ersten Male eine Ahnung, daß Bida wohl auf Fulbebefehl ausgebaut und ausgestaltet, daß es aber gar keine Fulbestadt sein könne, denn das waren alles mir schon aus Kümmerformen bekannte Elemente altnupischer Architektur und nichts fulbesches darin. Und so drängte sich mir die reifere Idee auf, ob unter der Decke des Eroberertums sich hier nicht doch noch ausgestorbene nupesche Kaiserkultur erhalten habe, ja, zu schöner Blütenpracht heute gediehen sei. Und ich erbebte unter dem freudigen Zucken der herrlichen Hoffnung, das verloren Geglaubte doch vielleicht noch wiederfinden zu können.

Wir zogen die Straße hin. Menschen drängten sich heran zu Fuß und zu Pferde. Die zu Pferde stiegen ab, grüßten und schlossen sich an. Die anderen blieben hinter uns grüßend am Boden liegen. Wir näherten uns einem neuen Platze, an dessen linker Seite gewaltige Eingangshallen eine bedeutende Mauer verbanden. Das war der Palast des herrschenden Emirs. Ich ließ Bida zur Freude der Menge einige fröhliche Fanfaren blasen, dann stieg alle Welt und stiegen auch wir von den Pferden. Wir betraten die mächtige, mit bemalter Decke geschmückte Eingangshalle, kreuzten sie, überschritten einen Hof und standen nun in einer langen, schmalen Veranda dem Emir Mamadu gegenüber, der mir einige Schritte entgegenkam und die Hand

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bot. Mamadu ließ sich stöhnend auf seine Kissen zurückfallen. Wir erhielten jeder einen Stuhl, die Menge der Edlen lag erst an der Wand lang auf dem Bauche — und blieb dann ehrerbietig hockend sitzen. Langaufgeschossene, knallrot gekleidete Dogari (Polizisten) standen hier und da zwischen ihnen. Der Sprecher kniete neben dem Emir.

Der Emir Mamadu ist, um das gleich hier vorweg zu nehmen, eine durch und durch verseuchte, schwammige, schlaue, geizige und hinterlistige, schwarzhäutige Menschenfleischmasse. Dicke, sinnliche Lippen, geschwollene, pfiffige Augen, ewig fettige Hände. In seiner Jugend der schlimmste Sklavenräuber der Fulbe, zur Zeit seines Vorgängers der niederträchtigste Ränkeschmied (der auch seinen direkten Vorgänger Bubakari zum Aufstand gegen die Engländer aufgereizt und so sich zum Emirat verholfen hat), ist er heute ein halb verbrauchter Lüstling, der die Folgen seiner üppigen Abenteuer und zügellosen Schlemmereien mit der Vergiftung seines durch und durch verseuchten Leibes bezahlt. In den ersten der folgenden Tagen behandelte ich ihm erfolgreich seine schweren Vereiterungen der Hände, dann stellten sich aber im Nacken zentimeterdicke Eitergruben ein, die ich einmal verband, das nächste Mal aber nach Fulbeweisheit mit Kuhdünger verstrichen fand und mich dann weigerte, weiter zu behandeln.

Dieser hochedle Emir mit der reichen Vergangenheit begrüßte uns also sehr wohlwollend, spielte gleich auf einigen Goldschmuck an, den ich, wie er gehört habe, besitzen solle, und übergab uns dann unserem Hauswirt, einem weit sympathischeren Nupeedlen, dem Erzkämmerer des Emirates.

Die Trommeln wirbelten wieder; es gab Fanfaren; die Pferde stampften; alle Welt stieg wieder zu Roß und brachte uns in unser Heim, das nahe dem gewaltigen Palast der mächtigen Malikifamilie lag. Hier hatte sich eine große Menschenmenge versammelt, und unser Führer jagte zunächst einmal die Hühnerhändlerinnen, die schon zum Abendmarkte zusammen zu kommen begannen, ohne große Rücksichtnahme auseinander.

Wie gesagt, war unser Wirt zu meiner großen Freude kein Fulbe, sondern der Tsoadja, ein wohlhabender, hochangesehener Nupe, der Erzkämmerer des Emirates, der sich zumal in der Zeit der Vorherrschaft der Fulbe eines außerordentlichen Einflusses hatte erfreuen können. Er räumte uns den größten Teil seines Gehöftes ein, so daß ein jeder von uns sein eigenes weites Quartier und einen Hof, genügenden Raum für Arbeit und Müßiggang gewann. Ich selbst

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

war außerordentlich erfreut, eines jener alten, echten Nupekastellhäuser einnehmen zu können, das zwar beim ersten Gewitter der nächsten Tage dem Andrange der Elemente nicht mehr zu widerstehen vermochte, das aber mit seinen altersgrauen Wänden, mit seinen lichtlosen Nebenräumen und seiner vorgeschobenen Veranda so recht meiner Vorstellung einer echten, alten, kleinen Hofburg des Nupestiles entsprach.

Wir entließen die Granden. Wir gaben den einzelnen Haushaltsburschen die nötigen Anweisungen. Wir ruhten einige Augenblicke aus, bis die Dämmerung sich niedersenkte, dann folgten wir dem Schwalle, der über die hohe Burgmauer unseres Viertels zu uns herüberwogte; wir traten heraus, und mit Staunen erfüllte mich zum ersten Male der verblüffende Anblick des Marktes von Bida.

□ □

Der Markt in Bida.

Ich erinnere mich aus meiner Jugendzeit, in einer befreundeten Familie ein außerordentlich großes Oelbild gesehen zu haben, auf dem irgendeine italienische Allerseelenfeier dargestellt war. Ueberall aus blaudunkler Nacht kleine Flämmchen auftauchend. Allenthalben die flachen Hügel, zwischen denen Menschen mit eigenartigen Kopftrachten hin und her gingen und sich freundlich unterhielten. Im Vordergrunde stand im Flämmchenlichte eine Gruppe italienischer Damen, die sich merkwürdigerweise vor Lachen nicht so recht im Bildwinkel zu halten wußten, und im anderen saßen einige neapolitanerähnliche Gesellen, die langten unentwegt in einen Korb und aßen gründlich. Natürlich war auch diese Gruppe von Flämmchen beleuchtet.

An dieses flammenreiche, blauüberflutete Bild mußte ich unwillkürlich denken, als ich den abendlichen Marktplatz von Bida zum ersten Male im Lichtschimmer vor mir liegen sah. Dieser Markt hat etwas märchenhaftes; es ist, als sei er aus irgendeiner schönen, abgerundeten Vorstellung der Kinderphantasie heraus erwachsen. Und ich weiß, daß ich mir immer wieder leise wiederholte: „Das ist wie Tausend und eine Nacht! Das ist wie Tausend und eine Nacht!“ — Und diesen Eindruck habe ich nie verloren, wenn ich das Bild auch von nun ab allabendlich genießen konnte.

In dem ungeheuerlichen Gewimmel von Menschen und Tieren erkennt ja das Auge sogleich die lange Linie vorgeschriebener Gangweise und Standanlage; man erkennt die Scheidung zwischen der sich nach links hinziehenden Dsukoko und der nach rechts weit ausgedehnten Lotschita. Man sieht den Menschenstrom die etwa 30 m

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

breite Bahn von der Lotschita an der gewaltigen Mauer des Maliki-Karra (Karra heißt im Nupe: Palast; im Haussa: Katanga; im Joruba: Igbarra), zwischen den Lampenreihen der hier Stoffe und da Lebensmittel feilhaltenden Hökerinnen herausströmen und auf den zwischen Moschee und Hinterseite des Malikipalastes sich öffnenden Dsukokomarkt sich ergießen, bis in später Abendzeit die Welle die entgegengesetzte Richtung einschlägt. — Das Auge nimmt sogleich große Ordnung im Getriebe wahr, und dennoch ist es verblüfft von der Fülle und Eigenartigkeit dieser Gestalten.

Das Marktleben im Großen beginnt in Bida erst mit Eintritt oder Annäherung der Dunkelheit. Das ist eigenartig. Ich verstand das anfangs nicht. Weshalb sind in allen anderen Städten die Märkte tagsüber und nur hier nicht? — Ganz einfach: Bida ist eben eine Stadt der Arbeit, eine Industriestadt, neben Kano die größte Industriestadt Afrikas, ja, wie mir Kanoleute versicherten, in vielen Punkten ihm noch weit überlegen. In Bida arbeitet jeder in seinem Gewerbe, im Stadtviertel seiner Innung vom frühen Morgen bis gegen Abend. Dann erst hat er Zeit, sich zu reinigen und auf den Markt zu gehen.

Nicht wahr: daß der Bursch sich in der europäischen Großstadt mit aufflackerndem Tageslicht auf den Weg macht, die Werkstatt seines Meisters aufzusuchen, daß er tagsüber dann an seiner Stelle in vorgeschriebener Weise wirkt, daß er nach dem Frühstück und der Mittagspause weiterarbeitet und mit der Dämmerung Feierabend macht, das findet man doch ganz natürlich und voll verständlich? Was sollte man bei uns von einem ordentlichen Handwerker, Gerichtsschreiber, Handlungsgehilfen oder was der Mann sonst sei, anderes annehmen? Nun gut! Und in Bida, in der merkwürdigen Hauptstadt des Nupereiches, da ist das ganz ebenso. Und das klingt nur märchenhaft, wäre aber in Wahrheit recht prosaisch anzusehen, wenn nicht die Gesellen und Meister, Gerichtsschreiber und Kaufherren, die Barbiere und vor allen Dingen die vielen, vielen Frauen so ganz anders aussehen würden. Ich habe darüber nachgedacht, wie ich dem Leser im Vergleich entsprechende Anregungen der Phantasie geben könne. Wenn es sich nur um die Schilderung des Marktlebens handeln würde, dann wäre der Hinweis auf Tausend und eine Nacht und jene Szenerie des großen Bagdad, wie sie seit unserer Kindheit in uns lebendig ist, ganz einfach und selbstverständlich. Aber für Bida füllt solcher Vergleich nur einen Teil der Lebensbilder. Das Eigenartige, das Merkwürdige des Tageslebens, das emsige Handwerkerleben, das ja in den Bazaren auch statthat, tritt in Bida aber

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Große Katamba (Durchgangshaus oder Torgebäude) in Bida.

(Photogr. v. Leo Frobenius.)

UB | Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

so viel stärker bezeichnend und markierter hervor, daß wir nicht anders können, als an unser eigenes mittelalterliches Zunftleben zu denken und erinnern.

Und wenn ich dich nun am 9. März aus unserem Tsoadjaquartier auf den bunt treibenden Markt führe, wenn ich dich in den Strudel der Tausende flanierender und feilhaltender, hökernder und zuschauender Menschen dränge, dann darfst du dir diese nicht vorstellen als faule, nichtsnutzige, verschlafene, träge Negergesellschaft, das würde dir ein falsches Bild erwecken. Was du hier siehst, das sind lauter Menschen, die den Tag über schwer gearbeitet haben. Viele waren in den Werkstätten der Zunft tätig. Sie haben Eisen- und Kohlenschmutz, Oel- und Steinstaub abgewaschen, haben die Holzspäne aus ihren Beinkleidern geschüttelt und die Baumwollflocken aus den Haaren gekämmt. Dann haben sie sich einen schönen weiten und buntgestickten Rock übergeworfen, und nun schlendern sie zum Markte.

Die meisten haben die gefertigten Werkstücke ausgelegt. Frauen kommen mit ihren Körben und nehmen sie mit hinaus auf den Markt. Da ist alles wohlgeordnet. Auf dem Dsukoko sitzen in langer Reihe die Weiber der Holzarbeiter am Esoa-baji und halten Lehmschläger, Hocker, Hackenteile, Holzkeulen, Stampftröge usw. feil. An sie schließen sich die Stroh- und Mattenflechter an, und dann haben sich viele Burschen um ein weites Viereck gelagert, das ist belegt mit den bestickten Taschen der Toben. Solche Arbeit wird nicht zunftmäßig betrieben, sondern das sind Produkte junger Leute aus guter Familie, die kleinen Gilden zugehören oder auch ihr Taschengeld verdienen wollen. So hat denn jeder seinen bestickten Lappen mitgebracht und hier ausgebreitet. Sie sind gar nicht alle fertig gestickt, sondern befinden sich noch in den verschiedensten Stadien der Vollendung und haben demnach auch ganz verschiedenen Wert. Tagsüber stickt der Bursche daran, Abends stellt er sein Werk hier zum Verkaufe aus, und mancher erwirbt ein halbvollendetes und stickt es dann selbst fertig.

Gehen wir von diesen Ständen weiter fort, so kommen wir an den Ziegen- und Schafmarkt, zum Esoa-ningi. Hier sind jedenfalls die charaktervollsten Gestalten des ganzen Marktes versammelt: hochaufgeschossene Busu und Adrarleute mit Litham und schmutzigem Rocke, vornehme Haussaherren und als Käufer die angesehensten Leute der Stadt mit ihrem üblichen Gefolge. Da gibt es aber auch die schönsten Tiere. Erst einmal die Belemi, d. s. hochbeinige Sudanschafe mit ammonsartig gekrümmtem Horn, dessen Spitze oftmals abgeschnitten ist, damit das unaufhaltsam wachsende Gehörn nicht

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

in die Augen eindringt. Dann sind da die Arara, gleichermaßen hochbeinige Sudanschafe, deren Hörner korkzieherartig wagerecht nach seitwärts ragen. Ich maß eine Spannung von 87 Zentimeter von Spitze zu Spitze. Der vornehme Nupe hält sich gern einen schönen Belemi oder Arara. Diese Tiere pflegen ihrem Herrn wie Hunde zu folgen. Solche eigenartige Sitte, die ihrem Alter nach weit, weit zurückreichen dürfte, beobachtete ich schon bei den Feudalherren des Malinkelandes am oberen Milo. — Neben diesen herrlichen Schafen sahen wir die dackelartig kurzbeinige Schafart des Jorubalandes, hier als Kerro oder Korro bekannt und ihres wohlschmeckenden, fetten Fleisches wegen als Braten ganz besonders geschätzt. Von Ziegen trifft man hier aber die hochbeinigen Uriaziegen der Haussaländer und die dackelbeinige Bikunji aus Joruba.

Manches Mal stand ich sinnend an dieser Stelle und suchte nach einem Verständnis für die merkwürdige Erscheinung: auf der hohen Steppe des Sudan werden alle Schafe, Ziegen, Ochsen, Hunde und Menschen langgliedrig, schlank, mager, zäh; in den westafrikanischen Sumpf-, Küsten- und Waldländern aber trifft man allenthalben dackelbeinige Ziegen und Schafe mit walzenförmigem Leibe, kurze, gedrungene Hunde, die dackelbeinige Rinderrasse und unter den älteren Menschenstämmen vorwiegend gedrungene Körper, dicke Beine, starkentwickelte, breite Brustkörbe. Es ist ausgeschlossen, daß das ein Zufall ist. Hier muß ein starkes Gesetz formen und wirken.

Wir schreiten quer über den Dsukoko, um zum Lotschita zu gelangen, der auf der rechten Seite unseres Gehöftes liegt. Ein breiter Weg, an dem rechts und links Händler sitzen, führt vom Esoa-ningi zum Esoa-bi, der genau unserem Hauseingange gegenüberliegt. An diesem Esoa-da genannten Wege haben die Händler sich aus Sand ein jeder vor sich einen kleinen, flachen Hügel aufgeschaufelt, auf dem sie die Schätze ausstellen, die sie zu verkaufen haben. Am Esoa-da ist alles Ausländische zu haben, sowie auch mancherlei Erzeugnis Bidas und seiner Umgebung. Unvergeßlich wird mir ein Mann bleiben, mit dem ich hier um manche alte Steinperle feilschte, und der auf seinem Sandtische und auf untergelegten Papierblättern alles feilbot, was in dieses Gebiet schlägt. Er hatte den Steinarmring der Tuareg und der Tommo aus den Homburibergen; er hielt Glasperlen aus Aegypten und Gräberschmuck aus Wadai feil; man konnte bei ihm gläserne Nachahmungen altafrikanischer Siegelsteine und steinerner Ohrstifte aus Ilorin erwerben. Er hatte immer einen Kreis von Freunden um sich, die schwatzten und gafften und bewunderten, aber niemals etwas erstanden. Diese Gaffer waren aber

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

seine Reklame, denn jeder schaut auch in Afrika über die Schultern zusammengedrängter Menschen, um sich nicht etwas entgehen zu lassen.

Das war der bedeutendste unter den Händlern des Esoa-da. Aber die kleineren Kaufgenies waren in großer Menge mit ihren Sandtischchen aneinander gerückt. Da wurden Bleiglanz zum Augenschminken, das Drüsensekret der Zibetkatze, Dolche aus Kano, Salz aus der Sahara und vor allem Papier aus Aegypten ausgeboten. Diese Papierhändler saßen und standen herum, riefen laut preisend die Mallems zum Briefschreiben auf, und überboten sich in prunkvollen Ehrenerweisungen gegenüber den Schriftgelehrten, die hier umhergingen und ihren Bedarf decken wollten.

Durch den Esoa-da kam man zum Esoa-bi, dem Platze, an dem die Kolanüsse gehandelt wurden, und der genau zwischen der Ecke des Malikipalastes und unserem Tsoadjogehöfte lag. Allabendlich erstand ich hier meinen Beutelchen Kolanüsse, um den Freunden, deren ich in der Stadt bald eine ganze Anzahl hatte, einige anzubieten, wenn ich ihnen, was sicher war, nun auf dem Lotschita begegnete.

Denn nun, nachdem ich mit meinen Kameraden das letzte Dämmerlicht benutzt hatte, um auf dem Esoa-da noch die eine oder andere alte Perle zu erhaschen, nun schlenderten wir gemächlich den breiten Lotschita hinab und erfreuten uns an dem fröhlichen Marktleben und an den wunderlichen Gestalten, die im Flackern der vielen Lichtchen doppelt phantastisch erschienen.

Eine breite Straße zieht sich an der Mauer der Maliki-karra zur Pulsader der Stadt hin. Da hocken Frauen und kleine Mädchen, die halten (um diese Jahreszeit) Mangopflaumen und Lemonen, zu anderer wohl Pisangs, Orangen und derartiges, dazu aber Erdnußöl und Schibutter feil. Sie sitzen nicht nur, diese Weibchen, sondern die jüngeren sind auch aufgestanden und locken durch laute Ausrufe zum Kaufe ihrer Ware. Und merkwürdig! Was mir in Mokwa vordem schon aufgefallen war, hier ward es nur noch deutlicher: Wenn ich meine Augen schloß und das Geräusch und Schreien über mein Ohr hinziehen ließ, so wußte ich keinen wesentlichen Unterschied zu machen gegenüber dem Ausrufen auf der Cannebière in Marseille oder dem großen Marktplatz in Florenz! Sicher, das Gemisch von Glocke und Schelle der Elektrischen, die Kommandorufe der Carabinieri, das posaunenhafte Betonen der Zeitungsnamen fehlt! Aber davon abgesehen: Diese Klangfarbe der Töne, deren melodiöse Vibration, diese a- und o-Laute — auch Arriens mußte mir recht geben — hier gellten uns dem Klang nach

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die sicher nicht immer schönen, stets aber charaktervollen Marktrufe italienischer und französischer Händlerinnen nach.

Gegenüber dem Eingange unseres Gehöfttores ist dem Dsukoko zu der Markt der Kolahändler, dem Lotschita zu aber der Hühnermarkt, und das ist einer der wichtigsten Bestandteile des ganzen großen Getriebes überhaupt. — Hühner! — Wenn unsereiner als gewöhnlicher Sterblicher so von Huhn oder Hühnern spricht, dann begibt er sich nach Nupescher Ansicht schon ein wenig auf den Weg der Komik. Als ob das alles so einfach Hühner wären! Du lieber Gott, wie begriffskurz! Da gibt es zunächst doch einmal das Huhn, das borstenartige Federn hat, das tsokun-lua, dann das mit gekräuselten Federn, das tsokun-bigbi. Von beiden weiß man nicht, von wo sie stammen; sie sind selten und als Seltenheit geschätzt; aber von ihrem Heimatlande konnte mir niemand etwas sagen. Alle anderen Hühner heißen biji oder bische und werden nach der Farbe unterschieden. Da ist das biji-allaji, das weiße, das biji-edson, das schon dunkler, aber mehr hell als dunkel ist, das biji-gilla, das gelbbraune, das biji-tutumbirri, das schwarze mit weiß und rot, das biji-gunguro, das rote, das biji-juko, das schwarze, das biji-kwaro, das geperlte, endlich das biji-kwai, das grün hinter dem Kopfe und am Halse ist. Dieses biji-kwai wird nie zum Opfern genommen. Es erfüllt dann nicht seinen Zweck. Außerdem gibt es auf diesem Hühnermarkte noch recht viele Truthähne, seltener Enten — (die Ente ist der Genußvogel der Benuevölker) — und merkwürdigerweise anscheinend nie Tauben, trotzdem es deren in Bida in großen Mengen gibt. Dieser Teil des Marktes hält sich, nahe der Speisen- und Kuchenabteilung, am Abend am längsten, und mancher, der seine Stoffe und Perlen oder sonstige Waren gut abgesetzt hat, wandert noch zum Hühnermarkte, um seiner Hausfrau ein Hühnchen mit heimzubringen. Denn, wie man bald sehen wird, schätzt man in Bida einen guten Happen ganz außerordentlich. Es sind wahre Leckermäuler, die guten Bidaer.

Wir aber schlängeln uns durch die wogende Menge vom Dsukoko zum Haupt- und Zentralpunkte des Lotschita. Der Strom der hin- und herflutenden Leute teilt sich hier. Zur rechten sitzen beiderseits eines Ganges die Kleiderhändler auf dem Esoa-dilali. Die Schneidermeister haben hier einige der schönsten Toben um sich ausgebreitet; einige haben sie geschickt zusammengewickelt und zusammengeschnürt neben sich aufgeschichtet. Dann und wann erhebt sich einer und wirft mit großer Bewegung ein Kleid auseinander, dann steht er wie ein Gekreuzigter da und hält das weite Gewand ausgedehnt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Leute bleiben stehen, mustern den Schnitt, prüfen die Stickerei, zählen die Menge der zusammengefügten Bahnen, und manches Dutzend von Flaneuren freut sich an dem Kunstwerk, bis endlich ein Reflektant kommt. Das ist dann aber ein langes Gefeilsche! Nicht etwa laut und aufdringlich, nicht schäbig und knauserig, aber sicher langsam, sehr gemessen, feierlich, gleichgültig bietend und mit einfachem „Barka" ablehnend. Aber wenn dann der Reflektant nach einem letzten Gebot aufsteht und von dannen geht, dann erhebt sich gar häufig der Händler, geht ihm nach und sagt: „Da nimm es". So schließt man hier seine Geschäfte ab.

Daneben ist der Esoa-de, der Markt der Stoffhändlerinnen. Wie heute leider schon ein beträchtlicher Teil der Kleider aus europäischem Stoffe hergestellt wird, so liegen auch in den Körben der Stoffhändlerinnen schon recht viele schlechte Waren aus Manchester und auch schon Webstücke, die mit europäischem Faden im Inlande hergestellt werden. Aber immerhin treffen noch alltäglich aus dem Bununlande im Süden (einer Außenprovinz des Jorubagebietes) Händler mit vollen Lasten eigengewebter Stoffe ein. Aus dem Bununlande kommt der größte Teil der schönen Stoffe der Nupedamen, und wenn die nupeschen Frauen auch selbst den Griffwebstuhl zu handhaben wissen, so ist der Erfolg ihrer Tätigkeit doch harmlos gegenüber der enormen Produktionskraft der Länder Kabba und Bunu. Die Händler, die derart von außen kommen, übergeben ihre Waren einer Frau. Hier sitzen nun die Verkäuferinnen, und jeder Vorübergehende kann in den Korb hineingreifen und ein Stück nach dem anderen entfalten. Die nupeschen Damen sind nun allerdings in der Wahl ihrer Ankäufe ebenso wählerisch wie unsere heimischen Schwestern, Gattinnen und Mütter, aber sie sind (Verzeihung!) in einem Punkte ein wenig liebenswürdiger: die betrachtende, prüfende Frau legt nämlich den auseinander genommenen Stoff selbst wieder zusammen!

Wenden wir uns nach links weiter bis zur Ecke der Maliki-karra, an dessen Längswand uns der breite Strom an Kola-, Huhn-, Kleider- und Stoffmarkt vorbeigetrieben hat, so kommen wir erst an den Esoa-masaga, den Glaswarenplatz, dann ganz um die Ecke biegend zum Esoa-ba, dem Bambus- und Baumaterialienstand. Von diesen beiden nimmt natürlich der erstere unser regeres Interesse in Anspruch. Hat es nicht genügendes Interesse für einen jeden, zu hören, daß in einer innerafrikanischen Stadt Glasringe und Glasperlen hergestellt werden? Und wenn auch die oberflächlichste, europäische Meinung lange genug der Ansicht war, daß nur das Material euro-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

päischer Bier- und Schnapsflaschen hierzu Verwendung fände, so genügt doch allein schon die Tatsache an sich, um wenigstens einen Augenblick an diesem Stande zu verweilen, und um den Beschluß zu fassen, uns morgen eingehender mit dieser Sache zu beschäftigen.

Inzwischen ist es ganz dunkel geworden. Alle Stände mit Industrieerzeugnissen sind weggeräumt. Jetzt gehen an uns die hochgewachsenen Nupefrauen mit den wallenden Kleidern und Kopftüchern, den schönen Körben auf den Häuptern, aufrechten Ganges vorüber, nicht ohne einen verschleiert prüfenden Blick über uns hingleiten zu lassen; jetzt ziehen die Ziegen- und Schafhändler mit ihrem mehr oder weniger widerspenstigen Getier vorüber; jetzt schlendert jeder, der sonst nichts besseres zu tun hat, die große Straße, die an der Front des Malikiplatzes vorbeiführt und den Lotschita senkrecht schneidet, auf und ab. An dieser Lästerallee zieht sich der Esoa-bonkuru, daneben der Esoa-mofotschi hin, bis zum Eingange in den Malikipalast, wo er in den Esoa-malufa, den Hutmarkt, einmündet.

Der Markt der Speisen nebst einigen Kochrezepten.

Nur wer den Esoa-bonkuru, den Markt vegetarischer Schlemmereien und den Esoa-mofotschi, den Markt der animalischen Genüsse, abends mehrfach besucht und studiert hat, nur der weiß, wie hoch die Bildung der Bidaleute steht — insofern wenigstens das französische Sprichwort wahr ist, daß man die Kultur eines Volkes nach seinem Küchenzettel beurteilen kann. Ich habe diese Sache studiert und kann unter kühner Annahme der Richtigkeit des französischen Satzes behaupten, die Nupe müssen Heroen, Kolosse der Kultur sein. Denn bitte, man wolle nur die Nase ein wenig dorthin wenden! Das duftet wie in einer allerfeinsten Pastetenbäckerei! Wir treten in den Schein einiger Oellämpchen, die sich, aneinandergereiht in einer Perlenkette von Hunderten von Gliedern am Esoa-bonkuru und Esoa-mofotschi hinziehen. Da liegen braune, dünne Küchel, wie Pfefferkuchen duftend. Sie sind knusprig und leider für meinen Geschmack nur ein wenig zu sehr gepfeffert. Man nennt sie Massa. Kulli-kulli sind noch leckerer, auch mit Oel und Pfeffer und allerlei Gewürz bereitet und bestehen wie die Massa aus gemahlenen Erdnüssen. Fast noch lieblicher duften die Bonkurru, eine Spezialität Bidas, Bohnen-Cakes und Kara, also Bohnenkrapfen, die aus dem siedenden Oel dem Schlemmer entgegenblicken. Das sind Leckereien allererster und auch kostspieligster Art; aber auch die groben, länglichen Bohnenstöllchen, Djenkaraga genannt, und der übliche, wie alles in Oel gebackene Dingi (Jamsfladen) würden uns zusagen, wenn er nicht so übermäßig mit rotem Pfeffer gemischt wäre. Sowie die pfeffrigen Gerichte in Oel behandelt sind, nehmen sie eine Schärfe an,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die wenigstens uns den Genuß so gut wie unmöglich macht, wenn ich auch durchaus die Feinheit des Untergeschmackes noch wahrzunehmen imstande war.

Darum schätze ich die einfachen Breiarten mehr, wie Enjibotschi, ein Reisgericht, zu dem man eine treffliche Sauce erhält, oder Ekoa, dem nach Jorubaart gekochten Guineakornbrei, oder gar Sambu und Furra, zwei Maismehlspeisen, die man sich unter guter Abmessung der beigefügten Saucen selbst abschmecken kann, und welche beiden gerade in Bida deliziös sein können.

Beim Verlassen des Raumes der vegetarischen Lebensmittel und vor dem Eintritt in das Quartier des Schlächtermeisters und der Köchinnen wird es zweckmäßig sein, den jetzt gerade etwas verwöhnten Riechorganen eine kleine Anpassungsfrist zu gönnen. Es ist die Stätte, die nicht gerade so sehr zart duftet; und zwar nicht die lange Reihe der Rostbratstellen und der Kochtöpfe, sondern die Schlächterei. Wenn nicht ganz besonders strenge Maßnahmen seitens einer europäischen Verwaltung (wie ich es besonders in großen Städten für durchaus durchführbar erachte) getroffen werden, wird ein afrikanischer Schlächterplatz, auf dem am Morgen geschlachtet, tagsüber das Fleisch und die Felle in der Sonne gelassen und abends auch nicht an Reinigung gedacht wird, nicht besonders gut duften können. Als Straßen- und Marktreiniger dienen in diesem Teile Afrikas bekanntlich die Aasgeier, die in großen Städten an den Schlachtplätzen zu vielen Dutzenden herumhüpfen und umherstelzen, die ringsum auf den Bäumen und auf den Dächern der kleinen Schattenhallen hocken. Diese Tiere sind ja in der Tat insofern eine gewisse Wohltat, als sie die schlimmsten animalischen Abfälle, zum Teil angeblich auch gewisse Fäkalien, entfernen. Sie stehen durchaus unter dem Schutze der Menschen und gehen einem Vorübergehenden bisweilen kaum aus dem Wege. Wenn in irgendeinem Gehöfte eine Ziege oder ein Schaf geschlachtet wird, so führt die feine Witterung diese Tiere sogleich herbei, und sie zieren nach wenigen Augenblicken die Spitzen der umliegenden Dächer.

Sie kreischen nicht, sie machen sich nur durch den schweren Flügelschlag beim Niedergange bemerkbar. Und doch wird jeder mit einem leidlich feinen Geruchsinn begabte Mensch ihre Gegenwart sogleich wahrnehmen. Denn sie stinken auf 30—40 Meter im Umkreise. Nun kann man sich vorstellen, welchen Duft die Anwesenheit von etwa 50—100 Geiern auf jedem Schlachtplatze schon am Morgen hervorruft. Ich halte ihre Gegenwart für sehr gesundheitswidrig. Denn diese Aasfresser sind so frech, daß sie den aufteilenden Schläch-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

tern bis auf Messerweite nahe kommen, und der Schlächter braucht sich nur zum Messerwetzen für einen Augenblick abzuwenden, so sind sogleich einige der schmutzigen Tiere mit Fängen und Schnabel, die kurz vorher in irgend einem Aas gewühlt haben, dabei, dem Metzger ins Handwerk zu pfuschen. Doch das stört den guten afrikanischen Schlächter nicht. Mit einer Handbewegung weist er den frechen Zudringling ab, so daß er einige Schritt weit weghüpft, und dann setzt er sein Werk fort.

Da nun außerdem diese ekelhaften Geschöpfe sich natürlich tagsüber möglichst viel in der Gegend der Metzgerei aufhalten und nachts in den umstehenden Bäumen kampieren, um am anderen Morgen dem geliebten Menschengewerbe möglichst nahe zu sein, so kann man sich denken, welchen Geruch allein schon die penetrante Ausdünstung der Tiere und dazu noch die außerordentliche Fülle ihrer reichlich gespendeten Exkremente verbreiten.

Also diese häßlichen Kameraden des Metzgergewerbes tragen nicht wenig dazu bei, den Platz, der so schon in der Glut der zentralafrikanischen Sonne genügende Riechstoffe erzeugt, nach der Seite des Geruchs zu verschönern, und deshalb muß man möglichst schnell diese Schwelle zu den Fleischtöpfen Bidas überschreiten, damit einem der Appetit nicht noch mehr verdorben wird, als es nach diesen Erörterungen doch wohl schon zur Genüge geschehen ist.

Aber Vorurteil beiseite! Die Gerichte, die ich nun vorzuführen habe, sind delikat, wenn ein europäischer Gaumen und ein europäisches Auge sich auch wohl erst ein wenig an den Geschmack gewöhnen muß! Im allgemeinen dient dem biederen Westafrikaner das Fleisch ja nur als Zugabe zum magenfüllenden Brei. Aber in solchem Schlemmerwinkel wie Bida, wo eine allgemeine Wohlhabenheit, ja auffallender Reichtum alle angesehenen Burschen und sehr viele Fremde beglückt, da gibt es auch Menschen, Wünsche und Gelegenheiten, die die Formel umdrehen und den Brei zur angenehmen Beigabe der Fleischgerichte herabsetzen. Zuletzt, das ist kein Wunder! Alle Bauernvölker schwärmen mehr für vegetarische Massenernährung, die schwerfälligen und bewegungsarmen Städter mehr für konzentrierte, kleine Fleischrationen.

Nach Eingeborenensitte hocken wir nun vor dieser berühmten Köchin, die just auf der Ecke des Esoa-mofotschi ihren Stand hat, nieder. Vor dieser Künstlerin stehen zwei mächtige Töpfe, daneben nicht weniger als drei kleine Oellämpchen, deren Docht ein wenig schwält und ölig duftet, was wir aber infolge unseres Heißhungers nicht bemerken. Ich halte meinen Schilling hin (man kann auch

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Kaiser kommt.
(Photographiert von Leo Frobenius.)

UB | Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

2000 Kaurimuscheln geben, das würde aber den Handel zu sehr ausdehnen). Die Kochkünstlerin betrachtet ihn wegwerfend, dann wirft sie ihn unter den Deckel eines neben ihr stehenden Korbes, wo er dem Klange nach sich mit einer ganzen Verwandtschaftsreihe zusammenfindet. Nun nimmt sie ein Tuch von ihrem Schoße, und man sieht, daß sie ein kleines Kind bei sich hat, das bis jetzt schlief, das aber, wenn Mutter nun sich in Ausübung ihrer Verkaufsbeschäftigung vertiefen will, sogleich erwachen und schreien würde. Eine kluge Mutter beugt vor. Sie nimmt also die eine ihrer schwellenden und nach allen Dimensionen recht umfangreichen Brüste und steckt sie dem Wurm in den Mund. — Der Friede Europas ist gesichert. Das Wurm lutscht laut hörbar, Mutter greift zum Löffel.

Und dann öffnet die große Künstlerin in vollem Bewußtsein der unvergleichlichen Güte des Artikels, den sie der hungernden Menschheit nun zu bieten vermag, siegesbewußt den einen Deckel, und fährt mit dem Löffel hinein. Dicker Suppendampf von angenehmem, würzigem Duft strömt uns entgegen. Dann ergreift sie eine saubere Tonschüssel, in der sie das Quantum für einen Schilling oder 2000 Kauri auffüllt, ganz langsam, denn das ist sehr schwierig. Es ist schwer zu beschreiben, was dieses Gericht alles enthält. Jedenfalls vieles vom Ochsen, aber doch wohl auch einiges vom Schaf oder der Ziege. Zunächst nehmen wir ein Stück Darm, dann einen Streifen Lunge, ein Glied von einem Schwanz, dann einige Fetzen von der Schnauze, endlich Leberfett, Hammelfuß, Bauchfell, Gehirn usw. wahr. Die Künstlerin ist aber sorgfältig. Wir können von jeder dieser Delikatessen für unseren Schilling oder die 2000 Kauri ein wenig beanspruchen, und da sie etwas auf ihren guten Ruf hält, so verliert sie auch nicht die Geduld, sondern fischt, bis das Schüsselchen halbvoll ist. — Aber Geduld! Zu diesem Atschia-Kara genannten Gerichte gehört noch mehr. Nachdem der Löffel ordentlich abgeklopft, mit dem Finger sauber gestrichen und auf den wieder geschlossenen ersten Topf gelegt ist, hebt die Köchin den Deckel eines zweiten auf, holt mit einem anderen Löffel aus diesem zweiten Topfe eine dickschleimige, grüne Sauce und einige durch und durch damit vollgesogene Jamsstücke. Das kommt als Ueberguß und Belag auf unseren Atschia-Kara.

Wir können nun aufstehen, können gleich in nächster Nähe die Speise zu uns nehmen und dann den Topf zurückgeben, oder können auch, da wir bekannt und auf dem Markte gut akkreditiert sind, das Ganze mit heimnehmen, um hinter verschlossenen Türen und ohne Zeugen die Probe vorzunehmen und die Schüssel nachher zurücksenden. Denn hier hätten wir recht viele Zeugen; das Volk hat sich

30

gestaut und schaut das duftende Gericht der „Oberen Zehntausend" an. Dabei klimpern die Hände in der Tasche mit Geld, und mancher Leichtsinnige überlegt wohl, ob er den Betrag, für den er sonst als bescheidener Mann sogar in Bida auch bei Einmietung leicht zehn Tage leben kann, an einem Abend verprassen soll.

Dicht neben diesem Stande werden anderweitige Schleckereien feilgehalten, die zum Teil noch mehr geschätzt, zum Teil auch für Reisende bereitet werden, die am anderen Tage schon Bida verlassen und in ihrem Reisesack eine lukullische Wanderkost mitnehmen wollen. Killischi ist ein derartiges Gericht. Fleischfladen sind stark mit Oel und Gewürzen eingerieben, und dann in die Sonne gelegt, einen Tag nach dem anderen, und jeden Tag wieder eingerieben. Solches Oel-Dörrfleisch ist beliebt, weitaus am beliebtesten von allem derartigen aber Soja. Hierzu werden nur die allerbesten Fleischstücke genommen, erst geröstet und dann täglich mit Gewürzen eingerieben.

Natürlich trifft man hier auch wie auf jedem Markte die Tschire, d. i. eine andere Art Roastfleisch, das frisch und warm vom Feuer weg genossen wird. Zu diesem Behufe werden Nieren, Nierenfett, Herz, Keulenfleisch, Wamme usw. vom Rind in kleine Stücke geschnitten und auf etwa zwei Spannen lange Spieße aus Holz oder Eisen je eine Reihe Stücke aufgeschoben. Der Röster schaufelt sich alsdann einen kleinen Hügel von Sand auf, um den herum er ein gelindes Feuer entfacht. Die Spieße aber werden um den Hügelrand herum zwischen die Hitze ausstrahlenden glimmenden Holzscheite gesteckt. — Nun gilt es einerseits die Hitze richtig abzumessen, anzufachen oder herunterzudrücken, anderseits die Spieße zu drehen und im Stand zu vertauschen, damit ein gleichmäßiges Ergebnis erzielt wird. Und das ist besonders im Anfang gar nicht so ganz einfach.

Aber ich denke nun genug von den Schlemmereien des Bidamarktes erzählt zu haben, so daß man sich an der Hand der wenigen Beispiele schon ein Bild von der Reichhaltigkeit der Delikatessen machen kann, die hier verwöhnten Gaumen entgegenduften. Wir lassen also den flämmchenreichen Markt und wenden uns nach der anderen Seite.

Was soll ich noch zeigen? Der Marktplatz vor dem Malischloßportal, der Esoa-malusa, wo jeder die selbstgefertigten, weltberühmten Nupestrohhüte feilhält, der gegenüberliegende Esoa-wo, wo alle Arten von Kalebassen gehandelt werden, sind jetzt schon ebensogut verlassen, wie der Esoa-tochibe, der Medikamentenstand, der neben unserem eigenen Hause im Schwunge ist, und wo viele

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

alte Weiber in kleinen und großen Körben Kräuter, Wurzeln und getrocknete Beeren feilhalten, so daß es von der Säuglingssterblichkeit bis zur Greisenschwäche wohl keine Krankheit und kein Leiden gibt, gegen das hier nicht vegetarisch-medizinisches Rüstzeug geboten würde. — All diese Plätze sind um diese Stunde schon leer! Nur die Stände mit den Lebensmitteln sind noch erleuchtet. Nur hier noch Leben und Verkehr und Kaurigeklimper und Gehandel, nur hier. — Doch halt!

Der Winkel der Frau Minne.

Jetzt fällt mir noch eines ein! Unter dem Siegel der Verschwiegenheit kann ich noch einen Winkel zeigen, wo zwar keine Küchel- und Fleischdelikatessen gehandelt werden, wo auch kein Oellämpchen sein Licht verbreitet, wo aber doch mit fortschreitender Stunde das Leben eher zunimmt als erstirbt. Das ist der Esoa-Bomwoji, ein Platz hinter dem Fleischmarkt gelegen und überdacht von Baumkronen, die dicht genug sind, auch den neugierigsten Wanderern den Einblick zu verwehren.

Es ist ein lauschiges Plätzchen, dieser Esoa-Bomwoji, und was hier gehandelt und behandelt wird, muß wohl neckischer und lustiger Art, heimlicher und versteckter Natur sein, denn jeder Bursche und jedes Mädel, das aus dem Licht des Mondes oder dem Flammengefunkel der Speisenmarktlämpchen in den Schatten dieser Bäume und des eng daran anschließenden Gehöftes untertaucht, schaut noch einmal um sich, lugt noch einmal in die Runde, ob auch nicht gerade ein unerwünschter Beobachter seinem Verschwinden nachblickt.

Diese Dämchen haben allerdings nicht vor, unter den lauschigen Bäumen und in dem daringelegenen Gehöfte das Feuer der Vesta zu schüren. Es sind zum größten Teil Karua, lustige Dirnen. Das Gehöft dahinter gehörte bis vor kurzem einer sogenannten Sonja-Karua, einer Dame, deren Beruf es war, den Mantel über heidnische Liebe zu decken, und die dafür von jeder der Amoureusen ein Viertel ihrer Einnahmen, d. h. ein Viertel von 2000 Kauri, also 500 Schnecken erhielt. — Der Esoa-Bomwaji ist also der Stand der käuflichen Liebe. Aber man würde irren, wenn man annehmen wollte, daß diese Weiber gemeine Frauenzimmer im Sinne der Huren unserer Großstädte seien. Gewiß gibt es auch hier echte, rechte Ekelgestalten dieser Gattung, und zumal die gemeinen Weiber, die die nördlichen Haussastädte als abgenutzte Ware nach dem Süden entsenden, die nach den scheußlichsten Parfüms duften, dicke, geschminkte, jeder weiblichen äußeren und inneren Würde entkleidete Fleischware, entsprechen genau unserer Vorstellung von einer Straßendirne. — Also diese Geschöpfe treiben sich mehr draußen im Songo, im Karawanenlager vor den

Toren der Stadt herum, wo ein rauher Geist kräftiger gewürzte Kost, abgefeimte Künste und brutalere Brunst heischt.

Die kleinen Karua des Esoa-Bomwaji sind nicht von solcher Art. Wir werden ja sehen, daß die Liebe in der Großstadt Bida sowieso ein Irrwisch ist, und daß die Irrlichter der Neigung leicht und schnell über die Mauern des Palastes, durch die Zäune des Aermeren und über die Banden der Ehe graziös zu springen wissen. Es ist eine schwüle Atmosphäre in Bida, und die Augen aller Frauen haben hier ein wunderbares Geschick, prüfend und vergleichend, halb verdeckt, wenn auch bemerkbar, vielsagend, so doch verschweigend, fremde Männer zu messen. Mir scheint es also nicht, als ob eine solche kleine Karua in Bida etwas schlimmeres, entmenschteres, häßlicheres oder abstoßenderes sei, als der Durchschnitt der anderen Frauen. Es sind arme Mädchen und arme Frauen, deren Männer oft monatelang auf Kauffahrt sind. Und die Armut und Keuschheit halten auch hier so schwer, so sehr schwer Freundschaft. Also wollen wir keine Steine auf diese tuschelnden Menschenkinder werfen. Wo so viele Tausende Kaurimuscheln für Schleckereien und Schlemmereien dahingehen, da ist es ja ganz natürlich, daß auch die nächtliche Venus ihr Fangnetz auswirft.

■ ■

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Zug des Emirs des Nupelandes in der Hauptstraße Bidas.
(Gezeichnet von Carl Arriens.)

Fünftes Kapitel.

Die Pracht Bidas.

Wie die Fulbe zu dem wurden, was sie heute in Nupe sind; wie sie die uralte Kultur des Nupelandes übernahmen, was diese Kultur in der Landeshauptstadt zeitigt, und wie diesen Kulturgütern eine gar beredte Sprache abzulauschen ist.

Wie die Fulbe im Nupelande zur Herrschaft kamen.

Wir treten ein in den Kreis der bunten Bilder, die an uns vorübergleiten, wenn wir das Hofleben des Emirs von Nupe betrachten. Der Emir von Nupe ist ein Fulbe, einer der großen Fulbeherrscher der Haussaländer. In einem der nächsten Kapitel werde ich die geschichtlichen Vorgänge, welche das eigenartige Nupevolk zu den herrschenden Mächten dieses Landes erhob, näher zu schildern haben. Hier wollen wir uns einige Grundzüge der Entwicklung der besonderen Rasse der Fulbe klar machen. Habe ich doch selbst dieses merkwürdige Volk zwischen Senegambien und dem Nil in vielen Varianten kennen gelernt, war ich doch von 1907 bis 1912 in der Lage, seine Angehörigen in Senegambien, im Guineagebiet, in Timbuktu, in Masina, im Mossidistrikt, in Togo und Joruba, in Adamaua und Kordofan, vor allen Dingen aber im Nupelande zu studieren, so daß mir kaum ein Volksgeist, kaum eine Volksart, kaum eine geschicht-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

liche Umbildung verständlicher geworden ist, als die der Fulbe und der Fulbesierung des Sudan.

Man wird unter den Fulbestämmen vor allen Dingen zwei außerordentlich verschiedene Typen streng unterscheiden müssen, nämlich den Typus des Auszugs und den der Rückbewegung. Vielfach sind sie ja ineinander aufgegangen, und die Mischungselemente dann schwer zu erkennen, aber der Forscher, der einmal auf diese Verschiedenartigkeit aufmerksam geworden ist, vermag vielerorts beide Typen ihrer Zusammensetzung nach zu unterscheiden. Als ausziehende Fulbe bezeichne ich die Reste jener Völkerwanderung, die sie in irgendeiner vorgeschichtlichen Periode von irgendeinem Punkte Ostafrikas aus nach dem Westen geführt hat. Sie waren damals lediglich Viehzüchter. Während die Hauptmasse der Wandernden bis zum oberen Niger und zum Senegal gelangte, blieben einzelne abgesplitterte Teile auf dem weiten Wege liegen. Es waren dies beispielsweise die Simili des Mossilandes, einige Stämme in Futa-Djalon und die ursprünglichen Bororo in Adamaua. Teilweise sind diese abgelösten Brocken des Auszuges in ihrer alten Eigenart noch rein erhalten, zum Teil haben sie sich aber mit den rückströmenden Fulbe gemischt und sogar ihre Traditionen verloren. Ein Beispiel hierfür bieten die Bororo im deutschen Adamaua, die mehrfachen Zuzug aus Bornu und dem Kanodistrikt erhielten und sich heute gern als verhältnismäßig jung eingewanderte Stämme ausgeben. Von denjenigen Bororo, die ich bei Laro kennen lernte, hörte ich jedoch, daß der Stamm dieser Adamaua-Fulbe seit uralten Zeiten im Lande eingesessen und nicht von Westen, sondern in weit zurückliegenden Zeiten aus dem Osten gekommen ist.

In einer Hinsicht sind die ausziehenden und die zurückströmenden Fulbe einander gleich, nämlich vollkommen übereinstimmend in ihren Charakteranlagen und vor allen Dingen in der Entwicklung eines eminenten Fanatismus; der Unterschied beruht aber darin, daß der Fanatismus der Ausziehenden sich nach einer ganz anderen Richtung gekehrt hat, als der der Zurückkehrenden. Der Fanatismus jener Fulbe kannte nur ein Lebensgesetz: das war das Streben nach unbedingter Rassenreinheit. Sie waren „Züchter" nach jeder Richtung. Wir können das vor allen Dingen in ihrem Beruf erkennen; nirgends waren die ausziehenden Fulbe irgendwo Ackerbauer; sie kannten lediglich die Viehwirtschaft. Als sie nun auszogen, trieben sie mit sich das aus Osten stammende Buckelrind. In den Ländern aber, durch die sie kamen, waren schon zwei Rinderrassen vorhanden, von denen die eine unserem europäischen Rind ungemein ähnlich sieht, während die andere mit ihren kurzen Beinen und ihrer ganzen niedrigen Statur

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

als eine Zwergart so recht nach Westafrika paßt, in welchem anscheinend alle Geschöpfe, die Ziegen, die Schafe, die Hunde, die Pferde, die Rinder und auch die Menschen dicke, kurze Beine bekommen. Westafrika ist das Land des Hintreibens zur Dackelartigkeit. Diese beiden Rinderrassen trafen die Fulbe auf ihrem Wege an. Sie achteten aber auf ihrem Durchzuge strengstens darauf, daß sich das mitgebrachte Buckelrind nie mit den eingeborenen Rassen mischte. Sie betrachteten ihre Tiere beinahe als heilig in der Rassenreinheit, und mehrfach traf ich auf die Erscheinung, daß alte Bullen einer besonders gezeichneten Art tatsächlich religiöse Verehrung genossen und nicht angerührt werden durften. — Wir haben dies einerseits als eine Sitte betrachten können, die sie aus Ostafrika mitbrachten, und anderseits als einen klaren Beweis dafür, wie ihr Fanatismus auf Rassenreinheit hindrängte, und zwar dies ebenso im Familienleben, wie in der Rinderzucht.

Das mit Fanatismus beobachtende Rasseninteresse war der Mittelpunkt des Geisteslebens bei den ausziehenden Fulbe. Sie hatten im wesentlichen weder ein besonderes religiöses (keiner der ausziehenden Fulbestämme hat vor der Rückwanderung der Brüder den Islam angenommen), noch irgendein politisches Interesse; sie kannten nur den einen Grundsatz, unbedingt alle Rassengenossen gegen die schwarzen Stämme zu unterstützen. Nirgends habe ich in all den östlichen Ländern wahrgenommen, daß die ausziehenden Fulbe irgendeine politische Organisation im höheren Sinne erzielt gehabt hätten. Sie kannten, wie gesagt, nur den Grundsatz der Unterstützung der eigenen Rasse, auf deren Reinheit sie ungemeinen Wert legten.

Demgegenüber ist der Typus der zurückströmenden Fulbe hinsichtlich der Kraft des Fanatismus der gleiche; dieser erstreckte sich aber nicht sowohl auf das Problem der Rassenreinheit, als vielmehr auf die Verfolgung religiöser Ideen in Verbindung mit politisch-organisatorischer Tätigkeit. Nach allen Akten, welche die Geschichte bietet, scheint ein großer Wendepunkt in der Entwicklung des Fulbetums eingetreten zu sein, als sie am oberen Niger und am Senegal, in dem Gebiete zwischen dem ehrwürdigen Reiche Ganna und dem Jolofgebiete ihre Wanderung abgeschlossen und sich ansiedelten. In diesem Lande gab es seit uralten Zeiten Städte, weit ausgedehnte Stadtkulturen und politische Organisationen, in deren Bannkreis nun die ausziehenden Fulbe gezogen wurden. Neue Lebensformen, anderartete Lebensbedingungen traten ihnen hier entgegen, und vor allen Dingen kam das ausziehende Fulbeelement mit hellfarbigen Stämmen, mit Mauren und Berbern allerhand Art, mit Arabern

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und Wüstenstämmen in Berührung. Hier geriet das Rassenprinzip ins Wanken. Wie heute noch der Fulbe den hellfarbenen Europäer als rassengleich ansieht, ebenso betrachteten sie die nordwestlichen Völker als ebenbürtig und rassenähnlich. Indem sie sich aber mit diesen mischten, was sie vorher mit den schwarzen Stämmen nie getan hatten, verlor der Fanatismus den Boden, die Berechtigung und die Bedeutung im Gebiete der Rassenfrage. Manche alte Ueberlieferung erzählt von der Verehelichung der Fulbemädchen mit den hellfarbenen Trägern der alt-islamischen Kultur.

Ueber den Rassenfanatismus der Fulbe vergleiche unter Kapitel 15 Nachtrag 1.

In dem Augenblick aber, als die ausziehenden Fulbe in engeren Konnex mit den helleren Volksstämmen kamen — und auch dem Islam bei seiner Annäherung sehr schnell in die Arme eilten, in dem Augenblick, als sie mit den fanatischen Propagandisten der Religion des Propheten im Nordwesten in familiäre Beziehung traten — in dem gleichen Augenblick wurde ganz augenscheinlich ihr fanatischer Betätigungsdrang von dem Rassenreinheitsprinzip ab- und dem Religionsgedanken und der islamischen Weltherrschaftsidee zugedrängt. Und mit dem ganzen Fanatismus, der diese eigentümliche Rasse nun einmal auszeichnet, wandten sich die Fulbe vom Rasseproblem ab und dem neuen Ideenkreise zu.

Und so, nur so kann an der Hand des überlieferten Materials die merkwürdige Wandlung der Fulbenatur erklärt und verstanden werden. Mit dieser Wandlung verlor aber das Volk auch sein altes Ideal. Der Islam ist der Gegner des Rassenreinheitsprinzips. Er kennt nur Gläubige und Ungläubige. Also verehelichte sich der Fulbe von nun ab nur noch mit den Töchtern „Rechtgläubiger", und sein fanatisches Interesse zwang ihn vom flachen Lande weg in die Städte, in denen die Moscheen und Priesterschulen, die Universitäten und die Propagandisten des neuen Glaubens ansässig waren. Das ganze Lebensmilieu der Fulbe änderte sich derart mit einem Schlage; denn nun rückten sie auch in einen politischen Organismus ein. Jene Länder zwischen Niger und Senegalmündung waren vor uralter Zeit von Völkern bewohnt, die in Kasten zerfielen, in Herren, Hörige, Spielleute, Schmiede usw. Es ist für die Eigenart des Fulbevolkes bezeichnend, daß mit ihrem Auftreten nicht etwa eine neue Kaste der „Hirten" aufblühte, sondern daß die Fulbe schon im Dämmerlicht des historischen Sonnenaufganges unter den „Herren" erscheinen.

Wie bei den meisten weltgeschichtlich wesentlichen Verschiebungen und Umbildungen muß auch hier der Prozeß stillschweigend vor sich gegangen sein. Es entspricht das auch ganz dem Wesen und den Zügen der Fulbegeschichte, soweit sie uns nach Aktenstücken bekannt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Szenen aus dem großen Abendmarkt in Bida.

(Oelstudie von Carl Arriens.)

UB | Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sind, und deren einige werden wir ja sogleich näher kennen lernen. Das Kapitel, das den Untergang der Edegidynastie behandelt, lehrt uns den Werdegang verstehen. Hier will ich aber die Folgen der Umbildung der Fulbenatur schildern. Nach einiger Zeit tauchen die streitbaren Fulbe, die höchst friedlich als Hirten eingewandert sind, als fanatische Vertreter des Islam, dann auch als Könige auf. Das Prinzip der Rassenreinheit tritt gegenüber der Verfechtung des Islam und der islamischen Herrschaft zurück. Sobald die Fulbe nun Herren sind, nehmen sie in ihren Harem allerhand Frauen, dunkle und helle auf. Nur Religion und Familienvornehmheit sind noch entscheidend. Die Fulbesprossen werden schwarz.

Das Ergebnis dieser Vorgänge liegt seit anderthalb Jahrhunderten vor uns. Die Fulbe, nach einheimischem Muster kastenmäßig gegliedert, haben in der Mischung mit den Eingeborenen, den bereits vorher mit Berbern gemischten Negervölkern, selbst eine dunkle Hautfarbe angenommen. Der ursprüngliche Typus der ausziehenden Fulbe ist zurzeit nur noch in wenigen Gebieten Senegambiens, am Bani und andern Orts vertreten, der Typus der rückströmenden Fulbe aber voll entwickelt.

Diese letzteren begannen dann ihre weltgeschichtliche Mission. Als fanatische Propagandisten, Eroberer und Organisatoren traten sie den Rückmarsch an. Wie sie hierzu kamen, ist nicht schwer zu erkennen. Alle Stämme im Westen, in Senegambien und am oberen Niger waren bereits islamisiert. Hier fand ihr Fanatismus kein Feld der Betätigung. Sie drängten also in die Heidenländer des Ostens, die auszurauben, zu versklaven, zu organisieren, ihre „Pflicht" und ihr „Recht" als Islamiten war. Zuerst fielen sie über Massina, das Land südöstlich von Timbuktu her, dann aber, um die Wende des 19. Jahrhunderts, begannen sie ihr Werk in den Haussaländern.

Der Beginn ihres Auftretens in der Provinz Gobir, die Fortsetzung in Ilorin, Nupe usw. trägt überall den gleichen Typus. Osman dan Fodie tritt 1800 als Mallem, als fanatischer Priester des Islam in Gobir auf. Im stillen sammelt sich um den Mann ein zahlreicher Anhang. Er zerstört durch Ränke und Listen die Einigkeit der leitenden Familien, er gewinnt als weiser Berater des Königs mehr und mehr Ansehen und Anhang und holt dann zum Schlage aus. Wie ein Aufbrausen ist es. Gobir, Gando, Sokoto werden erobert, das widerständige Katsena gebrochen und das willfährige Kano so der Mittelpunkt des zentral-sudanischen Handels- und Industrieverkehrs.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Von diesem Kern aus strahlten nun die Fulbeeroberer nach dem Süden und Südosten aus. Einige Länder, die keine politische Organisation besaßen, wurden im Sturm und Kampfe erobert, dagegen Länder mit alter Kultur, eigener politischer Macht und starkem Lebenswillen nach dem altbewährten Rezept „auf friedlichem Wege" eingenommen. Dazu gehörte Nupe, das fraglos von allen Ländern am grausamsten durch die Geißel der rückströmenden Fulbe gepeitscht wurde. Ein harmloser Mann, der berühmte weise Mallem Dando, siedelte sich mit wenigen Anhängern und Söhnen in anspruchsloser Weise dort an.

Damals, um die Wende des 19. Jahrhunderts, war das Nupeland noch über alle afrikanischen Vergleiche reich und stark, aber es herrschte schon in der Königsfamilie das Ungeheuer Zwietracht. Thronstreitigkeiten, wie sie in alten afrikanischen Reichen zum üblichen gehören, und wie sie ein starkes afrikanisches Volk auch überwindet, wenn von außen nicht noch Zersetzungssäuren hineingespritzt werden, hatten die Macht des Adels und der Königsfamilie ins Wanken gebracht. Dem armen Nupelande wurde aber gleichzeitig das Unglück von außen hineingetragen. Und dieses Unglück war der Mallem Dando, der Leiter der unmerklich herandrängenden Welle rückströmender Fulbe. Mit einem diplomatischen Geschick, das seines gleichen sucht, wußte dieser schlaue Mann die feindlichen Vettern der alten Dynastie gegeneinander zu hetzen. Bald unterstützte er den einen, bald den anderen, bald sandte er seine „friedenstiftenden" Söhne hierhin, bald dorthin, und endlich zog er, als alles in gehöriger Unordnung war, eine Gesandtschaft aus dem schon überall gefürchteten Gando heran. Damit wurde der Fulbe-Emir von Gando zum Schiedsrichter, und er richtete die Sache schon gut zum Besten seines Mallem ein.

Aber der eigentliche Totenwirbel brauste erst über das Land, nachdem der Vater gestorben und einer der Söhne des fanatischen Mallem offiziell zum Könige ernannt ward. Noch einmal raffte sich das tapfere alte Heldentum des Ahnherrn Edegi in einem Sprossen auf. Noch einmal siegte ein Nupefürst ob, wies den Fulbe aus dem Lande. — Aber auch das war nur ein vorübergehender Aufschub; wie beutelustige Hyänen saßen die Fulbe rund um das Land, und kaum hatte jener letzte ritterliche Herrscher aus Nupeblut das Zeitliche gesegnet, da begann die Hetzerei und Räuberei schlimmer als zuvor. Die Welle ward jetzt zur Brandung, die ein Stück des Landes nach dem anderen verschlang. Tausende von Nupen wurden in großen Blutbädern hingeschlachtet, Hunderte von Städten nieder-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gebrannt. Auf den Marktplätzen wurden die Köpfe der gerichteten „Rädelsführer" ausgestellt, Weiber, die den Männern nach alter Sitte im Kampfe beisprangen, wurden von den Mordbrennern auf offenem Marktplatze geschändet.

Denn wie in jeder ihrer rückströmenden Wellen, so waren auch hier die Fulbe nur die weiße, obenauf tänzelnde Schaumkrone, die hinter sich her die ganze losgelöste, aufgereizte und entfesselte schwarze Schlammasse brutalen Negertums zog. Nur der leitende Geist war der der Fulbe; die Wucht, sogar die militärische Leitung der Aktionen lag in den Händen landsknechtartiger Massen, die mit Recht hofften, hier im Trüben fischen zu können.

So war es denn hier im Nupelande auch nur allzu verständlich, daß diesen Fulbe eines Tages ihr eigenes Werkzeug aus der Hand gewunden und gegen sie selbst gewendet ward. Der Vernichtungskrieg endete damit, daß die Fulbe ihren eigenen siegreichen General bekämpfen mußten, und nur ihre ungeheuere diplomatische Geschicklichkeit brachte es fertig, daß die letzten Nupeadligen, über die wahre Urheberschaft des langen Vernichtungskrieges getäuscht, auf der Seite der Fulbe gegen jenen letzten großen General kämpften und den Fulbe zum Siege verhalfen.

Die Entscheidungskämpfe spielten sich um Bida ab. So entstand das neue Emirat in Bida, dem der nupische Adel huldigte.

□ □

Und wie dennoch die Kulturkraft des Nupetums obsiegte.

Das rückströmende Fulbetum hatte sich sein neues Nest gegründet; die alten Hauptstädte des Landes waren zerbrochen. Aber nun gestalteten die neuen Herrscher sich ihren Sitz mit allem nur denkbaren Pomp aus. Alle Adligen wurden in die Hauptstadt gerufen. Sie mußten ihre Paläste in Bida errichten, und auch die Fulbe selbst ließen sich mächtige Kastelle im Nupestile daselbst anlegen. Die Handwerker und Künstler wurden nach Bida zusammengerufen, und so entstand jene eigenartige Stadt, die „Fulbestadt", in die wir am 9. März 1911 einzogen.

Ich hatte wirklich eine „Fulbestadt" anzutreffen erwartet, aber Bida hatte gar nichts vom Typus der Fulbezentralen, die ich vordem in westlichen Ländern so genau kennen gelernt hatte. Von jedem Gebäudekomplex, von jedem Palastbau, von jedem Stoff, jedem Kleide bis zu jedem Stück der Bewaffnung, bis zu Bogen und Pfeilspitze, war alles anders. Ja, ich hörte kaum die Fulbesprache in Bida! Das war mir in den ersten Tagen sehr erstaunlich.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Und doch ist das nicht so schwer zu verstehen. In dem Zerfleischungskampfe von beinahe 100 Jahren war allerdings das Nupetum unterlegen, aber die Fulbe hatten im Laufe der Generationen alle Kultur und vieles von der Eigenart des Volkes angenommen, das ihnen diesen großartigen Widerstand entgegengesetzt hatte. Die Fulbe hatten gesiegt, aber ihre kulturelle Eigenart war in Berührung mit den Nupevölkern zerflossen. Wie oft mag solcher Vorgang auf der Erde sich abgespielt haben, wenn mongolische und mandschurische Stämme in das reiche China, wenn barbarische Nachbarn über das Euphrat-Tigrisland oder in die Indusebene und so weiter eingefallen waren — wie oft?

Darum sieht man in Bida keine Fulbehäuser, sondern Paläste vom Stile der alten Nupeherrscher; deshalb ist das Zeremoniell am Hofe nicht das der Fulbe, sondern die Lebensweise die der Nupe. Deshalb ist Bida auch gar nicht, wie so oft gesagt wurde, eine neue Stadt mit einer neuen Kultur. Die Kultur in diesem Lande ist uralt und hat nur ihre Heimstätte gewechselt. Wir wissen aus der Geschichte dieses Landes, die wir sehr gut studieren konnten, daß jeder der alten Herrscher eine andere Hauptstadt hatte. Wir wissen, daß die Hauptstadt Nupes im letzten Jahrhundert viermal gewechselt hat. Wenn es eine Hauptstadt gab, in der die Kultur am festesten haftete, die immer etwas vom Rufe und Ruhme uralter Herrlichkeit besaß, so war das zweifellos Gbarra; und dies Gbarra zerstörten die Fulbe so gründlich, daß heute nur noch Ruinen und Schlacken übrig blieben, aber die hochverehrte Zunft der Glasarbeiter, die nur in Gbarra zu Hause waren, die nahmen die Eroberer klüglich mit in ihre Hauptstadt.

Diese Fulbe haben in der Bildung ihre Städte im Nupelande, erst dem Ausbau Rabbas, dann der sogenannten „Gründung" (in Wahrheit war Bida eine uralte aber unbedeutende Provinzialstadt) Bidas etwas von der Art des großen Magnaten der Renaissancezeit an den Tag gelegt. Sie zogen alle Intelligenz, alle Geisteskraft, alle Kunstfertigkeit des Volkes in ihre Hauptstadt. Sie zertraten und zermalmten das Land, sie waren die größten Barbaren nach außen und haben auch untereinander nicht Gift und Hinterlist gespart. Aber sie nahmen aus alle dem niedergehenden weiten Gelände alle höhere Kultur, sie vereinigten alles, was zu ihrem Ansehen und Prunke, zum Ruhme ihres Geschlechts und zum Glanze ihrer Hauptstadt beitragen konnte. Und unter dem Einflusse dieses selbstgesammelten Kulturschatzes büßten sie dann selbst ihre Eigenart ein und wurden die Hüter einer verjüngten, aus den Ruinen aufgesprossenen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nupeblüte. Das Land war vernichtet, aber der Glanz der neuen Hauptstadt strahlte heller und glänzender empor, als vordem irgendeine Kulturstätte in der jüngeren Zeit des Nupelandes.

Das ist Bida!

□ □

Dabei haben diese Fulbe es nicht gemacht wie andere gewalttätige Eroberer, die hier eine Säule stahlen, da einen Obelisken und dort ein Gemälde, die das alles daheim aufstellten und sagten: „Seht, was wir für große Kulturträger sind! Alle Länder müssen unsere Macht anerkennen und ihre herrlichen Werke uns ausliefern! Seht, so groß sind wir!" So haben es die Fulbe nicht gemacht. Sie zogen nicht Produkte, sondern die treibenden Kräfte an sich.

Ich bin ja häufig durch jene Stadtviertel geritten und gepilgert, in denen die Glaswaren, die Steinperlen, die getriebenen Gefäße, die gegossenen Schalen, die Schnitzereien und anderes hergestellt wurden, und jetzt, wo ich den Leser diese Wege führen will, jetzt muß ich erst an das einzige Vergleichsbeispiel erinnern, das mir in der Neuzeit persönlich vertraut geworden ist, an das Gewerbsleben in Tunis und anderen Städten des Mittelmeeres. Auch in jenen fernen Mittelmeerländern haben sich alle Gewerbe zunftmäßig zusammengefunden. Es sind das die Suqs. Wenn wir durch die Handwerksstadt gehen, treffen wir hier einen Gang, in dem werden nur Ledersachen verfertigt, gelangen wir dann in eine zweite Gasse, in der nur Siebe, in eine dritte, wo nur Seidenstoffe gewebt werden, in eine Straße, wo nur Schmiede arbeiten, in eine andere, die nur von Papierwebern bewohnt ist, usw. Das sind die viel berühmten Suqs.

Ein einziger Unterschied ist zwischen der Einrichtung in Tunis und der in Bida. In Tunis sind Werkstätten und Verkaufsstellen vereint; man kauft frisch aus der Arbeit heraus. In Bida ist das getrennt. In einzelnen Stadtteilen, die den Namen Ephu führen, sind die Gewerbetreibenden vereinigt, doch kann man hier kaum kaufen, wenigstens nicht im Einzelnen, wenn auch im Ganzen. Verkauft wird auf dem Markte, den ich im vorigen Kapitel schilderte, und der auch wieder in Abteilungen, in Esoa gegliedert ist.

Am meisten Interesse hat für mich zunächst der Ephu-massaga, die Stelle, an der die Glasarbeiter die Waren herstellen, die dann

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

über den ganzen Sudan verbreitet werden, und von denen ich sowohl am Senegal sah, wie am Nil, an der Goldküste sowohl wie auch bei einem Kaufmanne, der von Dakar herunter zum Kongo gekommen war.

□ □

Die Glasarbeiter und das Problem der Erziehung der Afrikaner durch Arbeit.

In dem Augenblick, in dem man die Stadtviertel der Handwerk treibenden Menschen in Bida betritt, ist man in eine andere Welt versetzt. Man ist dann nicht mehr in dem dunklen Afrika, dem Heimatlande der sorglosen, gleichgültigen „Neger", in welchen nur nach Lust und Laune, Gelegenheit und Stimmung gearbeitet wird. Man hat das Land, in dem jeder sich allen Lebensunterhalt durch ein sanftes Streicheln der derartig an Reichtum überfließenden Natur mühelos gewinnen kann, hinter sich. Man steht Menschen gegenüber, die bis zu der größten Entdeckung der Kultur vorgedrungen sind, nämlich bis zur freien Arbeit. Und zwar nicht nur einzelne Personen, sondern Gewerkschaften von Arbeitern, Industriearbeitern, die nicht nur das tägliche Brot mit Hacke und Pflug „verdienen", sondern in zünftiger Ordnung nach vorgeschriebenem Plane und für vorbedingten Lohn heute, morgen, diese Woche hindurch, den Monat lang, ein Jahr nach dem anderen, arbeiten.

Es ist wahr, und ich kann das nur immer wiederholen, daß unter allen Naturvölkern die Afrikaner die fleißigsten sind, denn der größte Teil von ihnen ist eine Rasse von Ackerbauern, die eine Spanne von mehreren Monaten in jedem Jahre durch Bodenkratzen der Mutter Erde zuwenden, von welcher Tätigkeit sie dann den Rest des Jahres sehr behaglich ausruhen.

Es ist auch wahr, daß die Afrikaner in vielen Handfertigkeiten geschickt sind, daß sie sehr hübsch flechten, weben, Häuslein bauen. Sie fertigen geschickt Schmiedearbeiten und Töpferwaren, vielerlei Holzschnitzerei und nicht zu verachtende Leder- und Fellgegenstände an. Aber alle diese Dinge entstehen, im großen und ganzen genommen, nicht auf dem Wege geordneter Arbeit. Das gilt für den größten Teil Negerafrikas, und nur der allerkleinste Teil aller afrikanischen Handarbeiten wird von beruflich aus- und durchgebildeten Handwerkern gefördert. Der afrikanische Kunstgewerbler vergnügt sich an seinem Werke lange Zeit, wirkt heute ein wenig daran, legt es für eine Woche beiseite, greift dann wieder einmal danach, und wenn er die Lust, es weiter auszuführen, ver-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

loren hat, dann nutzt er es unfertig, mit unvollendeten Ornamenten, mit nur zur Hälfte geformtem Griff, und er nutzt es, bis es verbraucht ist, ohne daß es je vollendet wurde. Laune und Stimmung regeln die Schaffensform der afrikanischen Bauernhandwerker.

Es ist sicher wahr, daß der größte Teil der westafrikanischen Bauernrasse die bitterste Arbeitsschule durchgemacht hat, die es auf dieser Erde gibt, die Sklaverei. Und wenn der Afrikaner diese Lehrzeit nur mit zeitweiliger Weggabe seiner Würde beglichen hätte, so wäre das zwar schon ein trauriges, sehr trauriges Geschäft gewesen, aber es erschiene noch ganz annehmlich, wenn es die einzige Zahlung für Erwerbung der Arbeitskunst wäre. Die Sache hat aber doch eine andere Seite, die mich diesen Lehrweg als sehr betrüblich und nutzlos ansehen läßt. Es gibt zweierlei Arbeitsformen, die beide in ihren Anschauungen und ihren Aeußerungen und Rückwirkungen auf den Menschen grundverschieden sind, die des Ackerbauers, der im großen und ganzen nur die Erde zwingt, produktiv zu sein und Werte zu schaffen, und die des Handwerkers, bei dessen Betätigung der Mensch selbst umwertet und schafft. Nun hat die Form der Versklavung der Sudaner, die jüngste Versklavungsform, die ihr Verfallenen mehr oder weniger nur zur Ausdehnung der Bauernarbeit, nicht aber zur Weiterentwicklung der Handwerkerei, der Selbstproduktion gebracht. Und das ist der fundamentalste Unterschied der Sklaverei der Neuzeit, die in Afrika durch den Islam umgeformt zu sein scheint, und der Sklaverei in der Blüte des Altertums.

Die Römer, die klügsten und geschicktesten Kolonisten des Altertums, dieses eigentümliche Volk, dessen großes und eigenstes Können in der friedlichen und kriegerischen Entwicklung der Staatskunst beruhte, haben (wenn man die großen Züge der Gesamtentwicklung nehmen darf) im Kolonialbetriebe ihre Höhe dadurch erreicht, daß sie den unterworfenen Völkern Arbeits*zwang* im Sinne der Arbeits*förderung* gaben. Der Römer ließ sich nur *Zinsen* von der Arbeit der Unterworfenen zahlen, der Araber aber raubte das *Kapital*, das ganze Erworbene, das ganze „ich selbst", das jeder Mensch in seine Arbeit versenkt. Dem römischen Unterworfenen und dem römischen Sklaven blieben Freude am Besitz, Freude an Weiterentwicklung; ihre Produktivität, die eigene Umwertungs- und Umschaffungskraft ward erhöht. Dem arabischen Unterworfenen und dem arabischen Sklaven blieb keine Freude am Besitz, keine Freude an Weiterentwicklung, an irgendeiner Produktivität.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Man meint vielleicht, ich hätte meine Glasarbeiten in Bida vergessen und laufe irgendeiner entlegenen Idee nach. Nein, ich bin auf dem Wege zu meinen Massagafreunden, aber ich denke, wenn man das Wirken dieser eigentümlichen Zunft in seiner ganzen Bedeutung erkennen will, dann ist es sehr nötig, daß man sich die Arbeit des Afrikaners vergegenwärtigt, wie sie der Naturanlage entsprechend war, wie sie durch den Lauf der Geschichte umgebildet wurde, und wie sie vielleicht als eine Sonderheit die Tätigkeit dieser Bidazunft hervortreten läßt. Und zuletzt beruht ja in solchem perspektivischen Uebersehen der Tatsachen der wesentlichste Reiz unserer Wanderung; Perspektive und Peripherie, Durchblick und Umschau ist die Parole unserer Wanderung.

Und da schaue ich zunächst von der großen Stadt Bida zum Kongo und nach Senegambien, nach Liberia und Timbuktu und Algier und Tunis, und ich sehe die alten Negerkinder mit ihren biederen, simplen Bauernarbeiten und ihrem gelegentlichen, launigen Handwerksspiele. Ich sehe in neuerer Zeit verstumpfte, entwürdigte Sklaven emsig unter der Peitsche der Araberkultur freudlos, rechtlos, schutzlos; ich sehe in der Vergangenheit dagegen die fördernde, treibende, hebende Arbeitsanreizung durch die Kulturorganisatoren des Altertumes.

Und ich frage mich zweierlei: Kann der Neger denn nur durch Peitsche, Entwürdigung und Entrechtung zur höheren Produktivität gebracht werden? Und gibt es nicht noch im Anfange dieser Neuzeit Belege dafür, daß Kolonialideen des Altertums vor der arabischen Zerfleischung bis zu den Völkern Innerafrikas drangen?

Wir sind jetzt zu dem Bache gekommen, der unser Stadtviertel von dem der Massaga, der Glaskünstler trennt. Wir durchreiten den Bananenhain. Dort oben unter breiten Baumdächern liegt die erste Massagawerkstätte. Wir haben überall und so vieles von den eigenartigen Künsten dieser Leute gehört, daß sie uns zuletzt wie sagenumwobene Personen vorkamen. Wir müssen unbedingt irgend etwas Wunderbares sehen. Das Netz des Geheimnisvollen, mit dem diese Leute sich zu umgeben verstanden, ist so dicht, ist uns so selbstverständlich zum Schleier ganz ungeahnter Ueberraschungen geworden, daß wir gar nicht anders können, als irgendeinen starken Eindruck erwarten.

Aber dann sage ich mir: „Ist das nicht Afrika, der Erdteil der Enttäuschungen, der Erdteil, in dem es stets anders kommt, als man berechnet hat, der Erdteil, der gewiß reich an Ergebnissen ist, die erarbeitet werden können, aber nie mühelos einem in den Schoß

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Glasschmelzer (Massaga) in Bida.

(Oelstudie von Carl Arriens.)

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Städt.- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

fallen, ist das nicht das Afrika, in dem sich jede große, alte und tiefe Sache in ein schäbiges Lumpengewand hüllt, das Fetzen für Fetzen herabgerissen werden muß, wenn man zu seiner Wesenheit kommen will, ist das nicht der Erdteil der Lügen?"

Nun ja, was uns da entgegensah, das war ja wieder einmal ganz Afrika. Als wir jenes erstemal die Massaga aufsuchten, war die Dämmerung nahe. Im fahlen Lichte der abendlichen Harmatan-Farblosigkeit lagen da einige Gehöfte, ganz gewöhnliche Häuser von typischem Kegeldachstil, ja, sie schienen mir sogar schmutziger und weniger gut erhalten, als die Gehöfte in „unserem" Stadtviertel. Ich weiß nicht, wie ich darauf gekommen war, mir einzubilden, diese merkwürdige, in Afrika (Negerafrika) einzig dastehende Zunft müsse auch im Architekturstil etwas Abweichendes haben. Und was die Rauchfarbe und die schwarzen Dächer anbelangt, so dachte ich in jenem Augenblick auch nicht daran, daß nirgend in der Welt die Arbeit im Feiertagskleide herumläuft, daß die Industrieviertel europäischer Städte auch nicht die Fassaden von Palästen haben, wenn in ihnen auch die Mittel erworben werden, die dem genialen Leiter eine stolze Villa, dem tüchtigen Arbeiter ein trautes Heim bescheren.

Farblos und grau, bis wir an ein mehrtüriges Haus kamen, da lohte aus tiefliegendem Feuertopfe die rote Glut empor, da saßen rund herum Arbeiter mit Eisenstäben, an denen die kunstvollen Ringe über dem Feuer gewirbelt wurden, da prustete aus dem Hintergrunde der Blasebalg, da lagen fertige bunte Waren am Boden, da wurden einfarbige Ringe gedreht und mit bunten Mustern versehen. Und dieses farbige, emsig bewegte Bild stach so grell vom Hintergrunde ab, die Arbeiterschaft führte ihr Werk so unverdrossen fort, das bunte Glas leuchtete so fröhlich aus dem ununterbrochenen Schlagen und Wiegen und Schmelzen und Drehen hervor, daß ich wohl sagen kann, es hat mir dieser erste Anblick der Massagaarbeit wohl einen der wenigen Augenblicke in Afrika geboten, in denen ich keine Enttäuschung erlebte.

Und dieser Eindruck ward noch verstärkt. Denn alsbald trat der Zunftmeister, von dem Besuche der fremden, seit Monaten angekündigten Gäste unterrichtet, in farbenreichem Gewande zu uns und berichtete: die eigentliche Arbeitszeit wäre nun schon zu Ende. Die Arbeiterschaft dieser Werkstätte habe den Akkord wie die anderen abgearbeitet, einige wollten nun aber in Ueberstunden noch Geld für eigene Rechnung verdienen.

Was war das?

Begrenzte Arbeitszeit?

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Akkord?
Ueberstunden?
Eigene Rechnung?

Im Hintergrunde fauchte der Blasebalg. Im Feuertopfe lohte die weiße Glut auf. Das Klirren der abgebrochenen und abgewogenen Glasstücke, das Aufwirbeln der geschwungenen, dickflüssigen Ringe — begrenzte Arbeitsleistung, Akkord, Ueberstunden, eigene Rechnung. — Das alles zusammen in der rauchigen Werkstätte im Innern Afrikas? — Dahinten eine Werkstätte nach der anderen; und über allem ein ehrbarer Zunftmeister — es konnte kein Zweifel sein, hier lag wohlerhalten ein lebendiges Moment aus bedeutender und dem großen und ganzen Negertume sonst fremder Vergangenheit vor.

Martius und ich waren dann oftmals bei unseren Freunden, den Massaga, und Martius konnte alle Einzelheiten der Ring- und Perlenverfertigung studieren. Zuletzt blieb nur noch ein Geheimnis, das Geheimnis der Massaga übrig. Wir sind natürlich nicht die ersten, die von der Glasindustrie Bidas etwas hörten oder sahen, wenn auch anscheinend niemand bisher die Sache an Ort und Stelle genügend eingehend studiert hat. Aber es war allen meinen Vorgängern auf diesem Studiengebiete bisher die Frage offen geblieben, wo die Massaga das Glas herbekommen. Am richtigsten und der Wahrheit am nächsten kommend sind noch die Auskünfte, die der sorgfältige Passarge in Adamaua einem Eingeborenen abgelauscht hat, aber auch ihm hatte sich die Frage nicht erschlossen, woher die Eingeborenen das Glas beziehen. Die Engländer, mit denen ich vorher erkundend darüber sprach, äußerten sich einfach dahin, es werde nur das Glas von Whisky- und Kastorölflaschen genommen.

Diese Sache stimmt insofern, als in der Tat der größte Teil der Produktion auf Verwendung von europäischem Glas, das von allen Seiten nach Bida zusammengetragen wird, beruht. Aber, und ich erachte es für einen wesentlichen Erfolg, daß ich dies hier angeben kann, auch heute noch stellen die Massaga schwarzes und gelbes Glas selbst her. Die Sache beruht also nicht auf einem Materialimport, sondern auf einer fundamentalen Kenntnis der Materialbereitung. Damit schaltet also die recht oberflächliche, aber der herkömmlichen Beurteilung solcher Dinge durchaus entsprechende Behauptung, die Glasindustrie der Massaga sei auf europäischen Materialimport gegründet, fort. Es verhält sich hiermit genau so, wie mit der Frage des Ursprunges westafrikanischer Bronzeindustrie. Es ist sicher nicht ganz einfach, solchen Zunftgeheimnissen auf den Grund zu kommen, und unser Freund, der Massagachef, hat

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

es mir auch nicht leicht gemacht, aber zuletzt siegt europäisches zielbewußtes Vorgehen auch hier, und jubelnd kann der Forscher einmal wieder den heimischen Skeptikern, die dem Mohren durchaus keine Beziehung zu der ganzen älteren Kulturperiode des Nordens und Ostens gönnen und alles Tiefere durch die modernen Europäer hingebracht wissen wollen, die Frage in den Schoß werfen: „Was sagt ihr denn nun hierzu?"

Für alle, die die Außenseiten der Kultur zunächst für beweiskräftiger halten als das Wesen der aus dem Innern treibenden Geistesströmungen, wird diese Aufklärung wesentlicher erscheinen, als das, was Martius und ich nun hinsichtlich des Zunftwesens erkennen konnten. Und doch liegt hier ein voll ausgebildetes Wirtschaftssystem vor, das in den Landen der „Mohren" nur noch in Kano seinesgleichen haben dürfte. In dem Haussastaate und vielleicht noch mehr in Bida steht an der Spitze jedes Handwerks ein Zunftmeister. Da alle Handwerke sich mehr oder weniger in den gleichen Familien fortvererben, und da die Zunftgenossenschaft gewissermaßen auch einer Wirtschaftsgenossenschaft gleichkommt, so ist der Zunftmeister auch vielfach der Bankier oder Arbeitgeber aller Genossen oder gar Inhaber aller Werkstätten. Bei den Massaga arbeitet alles für ihn und gewinnt den Lebensunterhalt durch ihn. Jede Werkstätte, die von fünf Mann besetzt ist, hat alltäglich eine bestimmte Arbeitsmasse zu liefern, erhält das Material am Morgen zugemessen und muß täglich das daraus gefertigte Produkt abliefern. Wenn diese Aufgabe erfüllt ist, darf die Genossenschaft auf eigene Kosten in der Werkstätte noch weiterarbeiten, und was dann verdient wird, fließt in klingender Münze ihr zu und wird unter die Fünfe verteilt.

Um die weißglühenden Gußbowlen und Feuertöpfe kreist also ein innerlich festgeschlossenes Arbeits- und Wirtschaftsleben, eine so vollendete und ausgereifte Form, daß wir unbedingt auf eine geschichtlich tiefe Entwicklung schließen dürfen.

Alte, bodenständig gewordene Industrie, alte, ausgereifte, in die Muskeln der Gesamtkultur hineingewachsene Wirtschaftsform! Wie verhält sich das doch zu dem, was ich oben von den Arbeitsformen der Aethiopen und Mohren sagte? — Wenn du die Werkstätten Bidas betrittst, in denen die gläsernen Ringe geschwungen werden, oder die, in denen die Arbeiter ihre Calcedone und Achate und Carneole schleifen, oder die, in denen emsige Schmiede allerhand Kannen und Schalen und Urnen treiben, oder die der Holzschnitzer, Flechter usw. — wenn du dieses emsige Wirken und Ineinandergreifen der Arbeit und der Arbeiterschaft überschaut hast, dann weißt du auch, daß

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

hier unmöglich von den Arbeitsspielen der Mohren einerseits und von der Sklavenschufterei des Islam anderseits die Rede sein kann. Das ist eine edlere und vertieftere Form, deren Ursprung im Norden bei kolonialpolitisch klugdenkenden Menschen oder im Orient in alten, ausgereiften Kulturkreisen zu suchen ist.

Sicherlich haben diese Handwerker und Zunftgesellen alltäglich ihr gut Stück Arbeit zu leisten, aber sie haben ihre angesehene Stellung, ihr reichliches Auskommen, können die Werkstätte wechseln, haben die Möglichkeit, nebenher sich noch auf eigene Rechnung in Meisters Werkstube etwas dazu zu erwerben, kurz sie entsprechen einer Kategorie von Menschen, einer sozialen Schicht, die ich vordem nur bei den Mande fand, nämlich die Ulussu, die Hörigen, die in ähnlicher Weise an das Gehöft des Herrn, an das Dorf der Gemeinde gebunden sind, und doch wieder frei mit ihren Kräften walten können, wenn sie ihr wöchentliches Arbeitsquantum abgewirkt haben. Allerdings sind das meist Bauern, aber auch Weber. Sie sind ganz etwas anderes, als die Sklaven des Islam. Auch dort drüben im Westen stammen sie aus vorislamischen Kultur- und Zeiträumen.

Das sind Monumente, die aus aktenloser Vorzeit, will hier sagen vorislamischer Periode herüberragen. Es sind Einrichtungen, die aus der Periode Edegis erhalten sind, und was das heißt, werden wir im Kapitel über die byzantinischen Mohren hören. Und hier sehen wir in ausgezeichneten Leistungen das Problem gelöst, wie die dunklen Afrikaner ohne Sklavereidruck durch geschickten Arbeitszwang zu höheren Wirtschafts- und Produktionsformen geführt werden können.

Das gehört auch in Grübeleien, denen wir uns hingeben, indem wir nun in anbrechender Dämmerung wieder über den Bach und durch den Bananenhain reiten, die das Stadtviertel der Massaga von „unserem" Stadtviertel trennen.

□ □

Arbeit und Höflichkeit in der Residenzstadt.

In den ersten Tagen unseres Aufenthaltes in Bida schüttelte ich oft den Kopf: „Wie sollen wir in unserer kurz bemessenen Zeit mit dem Studium aller dieser Dinge fertig werden?" Arriens zog mit Farbe und Staffelei von einer Werkstätte zur anderen; denn jedes dieser hier so wundersamen Kunsthandwerke sollte im Bilde festgehalten werden. Und doch wurde er oft hiervon abgehalten, wenn ein prangender Aufzug des Emirs Farbenpracht und orientalische Stimmung in unser Viertel trug, oder wenn ein gutes Licht Fest-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

legung eines Architekturbildes forderte, oder als eines Tages die Kanoleute den grotesken Wattenpanzerritter brachten usw. Und Martius wanderte allmorgendlich zu den Glasgießern, Bronzeschmieden, Perlenschleifern, Zinnarbeitern, Holzschnitzern, so daß er zuletzt nur noch alle Gegenstände ganz gelehrt in der Rupesprache bezeichnete, und doch mußte seinerseits auch wieder jede Gelegenheit wahrgenommen werden, die Gehöfte dann aufzunehmen, wenn just ein Magnat samt seinem Harem ins Farmland gezogen war. Ich schweige von dem, was durch meinen Kopf und meine Hand in die Akten der Expedition wandern sollte; aber manchesmal bin ich nachts wieder vom Bett aufgestanden, weil mich der Gedanke, es könne etwas ungenügend überlegt und mangelhaft klargelegt sein, veranlaßte, noch einige Stunden mich an den Schreibtisch zu setzen und für die Arbeit des anderen Tages ein erleichterndes und beschleunigendes Programm aufzustellen.

Ich weilte jetzt in einer Stadt, in der vor allem Sitte und gutes Benehmen als Kennzeichen der höheren Kultur gelten. Das war behindernd. Wenn ich morgens von 6 bis 7 Uhr mich mit der Reinschrift befaßt hatte und just gerade meine Dolmetscher mit den „Tagesreferenten" angelangt waren und Platz genommen hatten, dann begannen auch die Störungen. Da kam erst einmal der Hauswirt mit seinen Söhnen; er war Kämmerer des Emirs und erkundigte sich nach der Ruhe der Nacht, ob ich mich in meinem Gehöfte wohl fühle, ob ich etwas benötige. Meist blieb er im Kreise der Referenten hocken, um bis zu der Stunde, in der er zum Emir zur täglichen Morgenvorstellung gehen mußte, noch einige von meinen Fragen mit anzuhören. Denn unsere Arbeiten und unsere Interessen bildeten am königlichen Hofe während dieser Zeit ein Hauptgesprächsthema.

Ich arbeitete mich also mit den Tagesreferenten über die ersten unvermeidlichen Mißverständnisse zu irgendeinem historischen oder gewerblichen oder poetischen Problem durch, und wenn wir just im Zuge waren, kam die Sauja, die oberste Frau der Stadt Bida, mit ihren Mädels, brachte Wasser, erkundigte sich nach meinem Schlafe, wie ich mich in dieser Stadt befände, ob ich etwas benötige. Dann nahm sie ihr Geschenk, störte noch einige Minuten durch Herumkommandieren in meinem Vorhofe und gab dann die Möglichkeit, die Tagesreferenten auf ihr Thema zurückzuführen.

Natürlich fanden wir uns nun schon schneller in unser Thema hinein, schwangen uns mit elastischem Schwunge über die zweite Gruppe der Mißverständnisse hinweg und konnten nun sicher sein, daß irgendein ganz großer Beamter, ein Provinzherr oder ein dem

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Emir befreundeter Fürst samt Gefolge den Eingang zu meinem Vorhofe verdunkelte und an der Tür auf den bereit liegenden Matten Platz nahm, vielmals knickste, viele schöne Grußworte in Nupe, Haussa und zuweilen auch Fulfulde sagte, daß er sich dann erkundigte nach meinem Schlafe, wie ich mich in dieser Stadt befände, ob ich etwas benötige. — Leider war auf keinen Fall anzunehmen, daß diese Exzellenz oder Durchlaucht so schnell und schweigend die Störung beendigen würde. Vielmehr war anzunehmen, daß die Exzellenz nun mit meinem Hausherrn die ganze Litanei der Begrüßung noch einmal wiederholen würde, und daß er dann gar — horribile dictu! — mich bitten würde, ihm etwas Neues zu sagen. Ja, und dieses „Neue", das war dann immer eine Plage. Einmal wollte so ein Herr meine Bücher studieren, ein andermal den Verschluß meiner Koffer, dann vor allem die Gewehre, Fernrohre usw. Diese Art Morgenbesuche war mehr wie ein Sport, dessen Opfer ich war, und der in diesem Sinne den Abscheu jedes Tierschutzvereins hervorgerufen hätte. Es war eine Art Notwendigkeit, denn kurze Zeit nachher war ja Morgenaufwartung beim Herrscher, und ich habe den edlen König Mamadu stark im Verdacht, daß er jede Morgenaudienz mit den Worten schloß: „Sehr interessant, sehr interessant, diese Deutschen. Du, Mayer (wollte sagen Mamadu), hast heute hübsch erzählt; morgen kann nun der Schulze (wollte sagen Usman) hingehen und sich wieder etwas anderes von ihnen zeigen lassen, worüber wir dann schwätzen können!"

Ungefähr so muß der gute Emir seinen Willen geäußert haben, denn jeden Morgen kam ein anderer Störenfried, und die Herren waren direkt unermüdlich in der Auffindung neuer Fragen. Bald sollte ich die Peitsche zeigen, mit der wir Deutschen, einer infamen Verleumdung zufolge, unsere Leute in Ordnung hielten,*) bald sollte ich ein Bild des deutschen Kaisers zeigen, und ich war froh, eine Photographie mit pompösem Helm bei mir zu haben, von dem mir die Nupeedlen immer versicherten, das wäre ein Bulke (Panzerreiterhelm), was ich dann bestätigte. Der Unterschied zwischen Deutschen und Engländern war den Leuten am interessantesten. Oft kamen sie hierauf zu sprechen, die Engländer schickten immer nur Weiße nach Bautschi, um Zinn zu suchen, aber Leute, die sich so wie wir mit ihnen abgäben, die würden nie gesandt. Na, und wenn wir dann erst bis zu dem Punkte waren, dann legte ich immer den

*) Dabei muß ich bemerken, daß in den westafrikanischen deutschen Kolonien auch nicht annähernd so viel Schläge verteilt werden, als von den Alkalis des englischen Nigerien.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Federhalter fort; denn nun kam das schwierigste: Warum wir die Sammlungen kauften, was wir damit in Europa machten, weshalb Herr Arriens alle die Bilder male, weshalb Herr Martius jedes Handwerkszeug und seine Verwendung sehen wolle. — Dann strandeten wir immer bei Exzellenz Bode. Geheimrat Bode hat fraglos in Bida und im Nupelande einen ungeheueren Namen gewonnen. Ich hatte von dem Interesse unseres Kaisers für die Museen erzählen müssen, und war, da den Leuten das am verständlichsten war, auf das Kaiser-Friedrich-Museum und seine Gemälde und die große Architekturstiftung des Sultans in „Stambul" zu sprechen gekommen. Da hatten sie denn gefragt, wer das für den Kaiser arbeite, und ich hatte versucht den Wirkungskreis Bodes zu schildern. — Das war den Leuten sehr interessant und sie wollten wissen, ob die Sachen aus Bida in den gleichen Saal kämen, in dem das Geschenk des Sultans von Stambul stände. Ich konnte nichts anderes sagen, als daß das von Exzellenz Bode abhinge. — Nun, seitdem hat Bode auch in Innerafrika einen hohen Namen.

Ich erzählte eben lange von dieser Unterhaltung. Aber meine Ungeduld ward täglich schlimmer auf die Probe gestellt als die des freundlichen Lesers. Das Schlimmste war, daß, wenn ich die hohen Herrn nun über etwas mich Interessierendes ausfragen wollte, dann sogleich eine gründliche Ablehnung erfolgte. Denn die Absicht des Besuches war ja, Unterhaltungsstoff für Seine Hoheit den Herrscher mitzunehmen. Im übrigen muß ich betonen, daß ich in der ganzen Zeit zwei immer und immer wiederkehrende Beobachtungen machte. Erstens habe ich von diesen Nupeedlen niemals auch nur eine törichte Frage gehört. Im Gegenteil verstanden sie es, jedes Gespräch in einer Richtung zu erhalten und über jeden Stoff Fragen vorzulegen, die ebenso überlegt, wie der Sache angemessen waren. Zum zweiten fragten sie nie nach Frauen. Als sie aber fragten, ob bei uns an den Straßen auch so viel Blinde säßen, und was man mit ihnen tue, erzählte ich ihnen von europäischen Fürsorgeanstalten, und wie gerade die Höchsten darin vorangingen. Dabei erwähnte ich einige Werke unserer Kaiserin. Sogleich entstand eine augenscheinliche und allgemeine Verlegenheit. Ich fragte meinen Dolmetscher erstaunt, was los sei. Darauf antwortete der Nupeedle: „Er habe nicht angefangen von einer Frau des Kaisers von Deutschland zu sprechen." Der Mann wollte jeden Vorwurf der Taktlosigkeit, der später etwa auf ihn selbst fallen könnte, von sich abschütteln.

Wenn diese an sich ja sehr interessante, aber meine Arbeit stark hindernde Interpellation abgeschlossen war, brachen die Besucher,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mein Hauswirt, das Gefolge, eine Reihe weniger ansehnlicher Herren, die sich inzwischen auf dem Hofe eingefunden hatten, auf, und begaben sich zur Audienz, wo alles, was bei mir eingeheimst war, brühwarm beim Morgenempfang als Hauptkost ausgekramt wurde.

Wer aber ist so naiv, zu glauben, daß nun mein Arbeitsfriede gesichert gewesen wäre? Ja, wenn ich meine Tür hätte gleich verschließen können! Das konnte ich mir aber erst leisten, nachdem ich schon längere Zeit in Bida gearbeitet hatte, und das Mißtrauen der Bevölkerung, ich könne „heimliche Sachen" fragen, gewichen war. In der ersten Zeit ward ich aber der Wohltat einer abgeschlossenen Tür nicht teilhaftig, und zwischen 9 und 12 Uhr kam noch mancher Besucher, sei es ein Bote des Königs mit Milch (1 Schilling für ¾ Liter), sei es ein Zunftmeister (mit denen allen ich stets herzlichste Freundschaft schloß), sei es ein Mann aus fremden Ländern, den meine Schergen zum Ausfragen eingesammelt hatten. Und jeder einzelne fragte mich nach meinem Schlafe, wie ich mich in dieser Stadt befände, und ob ich etwas benötige.

□ □

Die Kunst des Bronzetreibens und die Pracht und Sprache der Steinperlen.

Das war also wohl schwere Behinderung, aber wenn ich dann nach dem Frühstück mich in mein Kämmerlein einschloß, und die Trümmer der Traditionen zusammenfügte, die aus dem allgemeinen Gespräch des geräuschvollen Morgens ausgesiebt waren, wenn ich damit jene Mitteilungen verglich, die ich schon in Mokwa und von herbeigerufenen Bokani-Alten gewonnen hatte, dann sah ich doch einer zunehmenden Klarheit entgegen und konnte im Dämmerscheine der Volksüberlieferungen die Grundlinien und Dimensionen einer bedeutenden Vergangenheit erkennen, aus der die Zünfte der Glasarbeiter und Juweliere und Bronzetreiber wie antidiluviale Ueberlebsel noch erhalten waren.

Und dann pflegte ich in den späten Nachmittagsstunden mit den Kameraden oder allein die Werkstätten der Bronzetreiber und Juweliere aufzusuchen.

Wenn irgendwann die Ahnung oder Witterung alter Kulturzeiten zur Ueberzeugung heranreifen konnte, dann mußte das hier sein, wo aus modernen Messingstangen und schäbigem Zinkblech Arbeiten hergestellt wurden, deren bessere Stücke niemand ohne weiteres als „Negerwerk" gelten lassen würde. Gewiß, heute bringt der Import billigen, schlechten, europäischen Materiales eine sichtlich wahrnehmbare Verschlechterung der Technik mit sich. Viele Stücke,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Werkstätte der Bronzetreiber in Bida.

(Oelstudie von Carl Arriens.)

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ja alle marktgängigen, werden schon gar nicht mehr aus dicken Gußzungen heraushämmert, das meiste wird heute mit Weißblech und Lot gemacht. Das ist traurig. Aber wir hatten noch das Glück, geschickte alte Meister zu finden, die die ganze Kunst wohl beherrschten, und die für Martius alte Formen mit alten Mustern aus dem Vollen heraustrieben, während Arriens im gegenüberliegenden Winkel saß und dieses sicherlich bald der Vergangenheit angehörende Meisterwirken in einem gelungenen Oelbilde festlegte. — Ja, die Abendämmerung ist für dieses Kunstgewerbe angebrochen, und wer weiß, ob irgend jemand imstande sein wird, es aus dem Schlummer, in den es nun versinkt, wieder zu erwecken. Auch die letzten Meister der heutigen Zeit vermögen nicht mehr ganz das, was man an alten, infolge der Dünne des Materials oft arg beschädigten Stücken sehen kann. Vor allen Dingen gelang es aber, nachträglich aus dem Besitze der alten Emirfamilie in Kano einige alte Stücke zu erwerben, die noch in der Blüte der Edegidynastie in Gbarro hergestellt worden und von einem Könige der Glanzzeit des Nupereiches einem alten Emir von Katsena zum Geschenk gemacht waren, von dessen verarmenden Nachkommen sie dann an eine Seitenlinie des Königsstammes von Kano übergingen.

Das ist aber auch wieder bezeichnend für die Wertschätzungsart und den historischen Sinn dieses hochentwickelten Haussa-, Nupe- und Jorubaadels. In allen alten Familien sind allerlei Schätze noch erhalten, hier ganz alte Webstücke, dort ganz altes Rüstzeug, Schwerter, hier ganz alte Manuskripte, da Reichsinsignien oder Bronzetreibstücke oder alter Perlenschmuck. Und meistenteils sind mit solchem Besitzgute Traditionen, ein reelles Wissen über die Herkunft und die Belege alter Kultur und Familienzusammengehörigkeit verbunden. Aber all das liegt stets in der Rumpelkammer, verkommt und hat in Wahrheit für niemand einen wesentlichen Wert. Je klüger die Besitzer sind, desto geneigter sind sie, solche Dinge gegen entsprechendes Entgelt zu verkaufen, und ich hoffe, daß die englische Regierung bald einen genügend vorgebildeten, geschickten und mit umfangreichen Mitteln versehenen Forscher aussendet, der diese Schätze der Wissenschaft vor dem ruhmlosen, zwecklosen und sicheren Untergange errette.

Unter diesen alten Schätzen sind auch Perlschmucksachen. Die Stadt Bida würde in ihrem Wappen würdig eine dreizackige Krone tragen: Glasgießerei, Bronzetreiberei und Perlenschleiferei sind hier Gipfelpunkte, auf die auch höher entwickelte Völker stolz zu sein ein Recht hätten. Wenn ich irgendwann unsere Mittellosigkeit bitter

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

empfunden habe, so war es in den Tagen in Bida, wenn ich über den Steinperlenmarkt und durch die Steinschleiferwerkstätten ging, und schweren Herzens habe ich zuletzt meine eigenen Sparpfennige fortgegeben, um endlich einmal eine würdige vollständige Sammlung dieser vorhistorischen Preziosen nach Europa zu bringen.

Und wenn ich nun diese Steine in Europa ausstelle, wenn dann einer der Leser dieses Buches den Blick über sie hingleiten läßt, mag er daran denken, daß einige die Spuren weiter Reise durch die unerforschtesten Teile Afrikas, einige die Runzeln unberechenbaren Greisenalters und einige die blanken Augen der Jugend haben. Ich weiß schon, daß ich recht hatte, meine letzten Sparpfennige an die Erwerbung dieser Schätze zu wenden; denn diese Steine sind von der Art jener, die sprechen; und nach jahrtausendelangem Schweigen wird es nun für sie Zeit, das Geheimnis ihres Daseins zu lüften.

Gerne will ich erklären, was das heißen soll.

Wenn man an der langen Mauer des Nokodji-Maliki-Palastes von einem Ende bis zum anderen hingegangen ist, so ist man von dem Stande jener Händler, die das Steinperlenmaterial nach Bida bringen, bis zu jenem Stande gekommen, den die Verkäuferinnen der fertigen Schliffe einnehmen; dann hat man gewissermaßen den Zeitraum zwischen den Runzeln des Greisenalters und den blinkenden Augen aus dem nupeschen Jungbrunnen wiedererstandener Jugendlichkeit durchmessen. Ach, welche wunderlichen Schätze kann der einheimsen, der mit scharfem Auge und gefülltem Geldbeutel zwischen den Händlern einherschlendert, die das Material für die Perlenschleifer bringen! Da sind dicke und dünne Stücke des eigenartigen Suisteines, aus dem die Jorubajuweliere Perlen und Ohrpflöcke schleifen, jene Perlen, die als „rote Korallen" in alten Zeiten höchstes Ansehen und höchste Wertschätzung genossen. Da sind die dunkelroten Steine, die im Katagumflusse gefischt und hoch bewertet werden, weil aus ihnen die Steine für Ringe, für Siegel, für Diademe geschnitten und geschliffen sind. Da sind auch Dinge, die wir nur ungern sehen: weiße, aus Europa importierte Porzellanturmringe, die die Bidajuweliere aber geschickt umzuarbeiten, nämlich zu platten und aus den Splittern neue, kleine Formen zu schleifen verstehen, dann die besseren Achatturmringe, die auch nur als Material für Umbildung Wert haben und hier und da, o Grauen! — böhmische Glasperlen mit altägyptischen Zeichen auf der einen, neuarabischen auf der anderen Seite. Dazu ein: „made in Austria!" Eine Gänsehaut läuft dem Ethnologen bei solchem Anblick

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

über den Rücken und er kann sich über solche geschmacklose Darbietung nur damit trösten, daß der interpellierte Händler berichtet, daß diese Ringe aus Kairo durch Darfur und Wadai hierhergebracht wurden und daß sie nun einen Wert von — 5 Schillingen haben. (Natürlich nur solange es Raritäten aus fernen Ländern sind. Wenn morgen jemand hundert auf den Markt bringen würde, so sänke der Preis sogleich auf einen Groschen herab.) Und dann wieder gebrannte Turmringe gelber und grüner Farbe, die über Wagadugu aus Bamako und aus Dakar kommen. Eine hübsche Szene spielte sich im Gespräche mit einem dieser Händler ab. Er erkannte mich wieder. Er hatte unter den neugierigen Zuschauern gesessen, die in der Weihnachtszeit des Jahres 1907 dem Epenvortrage des trinkfreudigen Sängers Korongo lauschten. Und alle Welt lachte, als er die Begeisterungspantomime Korongos in komischer Weise persiflierte.

Also verbindet der Perlenhandel Bidas den fernsten Osten mit dem fernsten Westen dieses Erdteiles. Mit Staunen erfüllte mich diese Tatsache von Anfang an. Tiefe Ehrfurcht bemächtigte sich meiner damals, als ich dann die Entdeckung machte, was es für eine Bewandtnis habe mit jenen Steinperlen, die die Rupejuweliere mit Vorliebe aufkaufen und aufs neue bearbeiten, und die das bei weitem umfangreichste Material des Marktes darstellen, die Steine, von denen ich oben sagte, daß sie die Runzeln des Greisenalters trügen.

Sowohl in der Gegend von Timbuktu von den Tuareg, in dem Homburigebirge von den Tommo, in Gurma von Borganas, als in Algier von Schauja und in Tunis von Kairuanleuten hörte ich wiederholt die alte traurige Weisheit, daß unentwegt und seit alten Zeiten alle die eigenartigen Stein- und Felsen- und Dolmengräber des Nordens zerstört und untersucht würden, um Edelsteine und Perlen zu finden. Wirklich ererbte alte Steinperlen sah ich nur einmal ganz flüchtig auf dem Markte in Litschena in Südalgier, und als ich mich dann nach ihrem Ursprunge erkundigte, wurden sie so schnell meinen Augen entrückt, daß nichts als ein flüchtiger Eindruck blieb.

Hier aber nun, auf dem Markte von Bida, Himmel, welch ein Reichtum! Da waren Perlen aus den Gräbern des Berglandes Asben, da solche aus den Ländern nördlich Wadais, da wieder andere aus Adrar. Und das prächtige bei der Sache war, daß es gelang, recht zuverlässige Berichterstatter, also Perlenhändler, in meine Dienste zu ziehen. Das mit Energie angesetzte Verfahren zeitigte dann herrliche Früchte, zumal als ich auch nach Kano sandte und einige besonders bekannte und berühmte alte Schmucksachen aufkaufte. Nun kramten alle Perlenschleifer aus. Und als es erst verlautete, ich suche

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gar nicht bloß die Stücke, die in Bida durch die Flächenbeschleifung ein neues, blitzendes Aussehen gewonnen hätten, sondern ich bevorzuge vielmehr solche, die ohne neue Bearbeitung aus dem Norden gebracht würden, da öffneten die reichen Meister der Zunft ihre Materialkrüge und gossen vor mir ein tolles Durcheinander alter Glasperlen aus Gräbern des Jorubalandes, Asbenachate, ägyptische Perlen, Kalzedone und Karneole aus Tibesti und Andrar aus. Und dann packten mich am meisten wieder jene Formen, die in alter Zeit aus der Sahara nach Nupe gebracht, hier zum zweiten Male der Erde anvertraut und dann wieder ans Tageslicht gebracht waren. Ja, das sind meine sprechenden Steine.

Einige aber, und ich schätze sie am meisten, sind nicht aus Gräbern genommen. Die alten Tuareg, die mich monatelang als Lehrer und Uebersetzer begleiteten, sagten mir von ihnen, man fände sie nicht mehr in Gräbern. Man fände sie aber stets in der Nähe der Stellen, wo früher einmal ein Kirchhof gelegen habe, der aber durch den Wüstensand hinweggespült worden sei. — Die Form der Steine und ihr Aeußeres lassen sogleich erkennen, daß der alte Mann recht hatte. Aus den Achatperlen sind die weicheren Schichten vom Flugwinde ganz regelrecht herausgeblasen, in der Weise, in der man vor einigen Jahren einmal versuchte, das äußere der Möbel mit Reliefmustern zu verzieren. Nun ja, aus Holz mit Sand unter starkem Drucke weichere Stellen herauszublasen, ist ja nicht gerade langwierig. Aber welche Zeiträume mögen auch für den Saharadünensand dazu gehören, erst die steinernen Gräber freizulegen, sie zu zermalmen und dann aus den freigewordenen Achaten die weicheren Schichten so herauszublasen, daß zuletzt nur noch die harten Quarzadern als Runzeln des Greisenalters übrig blieben? Welche Zeiträume!

In den Werkstätten aber sitzen tagaus, tagein Hunderte von Arbeitern zusammen und schleifen auf die Walzenperlen aus der Vorzeit Flächen und polieren sie und reihen sie auf rote Schnüre, so daß jene Kleinode, die vor für uns zunächst unberechenbarer Zeit einst libysche Fürsten geschmückt haben, jetzt verjüngt mit blitzenden Flächen gleich lachenden Augen an den schönen Nacken der koketten Nupeweiber prangen. Die Runzeln des Greisenalters verschwinden, und die Schönheit der Jugend ersteht aufs neue.

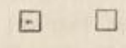
Und seit uralten Zeiten muß diese Quelle von Steinen und Steinperlen geflossen sein. Schon dem Altertume waren die aus dem nördlichen Afrika kommenden Steine bekannt, und die Karthager, oder wie die griechischen Geschichtsschreiber sie nannten, die „Kalzedonier" brachten sie in Umsatz. So haben diese Steinarten denn

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

als kalzedonische Steine nicht nur im Altertume hervorragenden Ruf genossen, sondern als Denkmal dieser Tatsache nennen wir sie bis heute Kalzedone.

Und so wie dieser Weg aus Nordafrika unserer Sprache einen Namen vererbte, so floß, zuletzt aus gleicher Quelle, altlibysche Kunst als Erbschaft den nupeschen Perlenschleifern zu, die allerdings fern von den Bruchstellen nicht mehr darin ihren Triumph sahen, neue Formen ins Leben zu rufen, sondern nur den Resten des Altertums die Runzeln der Greisenhaftigkeit zu nehmen und ihnen das strahlende Aeußere der Jugend wiederzugeben.

Dieses also habe ich den sprechenden Steinen Bidas abgelauscht.



Ein Zweig am vielästigen Baume uralter Kulturpracht.

Vielseitig und wunderbar sind die Bilder und die Vorgänge, die in diesen Ländern an unseren Augen vorüberziehen, wenn wir sie offen halten. Und wenn man die halbindianische Kunst beherrscht, das Ohr auf den Boden zu legen und zu hören, was in weiter, räumlicher und zeitlicher Ferne sich ereignet, wenn man die Alten bewegen kann, laut zu träumen, zu träumen das Lied von der ewig schönen Jugendzeit und Vergangenheit, wenn man den Staub des Alltagslebens und des Tageströdels mit frischen Sinnen wegblasen kann, dann wächst einem in diesen Ländern und bei diesen Menschen das Bild alter, großer Vergangenheit lebendig empor, und das, was wir einst lernten von Herodot aus Halikarnas oder von Diodor dem Sizilianer, was uns wie unseren Vätern früher wie fröhliche Märchenplauderei erschien, was wir nie glaubten, weil es zu fern liegt, und was wir, wenn es einmal bestanden haben sollte, mit dem letzten Epigonen des Altertums, dem zauberhaften Byzanz zugrunde gegangen wähnten, das lebt und webt, ist Wahrheit und untrügerisch.

Horch doch, die Luren! Horch doch, den Paukenschlag!

Der Herrscher zieht aus; er macht seine Morgenpromenade. In allen Stadtteilen werden Rosse geschirrt. Allenthalben tauchen wallende, fliegende Reiter auf. Dann kommt der hohe Herr die Hauptstraße daher. Bunt und farbenprächtig ist der Zug. Voran die Schergen mit Schwertern, roten Turbanen, roten Mänteln, dann die Lurenbläser und Paukenschläger. Dann Vornehme auf tänzelnden Pferden mit wallenden Mänteln. In ihrer Mitte auf blendend weißem Schimmel der Herrscher selbst; ernst, würdig, interesselos dreinschauend, wie es der Orient fordert. Hier über ihm der mächtige Schirm aus schwerer Seide, der über Aegypten kam. Endlich der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Troß und die Schreier und Ausrufer, die ununterbrochen den Ruhm ihres mächtigen Herrschers über die Straße rufen.

Ist es ein Bild aus dem alten Persien? Ist es eine Fata Morgana morgenländischer Pracht?

Und dann! Einmal reitet unter den Männern eine Frau! Eine Frau im islamisch streng rituellen Herrscherzuge? Jetzt ist es Zeit! Man beuge das Haupt zu Boden und lausche nach indianischer Sitte in die Ferne. Hörst du? Hörst du die fernen Stimmen sprechen von weiblichen Fürstinnen, die heute noch geheimnisvoll versteckt die kleinen Städte beherrschen? Hörst du sie, wie sie von der einen obersten Frau reden, die auch heute nur ganz allein das Recht hat, vor allen Männern am heutigen Tage die ersten Opfertiere zu schlachten? Wenn dein Ohr sich an zarte Töne, die aus weiter Vergangenheit oder versteckten Volksbräuchen erklingen, gewöhnt hat, dann vernimmst du das Wort Isadschi-Koseschi. Und wenn du die alten Fulbe nach dem Sinne des Wortes ausfragst, dann werden sie verlegen, dann pressen sie die Lippen zusammen. Und nur gelegentlich wirst du hören, daß die Fulbe als tapfere Männer niemals die Heere der Nupekrieger fürchteten, manchmal aber flohen, wenn die Schar der Isadschi-Koseschi nahte, das waren die bewaffneten, kriegerischen Nupeweiber!

Wie doch! Tummelten denn die Amazonen auch anderweitig als in der Sagenwelt ihre Rosse?

Oder aber: Vier hohe Beamte sind dem Herrscher auf Leben und Tod verfallen, sind heute seine geschlechtlosen Werkzeuge, waren aber — du hast doch das Ohr am Boden? — waren in uralter Zeit hohe, vornehme und doch hörige Herren, die alle Schätze genießen konnten, die sie nehmen wollten. Es waren das der Trugseß, der Marschall, der Mundschenk und der Zeremonienmeister. Aber ein Unheil schwebte über dem Haupte derer, die in alter Zeit am Hofe von Gbarra diese hohe Würde bekleideten: Sie begleiteten den Kaiser mit ins Grab!

Halt doch! Wir sind in Westafrika und was die Erde des Toten mir zuraunt, muß Irrtum sein. Denn wie steht es doch bei Herodot? Wenn sie den König der Skythen bestatteten, begruben sie mit ihm: den Mundschenk, den Koch, den Stallmeister, den Botschaftsmelder und dazu noch ein Kebsweib und einen Leibdiener! — Was vor mehr als zweitausend Jahren im alten Skythenlande Sitte war, das sollte hier noch bestanden haben?

Doch der Skeptiker soll schweigen. Er soll diese gewaltigen Momente der Vergangenheit mit Ehrfurcht betrachten, soll lauschen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

auf die heiligen Stimmen, die durch den Tempel der Wissenschaft rauschen, soll still sein und bescheiden, denn allenthalben raunen Erde und Sitte uns die großen Epen großer Vergangenheit, tiefer Kulturbeziehung zu! Man braucht das Lauschen nicht erst in Bida zu lernen.

Tritt, Germane, in den Festsaal deines eigenen Kaiserhauses und du wirst die vier erblicken, die mit der Tochter des Kaisers von Byzanz am Hofe Ottos I. Einzug hielten: Den Trugseß, den Mundschenk, den Marschall, den Kämmerer. Hier kennst du den Zusammenhang! Hier siehst du einen kleinen Ast der großen Weltgeschichte und kannst ihn bis dahin verfolgen, wo er aus dem Stamme zwischen Asien und Europa heranwuchs; — dort drüben kannst du den vielleicht stärkeren nicht sogleich sehen, weil viel Laub und Rankenwerk und — wehe! — das tropische, üppige, erstickende Lianengewirr darum geschlungen ist.

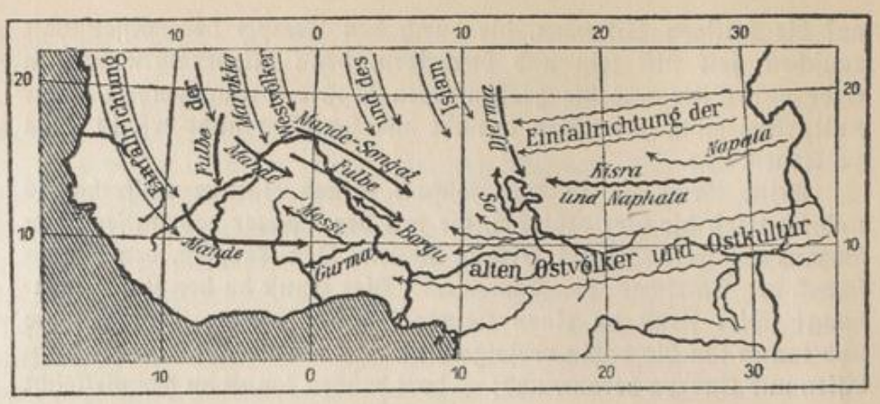
Und dann: Wer Augen hat zu sehen, der kann hier viel sehen. Wer Ohren hat zu hören, der kann hier über weite Fernen hin den Hauch der Vergangenheit durch die Sitten und das Wesen der Völker rauschen hören. — — —

Und wenn heute auch die blanken Steine auf dem schönen Nacken der Fulbefrauen verjüngt und wie neugeboren blitzen und blinken, so haben diese gleichen Steine doch noch vor kurzem die Runzeln des Greisenalters getragen. Und nicht einmal die Verwüstungen und Zerstörungen eines fast hundertjährigen Fulbekrieges vermochten die Kraft dieser Kultur zu brechen, die wie ein Jungbrunnen aus dem Boden dieses Landes aufquillt; und viele, ach so viele wurden zu frischem Leben erweckt, so daß wir gerade hier die immer wiederholte Wiedergeburt der ewig aus gleichen Keimen neutreibenden und neusprießenden Kultur erkennen und vor ihrer ehrwürdigen Größe das Haupt beugen müssen.

Lerne hören und sehen, ehe du in den Tempel der Kulturgeschichte eintreten willst; denn für Blinde und Taube wird er ewig verschlossen bleiben.

Denn: wohl kamen die heutigen Machthaber dieses Landes jüngst erst mit dem Islam aus dem Nordwesten; die herrliche Pracht und Kraft seiner Kultur stammt aber aus dem alten Osten; sie ist so gewaltig geblieben, daß auch die islamischen Fulbe nicht auch nur annähernde Herrlichkeit hinzuzufügen und nur das Aeltere, Größere sich zu eigen zu machen vermochten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Darstellung der gegensätzlichen Kulturströmungen des Sudan.
(Gezeichnet unter Leitung von Dr. W. Groll.)

Sechstes Kapitel.

Ein historisches Dichtwerk

(der Mande oder Mandingo).

Die historischen Aktenstücke des Sudan. — Der Sang von Emir Diarra, genannt Sunjatta. — Die Traorejünglinge erlegen die wilde Koba, gewinnen die Preisjungfrau und bringen sie ihrem König. — Der König heiratet Sugulunkurmang. — Sunjatta wird geboren, aber nicht anerkannt. — Das Reisefest. — Sunjatta muß nach Mema fliehen. — Sunjatta lebt in Verbannung und wird zurückgerufen, als das Susuvolk Mande verwüstet. — Sunjutta unterwirft die Susu und andere Völker. — Die ausgesprochen vorislamischen Charakterzüge der Sunjuttalegende und libysche Beziehungen.

Doch mir scheint, allzulange schon sitzen wir in dem alten Patrizierbau der Stadt Bida, allzubequem gestalten wir uns unser Leben und Studium, unser Lustwandeln und Beschauen. Bida ist nur eine von hunderten großer Städte, Nupe ist nur ein kleines unter den großen Ländern des Sudan. Es ist hier ein Winkel, in dem wohl allerhand altes Kultusgerät und Prachtgut aus alter Zeit aufgespeichert liegt, aber wir befinden uns doch in einem Punkte der gewaltigen Fläche, Sudan genannt, und ausgebreitet zwischen dem Atlantischen Ozean und dem Roten Meere. Zu eng ist der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Werkstätte der Perlschleifer in Bida.

(Oelstudie von Carl Arriens.)

UB | Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Gesichtskreis für den, der ein Jahrtausend der Geschichte und ein gut Stück eines ganzen Erdteiles verstehen lernen will.

Schütteln wir also das Zaubergewand, das uns das Märchen in Mokwa und die Augenweide in Bida übergeworfen hat, ab. Hinaus ins Leben! Heraus mit den Akten!

Weit, scheinbar unendlich weit und eintönig dehnt sich der Sudan aus, aber berghoch türmen sich vor uns die Dokumente seiner Geschichte, Akten wunderlichster Art, auf. Hier singt eine Barde von alter Königsmacht, da betet ein Priester namenanrufend zu den Geistern der Ahnen. Im mystischen Abenddunkel erscheinen phantastische, redegewandte Geister einer fremdartigen Religion, die die Gewaltigen der Vorzeit ihre Götter nennt, und dicht daneben sitzt bei einem flackernden Oellämpchen in einer baufälligen Ruine ein Anhänger des Propheten, bereit, aus alten arabischen Schriften Kunde zu geben vom Wandern der Völker und vom Strömen der Menschheit. Wahrhaftig, wir haben keine Zeit, in Bida unsere Tage zu verträumen, wo es gilt, aus mächtigem Raume die Akten der Vergangenheit zu sammeln.

Wie in der Neuzeit ein islamisches Geschlecht Herr alten Heidentums wurde, und wie das Heidentum mit seinem tieferen Kulturgehalt den neuen Herrn schmückte, haben wir gesehen. Nun ein anderes Bild. Ich schlage die Bücher der Geschichte rückwärts. Ich will zu jenen Legenden und Zeiten mich wenden, aus denen und in denen der Islam in den Sudan mit Herrengewalt eintrat. Die Gegend ist das Gebiet zwischen dem Nigerbogen und dem Senegal, die Zeit ist das dreizehnte Jahrhundert. Die uns den Stoff bieten, sind alte Barden, gewohnt, an den Höfen des Königs nach dem Vorbilde aus heidnischer Zeit vom Glanze der Vorzeit und der Ahnen zu singen.

Von dem Zustand dieser Länder in jener alten Zeit (um 1000 bis 1200 n. Chr. Geburt) haben die arabischen Reisenden uns berichtet. Mächtige Königreiche, Ganna im Norden, am Sahararande, Mande im Süden zwischen Senegal und Niger, Djolof im Westen, am Senegal, und Songai im Osten, am Niger, bestanden schon, als die ersten islamischen Händler ins Land kamen. Hier und da waren in den großen Städten schon kleine Quartiere, in denen sie sich trafen. Aber eine reichere Gefolgschaft gewann die Religion des Propheten erst nach dem Jahre 1000, und herrschaftliche Gewalt erst, nachdem aus dem Lande Mema ein Mann aus dem Stamme der Tungarra oder Diarra (nach den verschiedenen Sprachen wechselt die Bezeichnung

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Gara oder Garra, Sara oder Sarra, Diara oder Diarra, Tungara oder Tungarra, oder auch Wangara oder Uangara) als Emir oder Male das mächtige Reich der Malinke gründete. Das Land Mema liegt an einem westlichen Seitenarm des Niger, und zwar südwestlich von Timbuktu. Der erste Male war verwandt mit der damals schwachen Herrscherfamilie der Songai und mit der der Mande. Die Ereignisse spielten sich ab um 1235; der Führer und Gründer des ersten, sehr mächtigen Reiches war Mare (= Emir) Sunjatta oder Mare Diarra. Die Chroniken wissen wenig von ihm, weit mehr die alten Barden, deren Gesang ich hier wiedergebe. In packender Weise sind in ihm heidnische uralte Legenden und historische Vorgänge verquickt. Ein altheidnischer Heldengesang schildert uns hier die Vorgänge der Gründung des ersten gewaltigen islamischen Reiches im Sudan.

1. Die Koba.

Die Jäger aus dem Norden erlegen die Koba und gewinnen das Recht an der Preisjungfrau.

Sangara ist das Land der Turre und der Diara (oder Diarra). Im Lande waren 12 Männer und eine Frau. Jeder Mann hatte ein Dorf. Alle 12 Brüder mißhandelten die Schwester, trotzdem sie vom gleichen Vater und der gleichen Mutter waren. So verwandelte sich dann die Schwester in eine Koba-Antilope, eine Pferdeantilope, wie man sie heute nicht mehr findet. Die Koba tötete jeden Tag in jedem Dorfe einen Mann. Sie zeichnete sich aus durch einen Schwanz aus purem Golde.

Ein Jäger machte sich auf den Weg und wollte die Koba töten. Er streifte umher. Er jagte alle Tage und vermochte die Koba nicht zu töten. Danach machten sich zwei andere Jäger auf mit Pfeil und Bogen. Die beiden sagten: „Der eine jagt das Tier, der andere kann es dann schießen.“ Man kannte damals die Pferde noch nicht, sondern jagte nur zu Fuß. Man nannte die Pferde „Domwe“. Die zwei Jäger vermochten die Koba nicht zu erreichen. Es machten sich also drei Jäger auf den Weg, um sie endlich zu vernichten. Je einer der Jäger stammte aus einem anderen Dorfe. Als die drei Jäger nun auszogen, trafen sie auf die Koba. Sie griff aber jeden einzelnen an, so daß jeder einzelne in den Busch gedrängt wurde und nicht wieder heimkehrte.

Die Leute sagten: „Das ist keine gewöhnliche Koba. Das ist keine Buschkoba!“ Der Dodugu (Landesherr) Niamorodiote sagte: „Wer die Koba tötet, der mag unter den Mädchen von 12 Dörfern die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schönste, oder welche ihm am meisten zusagt, auswählen und heiraten." Es waren viele Mädchen im Lande. Der Landesherr Niamorodiote hatte aber eine Tochter, die zwar jung, deren Körper aber mit Beulen und Geschwüren bedeckt war. Dieses junge Mädchen hieß Sugulunkurmang. Die war abschreckend häßlich.

Damals waren Frauen sehr teuer oder schwer zu haben. Deshalb war das Angebot eines Mädchens, das man selbst auswählen konnte, sehr verlockend. So machten sich denn zwei Brüder, Damba Masaulomba (der ältere) und Damba Saulandi (der jüngere), die beiden Onkel der Traore, auf den Weg, um die Jagd zu unternehmen. Zunächst allerdings befragten sie das Kengebugurilala (das Sandorakel), auf welche Weise man die Koba wohl erwischen könne. Das Orakel antwortete: „Im Busche nebenan lebt eine alte Frau, die nie ein gutes Wort sagt, die alle beschimpft, die sich ihr nähern. Diese alte Frau ist die einzige, die Auskunft geben kann. Man darf ihren Schimpf nicht erwidern. Dann wird die Frau sagen, wie man die Koba töten kann. Nachher dürft ihr nicht das schönste Mädchen der zwölf Dörfer nehmen, sondern ihr müßt die Beulenbedeckte vorziehen."

Die beiden Traore machten sich auf den Weg und suchten im Lande nach der alten Frau. Sie kamen in den Busch, in dem sie gerade weilte und Brennholz suchte. Die beiden Jäger sagten: „Guten Tag!" Die alte Frau sagte: „Macht, daß ihr wegkommt!" Die Jäger sagten: „Wir sind gekommen, dir Holz suchen zu helfen." Die Alte sagte: „Gestern, als ich Holz suchte, wart ihr nicht da. Macht nun heute, daß ihr fortkommt.". Die beiden Jäger lasen unbekümmert das Holz auf und trugen es hinter ihr her. Die Alte sagte: „So, jetzt, wo ihr das Holz angefaßt habt, mag ich es nicht mehr; macht daß ihr wegkommt! Macht daß ihr wegkommt!" Die Jäger gingen unbekümmert hinter ihr her. Sie kamen zu einer Hütte im Walde und fragten: „Ist dies das Haus?" Die Alte antwortete nicht. Sie ging in das Haus hinein. Da legten die beiden Jäger das Holz auf den Boden und gingen.

Die beiden Traore gingen zu dem Dodugu Niamorodiote. Sie sagten: „Wir haben deine Botschaft gehört und sind gekommen, um den Versuch zu machen, die Koba zu töten." Niamorodiote sagte: Gut, so mögt ihr denn hier schlafen. Allerdings habt ihr wenig Aussicht auf Gelingen des Unternehmens. Es kamen schon viele Jäger, aber keiner vermochte die Koba zu erlegen. Diese Koba ist eine andere als irgendwelche Koba, die je ein Mensch gesehen hat.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Sie hat einen Schwanz von Gold. Es ist ein Jäger ausgezogen, sie zu erlegen. Dann sind zwei Jäger ausgezogen, sie zu töten. Dann sind drei Jäger ausgezogen, sie zu töten, aber alle drei mußten nach verschiedenen Richtungen fliehen und sind im Busche verschwunden. Ihr seid nun die beiden einzigen eurer Familie; sterbt ihr, so zerbricht euer Haus. Ich warne euch, damit nicht das Haus eurer Mutter zerbricht. Denn ihr werdet das nicht können."

Zur Nacht machte man eine gute Kalebasse mit Reis und Fleisch für die beiden Traore. Damba Masaulomba sagte: „Wir wollen der Frau etwas von unserem Essen bringen." Damba Saulandi sagte: „Mein älterer Bruder, sie wird es nicht nehmen." Der andere entgegnete: „Nun, so kann man ihr wenigstens die Speise und den guten Willen zeigen. Nimmt sie es nicht, so nimmt sie es nicht. Wir wollen es aber versuchen." Der Jüngere sagte: „Es ist recht." Sie machten sich also mit Reis und Zukost auf den Weg und gingen in den Busch zu der Alten. Sie klopften gegen die Türe und riefen: „Guten Abend, Mutter!" Die Alte antwortete: „Was willst du da draußen?" Damba Masaulomba antwortete: „Dodugu Niamorodiote hat uns Reis und Fleisch als Zukost gegeben. Nun sind wir gekommen, dir ein wenig zu geben, wenn du es annehmen willst." Die Alte entgegnete: „Kanibukenkenkan Ntafe (muß ein sehr schmutziges Schimpfwort sein, denn niemand will es übersetzen)! Ich will nicht. Für mich gibt es kein Fleisch in diesem Lande. Alles was ich wie Fleisch esse, sind Pilze." Damba Masaulomba entgegnete: „Ich weiß es, aber wir wollen dir ein Geschenk bringen, weil du eine alte Frau bist." Die Alte sagte: „Legt das Essen draußen auf das Brennholz und schert euch weg!" Die Brüder taten es und gingen.

Die Traore erhielten darauf Milch. Der ältere Bruder sagte: „Wir wollen der Alten etwas von unserer Milch bringen." Damba Saulandi sagte: „Sie wird es nicht annehmen und uns wieder beschimpfen." Damba Masaulomba sagte: „Wir wollen es versuchen. Das Kengebugurilala hat gesagt: „Man darf ihren Schimpf nicht erwidern; dann wird die Frau sagen, wie man die Koba töten kann. Also müssen wir es versuchen." Der Jüngere sagte: „Es ist richtig." Die Brüder brachten der Alten die Milch.

Am dritten Tage rief die alte Frau die beiden Traorejäger und sagte: „Kommt einmal her!" Die beiden gingen hin. Die Alte sagte: „Ich will euch mein Leben geben!" Die Troare sagten: „Wir sind nicht gekommen, um nach deinem Leben zu jagen." Die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Alte sagte: „Nun, was wollt ihr denn anderes?“ Die Jäger sagten: „Wir sind gekommen, um dich zu bitten, uns bei der Jagd auf die Koba zu helfen.“ Da lachte die Alte und sagte: „Ich bin ja selbst die Koba. Nun habt ihr mir Geschenke gebracht, und ich habe euch beschimpft. Ihr habt nicht in gleicher Weise geantwortet, sondern habt mir weiter Gutes getan. Wenn jemand einem Gutes erweist, so soll man es erwidern. Ihr habt mir viele Geschenke gemacht, und ich will euch jetzt bei der Jagd auf die Koba helfen. Ich habe mich jeden Morgen in die Koba verwandelt, weil mich meine 12 Brüder stets schlecht behandelt haben. Meine Brüder haben alles Gute, Dörfer, Sklaven, Reichtümer, mir gaben sie nicht einen Sklaven, daß er mir Wasser bringe und Feuerholz sammle. Und deshalb habe ich mich jeden Morgen in eine Koba verwandelt und in jedem Dorfe meiner 12 Brüder einen Mann getötet. Abends bin ich dann zurückgekommen in meinen Busch und wieder Mensch geworden. Wenn ihr die Koba jetzt töten wollt, so merkt, daß kein Eisen ihre Häute durchdringen kann, wenn nicht am Pfeilschaft ein Baumwollfaden befestigt ist. Besorgt euch also einen Knäuel Baumwollfaden und bindet Baumwollfaden (Gendakalla) an eure Pfeile. Nicht wahr, das wußtet ihr nicht?“ Die Traorebrüder sagten „Nein, das wußten wir nicht.“

Die Alte sagte weiter: „Wenn ihr nun nach der Koba schießt und sie auch trefft, so könnt ihr ihrem letzten Zorne doch nicht schnell genug entfliehen. Darum nehmt drei Steine mit, die vordem als Herd unter einem Kochtopfe dienten. Wenn die Koba euch folgt, so werft die Steine hinter euch. Es wird ein Berg entstehen, den die Koba überklettern muß. Die Koba wird euch wieder erreichen. Nehmt ein Ei und werft es hinter euch. Es wird ein Schlammland entstehen, das die Koba nur langsam zu durchwaten vermag. — Nun bin ich müde. Meine Arbeit ist fertig. Ich will schlafen. Morgen müßt ihr früh aufstehen und zu dem Busche gehen. Dort werdet ihr die Koba treffen.“ — Die Brüder gingen zurück.

Am andern Morgen machten sie sich ganz früh auf den Weg. Sie nahmen drei Steine mit, die um das Feuer eines Herdes gelegen hatten, und ein Ei. Sie banden an ihre Pfeile Baumwollfäden. Sie gingen damit zu dem Busch, den ihnen die Alte bezeichnet hatte. — Damba Saulandi sah die Koba zuerst; er hielt den Bruder am Arm fest und sagte: „Da, da ist die Koba!“ Der Aeltere sagte: „Es ist richtig!“ Sie krochen nun auf den Knien langsam und behutsam auf die Koba zu. Sie kamen ganz dicht heran. Damba Masaulomba legte einen der mit Baumwollfäden geschmückten Pfeile auf den

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Boden und schoß. Er traf die Koba. Die Koba sprang auf. Beide Brüder flüchteten in den Busch. Die Koba umkreiste, mit den Nüstern die Fährten aufwirbelnd, das Gehölz, dann folgte sie der Spur der Brüder.

Die Traore flüchteten, aber die Koba kam ihnen immer näher. Da warfen die Brüder die drei Steine, und es entstand ein mächtiger Berg, zwischen ihnen und der Koba. Sie flohen von dannen. Die Koba rannte den Berg hinauf und kam auf die Brüder zu wieder hinab. Sie war wieder ganz nahe. Damba Saulandi rief: „Wirf das Ei!", und der ältere Bruder warf das Ei hinter sich. Es entstand ein mächtiges Schlammfeld zwischen den Jägern und der Koba. Die Brüder flohen. Die Koba konnte in den Schlamm nur langsam weiter laufen. Der Jüngere sah zurück und rief: „Mein älterer Bruder, die Koba ist gefallen!" Sie blieben stehen, und der ältere Traore sagte: „Es ist richtig! Sie ist gefallen. Wir wollen aber nicht gleich hingehen; denn die Koba könnte noch nicht ganz tot sein." Sie warteten eine Weile. Dann gingen sie hin und schnitten der Koba den goldenen Schwanz ab. Der ältere Bruder steckte ihn in seinen Schultersack, und sie gingen zurück zur Stadt.

Die Traore gingen zu dem Dodugu Niamorodiote. Damba Masaulomba sagte: „Wir haben im Busche etwas getötet. Versammle alle Leute der Dörfer. Wir wollen es zeigen und fragen, ob das nicht die Koba ist, die Jahre lang so schlechte Sachen gemacht hat." Dodugu Niamorodiote sagte: „Wegen nichts rufe ich nicht die Leute, die alle auf den Feldern sind, von der Arbeit weg. Wahrscheinlich habt ihr irgendein falsches Tier getötet. Denn die Koba war viel zu schlau, als daß ihr sie hättet erlegen können." Die Jäger sagten: „Wir verlangen, daß du die Leute zusammenrufst, sonst zeigen wir die Koba nicht. Wenn wir nicht die richtige Koba erlegt haben, so reisen wir eben ohne Lohn wieder ab." Darauf ließ der Dodugu alle Leute aus den 12 Dörfern zusammenrufen, und als alle beisammen waren, sagte Damba Saulandi: „Mein älterer Bruder, alle Leute sind gekommen. Erhebe dich." Damba Masaulomba stand auf und sagte: „Reiche mir den Beutel." Der jüngere Bruder gab ihm den Schultersack. Der ältere Traore riß den goldenen Schwanz heraus, hielt ihn hoch in die Luft und rief: „Was ist das?" Da schrien alle Leute: „Das ist die ganz große Sache. Das ist die Koba! Wir sind befreit und wieder in sorgloser Ruhe! Wir brauchen keine Furcht mehr zu haben, daß die Koba uns alle Tage die Leute aus den Dörfern holt. Diese zwei Brüder haben das Unglück vom Lande genommen. Das ist die große Sache!"

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

2. Sugulunkurmang.

Sugulunkrumang heiratet den König von Mande.

Dodugu Niamorodiote ließ alle jungen Mädchen aus dem Lande zusammenkommen. Er sagte: „Die beiden Traore sollen ein Mädchen auswählen!“ Alle Mädchen kamen. Als auch Sugulunkurmang sich hinaufbegeben wollte, sagte Niamorodiote, ihr Vater: „Du bleib nur fort. Du bist mit deinen Beulen und Geschwüren zu häßlich.“ Früher waren die Diarra und die Traore einig, nun aber begannen sie sich zu beschimpfen. Das kam aber so:

Die Brüder gingen die Reihe der Mädchen entlang und betrachteten sie. Der Aeltere sagte: „Das Kengebugurilala hat gesagt: „Nachher dürft ihr nicht das schönste Mädchen der 12 Dörfer nehmen, sondern ihr müßt die Beulenbedeckte vorziehen. Ein solches Mädchen ist nicht dabei.“ Der ältere Traore fragte den Landesherrn: „Sind denn alle Mädchen des Landes hier?“ Dodugu Niamorodiote sagte: „Ja, es sind alle da, bis auf Sugulunkurmang. Die ist zu Haus geblieben, weil sie zu häßlich ist.“ Die Brüder fragten: „Weshalb ist sie zu Haus geblieben?“ Die Leute antworteten: „Weil sie zuviele Beulen und Schwären hat.“ Die Traore sagten: „Das wird die rechte sein!“ Da lachten die Leute. Sie führten Sugulunkurmang herbei. Sie war sehr häßlich. Damba Masaulomba trat von rechts heran und legte seinen linken Arm um ihren Nacken. Damba Saulandi trat von links heran und legte seinen rechten Arm um ihren Nacken, und die Traore sagten: „Das ist die Rechte!“ Da riefen die Diarra: „Oh, ihr Dummen! Ihr wißt ja nicht, was gut und schön ist. Ihr laßt die schönen Mädchen und wählt das häßlichste. Oh, ihr Narren! Ihr Dummköpfe!“ Die Traore sagten aber: „Ihr Törichten, was wißt ihr denn, was nachher gut sein wird, was für die Zukunft richtig ist?“ So beschimpften sich Diarra und Traore zum ersten Male, und seitdem haben sie sich immer beschimpft bis auf unsere Tage.

Die Traore gingen mit Sugulunkurmang von dannen.

Was mit Sugulunkurmang nachts geschah siehe Kapitel 15 Nachtrag 2.

Sie brachten Sugulunkurmang zum Farkuma Kakenji, dem Könige des Mandelandes, und dieser gab ihnen dafür ein anderes Weib. Am Abend sagte Damba Masaulomba zu dem Mädchen: „Mädchen, mache in deinem Zimmer Feuer.“ Sugulunkurmang sagte: „Ich habe Furcht.“ Er fragte: „Was gibt es?“ Sie entgegnete: „Ich habe Furcht!“ Der Jäger sagte: „Ach, jetzt wirst du einen fürstlichen Gatten haben. Du brauchst keine Furcht mehr zu verspüren.“ Sugulunkurmang ging hinein. Farkuma ehelichte sie.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Sugulunkurmang ward sogleich guter Hoffnung. Gleichzeitig ward aber auch die erste Frau des Königs guter Hoffnung, der Herrscher aber hatte bis dahin noch keine Kinder.

3. Sunjattas Geburt.

Sunjattas Geburt.

Damals gab es in Mande Subaga mussu Kononto (neun Zauberinnen), die hießen:

1. Sititi, das war die Führerin,
2. Sototo, das war ihre Adjutantin,
3. Djalimussu tumbumannia, die den Toten das Lied singt,
4. Muruni-pempete, die mit dem Messer den Kopf abschneidet,
5. Sumussu sungana niamorodjote, das hervorragend kluge Zauberweib, das der Adjutantin untergeordnet ist,
6. Dagäni kubaga, die den kleinen Zaubertopf auswäscht,
7. Djinbi djamba, die während der Nacht Nachrichten bringt und alles zuerst sagen muß,
8. Miniamba, die sich als Schlange in den Weg legt, um die von den Sumussu Verurteilten in das Bein zu beißen,
9. Kulutugubaga, die gebrochene Arme wieder herzustellen, Fleischwunden zu schließen und tote Menschen wieder zu beleben vermag.

Als nun Sulugunkurmang Mutter wurde, war Djalimussu tumbumannia mit den 8 Frauen gegenwärtig. Das Kind schrie viermal. Alle Kinder schreien, wenn sie geboren werden, nur einmal, aber das Kind Sugulunkurmangs schrie viermal. Beim vierten Male fielen die 9 Frauen tot hin, und die Mutter des Kindes starb fast. Der König hörte den Lärm und fragte: „Was ist im Dorfe?" Einige Alte kamen hin und sahen in die Hütte. Sie kehrten zurück und sagten: „Eine Frau wird Mutter. Das Kind schreit so, daß neun alte Frauen starben, und auch die Mutter fast umkommt." Der König sagte: „Njete ma ninjoro jataji" (So etwas habe ich noch nie gesehn!) Da der König nun dem Kinde keinen anderen Namen gab, so nannte man es Sunjatta.

Als das Kind geboren war und die Mutter sich wieder ein wenig bei Kräften fühlte, sagte sie zu Djalimussu tumbumannia: „Geh zum Könige und sage ihm, daß ich ihm den ersten Sohn geboren habe." Djalimussu tumbumannia machte sich auf den Weg. Sie kam gerade zum Könige, als derselbe aß. In jener alten Zeit aßen die Mandeleute nur Reis. Die Subaga entbot den Gruß,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Broncetreibarbeiten I.

Broncetreibarbeiten I.

1) Doppelkalebasse - Veda
2) Wasserkanne - Babogi
3) Gefäß für Kuhbutter Köto meschanó
4) Kolabüchse - Tasabi
5) Tintefaß - Mangistalána
6) Schminkdose - Baba lanoch
7) Becher für Knochenmehl Babafun
8) Wasserkanne - Daró nuo
8b) Wasserkanne - Pató
8c) Wasserkanne - Jentelli
9) Wasserkanne - Mange - katsú sová
10) Kolaschüssel - Tasa - maschato
11) Kola - Cisle = Daro
12) Speiseschüssel - Dakan
13) Löffel = Twogi
14) Speiseschüssel - Jouidja - Jantschi
15) Löffel = Pantaro
16) Speiseschüssel - Dasa - jegi

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

der damals Sitte war, sie sagte: „Konkondogosso!“ Der König antwortete mit dem Gruße, wie er damals Sitte war, er sagte: „Tantumberre! Komm, iß mit mir.“ Djalimussu tumbumannia setzte sich beim Könige zum Essen nieder. Dabei vergaß sie aber vollständig, ihre Botschaft auszurichten.

Am gleichen Tage, aber einige Stunden später, gebar auch die erste Frau des Königs ein Kind. Die Mutter dieses Prinzen rief Muruni pempete herbei und sagte zu ihr: „Gehe zum Könige und berichte ihm, daß ich ihm einen Sohn geschenkt habe.“ Muruni pempete machte sich auf den Weg. Sie kam zum Könige, als er gerade aß. Sie sagte „Konkondogosso!“ Der König antwortete: „Tantumberre! Komm her und iß mit mir!“ Die Subaga sagte: „Wer schnelle Füße hat, soll auch eine schnelle Zunge haben. Deine erste Frau sendet mich und läßt dir sagen, daß sie dir einen Sohn geschenkt habe.“ Der König sagte: „Das ist sehr schön!“ Djalimussu tumbumannia sprang aber auf und sagte: „Ich habe ja auch eine Bestellung auszurichten. Oh, über dem Essen habe ich ganz vergessen, mich meines Auftrages zu entledigen. Deine Frau Sungulunkurmang sandte mich, um dir zu sagen, daß sie dir den ersten Sohn geschenkt habe. Dieser Sohn ist der Erstgeborene.“ Der König sagte: „Du kommst jetzt zu spät. Von dem ich zuerst hörte, das ist der ältere!“ Man nannte das Kind der ersten Frau des Königs Massa Dangaratuma. Der König sagte: „Massa Dangaratuma ist mein ältester Sohn.“ Das war aber nicht wahr, denn der ältere war Sunjatta.

4. Sunjattas Beschneidung.

Sunjattas Beschneidung.

Die Kinder wuchsen miteinander auf. Sunjatta war schwach auf den Füßen, Massa Dangaratuma aber war stark. Sunjatta blieb immer am Boden, und Massa Dangaratuma lernte bald laufen. Als sie schon ein wenig herangewachsen waren, kaufte sich jeder von beiden einen Hund. Massa Dangaratuma nannte den seinen Dindofollobiulukorote (der zuerst Geborene, aber nicht ältere). Sunjatta den seinen Sobekonssante (gut herangewachsen, aber im nötigen Augenblick unglücklich). Wenn sie aßen, reichten sie ihren Hunden je eine Handvoll Essen hin. Sobekonssante war schnell; er schluckte nicht nur schnell die eigene Speise herunter, sondern nahm auch eilig noch Dindofollobiulukorote das Essen fort. Massa Dangaratuma sagte zu Sunjatta: „Wenn das dein Hund noch einmal

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

macht, werde ich ihn totschlagen. Ich werde ihn töten!" Sunjatta sagte: „Wenn du das tun solltest, werde ich etwas unternehmen, und etwas tun, davon soll ganz Mande reden!" Massa Dangaratuma sagte: „Was willst du! Ich werde ja doch König, und du bist nichts!" Er suchte einen dicken Knüppel und legte ihn neben sich. Als abends das Essen kam, fraß Sobekonssante wieder sein Essen und das des anderen Hundes auf. Da nahm Massa Dangaratuma den Knüppel und schlug ihn tot. Nun war Sunjatta ja schwach auf den Beinen (solche Kinder nennt man Nammara) und blieb auch lange Jahre so am Boden hocken. Er war aber am Oberleibe sehr stark. Er packte seinen Bruder an der Ferse und preßte ihn, daß fast die Knochen brachen und er sich vor Angst und Furcht in die Hosen machte. Er preßte ihn sehr, bis Djalimussu tumbumannia dazukam und sagte: „Laß den Fuß deines Bruders los!" Da ließ Sunjatta den Fuß los. —

Wie Sunjatta bei der Beschneidung hintangesetzt werden soll. Siehe Kapitel 15, Nachtrag 3.

Die Mutter Sunjattas bat ihre Nebenfrau: „Gib mir von deinen Sira (Affenbrotbaum)-Blättern." Die andere Frau sagte heftig: „Heute will ich dir noch geben, dann ist es aber zu Ende. Dein Sohn ist älter, als der meine; laß ihn doch auf den Sirabaum klettern und Hals und Knochen beim Klettern riskieren. Der Meine sucht für mich. Weshalb rutscht dein Sunjatta immer auf der Erde herum?" Sunjatta hörte draußen, daß seine Mutter mit jemand stritt, und fragte: „Was sprichst du da mit den anderen Frauen?" Sugulunkurmang sagte: „Ach, es ist nur wegen der Sirablätter, die ich von meiner Nebenfrau erbat." Sunjatta sagte: „Gibt es denn in Mande keine Schmiede? Hat mein Vater keine Schmiede?" Seine Mutter sagte: „Ja, dein Vater hat Schmiede." Da erwiderte Sunjatta: „So sollen sie mir jetzt einen Eisenstab machen, an dem ich mich aufrichten kann." Die Numu (Schmiede) bauten 7 Ganso (Hochöfen), um das Eisen zu einem starken Stabe zu schmelzen. Sie schmiedeten den Stab und brachten ihn Sunjatta. Er nahm den Stab und zerbrach ihn zwischen den Fingern wie ein Rohr. Er sagte: „Das kann mir nichts nützen. Gibt es in Mande keine rechten Schmiede?" Die Leute sagten: „Ja, es gibt Schmiede." Sunjatta sagte: „Dann sollen sie mir einen ordentlichen Eisenstab machen, der hier kann mich nicht tragen." Die Numu bauten nun 17 Ganso, um das Eisen zu dem Stabe zu schmelzen. Sie schmiedeten den Stab und brachten ihn Sunjatta. Dieser stemmte ihn nur gegen die Erde, da bog er sich krumm wie ein Bogen. Er warf den Stab weg und sagte: „Nun bringt mir endlich etwas Ordentliches. Derartiges kann mir nichts nützen." Darauf bauten die Schmiede

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

27 Ganso, um das Eisen zu einem einzigen Stabe zu schmelzen. Sie schmiedeten den Stab und viele Leute trugen ihn. Er war dick wie ein Baumstamm. Sunjatta stützte sich auf ihn; er wollte sich aufrichten. Der Stab war aber nicht ganz stark genug und bog sich wieder ein wenig. Da rief Sunjatta: „Schnell, Mutter, komm hilf mir!" So stützte er sich links auf die Schulter seiner Mutter und rechts auf den Eisenstab. Die Mutter sang jubelnd: „Heute ist ein schöner Tag, der gute Gott hat mir noch keinen gleichen gegeben."

Damals gab es in Mande einen einzigen ganz großen Sirabaum. Wer einen Kern aus der Frucht dieses Baumes verschluckte, der wurde in Mande König. Sunjatta ging mit seinen Leuten zu dem Baume. Viele Leute hatten es schon versucht, mit Knüppeln da hinaufzuwerfen, um eine Frucht zu erhalten. Keiner aber hatte soweit hinaufgetroffen. Sunjatta aber ergriff statt eines Stockes einen Menschen. Er packte ihn bei den Beinen, aber als er ihn packte, brach dem armen Tropf ein Bein. Unter dem Baume stand Balla-Fasege-Kuate, ein uralter Sänger (von dem noch heute viele Sänger ihre Herkunft ableiten). Der sang: „Sinkate Namara Konate!" (Beinzerbrecher Namara Konate). So erhielt Sunjatta einen seiner Namen. Der hinaufgeworfene Mensch schlug gegen eine Frucht, brach sie und schleuderte sie herab. Dann fiel er auf der anderen Seite selbst wieder zu Boden und zerbrach dabei einen Arm, so daß Balla-Fasege-Kuate sang: „Bulukati Namara Konate!" (Armzerbrecher Namara Konate!) was wiederum ein Name Sunjattas wurde. Als die Frucht herunterfiel, begnügte sich Sunjatta nicht damit, wie andere es getan hätten, einen einzelnen die Königsherrschaft spendenden Samenkern zu verschlucken, sondern er schluckte die ganze Frucht so, wie sie war, hinab und verhinderte so, daß ihm ein Rivale entstand. Dann aber ergriff er den ganzen riesigen Baum, wie er vor ihm stand, riß ihn aus der Erde, wie andere ein kleines Pflänzlein gepackt hätten, trug ihn in die Stadt und setzte ihn in das Gehöft seiner Mutter. Er sagte: „Bisher mußte sich meine Mutter an andere wenden, um Sirablätter zu erhalten. Jetzt sollen die anderen zu meiner Mutter kommen, wenn sie Sirablätter begehren." Er ließ den Baum im Gehöfte seiner Mutter stehen.

Der Vater hörte das und sagte: „Aha, Sunjatta ist jetzt auf, und man kann daran gehen, ihn zu beschneiden." Nun war es Sitte, daß man in feierlichem Zeremoniell dem ersten unter den Beschnittenen damals die Kongoton (Mütze) aufsetzte und den Muruffe Durruki (Mantel aus rotem Stoff) umhängte. Kongoton und Muruffe Durruki waren aber so schwer, daß man den Menschen, den man

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

damit geschmückt hätte, gleichzeitig erdrückt hätte, und somit begnügte man sich damit, den Mantel dreimal um seine Schultern und die mit 333 Köpfen von Tauben (Tubani) und 333 Köpfen von Krohnenkranichen (Koma) geschmückte Kongoton dreimal über seinen Kopf zu halten. — So hielt man auch den Muruffe Durruki über ihn, einmal, nahm ihn wieder weg, zum zweiten Male und nahm ihn wieder weg, da rief Sunjatta: „Nun laßt ihn aber schnell auf meine Schultern fallen, sonst passiert etwas Schlimmes in Mande!" Man ließ ihn auf ihn fallen und der Mantel, der andere zerdrückt hätte, zerriß ein wenig auf den Schultern Sunjattas, so mächtig war er gebaut. Man hielt die Mütze Kongoton über ihn, einmal, man hob sie fort, zweimal, man hob sie fort, Sunjatta rief: „Nun setzt sie aber schnell auf meinen Kopf, sonst passiert etwas Schlimmes in Mande!" Man setzte sie auf seinen Kopf und die Mütze, die jeden anderen unter sich zermalmt hätte, sie zerriß auf seinem Haupte, sie war zu eng, zu zart, so mächtig war das Haupt Sunjattas!

Dann wurde Sunjatta in diesem Kleide beschnitten.

5. Sunjattas Flucht.

Sunjattas Flucht.

Drei Jahre waren nach der Beschneidung Sunjattas vergangen. Einmal war Djalimussu tumbumannia verreist, da einigten sich die anderen acht der neun Subaga auf Veranlassung von Verwandten Sunjattas und verwandelten ihn in einen Turani (Stier). Dann führten sie den jungen Turani heraus und schnitten ihm den Kopf ab, sie töteten ihn; sie zerlegten ihn und machten neun Teile daraus. Jeder nahm seinen Teil und das neunte Teil für Djalimussu tumbumannia hoben sie auf und gaben es der (Sunjatta schützenden) Subaga, als sie wiederkam. Djalimussu tumbumannia nahm ihr Teil und fragte: „Was ist das für Fleisch?" Die anderen Subaga antworteten: „Das ist das Fleisch Sunjattas, des Sohnes Sugulunkurmangs, den wir in einen Turani verwandelt und dann zerlegt haben." Djalimussu tumbumannia sagte: „Was ist mehr Fleisch, ein junger Turani oder neun große Buschbüffel?" Die acht Subaga antworteten: „Neun große Buschbüffel haben mehr Fleisch!" Djalimussu tumbumannia sagte: „Gut, dann bringt morgen sämtliche Knochen und Sehnen eures Teiles herbei, ich will euch dann jeder einen großen Buschbüffel dafür geben." So ward es; man brachte am anderen Morgen alle einzelnen Teile des Knochen- und Sehnengerüstes herbei und setzte

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

den Turani wieder zusammen. Es wurde wieder ein junger Ochse daraus. Djalimussu tumbumannia schlug ihn auf den Schwanz, und er wurde wieder Sunjatta. Djalimussu tumbumannia sagte zu ihm: „Laufe schnell von dannen. Bleibe nicht! Gehe aus dem Mandelande! Die junge Schlange muß ich verstecken, wenn sie nicht von den Menschen getötet und so jung ums Leben gebracht werden soll."

Sunjatta machte sich mit seiner Mutter auf und ließ durch einen bekannten Mann das Kengebugurilala, das Sandorakel, über sein Schicksal befragen. Das Orakel sagte: „Ehe du dahin kommst, wohin du willst, wirst du dreimal in Zorn geraten. Wenn du dich aber nicht vom Zorne wirst hinreißen lassen, dann wirst du König des Mandelandes werden. Zunächst gehe hin und verstecke dich im Lande Mema." Da machte sich Sunjatta auf den Weg und zog von dannen. Er nahm mit sich seine Mutter Sugulunkurmang, seine kleine Schwester Killikillimadjamasuko und seinen jüngeren Brüder Simbombatanganjati, der auch ein großer starker Mann war. Mit diesen dreien floh er und zog aus dem Mandelande.

Er floh auf dem Wege, den das Orakel angegeben hatte und kam zunächst in das Land Dabo, in dem jeder Mann als „guten Tag" „dabo" sagte, und der Häuptling als Kissima Dabo bezeichnet wurde. Die Daboleute hatten drei verschiedene Arten von Baschi (Heiligtümer). Zunächst hatten sie die „Do", das waren Getränke wie das Dolo (Sorghumbier), aber von verschiedener Stärke. Einige konnten nur die Biere vertragen, welche einen Monat alt waren, andere die von fünf Monaten, andere die von sechs Monaten und andere gar von zehn Jahren Alter. Das waren aber ganz starke Menschen, und nach dem Genuß waren sie müde und betrunken. Das zweite Baschi wurde genannt Tulu Kavuli Faga Kono, das war ein großer Topf, in dem viel Oel gekocht wurde. Wer nun etwas beschwören wollte, der zog seinen Ring vom Arm, warf ihn in das kochende Oel und zog ihn mit entblößtem Arme wieder heraus. Wer falsch geschworen hatte, dem verbrannte das kochende Oel den Arm bis auf die Knochen. Wer aber die Wahrheit gesagt hatte, dem konnte das Oel nichts anhaben. Zum dritten hatten sie das Baschi Binje, das bestand aus sieben doppelten Türen, die stellte man vor einen Baum von der Art des Bamanju (d. i. ein Banianenbaum). Vor diesen Türen schwor man. Wer richtig geschworen hatte, dessen Pfeil drang durch je zwei, ja drei Türen. Wer aber falsch geschworen hatte, dessen Pfeil konnte nicht einmal in das Holz der ersten Tür eindringen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Leute von Dabo sahen aus der Ferne Sunjatta mit seinen Begleitern kommen. Sie sagten: „Was ist das? Es ist ein Fremder, wir wollen ihm den Do von einem Monat Alter geben." Sie reichten ihn Sunjatta, um zu sehen, wie stark er sei. Sunjatta nahm den Becher, und reichte ihn gleich weiter an Killikillimadjumasuko und sagte: „Das mag gut sein für ein kleines Mädchen. Für mich ist das nichts." Die Schwester nahm das Gefäß, setzte es an die Lippen und warf dann Becher und Trank fort. Sie sagte: „Pfui, das ist schmutziges Wasser, aber kein Getränk!" Die Leute von Dabo sagten: Wir wollen ihnen zweijährigen Do geben." Sie reichten ihn Sunjatta. Er setzte ihn an die Lippen und sagte: „So etwas gibt man bei uns Kindern. Meine Schwester mag das versuchen." Man reichte den Trank Killikillimadjumasuko. Das Mädchen trank davon, warf Trank und Schale fort und sagte: „Das taugt nichts. Die Frauen von Dabo verstehen kein Bier zu brauen." Die Daboleute sagten: „So sollen sie den Do von 10 Jahren versuchen." Sie reichten eine kleine Schale Sunjatta hin. Er versuchte davon und sagte: „Für Frauen mag das gehen, für Männer nicht. Gebt den Trank Killikillimadjumasuko!" Man gab dem Mädchen den Trank. Killikillimadjumasuko setzte die Schale an die Lippen, trank sie aus und sagte: „Gut ist das nicht. Wenn es aber nichts Besseres gibt, wenn die Frauen von Dabo nichts Besseres zu machen wissen, so kann man damit leidlich den Durst löschen. Man bringe mir also den großen Topf." Da brachte man einen ganz großen Topf mit dem zehnjährigen Do, und den trank das Mädchen aus, um damit den Durst zu löschen.

Die Leute von Dabo sagten: „Das sind starke Leute. Dieser Mann soll den Tulu Kavuli Faga Kono versuchen. Man bringe ihn herbei." Die Leute brachten den Topf mit Oel herbei. Sunjatta zog seinen Ring vom Arme, warf ihn in das kochende Oel und sagte: „Njatta, Njatta, Njatta ninkanja, Njatta Namara! Das bin ich. Als ich noch unter dem Herzen meiner Mutter ruhte, da mag sie ein Vogel im Busch erschreckt haben, und sie mag erschrocken sein. Das ist dann nicht mein Fehler. Meine Mutter mag damals erschrocken sein, wenn ein Löwe brüllte. Das kann ich nicht wissen. Damals mag sie vor dem Djima (Teufel) erschrocken sein. Davon weiß ich nichts. Das gehört nicht in meinen Schwur. Wenn der Donner grollte, wenn der Vater mit ihr schalt, dann mag sie erschrocken sein, und das nehme ich nicht in meinen Schwur auf. Aber seitdem ich meine rechte und linke Hand unterscheiden kann, bin ich nicht erschrocken. So mag das jetzt als mein Schwur gelten und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

alle Haut und Fleisch mag von meinem Arme brennen, wenn ich falsch schwöre. Wenn es aber so ist, dann mag mein Arm so bleiben, wie er ist." Er steckte die Hand in die kochende Flüssigkeit und zog sie wieder empor. Es war alles wohl erhalten, nur ein Härchen war verbrannt. Darüber lachten die Daboleute. Wie die Leute lachten, wurde Sunjatta grimmig und wütend. Seine Schwester aber nahm ihn zur Seite und sagte: „Das Kengebugurilala hat gesagt: „Wenn du dich aber nicht vom Zorne wirst hinreißen lassen, dann wirst du König des Mandelandes werden." Sei also auf deiner Hut. An der Angelegenheit bist du aber selbst schuld. Warum hast du mir nicht vorher deine Absicht gesagt. Ich bin nur ein schwaches Mädchen, eine Frau, aber ich vermag viel. (Das Mädchen verfügte nämlich auch über große Zauberkräfte). Also sage mir vorher immer alles und ich werde dir behilflich sein." Sunjatta sagte: „So werde ich noch einmal schwören." Sunjatta ging hin und schwur nochmals. Seine Schwester stand daneben. Er steckte den Arm in das kochende Oel und zog ihn wieder heraus. Da war das Härchen, das vorher verbrannt war, wieder hergestellt.

Die Leute von Dabo brachten nunmehr das Binje herbei. Sie stellten die sieben Türen vor dem alten Banianenbaum auf und sagten: „Sunjatta, nimm Pfeil und Bogen und schieße auf die sieben Türen." Da rief er seine Schwester und sagte: „Killikillimadjumusuko, sieh, ich will auf diese sieben Türen schießen." Sie kam herbei. Die Leute sprachen zu ihm: „Wenn du reinen Blutes bist, wenn du das Kind deines königlichen Vaters bist, so magst du getrost auf diese sieben Türen schießen, dann wird dein Pfeil zwei oder gar drei Türen durchschlagen. Sonst aber wird er das Holz nicht zu durchbohren vermögen." Man stellte die Türen auf. Sunjatta nahm seinen Pfeil auf die Bogensehne und sprach: „Wenn ich nicht reinen Blutes bin, so mag der Pfeil zurückkehren und mich töten." Er schoß; der Pfeil sauste von dannen und zerschlug nicht nur alle sieben Türen, sondern drang auch noch mit voller Wucht in die Wurzel des Baumes, vor dem die Platten standen und warf den Baum um. Da schrie Kissima Dabo, der König des Landes Dabo, laut auf, und sogleich war der Baum wieder aufgerichtet an seinem Platze wie voher. Sunjatta schrie — der Baum fiel wieder hin. Der König schrie — da stand der Baum wieder auf. Beide schrien, da fiel der Baum zur Hälfte um, die andere Hälfte blieb stehen. Und so ist es bis heute. Alle Banianenbäume stürzen nach und nach ein.

Die Leute von Dabo sagten aber: „Dies ist ein tapferer und starker Mann, und sie zeigten ihm den Weg nach Mema.

6. Sunjatta in der Verbannung.

Sunjatta in der Verbannung.

Das Kengebugurilala hatte zu Sunjatta gesagt: „Zunächst gehe hin und verstecke dich im Lande Mema!" Fara Tungara, der erste Tungara von Mema, war an einer Kette vom Himmel gestiegen. Ihm folgte Farambram oder Bram Tungara, diesem Mene Tungara, diesem Menemene Tungara, diesem Kundu Tungara. Zu jener Zeit herrschte Farambram, der erste Nachfolger Fara Tungaras. Zu ihm kam Sunjatta und vertraute sich ihm an. Er sagte: „Ich komme mit meinen Angehörigen zu dir, weil ich in Mande die Subaga und meine Verwandten fürchten muß." Zunächst blieb er in diesem Lande.

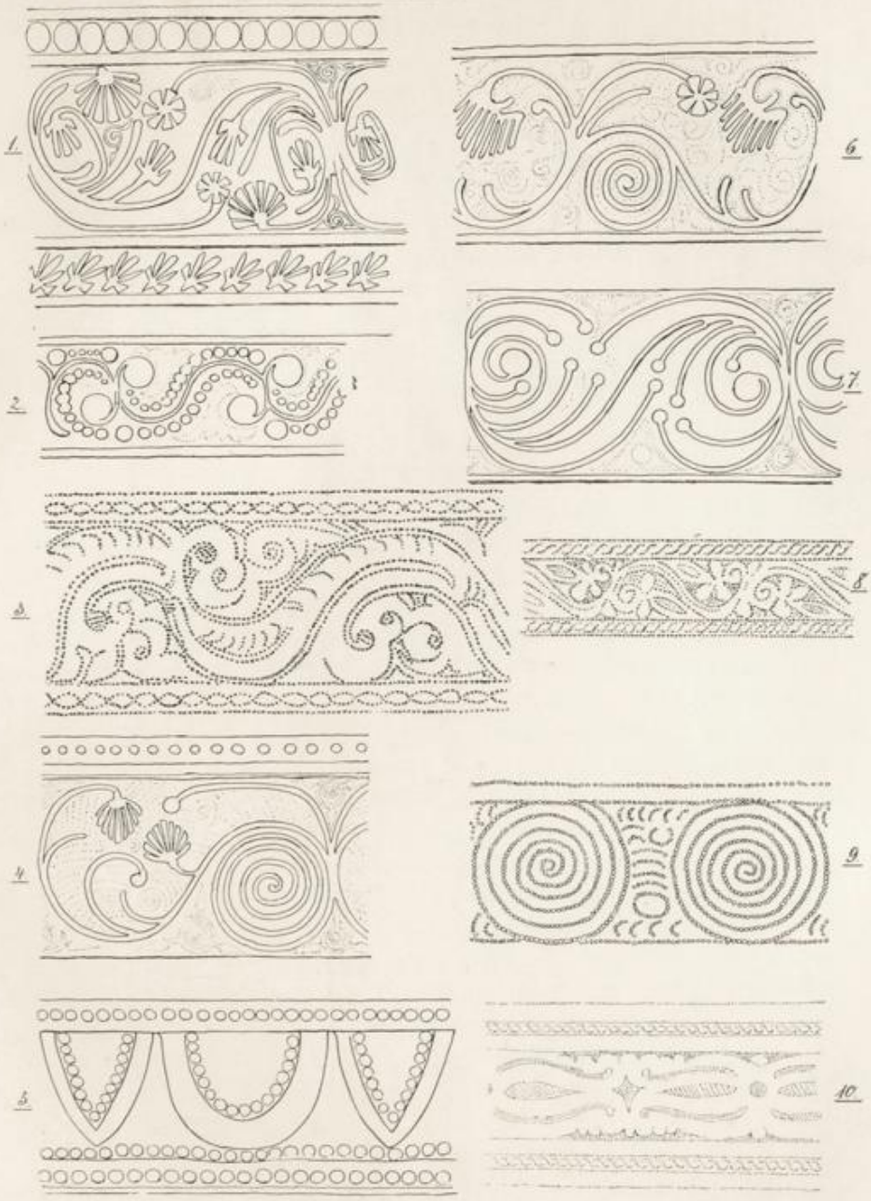
In das Mandeland fiel damals Susu Sumanguru ein.

Die Legende von Susu Sumangurus Geburt
siehe Kapitel 15 Nachtrag 4.

Susu Sumanguru wurde groß und begann seine Kriege, als Sunjatta in Mema weilte und in Mande Massa Dangaratuma herrschte. Er begann den Krieg gegen Mande, fiel in das Land ein und eroberte einen Teil nach dem anderen. Es weilte noch eine kleine Schwester Sunjattas im Lande, namens Sigassuko. Sumanguru taufte sie um und nannte sie Tafferiga (Ta = Feuer, se = blasen, Siga ist der Name. — Die Massari nennen die Frauen Siga, die Männer Keita). Er packte fernerhin Balla Fasege Kuate, den Sänger. Massa Dangaratuma floh und kam mit seinen Leuten in das Land Nkissi (Nkissi heißt „Wohlbefinden"). Da ließen sie sich nieder, und es entstand das Volk der Nkissi. Mande verfiel, und die Leute sagten: „Wenn Sunjatta nicht bald zurückkehrt, ist Mande für immer verloren." Andere sagten: „Man soll Sunjatta rufen." Andere sagten: „Wie sollen wir aber Sunjatta finden?" Sie dachten nach und einige sagten: „Alle Mali essen für ihr Leben gern Sirabulu (Sirablätter), die es in keinem anderen Lande gibt. Nun soll man Sirabulu auf alle Märkte senden und ausrufen: „Sirabulu, Sirabulu!" Sogleich werden Sunjatta und seine Leute herbeikommen und die Blätter kaufen wollen. Daran erkennt man sie und kann ihnen die Botschaft berichten." Das schien allen gut, und man sandte die Leute aus. Susu Sumanguru hörte aber davon und ließ eine Last Gold bereiten. Er sandte diese Last an Farambram und ließ ihm sagen, er solle Sunjatta töten lassen. Farambram liebte über alle Maßen das Siggisspiel, ein Spiel, bei dem es darauf ankommt, auf welche Seite die ausgeworfenen Eisenwürfel fallen. Er rief Sunjatta zum Siggisspiele, schüttelte das Eisen in der Hand und sagte: „Wenn mir jemand seinen Vater gibt, daß ich ihn töte, so töte ich ihn. Wenn mir jemand seine Mutter gibt, daß ich sie töte, so töte

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Broncetreibarbeiten II



Broncetreibarbeiten II

1) Kämbale mit Stanzen (fächerförmig bilschidanje = Katzenfuß, kreisförmig lemusunge = Citronenkern.
2) Kämbali (koko = kleinblatt 3 u 8) Kämbali (elamissa = Leopardenmuster) 4/6) Kämbali mit Stanzen und Egba bie = Schneckenhaus 5) a. Lerazi, b. Eku doko = Pferdefuß.
7) Kämbali gowosá (gowosá = viele Hände) 9) Egba - bié = Schneckenhaus.
10) Tschine - bako = Mauschbauch Schmale Randleiste = Djami - bagi = Pferde = Zaumzeug.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ich sie. Wenn mir jemand seine Verwandten gibt, daß ich sie töte, so töte ich sie." Mit diesen Worten warf er. Sunjatta ergriff das Eisen, schüttelte es in der Hand und sagte: „Wenn dir jemand eine schlechte Arbeit gibt und Gold, so laß die schlechte Arbeit und laß das Gold." Mit diesen Worten warf er und gewann.

Sunjatta und sein jüngerer Bruder Simbombatangajegati waren einmal auf der Jagd nach wilden Büffeln und von Mema abwesend. Da kamen die Mandeboten und hielten die Sirabulu laut rufend feil. Killikillimadjumasuko ging über den Markt. Sie hörte die Rufe und ging hin. Sie nahm die Sirabulu in die Hand und sagte: „Das sind Blätter aus meinem Lande." Sie fragte die Leute: „Woher kommt ihr?" und sie antworteten: „Wir kommen aus Mande." Sie fragte die Leute: „Weshalb reist ihr im Lande herum." Da sagten sie: „Wir suchen Sunjatta. Wir wollen ihn zurückrufen. Wenn er nicht kommt, wird das Mandeland zerfallen." Killikillimadjumasuko sagte: „Ich will euch das Haus Sunjattas zeigen. Kommt mit mir." Sie führte die Boten in das Haus und sagte: „Ich werde euch sogleich etwas Essen bringen." Sunjatta und sein Bruder hatten inzwischen neun Büffel erlegt. Die Schwester wußte das (infolge ihrer Zauberkräfte). Sie zog die Herzen und Lebern aus den neun Büffeln, ging nach Mema und machte daraus für die Boten ein Gericht. Das setzte sie den Männern vor. Im Busch schnitten die beiden Jäger den ersten Büffel auf. Sie fanden kein Herz, keine Leber darinnen. Simbombatanjagati sagte: „Was ist das? Hier ist keine Leber, kein Herz?" Sie schnitten alle Büffel auf. Es war in keinem ein Herz, in keinem eine Leber. Sunjatta sagte: „Das hat unsere Schwester getan. Es ist sicher ein Bote angekommen, dem sie ein gutes Essen vorsetzen wollte." Die beiden Brüder machten sich auf den Heimweg. Vor den Toren trafen sie die Schwester. Simbombatanjagati schlug die Schwester ins Gesicht, daß ihr Kleid zerriß und sagte: „Was hast du mit der Leber und dem Herzen unserer Büffel gemacht?" Die Schwester sagte: „Du hast mich beleidigt."

Dann sagte sie zu Sunjatta: „Es ist eine Botschaft aus Mande gekommen. Susu Sumanguru ist ins Land gekommen, hat den König verdrängt, und jetzt zerstört er es. Die Leute aus Mande lassen dir sagen, wenn du nicht bald kämst, würde das Reich vollständig zerstört werden. Die Leute sind gekommen, dich zurückzurufen." Sunjatta sagte: „Ich kann jetzt nicht dahin zurückkommen, denn meine Mutter ist alt und kann den weiten Weg nicht mehr zurücklegen." Sugulunkurmang sagte: „Du willst mein Leben nicht

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

für eine ungewisse Sache hinwerfen. Deshalb gehe hin und schwöre, daß du mein Leben nicht für nichts hingeben willst, daß du nicht etwas Unsicheres unternehmen willst. Wenn du König werden wirst, so werde ich sterben. Wirst du nicht König, so werde ich am Leben bleiben." Sunjatta ging aus der Stadt und in den Busch. Er schwor: „Ich schwöre, daß ich nicht fortgehen werde, wenn ich nicht König von Mande werde." Er ging aus dem Busch wieder nach Haus, und als er heimkehrte, war seine Mutter gestorben.

Darauf ging er zu Farambram und sagte: „Meine Mutter ist gestorben, ich will sie begraben." Der König sagte: „Du kannst deine Mutter begraben, du mußt aber das Land und die Erde kaufen, um darin Sugulunkurmang zu begraben. Tust du das nicht, so mußt du ihre Leiche zurückführen bis Mande." Sunjatta fragte: „Was kostet die Erde?" Farambram sagte: „Land und Erde kostet Mutukalli (100 Gramm oder 1000 Frcs. Gold)." Sunjatta sprang auf und sagte: „Ich werde dir das Land und die Erde bezahlen, damit ich meine Mutter begraben kann." Er ging hin und her und brachte das Gold auf; dann tat er aber in eine Kalebasse eine Feder von einem Perlhuhn, eine Feder von einem Feldhuhn, ein kleines Stück einer zerbrochenen Kalebasse, ein kleines Stück eines alten zerbrochenen Topfes, eine eiserne Gewehrkugel, denn damals kamen die ersten Gewehre auf (da die Tradition Vorgänge aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts schildert, so muß die Einschiebung der Verwendung von Gewehren eine ziemlich späte sein). Diese Dinge tat er in eine Kalebasse und sandte sie mit dem Golde zusammen zu Farambram.

Als Gold und Kalebasse ankamen, saßen die alten drei Weisen bei dem Könige. Er fragte sie: „Was ist denn das in dieser Kalebasse?" Die drei Weisen waren Kemoro-kübelong (der Alte, der alles kennt), Kemoro-kubakurosi (der Alte, der alles merkt und versteht) und Kemoro-komabefu (der Alte, der alles sagt und verkündet). Als der König so gefragt hatte, beugte sich der erste über die Kalebasse, blickte hinein und sagte: „Ng!" Der zweite beugte sich vor und sagte: „Ich weiß es." Der dritte aber hob den Kopf und sagte: „Die Stücke einer zerbrochenen Kalebasse sollen bedeuten, daß Sungatta einstmals wieder nach Mema kommen und das Land dann zerbrechen könne; das Stück eines zerschellten alten Topfes soll sagen, daß Mema zerspringen würde, wie ein morsches, altes Gefäß, die Feder eines Perlhuhnes und die Feder eines Feldhuhnes sagen, daß die wilden Tiere ihre Nahrung in den Ruinen Memas suchen werden; die Gewehrkugel sagt, daß deine Leute unter diesem Ge-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schosse fallen und auseinandergetrieben werden." Als Kemoro-kubakurosi das gesagt hatte, schob Farambram das Gold und die Kalebasse zurück und sagte zu Sunjatta: „Ich will nicht dein Gold. Nimm dein Gold und bestatte deine Mutter. Du brauchst die Leiche Sugulunkurmangs nicht in das Land Mande zurückzutragen." Da bestattete Sunjatta die Leiche seiner Mutter und sagte: „Nun will ich in mein Land zurückkehren."

7. Sunjattas Rückkehr.

Sunjattas Rückkehr und Krieg mit Susu Sumanguru.

Sunjatta machte sich auf den Heimweg. Er kam an im Lande Mande, sandte einen Boten an Sumanguru und ließ ihm sagen: „Komm mit deinen Kriegern nach Kanginja, da wollen wir uns schlagen." Sumanguru kam mit seinen Helden nach Kanginja. Bei Kanginja schlugen sich die Mande und die Susunké neunmal. Bei Kanginja weinten die Leute aus Mande, aber die Susu lachten (d. h. gewannen die Schlacht). Sunjatta sandte seine Boten an Sumanguru und ließ ihm sagen: „Komm, wir wollen uns in Djendjenfé schlagen." Sumanguru kam mit seinen Kriegern nach Djendjenfé. Bei Djendjenfé schlugen sich die Mande und die Susu neunmal. Bei Djendjenfé weinten die Leute von Mande, und die Susu lachten. Sunjatta sandte Boten an Sumanguru und ließ ihm sagen: „Komme mit deinen Horden nach Djabefuga, da wollen wir uns schlagen." Sumanguru kam nach Djabefuga. Bei Djabefuga schlugen sich die Mande und Susu neunmal. Bei Djabefuga weinten die Mande und lachten die Susu. Sunjatta sandte an Sumanguru eine Nachricht und ließ ihm sagen: „Komm nach Tingambare, da wollen wir uns schlagen." Bei Tingambare schlugen sich die Heere neunmal. Bei Tingambare weinten die Mande und lachten die Susu. Sunjatta sandte Boten an Sumanguru und ließ ihm sagen: „Komme mit allen Deinen Heeren und Kriegern nach Dagadjalla, da wollen wir unsere Kräfte erproben." Sumanguru kam. Die Schlacht bei Dagadjalla begann. Neunmal schlugen sich die Heere. Bei Dagadjalla lachten die Mande und die Susu wurden geschlagen. Sumanguru und die Susu mußten das Land verlassen. Sunjatta ward König von Mande.

Er rief Sirmagande, den Ahnherrn der Turre herbei und sagte zu ihm: „Es gibt in der Welt etwas, das heißt Donfé (so wurde damals das Pferd genannt). Geh in das Land Djolof und kaufe für Gold Pferde, damit ich sie meinen Kriegern geben kann." Sirmangande Turre machte sich auf den Weg. Er suchte das Land

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

des Djolofemansa (Mansa = König) auf, gab dem König das Gold und sagte: „Sunjatta, der König von Mande, sendet dieses Gold, damit du ihm dafür Pferde sendest!" Der Djolofemansa ließ für das Gold 500 Büffelhäute und 500 Kobahäute bringen und legte sie an Stelle der Pferde vor den Boten Sirmangande. Er sagte: „Sage Sunjatta, daß die Mali-nke (hier tritt der Name Mali das erstemal auf!) Jäger und Trinker sind, die besser Sandalen tragen als auf Pferden reiten. Sage Sunjatta, er solle aus diesen Fellen Sandalen für seine Leute machen. Die Pferde sind für wirkliche Könige. Die Pferde sind für den Djolofemansa." Damit entließ der König der Wolof den Boten.

Sirmangande kam zurück. Er traf zuerst Ulali Brahima, den Ahnherrn der Gara-nke und sagte zu ihm: „Geh zu Sunjatta und sage ihm, daß der König der Wolof seine Botschaft verspottet hat und ihm sagen läßt, die Mali-nke seien Jäger und Trinker, aber keine Krieger, und die Pferde kämen nur wirklichen Königen zu." Ulali Brahima sagte: „Ich bin ein Arbeiter und arbeite meine Sachen stets gern und gut. Aber ich bin kein Mann, der solche Sachen gut reden und vortragen kann." Sirmangande traf dann Fosana, den Ahnherrn der Fina und sagte zu ihm: „Geh du zu Sunjatta und sage ihm, daß der König der Wolof seine Botschaft verspottet hat und ihm sagen läßt, die Mali-nke seien Jäger und Trinker, aber keine Krieger, und die Pferde kämen nur wirklichen Königen zu." Fosana sagte: „Ich schlage gern die Trommel und spiele gern, aber ich bin nicht geeignet, schlechte Worte zu sagen." Sirmangande traf dann Dumfaila, den Ahnherrn der Numu und sagte: „Geh du zu Sunjatta und sage ihm, daß der König der Wolof seine Botschaft verspottet hat und ihm sagen läßt, die Mali-nke seien Jäger und Trinker, aber keine Krieger, und die Pferde kämen nur wirklichen Königen zu." Dumfaila sagte: „Ich bin ein Numu (ein Schmied) und verrichte jede Arbeit, die dem Numu zukommt, gern. Solche Schimpfworte zu übertragen, schändet aber, und das mag ein anderer tun." Sirmangande traf dann auf Surrakata, den Ahnherrn der Djalli (der Sängerkaste). Er sagte: „So geh du denn zum Könige Sunjatta, und sage ihm, daß der Djolofemansa seine Botschaft verspottet hat und ihm sagen läßt, die Mali-nke seien Jäger und Trinker, aber keine Krieger, und die Pferde kämen nur wirklichen Königen zu." Surrakata sagte: „Ich könnte es sagen, aber es wird jetzt Nacht, und die Geschichten der Nacht sind stets lang. Ich will aber zum Könige gehen und ihm sagen, daß ich ihm am Morgen die Botschaft bringen werde."

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Surrakata ging zu Sunjatta und sagte: „Narremaga!" Der König antwortete: „Njatta, Njatta Ninkanja. Njatta, Njatta Namara!" Surrakata sagte: „Ich habe dir lange Worte zu überbringen, darum kann ich es heute abend nicht mehr berichten. Was ich zu sagen habe, ist nicht so kurz. Sobald die Sonne den Osten rot macht, werde ich es dir sagen." Sunjatta sagte: „Sage es gleich, ich habe nicht die Gewohnheit lange aufzuschieben, sage es!" Surrakata sagte: „Warte, bis die Sonne den Osten rötet." Sunjatta hatte einen kleinen Sklaven mit Namen Djonfissiko (Djon = Sklave!); zu dem sagte er: „Rufe alle meine Diener, sie sollen im Osten viel Holz aufschichten und es anzünden, damit der Himmel rot wird und man glaubt, die Sonne gehe auf." Der Knabe ging hin und tat es. Als der Himmel rot war, sandte Sunjatta zu Surrakata und ließ ihm sagen: „Der Himmel ist rot, komm und sage deine Worte!" Surrakata sagte: „Ich habe noch nicht die Hähne krähen hören. Es wird jemand Holz angezündet haben, und davon wird der Himmel rot sein." Sunjatta sagte zu seinem Sklaven: „Geh hin und laß die Hähne schlagen, so daß sie krähen." Der Knabe ging hin und tat so. Als die Hähne krähten, sandte Sunjatta zu Surrakata und ließ ihm sagen: „Die Hähne krähen, komm und sage deine Worte!" Surrakata sagte: „Ich habe noch nicht die alten Leute husten hören. Es wird jemand die Hähne geschlagen haben, so daß sie krähen. Warte bis zum Morgen." Sunjatta sagte zu Djonfissiko: „Geh hin und laß die alten Leute schlagen, so daß sie husten." Der Sklave ging und ließ die alten Leute schlagen, so daß sie husteten. Dann sandte Sunjatta zu Surrakata und ließ ihm sagen: „Die alten Leute husten, komm und sage deine Worte!" Surrakata sagte: „Ich habe noch nicht die Sonne selbst gesehen. Es wird jemand die alten Leute haben schlagen lassen, so daß sie husten." Da wartete Sunjatta, bis die Sonne aufging.

Dann kam Surrakata und sagte: „Du hast Sirmanganda in das Land des Wolof mit Gold gesandt, daß er es dem Könige bringe und dafür Pferde kaufe. Sirmanganda ist hingegangen und hat das Gold dem Djolofemansa überreicht. Der hat vor ihm 500 Büffelhäute und 500 Kobahäute ausbreiten lassen an Stelle der Pferde und hat gesagt: „Sage Sunjatta, daß die Malinke Jäger und Trinker sind, die besser Sandalen tragen als auf Pferden reiten. Sage Sunjatta, er soll aus diesen Fellen Sandalen für sich und seine Leute machen, die Pferde seien für wirkliche Könige. Die Pferde sind für Djolofemansa." Mit diesen Worten hat der Djolofemansa dich verspottet und deinen Boten entlassen!"

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Aufzählung der Völker Sunjattas (oder Mari Diarras) siehe Kapitel 15, Nachtrag 5.

Es waren damals um Sunjatta versammelt: Zum ersten die Tuntjontaniuoro, das sind die 16 unterworfenen Stämme, dann die Djabifedjonani, das sind vier fremde Völker und die Morikantalulu, das sind fünf islamische Völker oder Familien und endlich die Ngaranani, die vier Helden Surrakata, Dumfaila, Ulali-brahima und Fosana mit ihren Anhängern. Von allen diesen galten die vier Helden als die klügsten.

Alle diese waren um Sunjatta versammelt, als Surrakata die beschimpfenden Worte des Königs der Wolof wiederholte.

Als der Djalli vollendet hatte, sagte Sangaradambinjakonte: „Laß mich diesen Schimpf rächen und gegen den Djolofemansa zu Felde ziehen!" Sunjatta sagte: „Das ist eine Sache, die ganz allein ich ausführen muß." Fagolibarma, der Großvater der Sussoro, sagte: „Laß mich diesen Schimpf rächen und gegen den Djolofemansa zu Felde ziehen." Sunjatta sagte: „Das ist meine Sache, die ich ganz allein ausführen muß." Tiramaga, der Großvater der Traore sagte: „So laß mich denn diesen Schimpf rächen und gegen Djolofemansa zu Felde ziehen." Sunjatta sagte: „Der Schimpf ist zu groß, ich muß es selbst ausführen." Tiramaga sagte: „Wenn du mir das nicht erlaubst, so will ich mich selbst töten und begraben lassen." Sunjatta sagte: „Ich werde es selbst tun." Tiramaga ließ darauf sein Grab graben und hüllte sich in die Totenkleider. Er sagte nochmals zu Sunjatta: „Erlaube es mir!" Dieser erwiderte: „Ich muß es selbst tun." Da ging Tiramaga hin und legte sich in sein Grab. Er sandte einen Boten an Sunjatta, der sagte: „Tiramaga liegt im Grab. Man wird es jetzt zuwerfen." Balla-Fasege-Kuate, der weise Sänger, stand bei dem König, als die Botschaft ankam. Er sagte zu ihm: „Laß es jetzt genug sein und erlaube ihm, gegen den König der Wolof zu Felde zu ziehen." Sunjatta sagte: „So mag es denn sein." Tiramaga hörte die Nachricht, stand auf und sammelte seine Leute. Er zog von dannen in den Krieg. Tiramaga erschlug im Kriege selbst den Djolofemansa und hieb ihm den Kopf ab. Die Wolof stampften inzwischen wie wilde Büffel den Boden. So zerstörte Sunjatta das Wolofreich und erhielt Pferde.

Seitdem singt man das Lied: „Tiramaga wird nie verletzt. Nie trifft ihn ein Pfeil. Nie trifft ihn ein Ball. Nie trifft ihn ein Messer. Wenn das Wasser steigt, kann Tiramaga es durchschreiten. Wenn ein Sumpf entsteht, so wird Tiramaga durch ihn hindurchgehen."

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

8. Weitere Kriegszüge.

Sunjattas weitere Kriegszüge.

Balla-Fasege-Kuate fragte Sunjatta: „Weshalb hast du den Djolofemansa töten lassen?“ Er antwortete: „Weil er mich einen Trinker geschimpft hat.“ Balla-Fasege-Kuate sagte: „Das hat nicht nur Djolofemansa gesagt, das sagte auch Ulimansa.“ Ulimansa war ein König, der nahe dem Lande Djolof wohnte. Sunjatta sagte: „So werde ich diesen Schimpf ebenso rächen,“ sandte eine Kriegsschar gegen den Mansa von Uli, ließ ihn töten und seine Herrschaft zerstören. Bald darauf hörte man, daß auch Njanimansa einen gleichen Schimpf gewagt hätte, da sandte Sunjatta eine Kriegsschar gegen ihn und ließ ihn töten und seinen Kopf abschlagen.

Damals sagte man sich noch „Konate“ als guten Tag und noch nicht „Keita“ d. h. „Erbe“. Nachdem aber alle diese Kriege gewonnen waren, sagte man „Keita“ statt „Konate“, und so veränderte die Familie ihren Namen. Das Land war groß und die Krieger Sunjattas waren mit Pferden ausgerüstet.

Kanté Numu war aber ein Schmied, dem Sunjatta kein Pferd gegeben hatte. Deswegen war er sehr erbittert. Er sandte darum eine Nachricht an Susu Sumanguru und ließ sagen: „Sende mir einen Pfeil!“ (d. i. bildlich und soll eigentlich heißen, ein Pfeilbündel und bedeutet eine Streitmacht), so will ich gegen Sunjatta zu Felde ziehen.“ Sumanguru empfing die Botschaft und war damit einverstanden. Er sandte eine Kriegsschar zu Kanté Numu, der von Sunjatta abfiel und gegen ihn einen Krieg begann.

Sunjatta versammelte die Tuntjontaniuoro, die Morikantalulu, die Djabisedjonani, die Ngaranani und zog in den Krieg. Es kam zur Schlacht. Kanté Numu sandte einen Pfeil auf Sunjatta; der den König an der Stirn verletzte. Die Leute wollten auf Kanté Numu stürzen, um ihn zu töten. Sunjatta aber hielt sie zurück und sagte: „Laßt ihn, ich werde das recht machen. Laßt ihn noch.“ Er nahm zwei Pfeile und schoß einen nach dem anderen auf Kanté Numu. Es waren Zauberpfeile und Sunjatta hatte zu ihnen gesagt: „Folgt Kanté Numu, dem Abtrünnigen. Tötet ihn zunächst nicht aber bleibt immer über seinem Haupte. Reitet oder geht er, so folgt ihm auf seinem Wege, schläft, steht, sitzt, ruht er, so bleibt schwirrend über seinem Haupte. So bleibt bei ihm, bis er zu Sumanguru, dem Herrscher der Susu, seinem neuen Herrn kommt. Wenn er dort den Mund öffnet, um zu erzählen, daß er mich mit einem Pfeil getroffen habe, dann trefft, dann tötet den Abtrünnigen.“ Sunjatta schoß. Er schoß den ersten Pfeil. Er schoß den zweiten Pfeil.

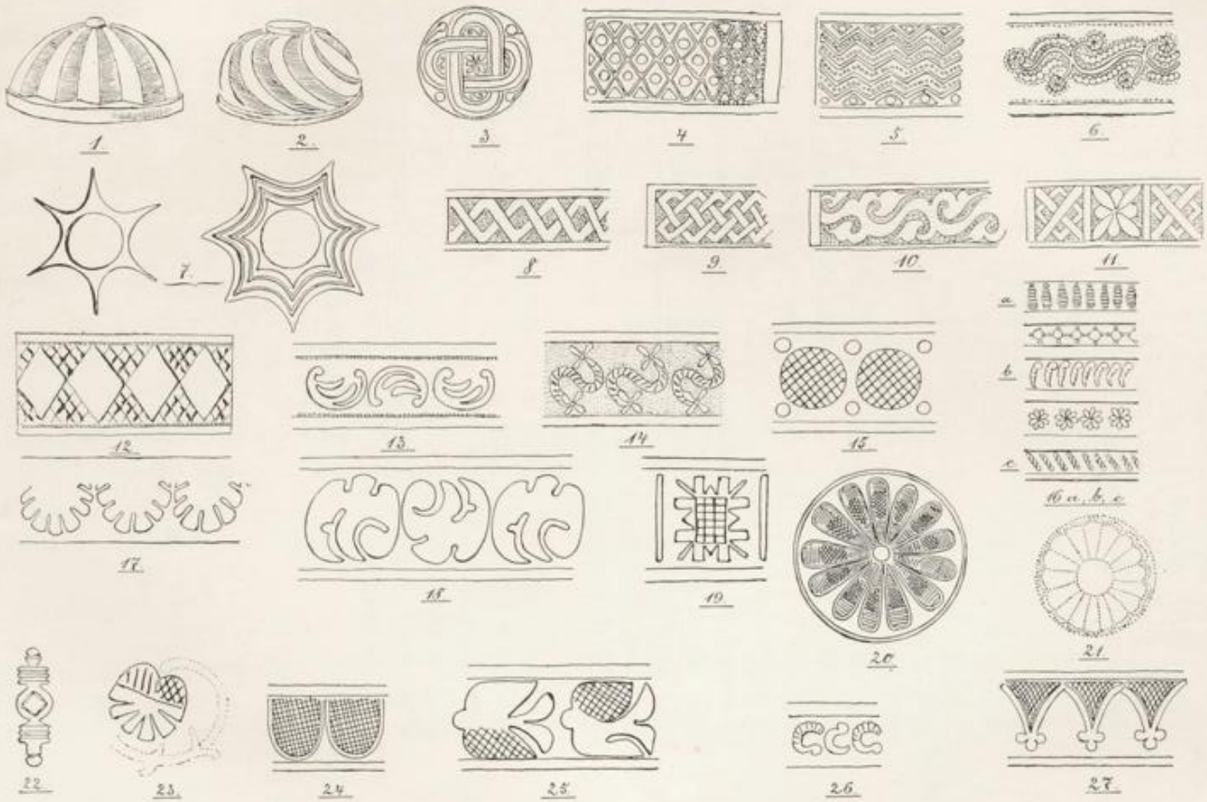
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Kanté Numu war geschlagen, seine Truppen waren zersprengt. Er floh nach Süden (?), wollte zu Susu Sumanguru reisen. Die beiden Pfeile Sunjattas folgten ihm. Sie töteten den Abtrünnigen zunächst nicht, aber sie folgten ihm überall, wohin er ging, wo er stand. Sie blieben ständig über seinem Haupte. Ritt und wanderte er, so folgten sie ihm. Ruhte, lag, saß, stand er, so kreisten sie schwirrend über seinem Haupte. So blieben sie während der Reise immer bei ihm und verließen ihn nie. Mit den beiden Pfeilen im Gefolge kam er bei Sumanguru, dem Herrscher der geschlagenen Susu an. Sieben große Torbauten, die zusammen Bulungoulongola (ulongola = sieben) hießen, führten zum Regierungsplatze des Königs. Das erste Haus hieß Bulumbaualanta. Kanté Numu trat hinein. Die beiden Pfeile traten mit ihm hinein. Er schritt zur anderen Seite heraus. Die beiden Pfeile traten mit ihm heraus. Das zweite Hofgebäude hieß Kiebalesigibung. Kanté Numu trat hinein. Die Pfeile kamen mit ihm hinein. Er verließ das Torgebäude. Die Pfeile verließen es mit ihm. Er trat in das dritte, das vierte, das fünfte, das sechste Torgebäude. Die Pfeile verließen ihn nicht, sondern blieben bei ihm. Das letzte Torgebäude hieß Gadaferubulong. Kanté Numu trat hinein. Die Pfeile folgten ihm. Er durchschritt das Haus und trat auf der anderen Seite ins Freie. Die Pfeile verließen mit ihm das Haus. Er durchschritt den Hof, die Pfeile folgten ihm.

Kanté Numu trat vor dem König. Die beiden Pfeile kreisten schwirrend über seinem Haupte. Kanté Numu begrüßte den König und begann zu erzählen: „Du hast mir Krieger gesandt, mit denen zog ich gegen Sunjatta. Der hatte um sich die Tuntjontaniuoro, die Djabisedjonani, die Morikantalulu, die Ngaranami. Es kam zur Schlacht. Sunjatta hatte viele Streiter. Wir fochten hin und her. Ich ergriff im Gefecht einen Pfeil und —" In diesem Augenblick schossen die beiden Pfeile auf Kanté Numu herab — denn Sunjatta hatte ihnen gesagt, sie sollten den Abtrünnigen in dem Augenblicke töten, in dem er erzählen wollte, daß sein Pfeil den König der Mali getroffen habe. Kanté Numu sank tot zu Füßen des Königs Sumanguru. Dieser verfügte auch über starke Zauberkraft. Er ergriff seinen Baschiku (heiligen Kuhschwanz, Zeichen der Regenten) und wedelte mit ihm über dem Toten hin und her. Kanté Numu erhob sich wieder. Susu Sumanguru sagte: „Sprich weiter." Kanté Numu sagte: „Ich ergriff im Gefecht einen Pfeil und —" dann fiel er wieder tot zu Boden. Susu Sumanguru ergriff wieder den Baschiku und wedelte über ihn hin. Kanté Numu erholte sich wieder. Susu Sumanguru sagte: „Sprich weiter!" Kanté Numu sagte: „Ich ergriff

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Broncetreibarbeiten III.



Broncetreibarbeiten III

1) Pami - Okro (getrieben)
2) Egua - sa - Bauernfuß (getrieben)
3) Pokwagi - gepunzt
4) Kambara - Alz (getrieben)
5) Ebea - Schlangenopfer (do)
6) Kambali - koko - Kleinbeil (getrieben)
7) Damori - gaga - Dickenwälbung (getrieben)
8) Tho - gepunzt
9) Tsotika - Bauchpfad (gepunzt)
10) Kambali (gepunzt)
11a) Tschinebako - Kauschauch
11b) Lemusungi - Citronenkern (gepunzt)
12) Jambarer - Alz (gestanzt)
13) Ekudako - Spielfuß (do)
14) Pjami - hage - Pferdezaumzug (gestanzt) verkehrt
15) Tsius - baka - Kreis (gestanzt)
16a, b, c Akoli - fara - Hauschreckenzahn (gestanzt)
17) Betschi - dauje - Katzenfuß (gestanzt)
18) Kambali (gestanzt)
19) Peter - Haus (do)
20) Toro - Hand (do)
21) Lemusungi (gepunzt)
22) Beagi - Köpfe (gestanzt)
23) Emi - sa - kuro - gebrochener Mund (gestanzt)
24) Eti - jakimbara - Eidechsenkopf (gestanzt)
25) Nuerer Kantasiestempel (Kambali?)
26) Akoli - fara - Hauschreckenzahn (gestanzt)
27) Nuerer Kantasiestempel (am Eschi - boagba - Kundeknie und Lemusungi entstanden)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

im Gefecht einen Pfeil und —" dann fiel er wieder tot zu Boden. Susu Sumanguru ergriff nochmals den Baschiku. Noch einmal konnte er Kanté Numu zum Leben erwecken. Das viertemal gelang es nicht wieder, denn der Leib des Burschen war dann in Staub zerfallen. So erfuhr es Susu Sumanguru nie, daß einer seiner Pfeile Sunjatta verletzt habe. Der Krieg mit ihm nahm ein Ende. Die Susu wurden geschlagen. Der König ist bei Kulikorro in einen Berg verwandelt, der heute noch zu sehen ist. Der Ort ist heilig. Kein Fremder darf ihn betreten. Noch heute werden in der Umgebung bestimmte Zermonien abgehalten.

□ □

Der Islam auf den Füßen der libyschen Kultur.

Dies ist die Sunjattalegende, der Sang vom ersten Emir Diarra, dessen Mutter aus dem Stamme der Diarra war. Er hatte also seinen Namen nicht nach dem Stamm des Vaters (wie es islamischer Brauch erfordert hätte), sondern nach libyschem Vorbilde nach dem der Mutter. Also beginnt der Glanzpunkt der islamischen Prunkperiode mit Namengebung in heidnisch-libyschem Sinne. Deutlich sprechen hier alle alten Kulturbeziehungen. Nachdem der Emir sein Reich ausgebaut hatte, nahm er den Namen Koi-ta an, sagt die Legende. Nun, dieses Koi-ta heißt nichts anderes als Sproß des Königs, Anhänger des Königs, und zwar wird als Kei oder Koi lediglich der König der Songai, des alten Volkes am Niger, bezeichnet, von dem wir durch den alten Leo Africanus wissen, daß dessen Herrscherfamilie libyschen Ursprungs ist.

Die Namengebung und Thronfolge ist libysch, die Königsbezeichnung die einer libyschen Dynastie. Wir werden sehen, daß die ganze Ausgangsidee des Sanges libysch ist, und das ist so wichtig, weil wir uns ja klar machen wollen, wie der Islam sich auf den Wegen, mit den Machtmitteln und im Sinne der vorislamischen Kulturwelt im Sudan einnistete, nicht aber als neue, alles umformende, umbildende und neue Kulturwerte spendende Kraft.

■ ■

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Libyer im Gebet.
(Gezeichnet von Fritz Nansen.)

Siebentes Kapitel.

Der Kampf mit dem Drachen

(von den Libyern der Sahara stammend).

Die Drachenkampflegende der Dagomba, — der Stämme am Niger, — der Stämme am Senegal, — der alten und neuen Libyer, — der Haussa, — bei den Völkern der Ost- und bei denen der Westströmung.

Wir haben nun dieses historische Dichtwerk von Sunjatta kennen gelernt, haben gesehen, daß hier eine poetisch geformte Reminiszenz an die historisch gut beglaubigte Person des Mali Diarra, oder besser des Emirs Diarra I, vorliegt, von dem wir wissen, daß er im Jahre 1235 den heidnischen Susukönig Sumanguru überwand und das eigentliche Emirat, das sogenannte „Malireich", gründete. Wir haben gesehen, daß dieser Diarra aus dem Norden kam, haben uns klar gemacht, daß diese Legende die Vereinigung, das Zusammenfließen altheidnischer Kraftströme darstellt.

Nun beginnt die ganze Erzählung mit der Schilderung des Kampfes der Traorehelden mit der Koba-Antilope, die ein weibliches Hörnertier wunderbarster Art, eine verwandelte Frau darstellt. Die Bedeutung dieser Frau, gewissermaßen einer „Urmutter",

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ist anderen Ortes zu besprechen. Hier mag nur erwähnt werden, daß einige Versionen der Sunjattalegende ausdrücklich betonen, die eine Seite dieses Urtieres habe aus Gold, die andere aus Silber bestanden. Die Tatsache des goldenen Schwanzes wird immer wieder erzählt. Der Bezwinger muß ihn abschlagen und als Zeichen seines Sieges vorlegen. Die ganze Summe dieser Motive, diese Erzählung vom Siege eines Helden über ein fürchterliches, das Land verheerendes und bedrängendes Tier bezeichne ich als „Kampf mit dem Drachen". Der Drachen selbst ist hier im Sudan durch eine Koba-Antilope, anderwärts durch eine Buschkuh ersetzt. Der Ursprung und die Verbreitung dieser Sage interessieren ganz besonders, und deshalb wende ich mich vom eigentlichen Mandegebiete fort und suche in den umliegenden Ländern nach Parallelen, aus deren Sinn und Formung wir zu erkennen vermögen, wo etwa der Ursprung der Sage zu suchen und zu finden sei.

Ich führe den Leser in das Dagombaland, und zwar nach Jendi, einer Stadt, die im nordwestlichen deutschen Togo gelegen ist. Die Völker, die dort wohnen, sind außerordentlich stark gemischt und zeigen in ihrem ganzen Kulturbesitz das Zusammenfließen von Eigentümlichkeiten, die einerseits den eigentlichen Westküstenkulturen — also dem hier nächstgelegenen alten Küstenreiche der Aschanti — dann aber auch weit im Westen wohnenden Völkern, und endlich auch der von Osten gekommenen Mossi-Gurma-Kulturgruppe eigen sind. Diese Mossi-Gurma-Kulturgruppe erstreckt sich vom zentralen Nigerbogen bis an den östlichen Schenkel des Niger. Hören wir nun die Legende, welche die Jendileute von dem Ursprunge ihrer Reichsgründung zu erzählen wissen:

Die Drachenkampflegende in der Tradition der Dagomba im Hinterlande Togos.

1. Geschichtsüberlieferung der Dagomba. Es war eine alte Frau, die hieß Male. Sie hatte Durst. Torse, ein hellhäutiger Jäger, kam zu ihrem Hause. Er war auch durstig, wandte sich an die alte Frau Male und bat sie um Wasser. Sie sagte: „Wir sind hier in dem Orte Nyalmajinga. Alle, die wir im Dorfe Nyalmajinga sind, haben Durst. Wir können kein Wasser erhalten, denn am Teich ist ein großer Büffel." Der Jäger Torse sagte: „Gebt mir eine Kalebasse. Ich will hingehen und Wasser holen."

Die Leute gaben ihm eine Kalebasse. Er nahm sie und ging zum Teich. Er wollte sie füllen. Der Büffel hörte das Geräusch und kam auf den Jäger zugestürmt. Torse, der Jäger, nahm einen Pfeil, legte ihn auf den Bogen und schoß ihn dem Büffel ins Herz. Das Tier stürzte tot hin. Torse schöpfte nun Wasser. Dann nahm er seine Axt und schlug dem Büffel das rechte Horn ab; es war aus

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Silber. Er schlug das linke Horn ab; es war aus Gold. Er schlug den Schwanz des Büffels ab.

Dann machte er sich auf den Rückweg und kam zum Hause der Frau. Er gab der alten Frau Male genug ab, daß sie trinken könne. Sie fragte: „Wo hast du das Wasser herbekommen?" Torse sagte: „Ich habe den Büffel getötet." Dann zog er aus seiner Tasche die Hörner und den Schwanz des Büffels hervor. Als die alte Frau das sah, wurde ihr Herz weiß vor Freude. Sie gab ihren Kindern und Enkeln Kalebassen, damit diese darauf trommelten.

Der König von Bingo (Bingo ist der Name des alten Gurmareiches) Mule Malna hörte das und ließ die alte Frau rufen. Er fragte sie: „Warum läßt du trommeln und tanzen?" Male antwortete: „Es ist ein weißer Jäger mit Namen Torse gekommen, der hat den Büffel am Wasser getötet." Der König sagte: „Du hast selbst nichts, und willst den Fremden beherbergen?" Er ließ Torse zu sich holen und sagte zu seinem Tumptere, d. i. dem obersten der Reiter: „Nimm den Torse in dein Haus."

Vier Tage lang war Torse im Hause Tumpteres.

Dann sagte er: „Mein König, ich will jetzt wieder heimkehren. Ich bitte mir ein Geschenk aus. Unter deinen Töchtern ist eine, die hat keine Beine. Gib mir die zur Frau." Der König sagte: „Ich habe viele Kinder und hübsche Mädchen. Und du willst gerade diese, die keine Füße hat?" Torse sagte: „Ja, gerade die!" Er nahm das Mädchen Gulyen (?) Wobega auf seine Schultern und trug sie fort. Er ging mit ihr zu der alten Frau, um von ihr Abschied zu nehmen und sagte: „Ich gehe nach Hause." Die alte Frau fragte: „Hat Malna dir niemand als Geleit mitgegeben?" Der Jäger sagte: „Ich bat nicht darum." Dann ging er von dannen.

Die Alte nahm ihre zwei jungen Söhne und sagte: „Dort geht Torse von dannen. Folgt ihm unbemerkt, bis er daheim angekommen ist, so daß ihr seine Heimat kennt und den Weg, der dahin führt." Die Jünglinge folgten Torse bis Sonnenuntergang. Als die Sonne unterging, reinigte er eine Stelle im Busch und setzte daselbst Wobega nieder. Dann nahm er Pfeil und Bogen, ging auf die Jagd und schoß Palbua, so nennen die Dagomba eine kleine Antilope, er schlug Feuer, briet das Fleisch und sie aßen.

Am anderen Morgen trug er seine Frau Wobega weiter. Die Jünglinge folgten ihm ständig und unbemerkt auf dem Fuße. Torse trug seine Frau immer weiter und so kamen sie zuletzt an eine Berghöhle, in der der Jäger wohnte. Die Höhle soll (in nordöstlicher

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Richtung) hinter dem Lande Gurma gelegen haben. Man weiß aber nicht mehr genau die Gegend, und noch viel weniger den Ort.

Dort kehrten die beiden Jünglinge um, gingen heim zu der Alten und sagten ihr: „Wir folgten dem Jäger; er ging in seine Höhle; wir kennen jetzt den Weg."

□ □

Es kam Krieg über den König Malna, Heiden waren es, die über ihn herfielen. Der König sagte zu der Gurma-Alten: „Wo ist unser hellfarbiger Jäger?" Die Alte sagte: „Als du ihm deine Tochter zur Frau gabst, gaben ihm deine Leute damals nicht das Geleit? und kennen die denn nicht mehr den Weg zu seiner Wohnung?" Der König schwieg. Darauf sandte die Frau die beiden Jünglinge, die sie vordem als Kundschafter ausgeschickt hatte, daß sie jetzt die Botschaft des Königs überbrächten.

Die beiden Männer gingen. Sie schliefen wieder am gleichen Lagerplatz im Busch und gingen am anderen Morgen weiter. Dann kamen sie an Torses Höhle. Sie traten ein, sahen ihn aber nicht, sahen auch nicht seine Frau. Sie sahen nur Lumbu, das war Torses Sohn. Lumbu fragte die Leute: „Woher kommt ihr?" Sie sagten: „Dein Vater Torse kam in unseren Ort. Der König Malna gab ihm seine Tochter zur Frau. Jetzt überziehen Heiden das Königreich mit Krieg. Der König sandte uns hierher, Torse zu bitten, daß er uns errette, wie er uns seinerzeit von dem Stier befreit hat."

Lumbu sagte darauf: „Es ist wahr, daß Torse mein Vater und Wobega meine Mutter waren. Aber mein Vater und meine Mutter sind beide gestorben. — Mein Vater Torse hat euch geholfen, ohne daß er Malna kannte. So will ich jetzt auch meinem Großvater helfen. Laßt uns gehen!"

Lumbu ging mit den Leuten zur Königsstadt. Lumbu schlug die Heiden in die Flucht und tötete deren viele. Sodann zog er mit den Kriegern Males nach Bialdi. Tindana war ein König in seinem Orte. Zu ihm ging Lumbu mit seinen Kriegern und blieb am Flusse nahe dem Orte Tindanas, um auszuruhen. Hier blieb er mit seinen Kriegern liegen.

Tindana hatte (gerade damals) von seinen Großleuten Arbeiter eingefordert, die ihm bei der Landbestellung helfen sollten. Die Großleute hatten sie ihm gegeben, hatten aber gesagt: „Laß Donnerstags nicht auf den Feldern arbeiten. Denn Donnerstag ist ein heiliger Tag. Laß deine Frauen auch nicht Wasser aus dem Fluß holen."

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Tindana kümmerte sich um diese Warnung nicht, sondern ließ am Donnerstag arbeiten wie an jedem anderen Tage.

Nun war ein Sohn von Tindana (?), der hieß Oaschierro, der hatte eine Tochter (?) Tindanas mit Namen Meschisobro zur Braut. Meschisobro ging an die Stelle, an der die Leute im Busch ihre Feldarbeit verrichteten und sah, daß ihr Liebster durstig war und kein Wasser hatte. Da nahm sie einen Topf, um an den Fluß herabzugehen und Wasser zu schöpfen. Sie kam an den Fluß und sah dort Lumbu sitzen.

Bei dem Anblick bekam sie einen solchen Schreck, daß sie den Topf hinwarf und fortlief. Lumbu rief ihr nach und sagte: „Fürchte dich nicht! Laufe nicht fort!" Als sie zurückkam, fragte er: „Warum liefst du fort, als du mich sahst?" Meschisobro sagte: „Mein Vater hat Feldarbeiter, die sind durstig, ich ging zum Flusse herab, um Wasser zu schöpfen." Er sagte: „Schöpfe dein Wasser, trag es auf das Feld und sage dann deinem Vater, ich, Lumbu, wäre hier am Bache."

Das Mädchen schöpfte Wasser, brachte es auf das Feld und erzählte ihrem Liebsten, was es erlebt hatte. Dieser erzählte es den Großleuten; die aber gingen zu Tindana und sagten: „Nun siehst du es! Wir haben es dir immer gesagt, du solltest am Donnerstag nicht das Feld bearbeiten und nicht Wasser tragen lassen. Nun es aber einmal so geschehen ist, sende zum Flusse und laß Lumbu Wasser geben."

Tindana nahm einen Topf, schöpfte Wasser und füllte den Topf. Er nahm ihn und ging mit dem Aeltesten zum Fluß hin, wo Lumbu saß. Dieser sagte: „Du bist Tindana und bringst mir Wasser in diesem Topf? Der Topf ist nicht gut!" Dann nahm er Lehm vom Flusse und gab es Tindana. Er sagte: „Forme daraus ein Gefäß von der Gestalt einer Kürbisflasche." Dann nahm er eine Aehre Sorghum, gab sie Tindana und sagte: „Pflanze sie noch heute. Sie wird noch heute aufgehen, aufwachsen und Früchte tragen." Hierauf nahm er einen Kürbiskern, gab ihn Tindana und sagte: „Pflanze ihn; er wird aufgehen, wachsen und noch heute eine Kürbisflasche zeitigen." Dann sagte Lumbu: „Aus der Frucht, die dir das gepflanzte Sorghum tragen wird, soll deine Tochter Mehl machen, das soll sie in die Kürbisflasche füllen. Wasser soll sie in dem eben geformten Flaschentopfe holen. Beides soll sie dann mir bringen."

Tindana ging und tat, wie Lumbu ihm geheißen hatte. Das Korn und der Kürbiskern wurden gepflanzt und gingen auf, und wuchsen und trugen Früchte. Der Topf in Form einer Kürbisflasche

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ward geformt und gegen Mittag ging Tindanas Tochter zum Flusse, Wasser zu schöpfen. Das Wasser goß sie auf das Mehl in der Kürbisflasche. Sie mischte es und brachte es Lumbu.

Als das geschehen war, sandte Tindana zu Lumbu und sagte: „Mein Enkel, komme zu mir, ich will dir ein Haus geben." Lumbu folgte dem Ruf und erhielt das Gehöft Tindanseos als Wohnstatt angewiesen. Tindana sagte zu seiner Tochter: „Ein Hund, der ein Ei frißt, muß dafür aufkommen! — Du warst es, der Lumbu hierhergebracht hat. Infolgedessen werde ich dich ihm zur Frau geben."

So erhielt Lumbu die Tochter Tindanas zur Frau. Die gebar einen Sohn. Das Kind wuchs zum Knaben heran, der mit seinem Onkel (?) Tindana in den Busch ging, um die Rinder zu hüten. Der Knabe sah eines Tages ein Rebhuhn und erlegte es mit einem Pfeilschuß. Der Onkel sagte: „Mache ein Feuer. Wir wollen das Rebhuhn braten!" Der Knabe tat es. Dann brieten sie es. Der Onkel gab seinem Neffen nur den Kopf und ein Bein ab. Das andere aß er selbst.

Als der Knabe nach Hause kam, erzählte er es seiner Mutter: „Ich habe ein Rebhuhn geschossen, der Onkel hat mich dann Feuer machen lassen. Wir haben es gebraten. Er hat mir dann nichts als ein Bein und den Kopf gegeben, und das andere hat er selbst gegessen." Die Mutter sagte: „Schweig und sage es nicht dem Vater."

Am anderen Morgen ging der Knabe wieder mit seinem Onkel in den Busch, das Vieh zu hüten. Der Knabe erlegte ein Perlhuhn mit einem Pfeilschuß. Der Onkel sagte: „Mach Feuer an." Der Knabe machte Feuer. Der Onkel briet das Perlhuhn. Dann aß er es, dem Knaben gab er aber nur ein Bein und den Kopf ab. Als sie heimkamen, erzählte der Knabe der Mutter: „Ich habe ein Perlhuhn geschossen. Der Onkel hat mich dann Feuer machen lassen. Er hat das Perlhuhn gebraten. Dann hat er mir nur ein Bein und den Kopf abgegeben. Das andere hat er selbst gegessen." Die Mutter sagte: „Schweig, und sage es nicht dem Vater."

Am anderen Morgen ging der Knabe mit dem Onkel wieder in den Busch, um das Vieh zu hüten. Der Knabe erlegte einen Hasen mit einem Pfeilschuß. Der Onkel sagte: „Mach Feuer an." Der Knabe machte Feuer. Der Onkel briet den Hasen. Dann aß der Onkel den Hasen und gab dem Knaben nur ein Bein und den Kopf ab. Als sie heimkamen, sagte der Knabe das nicht seiner Mutter, sondern seinem Vater Lumbu. Er sagte ihm alles, was vorgefallen war.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Lumbu hörte es und ging zu Tindana. Er sagte: „Mein Sohn hat Jagdbeute erlegt, man hat ihm aber das Fleisch fortgenommen. Wenn du nun in Zukunft einen Ochsen schlachtest, so verzichte ich auf das Fleisch und will weiter nichts als den Schwanz und das Fell haben." So geschah es. Jedesmal, wenn Tindana einen Ochsen schlachtete, erhielt Lumbu das Fell und den Schwanz. Das geschah so oft, bis deren zwölf waren.

Als Tindana zwölfmal die (erniedrigende) Teilung in dieser Form vorgenommen hatte, fragte Lumbu eines Tages den Sohn Tindanas: „Wenn dein Vater Ochsen für den Fetisch geschlachtet hat, und die Jugend tanzt und singt, wo hält sich dann dein Vater auf?" Der Sohn Tindanas sagte: „Mein Vater liegt dann oben unter dem Dache." (NB. Also waren die Häuser damals zweistöckig.)

Als nun der nächste Ochse geschlachtet werden sollte, schärfte Lumbu heimlich sein Messer und verbarg es im Aermel. Dann schlich er sich heimlich zu dem Oberraum des Hauses, in dem Tindana schlief und schnitt Tindana den Hals ab. Dann ging er nach Hause.

Als am anderen Morgen Tindanas Frau ihrem Gatten heißes Wasser bringen wollte, daß er sich waschen könne, fand sie den König tot. Sie schrie laut auf, so daß alle Leute zusammenliefen. Alle riefen: „Wer hat Tindana getötet?" Lumbu trat darauf hervor und sagte: „Ich habe ihn getötet." Dann fuhr er fort: „Wessen Sohn nennt ihr Yornesorberi? (Mann des Busches). So heißt nicht mein Sohn. Mein Sohn heißt Nyergele; auch ich heiße Nyergele, d. h. ich habe Rache genommen für die Beleidigungen, die ihr meinem Sohne zugefügt habt."

Als Lumbu Tindana getötet hatte, wurde er, Lumbu, König.

□ □

Vergleichen wir den Beginn dieser Legende mit dem Sunjattas, so erkennen wir eine sehr weitgehende Verwandtschaft. Statt der Koba-Antilope ist ein Büffel eingetreten. Die alte Frau, die den von weit hergekommenen hellhäutigen Jäger informiert, heißt hier Male. Sie verwandelt sich nicht selbst in einen Büffel. Der Büffel hat aber auch wieder ein goldenes und silbernes Horn. Der abgeschnittene Schwanz des Büffels gilt auch hier wieder als Beleg des Sieges — dann nimmt der Jäger wieder als seinen Lohn eine Maid, die zwar nicht wie Sugulunkurmang entstellt ist, aber keine Beine hat. Wie Sunjatta verjagt wird, so zieht auch hier der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Altmupesche Bronzetreibgefäße aus dem 15. Jahrhundert
in ca. $^1/_6$ der natürlichen Größe.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

siegreiche Held fort. Heidenstämme fallen nun ein und bedrohen das Land. Man ruft den tapferen Helden zurück, und trifft auch die Nachkommenschaft noch an, sowie ja auch in der Sunjattalegende nicht die beiden Ueberwinder der Koba das Reich neu gründen, sondern der Nachkomme des befreiten Mädchens. Wir sehen also eine nicht einmal sehr stark variierte Version der gleichen Legende, die wir aus dem Munde der Barden am oberen Niger heimbringen konnten.

Prüfen wir diese Legende nun näher hinsichtlich der Namen, und fragen wir, ob sie uns nicht weitere Anhaltspunkte bieten könne, so werden wir reichlich befriedigt. Vor allen Dingen heißt der König Malna und sein Land Male. Male wird im Dagombagebiete das Land des großen, westlichen Emirs, das Maliland genannt. Ferner ist in der Dagombasprache ein angehängtes „na" gleichbedeutend mit dem Mossiworte „Naba", d. h. König. Der König des Dagombareiches heißt hier Dagomba-na, im Mossi Dagomba-Naba. Der König des Bingolandes im Dagomba Bingo-na, im Mossi Bingo-Naba. Also ist Malna nichts anderes als Male-Naba, d. h. also König des Malireiches. Erklärlicherweise ist die Landschaft, entsprechend den lokalen Verhältnissen, anders benannt. Der siegreiche Held Torse kann hier nicht aus Mema, dem Lande der Tungara, kommen, er muß hier, den historischen Ereignissen entsprechend, aus Bingo oder Gurma stammen. In der Tat lehren uns die anderen Legenden dieser Länder, daß die jetzt herrschende Dynastie der Mossi und Dagomba aus Gurma oder Bingo stammt, während vorher aus den Mandeländern gekommene Mandingos über die hier seit uralten Zeiten ansässigen mehr westafrikanisch-sudanischen Reiche herrschten. Es ist also selbstverständlich, daß Torse in der Dagombalegende nicht aus Mema kommen kann, sondern aus Bingo oder Gurma hergeleitet werden muß.

Torse oder Turrsi aber heißen nun in diesen Ländern gewisse sagenhafte Leute, denen eine helle Hautfarbe zugeschrieben wird. „si" ist die Pluralendung, und es bleibt somit als Name dieser hellen Leute Turr oder auch Turre übrig. Diese Turre kommen aber auch in der Mandegeschichte vielfach vor. Sie gelten auch hier als helle, aus dem Norden gekommene Völker. Blättere ich nun den reichen Schatz der Legenden durch, die ich im Laufe der Jahre heimbringen konnte, so finde ich, daß gerade bei den hellen Stämmen die Legende vom Kampfe mit dem Drachen am ausgesprochensten und klarsten erhalten ist. Daher wende ich mich nach dem Norden und führe einige weitere Beispiele aus jenen Gebieten an, in denen die Legende in voller Kraft und Form bis heute noch besteht, und zwar

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

beginne ich mit der Wiedergabe eines Bardengesanges aus Massina, dem Lande, welches südwestlich von Timbuktu gelegen ist.

Dort lautet die Sage:

Die Drachenkampflegende in der Tradition Massinas am Niger.

2. Geschichtsüberlieferung aus Massina. Hambodeju (ein Fulbe) war der Sohn eines Königs. Als er aber ein Knabe von zehn Jahren war, starb sein Vater und Hambodeju wurde mitsamt dem Königreiche von seinem Onkel übernommen und an dessen Hofe erzogen. Er spielte mit den Kindern seines Onkels. Eines Tages sagte im erregten Wortstreit dessen Sohn zu Hambodeju: „Was willst du hier eigentlich? Dein Vater ist gestorben. Das Königreich gehört meinem Vater, deinem Onkel. Du hast hier nichts mehr zu suchen.“ Hambodeju lief sogleich zu seiner Mutter und fragte sie: „Wem gehört das Königreich? Gehört es meinem Onkel oder gehört es mir?“ Die Mutter sagte: „Dein Vater war der König dieses Landes. Als dein Vater starb, nahm dein Onkel die Herrschaft an sich. Dein Vater hat aber ein sehr gutes Pferd hinterlassen. Das heißt Bonnujuwadi. Das kannst du jeden Augenblick nehmen.“ Hambodeju sagte: „Es ist gut.“ Er ging. Er ging hin, zog das Pferd Bonnujuwadi aus dem Stall, rief seinen Mabo (Spielmann, zugleich Knappe), gab ihm auch ein Pferd und sein Gewehr und sagte: „Komm, wir gehen in den Krieg. Wenn ich gewinne, will ich gegen meinen Onkel zu Felde ziehen und sehen, ob ich die Herrschaft meines Vaters nicht zurückgewinne.“ Er ritt mit seinem Mabo von dannen.

Er kam mit seinem Mabo in die Sahel. Als er zehn Tage weit durch die Sahel geritten war, traf er auf ein kleines Dorf. Er fragte: „Wem gehört das Dorf?“ Ein Mann sagte: „Den Burdam (Tuareg).“ Hambodeju fragte: „Wer ist der König dieses Landes? Wer hat die Kriegsmacht?“ Die Leute sagten: „Das ist der König Elle, der König der Tuareg.“ Er ließ sich den Weg zeigen und ritt weiter auf die Stadt zu.

König Elle hatte einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn namens Hammadi-Elle hatte die Gewohnheit, abends sein Pferd zu besteigen und mit seinem Mabo einen Ritt zu unternehmen. Als Hambodeju sich dem Orte Elles näherte, traf er auf den jungen Hammadi-Elle und sagte: „Guten Tag.“ Hammadi-Elle sagte auch „Guten Tag!“ Hambodeju fragte: „Wer bist du?“ Jener erwiderte: „Ich bin Hammadi-Elle, ein Burdam, der Sohn des Königs der Burdam. Wer bist du?“ Hambodeju sagte: „Ich bin Hambodeju, der Sohn eines Fulbekönigs.“ Hammadi-Elle fragte: „Was willst du hier?“ Hambodeju sagte: „Ich habe mit deinem Vater einiges

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zu besprechen." Hammadi-Elle sagte: „Höre, Hambodeju, du hast ein gutes Pferd, wir wollen miteinander um die Wette reiten und sehen, wer von uns beiden der erste in der Stadt sein wird." Hambodeju sagte: „Es hat keinen Wert, denn ich werde sowieso der Erste sein! Ich habe keine Lust zu einem Wettritt." Da wollte ihn Hammadi-Elle zum Wettritt reizen, riß ihm die Mütze vom Kopfe und jagte mit ihr von dannen.

Hambodeju sagte aber zu seinem Mabo: „Gib mir mein Schwert." Der Mabo gab ihm das Schwert, dann jagte er hinter Hammadi-Elle her und erreichte ihn. Er holte mit dem Schwerte aus und traf Hammadi-Elle am Hinterkopfe. Der Königssohn sank tot zu Boden. Der Mabo Hammadi-Elles jagte sogleich von dannen und in die Stadt. Er traf den König Elle und sagte: „Soeben ist dein Sohn gestorben." König Elle fragte: „Kam der Tod vom Himmel oder aus der Erde?" Der Mabo sagte: „Man braucht nicht so weit zu greifen. Ein Fulbe, der soeben ankam, hat deinen Sohn getötet." Alle Leute kamen in dem Orte zusammen. Es waren sehr viele, denn am anderen Tage sollte ein großes Opferfest gefeiert werden.

Als Hambodeju den Königssohn Hammadi-Elle erschlagen hatte, sagte sein eigener Mabo zu ihm: „Hambodeju, du hast nicht recht daran getan, daß du diesen Königssohn getötet hast, wo du zu seinem Vater willst. Es war nicht klug. Willst du nun doch noch den König Elle aufsuchen?" Hambodeju sagte: „Natürlich werde ich den König Elle aufsuchen." Der Mabo sagte: „Wenn du das tust, dann bist du ein Grintiwal und ein Garantawal." (Ersteres soviel wie unerschrockener Held, letzteres soviel wie freigebiger Held.) — Darauf ritten sie in die Ortschaft ein. Auf einem großen Platze war eine ungeheure Menge von Menschen versammelt. Als Hambodeju das sah, riß er sein Pferd empor, sprengte auf die Menschenmenge zu, schwang sein Schwert, und alle versammelten Burdam flohen in wilder Hast auseinander. Der König Elle ließ Hambodeju sagen: „Steige heute in der Stadt ab. Morgen werde ich in großer Versammlung den Fall aburteilen."

Hambodeju nahm seine Wohnung bei einer alten Frau. Die Alte wußte es aber nicht, daß er es gewesen war, der den Königssohn getötet hatte. Er sagte zu der Alten: „Bringe doch etwas Wasser für uns und für unsere Pferde." Die alte Frau sagte: „Ach, mit dem Wasser ist es eine schwierige Sache. Wasser gibt es nicht. Wir haben ja einen großen Teich, aber in dem Teiche lebt ein mächtiges Tier, das heißt Kurua. Das Tier Kurua hat drei Köpfe und lagert im Teiche. Damit wir nun die Erlaubnis bekommen, Wasser zu

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nehmen, muß die Stadt in jedem Jahre eines seiner schönsten Mädchen dem Tiere als Opfer in den See senden. Dieser große Opfertag aber ist morgen. Deshalb sind so viele Menschen in der Stadt. Das Mädchen, das geopfert werden soll, ist Fatumata-Elle, die Tochter des Königs Elle, die Schwester des Hammadi-Elle, der heute getötet wurde. Da nun aber morgen gerade der Opfertag ist, wird Kurua es nicht dulden, daß jemand Wasser aus seinem Teiche nimmt, und kein Mann wird es wagen, denn Kurua mit seinen drei Köpfen ist fürchterlich." Hambodeju fragte: „Wo ist der Weg zu dem Teiche des Ungeheuers Kurua?" Die alte Frau sagte: „Er führt hier vorbei. Wenn man hier hinuntergeht, so ist man bald da."

Hambodeju sagte zu seinem Mabo: „Lege Bonnujuwadi den Faram (d. i. der kleine Zügel, an dem die Pferde zur Tränke und Schwemme geführt werden) an, gib mir mein Schwert und führe das Pferd hinter mir her!" Sie gingen. Sie kamen an den Teich. Hambodeju nahm sein Schwert zum Streite bereit in die Hand und sagte: „Nun, mein Mabo, führe mir Bonnujuwadi in den See hinein." Der Mabo tat es. Als das Pferd mit dem Mabo das Wasser betrat, hob Kurua erstaunt den Kopf aus der Tiefe empor. Hambodeju hob sein Schwert und schlug zu. Der Kopf fiel abgetrennt herab. Kurua hob die anderen beiden Köpfe empor. Hambodeju schlug zu. Die beiden Köpfe fielen herab. Dann rief Hambodeju seinem Mabo zu: „Ist Kurua ganz tot?" Der Mabo sagte: „Ja, er schwimmt tot auf dem Wasser."

Nun ging er hin und schlug dem Ungeheuer den Schwanz ab, gab ihn dem Mabo und sagte: „Nimm ihn mit." Dann stellte er am Ufer seine Schuhe hin und legte die lederne Scheide seines Messers darüber, damit er später belegen könne, daß er es gewesen sei, der diesen Kampf unternommen hatte. Sie nahmen Wasser mit, kehrten in ihre Wohnung zurück, und Hambodeju sagte zu der Alten: „Hier ist Wasser. Nimm und trink." — —

Am anderen Morgen versammelten sich alle Burdam auf dem Platze. Sie kamen in ungeheuren Mengen zusammen, denn heute sollte dem Kurua die Tochter des Königs zum Opfer dargebracht werden, und nachher konnte jedermann wieder trinken. Also war alles zusammengekommen. König Elle sagte auf dem großen Platze: „Wir wollen über den Fulben urteilen, der meinen Sohn Hammadi-Elle getötet hat." Die Burdam aber sagten: „Laß doch das bis nachher. Erst wollen wir uns einmal sattrinken. Erst wollen wir dem Tiere Kurua das Mädchen als Opfer darbringen, damit wir

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

trinken können." Der König Elle sagte: „Das ist wahr. Gehen wir zum Teiche."

Alle Menschen, die da waren, wanderten zum Teiche. Es war wohl eine Million Menschen. Diese Million von Menschen wollte es sehen, wie das Mädchen dem Ungeheuer Kurua überantwortet würde, und wollte dann trinken. Man brachte das Mädchen herbei, das in diesem Jahre dem Ungeheuer anheimfallen sollte. Es war Fatumata-Elle, die Tochter des Burdamkönigs Elle, die Schwester des getöteten Hammadi-Elle. Das Mädchen trat an den Rand des Sees. Das Untier Kurua rührte sich nicht. Das Mädchen wartete. Das Untier Kurua zeigte sich und rührte sich nicht.

Die Menschenmenge ward ungeduldig und schrie: „Weiter hinein!" Fatumata-Elle ging weiter hinein in den See und wartete. Das Untier Kurua rührte und regte sich nicht. Keiner seiner drei Köpfe ward sichtbar. Alle warteten. Die Menschenmenge ward ungeduldig und schrie: „Weiter hinein!" Fatumata-Elle ging weiter hinein. Fatumata-Elle ging bis in die Mitte des Sees. Da blieb sie und wartete. Das Untier Kurua rührte und regte sich nicht. Keiner seiner drei Köpfe ward sichtbar. Alle warteten. Fatumata-Elle wartete. Die ganze Menge wartete. Aber es geschah nichts. Da schrie einer aus der Menge: „Kurua ist gestorben." Alle schrien: „Kurua ist gestorben." Einer rief: „Es soll doch ein Mann in den See gehen, und schauen, ob Kurua tot ist oder noch lebt." Alle schrien: „Es soll einer nachsehen." Es war eine Menge von mehr als einer Million Köpfen versammelt, dem Opferschauspiele beizuwohnen. Es war aber unter der ganzen Million Menschen nicht einer, der es zunächst gewagt hätte, auch nur an den Rand des Teiches Kuruas heranzutreten.

Endlich fand sich ein Mann mit einer Lanze bereit, zögernd bis an das Ufer zu gehen. Er stieß mit der Lanze mehrmals in das Wasser und rief dann: „Kurua ist tot!" Einige kamen nun an das Ufer und fanden die Schuhe und die Messerscheide Hambodejus. Sie riefen: „Es muß irgendein Mann Kurua getötet haben. Er hat seine Schuhe und seine Dolchscheide als Wahrzeichen zurückgelassen." Die Leute schrien: „So wird es sein." Man brachte die Schuhe und die Messerscheide dem Könige Elle. Der sagte: „Diese Dinge hat der zurückgelassen, der Kurua getötet hat. Nun werden wir ihn erkennen können." Darauf begann alle Welt in großer Freudigkeit zu trinken und Wasser mit sich fortzunehmen. Fatumata-Elle aber kehrte aus der Mitte des Sees gänzlich gesund und unangefochten zurück.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

In der Stadt versammelte sich alle Welt auf dem großen Platze. König Elle sagte: „Nun führt mir den Fulbe hierher, damit wir über ihn urteilen können.“ Es war da die ganze Million von Menschen in einem Kreise versammelt. Neben dem Könige Elle saß die gerettete Fatumata-Elle; vor dem Könige standen auf dem freien Platze die Schuhe und die leere Messerscheide, die man am Ufer gefunden hatte. — Man rief Hambodeju.

Hambodeju ging durch die Straßen der Stadt. Hinter ihm ging sein Mabo. Der hatte den Schwanz Kuruas unter dem Rock und sang:

Wo andere Furcht haben,
Da empfindet Hambodeju nichts.
Wo andere fliehen,
Da bleibt Hambodeju ruhig am Platze.
Wenn andere Schlechtes tun,
Da bleibt Hambodeju fern.“

Hambodeju kam auf den großen Platz, auf dem die Million Menschen versammelt war, und ging quer über den freien Raum dahin, wo der König Elle saß. Da lagen die Schuhe und die Messerscheide. Alle diese Menschen sahen die Messerscheide, die Schuhe und sahen den Fulbe, der Hammadi-Elle, den Sohn des Königs getötet hatte.

Hambodeju ging gerade über den großen, freien Platz, den die Menge umschloß, ging auf den König Elle zu, wandte sich aber nicht an ihn, sondern nahm einen der beiden Schuhe, die da standen, und zog ihn über seinen Fuß. Er nahm den anderen der beiden Schuhe und zog ihn über den andern Fuß. Er zog seinen Dolch heraus, fügte ihn in die Messerscheide und steckte die Waffe zu sich. Dann griff er hinter sich, ließ sich von seinem Mabo den Schwanz des Untieres Kurua geben, legte ihn vor den König hin und sagte: „Hier!“ — Alles das sah die ganze, hier versammelte Menschheit. Es war etwa eine Million von Menschen. Das sah der Elle, das sah Fatumata-Elle, die Schwester des getöteten Hammadi-Elle; und als sie das sah, trat sie zu ihrem Vater und sagte: „Mein Vater, gib mich diesem Fulbe zur Frau, nie will ich einen anderen Mann heiraten. Töte mich lieber, als daß du mich einem anderen Manne zur Frau gibst.“

König Elle blickte seine Tochter an. Er blickte Hambodeju an und sagte: „Nimm meine Tochter Fatumata zur Frau, und außerdem will ich dir jeden Wunsch erfüllen, soweit es in meiner Macht steht.“

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Hambodeju sagte: „Ich bin nicht gekommen, um ein Weib zu gewinnen. Ich bin Hambodeju, der Sohn des Fulbekönigs von Bogo in Konari. Mein Oheim hat mir meine Herrschaft geraubt, und ich bin gekommen, dich zu bitten, mir ein Heer zu geben, mit dem ich meine Herrschaft zurückerobern kann." König Elle sagte: „Nimm meine Tochter zum Weibe. Die Kriegsmacht, die du brauchst, werde ich dir gern geben." — So heiratete Hambodeju die Tochter des Königs Elle.

Dann sandte Hambodeju einen Boten an seinen Onkel und ließ ihm sagen: „Rüste dich, ich ziehe gegen dich zu Felde. Laß dir ein Paar Schuhe mit eisernen Sohlen machen. Denn ich werde dich verfolgen und hinter dir herjagen, bis du diese Eisensohlen durchgelaufen hast. Ich weiß, daß nicht nur eine Frau bei den Fulbe einen tapferen Sohn geboren hat. Wir werden also heftig kämpfen." Hambodeju rüstete sein Heer und rückte vor. Beide Heere stießen aufeinander. Es wurde auf beiden Seiten sehr tapfer und todesmutig gekämpft. Zuletzt siegte Hambodejus Heer. Er schlug die Truppen seines Onkels in die Flucht und jagte hinter dem Feinde verfolgend her.

Als er eine Strecke weit gekommen war, sah er seinen Onkel am Wege sitzen. Der wartete da auf seinen Neffen Hambodeju, um mit ihm zu kämpfen. Beide ergriffen ihre Lanzen. Sie warfen die Lanzen. Die Lanzen zersplitterten. Sie warfen andere Lanzen. Auch diese zersplitterten. Dann schlugen beide mit dem Schwert aufeinander los. Die Schwerter zersplitterten. Dann aber ergriff Hambodeju den Sattelgurt seines Pferdes, schlug damit auf seinen Onkel und tötete ihn damit. Darauf schnitt er seinem Onkel den Kopf ab.

Hambodeju wurde König. Er nahm die Krieger seines Oheims. Die Hälfte von dessen Haussklaven behielt er, die andere Hälfte sandte er an seinen Schwiegervater Elle. Solange er lebte, regierte er im Orte Bogo in Konari.

□ □

Die Fulbe haben die Bardengesänge von den alten Stämmen am Rande der Sahara übernommen. Ursprünglich fehlte ihnen Rittersang und Ritterfänger, und so wie sie diese Kunst und Sangesform im Sahelgebiet zwischen dem Sudan und der Sahara übernahmen, so haben sie sie auch wieder verloren, als sie in andere Länder zogen. Im Osten findet man bei den Fulbe im Mossilande, in den Haussa-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

staaten und in Adamaua keinen Mabo, keinen Rittersänger und keinen Rittersang. Die Art der Trubadure und die Gesänge selbst hängen beinahe fester am Boden als mit dessen Bewohnern zusammen.

Und wie mit dem Sänger, so verhält es sich auch mit den Gesängen. Es ist gleich, ob wir einen solchen Sang aus dem Munde eines Fulbe, oder aus dem eines Mande hören. Er gehört eben den Menschen an, die am Rande der Westsahara wohnen. Und hier allein verstehen wir auch die Legende, daß der Drache das Wasser hütet. Hier, wo Wasser den Menschen zum bewußten Lebenselement wird, da hält der Drache erklärlicherweise die Menschen vom Brunnen und Teiche ab. Hier nur kann dieses Motiv entstanden sein, das bei den Dagomba, im wasserreichen Lande, durchaus nicht am Platze ist. Aber nicht nur dieses eine Moment wird in den Legenden des Nordens klarer. Viel deutlicher tritt im Zusammenhange der Massinadichtung das Motiv der dem Drachen abgerungenen Jungfrau hervor. Hier stehen wir vor der typischen Variante der Perseussage. Sie ist so klar wie nur denkbar. Sie tritt uns deutlich als ursprüngliche Form, von der die Legende der Mande und die der Dagomba abgeleitet wurde, entgegen. Dementsprechend weit verbreitet ist sie auch in den Nordländern, wovon ich einen weiteren Beleg bringen will.

Die Drachenkampflegende in der Tradition Futa Toros am Senegal.

3. Geschichtsüberlieferung aus Futa Djalon. Samba Galadjie kam in Baelle-aede, der Hauptstadt des Königs Aluagewissi, der der Herr der Diapato, der Mauren war, an. Der König wies ihm ein Gehöft an, in dem er absteigen könne. Er ritt mit seinem Spielmann dahin. Sie stiegen ab und Samba sagte zu den Leuten: „Bringt uns doch Wasser herbei für die Pferde.“ Die Leute sagten: „Wasser für die Pferde? Ja, das gibt es hier nicht. Wer Wasser für die Pferde haben will, darf nicht nach Baelle-aede kommen.“ Samba fragte: „Was gebt ihr denn aber euren Pferden zu trinken?“ Die Leute sagten: „Wenn wir die Kühe melken, stellen wir ein wenig Milch beiseite und geben das den Pferden.“ Samba fragte: „Und in diesem großen Lande, auch im Walde gibt es gar kein Wasser?“ Die Leute sagten: „Oh, wir haben schon ein Wasser, da ist aber Kungale (da ist etwas) darin, da kann kein Mensch heran.“ Samba sagte: „Ich bin vom Senegal und habe die Gewohnheit, mein Pferd bis zu den Knien ins Wasser zu führen. Euer Kungale kümmert mich nicht.“ Dann sagte er zu seinem Spielmann: „Morgen wollen wir die Pferde in aller Frühe tränken.“

Am anderen Morgen war es noch nicht gegen Sonnenaufgang, da weckte Samba schon seinen Spielmann und sagte: „Wir wollen unsere Pferde tränken.“ Der Spielmann sagte: „Ach, Samba, sagten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Alt-nupesche Bronzetreibgefäße aus dem 15. Jahrhundert
in ca. $^1/_6$ der natürlichen Größe.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

uns gestern nicht die Leute, daß es verboten sei, zu jenem Wasser zu gehen? Aber ich weiß, Samba, du mußt immer das tun, was verboten ist." Seuod Amalad stand auf. Sie machten sich auf den Weg. Da sagte der Spielmann: „Ich komme nicht mit" und blieb stehen. Samba sagte: „Wenn du dein Pferd verdursten lassen willst, so ist es mir recht", und ging weiter. Seuod folgte ihm. Samba sagte: „Was willst du?! Wenn dein Pferd erst verdurstet ist, dann läufst du nachher zu Fuß! Lieber doch diese kleine Unannehmlichkeit." Er ging immer weiter voran, der Spielmann folgte ihm.

Sie kamen an den See. Samba trieb sein Pferd in das Wasser. Das Tier wollte nicht. Samba trieb es an. Da hob das Untier Kungale (nach Angabe einiger ein Pferd, nach Angabe anderer ein Stier) den Kopf aus dem Wasser, es hob das Haupt zornig hoch in die Lüfte. Samba ergriff sein Gewehr, legte es an, und tötete das Ungetüm mit einem Schusse. Seuod Amalad rief: „Ho, Samba Galadjie!" Samba ging hin, schnitt dem Tier den Schwanz ab und nahm ihn an sich. Der Spielmann sang ein Lied, das heute noch bekannt ist. Sie nahmen die Pferde am kurzen Zügel und tränkten sie. Dann gingen sie wieder in die Stadt. Samba ließ aber mit Absicht am Ufer seine Schuhe stehen.

Sie kamen in die Stadt zurück. Samba sagte zu seinem Spielmann: „Ich gehe in meine Hütte und lege mich schlafen. Paß auf, daß mich niemand stört, wecke mich auch selbst nicht!" Der Spielmann sagte: „Ich will es verhindern." — Samba Galadjie hatte die Gewohnheit, daß er sich nie von einer Hand wecken ließ. Wollte oder sollte Seuod Amalad ihn wecken, so mußte er es in der Weise machen, daß er sein Instrument nahm und an seinem Lager ein Lied sang.

An dem Morgen, als Samba Galadjie sich schon in aller Frühe wieder zum Schlaf niedergelegt hatte, rüstetete das Volk Baelle-aedes sich zu einem großen Feste. Denn heute sollte die Tochter des Königs Aluagewissi dem Untier Kungale zum Opfer dargebracht werden. Denn das Untier verlangte von Zeit zu Zeit eine Jungfrau, und man mußte sie ihm geben, damit das Land nicht verdurste. Die Tochter des Königs war schön. Sie wurde in schöne Kleider gehüllt und mit schönem Schmucke geziert; sie war gekleidet, wie eben ein Mädchen gekleidet ist, das dem Bräutigam als Braut ins Ehehaus geführt wird. Sie ging zum See hin. Alles Volk ging mit ihr.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Es war eine ungeheure Menge von Menschen, die zum See hinging, um das Mädchen dem Ungeheuer Kungale zuzuführen. Das Mädchen machte erst einige Schritte in das Wasser hinein. Alles Volk wartete schweigend auf das, was nun kommen würde. Das Mädchen ging einige Schritte weiter in das Wasser hinein. Das Untier Kungale pflegte gar schnell mit Gier sein schönes Opfer zu ergreifen und mit in die Flut hinabzuziehen. Aber alles Volk wartete, und heute ließ sich kein Kungale sehen. Das Mädchen ging weiter und immer weiter ins Wasser hinein. Alles blieb ruhig. Ein Mann schrie aus der Menge: „Kungale ist tot." Alles Volk schrie: „Kungale ist tot." Einige sagten: „Man soll sehen, ob Kungale tot ist." Einer stocherte mit der Lanze am Seerande. Es rührte sich nichts. Dann fand einer am Ufer die Schuhe Samba Galadjies. Die Leute riefen: „Es hat jemand Kungale getötet." Und alles Volk jubelte und kreischte vor Freude.

Nun führte man das Mädchen lachend in die Stadt zurück. Der König ließ ausrufen: „Der, der Kungale getötet hat, soll zu mir kommen. Ich will ihm jeden Wunsch erfüllen." Ein Mann kam und sagte: „Ich habe es getan." Ein zweiter kam und sagte: „Nein, ich habe es getan, der andere ist ein Lügner." Ein dritter kam und sagte: „Alle beide lügen, ich habe es getan." In Scharen kamen die Leute an. Doch der König hatte die Schuhe vor sich stehen, die man am Ufer des Sees gefunden hatte, und sagte: „Ich werde sehen!"

Der Mann, bei dem Samba Galadjie abgestiegen war, kam zum Könige und sagte: „Ich habe einen Fremden in meinem Hause, der stieg da mit seinem Spielmann zusammen ab. Er ging heute morgen fort und kam ohne Schuhe zurück." König Aluagewissi sagte: „Bringe ihn hierher." Samba Galadjie hatte inzwischen ausgeschlafen. Der Wirt seines Gehöftes sagte zu ihm: „Der König möchte dich sprechen." Samba machte sich mit seinem Spielmann auf und kam an den Platz, wo der König Hof hielt und seine Leute herumlagen und -standen. Vor dem Könige auf dem Boden standen die beiden Schuhe.

Er ging auf den König zu, nahm die Schuhe und streifte sie über die Füße, zog den Schwanz Kungales aus der Tasche und reichte ihn dem König. Der König sah Samba Galadjie und die Schuhe und den Schwanz Kungales und sagte: „Nimm meine Tochter zur Frau und sage mir, was du willst. Willst du Hammel? Willst du Pferde? Was willst du?" Samba Galadjie sagte: „Ich bin nicht gekommen, um Weib, Hammel oder irgendwelche Reichtümer zu gewinnen. Ich wünsche mir eines: Ich bin Samba Galadjie, der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Sohn des Königs von Futa-Toro. Der Bruder meines Vaters Konko Bo Mussa hat mir mein Land fortgenommen. Gib mir eine Heeresmacht in die Hand, daß ich mir Futa-Toro zurückerobern kann." König Aluagewissi sagte: „Ich will deinem Wunsche willfahren. Ich will ein Heer vorbereiten. Vorher aber heirate meine Tochter und bleibe einige Zeit in unserem Lande, daß wir dir Gutes tun können. Denn du hast eine große Sache für uns verrichtet."

Darauf heiratete Samba Galadjie die Tochter des Königs Aluagewissi, des Diapato in Baelle-aede. — —

□ □

Es wäre leicht, noch eine ganze Reihe verwandter Sagen hier anzuschließen, die alle aus dem Gebiet zwischen der Senegalmündung und dem mittleren Niger bei Timbuktu heimisch sind. Eine hierher gehörige Version habe ich in meinem Buche: „Der schwarze Dekameron", Seite 140—154 zum Abdruck gebracht. Andere Lesarten hörte ich von Burdam (Tuareg) und Wolof. Immer befreit ein von weither gekommener Held die junge Maid, die dem im Wasser hausenden Ungeheuer geopfert werden muß, das als Landplage in dem Lande herrscht. Fast stets spielt das alte Weib eine Rolle. Der libysche Ursprung der Drachensage.

Oben schon wies ich auf die Beziehung hin, die dem Sinnwerte nach zwischen diesen Legenden und der Legende von Perseus und Andromeda herrscht. Der Drache, den der zornige Poseidon in das Land des Aethiopenkönigs Kepheus gesandt hat, harrt auch des Opfers, das der König ihm in Gestalt des schönen Königskindes, der Andromeda, darbringen muß. Kein anderer als Ammon (siehe Band I Kapitel 12), der nordafrikanische Götterkönig, gibt die Nachricht von der zwingenden Notwendigkeit des Jungfrauenopfers. In der Tat ist die Sage keine griechische, sondern eine nordafrikanische, die zumal bei Joppe, an der karthagischen Küste, heimisch war. Also verstehen wir diese den Griechen aus den nördlich der Sahara gelegenen Ländern zugekommene Sage ohne weiteres in ihrer Verbreitung über die Länder südlich der Sahara. Es ist eben eine libysche Legende.

Dies libysche Element, das hier mit aller Klarheit aus dem Gebräu sudanischer Geschichtsüberlieferungen auftaucht, erinnert uns daran, daß der mittelalterliche Reisende Leo Africanus erzählt, das mächtige, an den Ufern des Niger langhin ausgebreitete Reich der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Songai sei von einer Herrscherfamilie „della stirpe di Libya", von einer Familie aus libyschem Stamme gegründet worden. Die Geschichte der im Beginn des 7. Jahrhunderts stattgehabten Gründung des Songaireiches hat nun aber der bedeutende sudanische Geschichtsschreiber Abderrahman ben Abdallah in seinem Tarikh es-Soudan aufbewahrte. Er berichtet, wie zwei armselig in Häute (also das Kleid der libyschen Stämme) gehüllte Brüder nach Kukija (oder Kuka) am Niger gekommen seien, in das Songailand, in dem damals (im Gegensatz zum islamischen Glauben) heidnische Götter angebetet wurden. Ein das Land beherrschender Dämon lebte in der Form eines Fisches im Flusse und kam von Zeit zu Zeit in der Flut zum Vorschein. Dann wurde das Ungeheuer angebetet. Als er einmal wieder auftauchte, ergriff der ältere der beiden fellgekleideten Jünglinge den Speer und tötete es. So wurde er der Gründer der Sa-Dynastie des Songaireiches, aus der wir reichlich Veranlassung haben, auch die Diarra der Mande abzuleiten.

Also kursiert hinsichtlich dieser Herrscherfamilie, die Leo Africanus ausdrücklich als lybischen Ursprunges bezeichnet, eine gleiche Drachenlegende wie bei vielen anderen Stämmen, die als hellfarbig, dem Norden oder Nordosten entsprossen, bezeichnet werden. Wenn der Islam sich bemüht, diese Staatsgründer als Einwanderer aus Mekka, als Nachkommen und Verehrer des Propheten hinzustellen, so tut er nichts anderes, als die alte christliche Legende, die sich im Morgenlande auch schleunigst den Stoff zur Sage vom Sankt Georg aneignete. Also mit dem Islam ist die Drachensage nicht gekommen, das geht aus ihrer Verbreitung und aus dem Fehlen dieser Geschichte in der eigentlich islamisch-afrikanischen Mythologie hervor. Auch finden wir im Sudan noch andere Formen der Drachenkämpfersage, die, weit nach Süden verbreitet, sehr altertümlich und noch so archaistisch sind, daß wir die ursprüngliche Beziehung der Sinnwerte ohne Schwierigkeit aufdecken können.

Einen von diesen älteren Typen will ich hier noch geben, und zwar wähle ich eine Version aus den Haussaländern, um zu zeigen, wie ähnlich gleiche Stoffe in Afrika und Europa sich ausbilden können. Man kann in ihrem Anfang eine gewisse Aehnlichkeit zwischen dem bösen Knaben Dan-Auta und dem anfänglich auch recht unnützen Jungsiegfried beobachten, ohne daß natürlich eine ursprüngliche Analogie im philogenetischen Sinne angenommen zu werden braucht.

Die Drachenkampflegende in der Tradition der Haussa zwischen Niger und Tschadsee.

4. Sage der Haussa in Katsena. Ein Mann heiratete ein Mädchen. Er zog mit seiner Frau in den Busch und wohnte weit entfernt von den Menschen. Er bestellte seine Farmen und erntete.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Mann und die Frau machten alles, was sie brauchten, selbst. Als der Mann mit der Frau etwa ein halbes Jahr verheiratet war, ward sie schwanger und nachher gebar sie ihm ein Kind. Das Kind war ein Mädchen und hieß: Sara (oder Sfarra). Danach gebar die Frau noch andere Kinder (NB. gleich hier sei bemerkt, daß die Geschichtserzähler nicht anzugeben wissen, was mit ihnen geschah), und endlich noch ein zehntes Kind. Dieses war ein kleiner Junge, und weil er der jüngste war, nannten sie ihn Dan-Auta.

Dan-Auta war noch ein ganz kleiner Junge, da wurde der Vater krank. Er sagte: „Ich werde sterben!" Er rief Sfarra und sagte zu ihr: „Ich werde sterben! Behalte Dan-Auta immer bei dir. Achte immer auf Dan-Auta. Sorge dafür, daß Dan-Auta nie schreit und weint." Der Vater sagte das und starb.

Dan-Auta war noch ein ganz kleiner Knabe, da wurde die Mutter krank. Die Mutter sagte: „Ich werde sterben!", rief Sfarra und sagte zu Sfarra: „Ich werde sterben! Behalte Dan-Auta immer bei dir. Achte immer auf Dan-Auta! Sorge dafür, daß Dan-Auta nie schreit und nie weint." Die Mutter sagte das und starb.

Sfarra war mit Dan-Auta allein im Busch. Er war ein kleiner Knabe, kroch auf der Erde herum und lief auch ein wenig. Sfarra und Dan-Auta hatten aber viel zu essen. Sie hatten einen ganzen Rumbu (Speicher) voller Dauwa (Sorghum), sie hatten einen ganzen Rumbu voller Maiwa (Spät-penisetum), sie hatten einen ganzen Speicher voller Adja (panicum), sie hatten einen ganzen Speicher voller Geero (Früh-penisetum), sie hatten einen ganzen Speicher voller Erdnüsse, sie hatten einen ganzen Rumbu voller Bohnen und einen ganzen Speicher voller Mais. Sfarra sagte: „Wir werden genug zu essen haben, bis Dan-Auta so groß ist, daß er selbst seine Farm bestellen kann."

Sfarra ging hinaus und mahlte Dauwa zu Mehl, um für sich und Dan-Auta Essen zu kochen. Als sie das Mehl gemahlen hatte, brachte sie es in einer Kalebasse in die Hütte, in der sie kochte, und in der Dan-Auta am Herde saß. Dann ging Sfarra wieder hinaus, um aus dem Busch Feuerholz zu holen. Als sie hinausgegangen war, lief Dan-Auta zu der Kalebasse, in der das Mehl war und warf sie um. Dann holte er von der Feuerstelle Asche und mischte sie mit dem Mehl, das am Boden lag. Nach einiger Zeit kam Sfarra wieder. Sie sah, was Dan-Auta getan hatte und sagte: „Kai (du)! Mein Dan-Auta! Das Mehl, das wir zusammen essen wollten, wirfst du auf die Erde?" Dan-Auta schluchzte auf. (An

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dieser Stelle ahmt der Erzähler jedesmal den Ton nach, den das Kind ausstößt, wenn es nahe daran ist, zu weinen.) Sfarra sagte schnell: „Nun, Dan-Auta, weine nicht. Dein Baba (Vater) und deine Inna (Mutter) haben gesagt, du sollst nicht weinen! Weine nicht. Ich war nur böse, weil du von dem Korne wegwirfst, von dem wir leben müssen, bis du stark genug bist, um eine Farm anzulegen!"

Sfarra ging hinaus. Sie nahm anderes Korn aus dem Speicher und rieb es zu Mehl. Sfarra arbeitete am Mahlsteine. Dan-Auta nahm ein brennendes Holzscheit von der Kochstelle, lief zu dem Rumbu, in dem das Dauwa war, und zündete ihn an. Der Rumbu brannte. Der Rumbu brannte ab. Sfarra sah es brennen und lief herbei. Sie rief: „Kai! Dan-Auta! Du brennst den ganzen Rumbu ab! Wovon sollen wir beide leben? Ich bin nur eine Frau (Frauen verrichten dort keine Farmarbeiten), du bist aber noch so klein, daß es lange währen wird, bis du Farmarbeit verrichten kannst. Wovon sollen wir leben?" Dan-Auta schluchzte auf. Sfarra sagte schnell: Dan-Auta, weine nicht! Dein Vater und deine Mutter haben gesagt, du sollst nicht weinen! Weine nicht! Ich war nur böse, daß du einen Speicher mit Korn verbrannt hast, von dem wir leben müssen, bis du stark genug bist, eine Farm anzulegen."

Sfarra ging hin; sie machte das Essen fertig. Sie brachte das Essen und aß mit Dan-Auta. Dann legten sich beide hin und schliefen. Am anderen Morgen, als Dan-Auta noch schlief, stand Sfarra auf, nahm den Topf und ging hinaus, um Wasser zu holen. Als sie fort war, erwachte Dan-Auta und sah, daß Sfarra fortgegangen war. Dan-Auta stand auf. Er ging zur Feuerstelle. Er blies das Feuer an. Er nahm einen Strohwisch und zündete ihn an. Mit dem brennenden Strohwische lief er hinaus und zündete alle Rumbus an, in denen das Geero und Adja und die Bohnen und die Erdnüsse und der Mais lagen. Alle Rumbus brannten. Alles Korn brannte. Alles Korn verbrannte. Sfarra sah das Feuer und lief herbei. Sie sah, daß alle Rumbus verbrannten, daß alles Korn verbrannte. Sfarra rief: „Kai! Dan-Auta! Du verbrennst alles, was wir zu essen haben. Nun haben wir nichts mehr!"

Dan-Auta schluchzte auf. Sfarra sagte schnell: Mein Dan-Auta! Weine nicht! Dein Vater und deine Mutter haben gesagt, du sollst nicht weinen. Weine nicht! Ich war nur böse, weil wir nun nichts mehr zu essen haben. Aber komm nur: Ich werde Essen für uns suchen!"

Sfarra nahm Dan-Auta auf den Rücken und band (nach des Landes Sitte) ihn mit dem Kleide fest. Dann ging sie in den Busch

hin. Sfarra kam auf einen Weg und ging auf dem Wege hin. Sfarra ging mit Dan-Auta in die Stadt und ging mit ihm in das Viertel des Königs. Die erste Frau des Königs nahm Sfarra auf. Dort wohnten sie bei der ersten Frau des Königs.

Diese gab Sfarra und Dan-Auta tagelang Essen. Sfarra trug Dan-Auta immer auf dem Rücken und setzte Dan-Auta nie auf die Erde. Die anderen Frauen sagten zu ihr: „Warum trägst du Dan-Auta immer auf dem Rücken? Warum setzest du ihn nie hin und läßt ihn spielen nach der Weise der anderen Frauen?" Sfarra sagte: „Laßt mich nach meiner Art. Dan-Autas Vater und Mutter haben gesagt, Dan-Auto solle nie weinen! Wenn ich Dan-Auta auf dem Rücken halte, wird er nicht schreien. Ich muß sehen, daß Dan-Auta nicht schreit."

Eines Tages sagte Dan-Auta: „Ich will mit dem Sohne des Königs spielen!" Sfarra setzte ihn auf die Erde. Dan-Auta spielte mit dem Sohne des Königs. Sfarra nahm ihren Krug und ging hinab zum Wasser. Der Sohn des Königs nahm einen Stock, Dan-Auta nahm auch einen Stock. Sie spielten beide mit den Stöcken. Der Sohn des Königs und Dan-Auta schlugen mit den Stöcken. Der Sohn des Königs und Dan-Auta stießen mit den Stöcken. Dan-Auta stieß dem Sohne des Königs ein Auge aus, und der Sohn des Königs fiel hin.

Sfarra kam herbei. Sie sah, daß Dan-Auta dem Sohne des Königs ein Auge ausgestochen hatte. Es war aber niemand anders zugegen. Der Sohn des Königs schrie auf. Sfarra setzte den Topf hin, nahm Dan-Auta auf und lief mit ihm aus dem Hause, aus dem Viertel des Königs, aus der Stadt, in den Busch, so schnell sie laufen konnte.

Es war niemand als der erste Sohn des Königs im Hause. Der schrie. Der König hörte ihn schreien und sagte: „Weshalb schreit mein Sohn?" Die Frauen des Königs liefen herzu, sie sahen, daß dem Sohne des Königs ein Auge ausgestoßen war und schrien auf. Der König hörte seine 40 Frauen aufschreien und kam herbei. Der König sah, daß seinem Sohne ein Auge ausgestoßen war; er schrie auf und sagte: „Was ist das? Wer tat das?" Das Kind sagte: „Sfarra kam mit Dan-Auta in das Haus. Ich spielte mit Dan-Auta. Ich nahm einen Stock. Dan-Auta nahm einen Stock. Ich schlug mit dem Stock. Dan-Auta schlug mit dem Stock. Ich stieß mit dem Stock. Dan-Auta stieß mit dem Stock. Er stieß mir das eine Auge aus. Sfarra kam, hob Dan-Auta auf und lief mit ihm

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

von dannen." Der König sagte: „Sucht überall in der Stadt nach Sfarra und Dan-Auta. Bringt mir Sfarra und Dan-Auta!"

Alle Dogari des Königs liefen durch die Stadt. Alle Leute des Königs liefen durch die Stadt. Jedes Haus wurde geöffnet. In jedem Hause sahen sie nach Sfarra und Dan-Auta. Jeder Hausherr sagte: „In meinem Gehöft sind Sfarra und Dan-Auta nicht." Die Dogari und alle Leute des Königs suchten in allen Häusern. Sie fanden Sfarra und Dan-Auta nicht. Sie kamen alle zum Könige zurück und sagten: „Wir haben alle Gehöfte und Häuser der Stadt abgesucht. Sfarra und Dan-Auta sind nicht mehr in der Stadt."

Der König rief alle Leute; er rief alle Soldaten und alle Reiter. Der König sagte: „Sfarra und Dan-Auta sind aus der Stadt entflohen. Ihr müßt sie finden. Ihr müßt sie finden und fangen, und wenn sie in das Wasser gegangen sind, Ihr müßt sie finden und fangen, und wenn sie in die Erde gegangen sind. Ihr müßt sie finden und fangen, und wenn sie in die Luft gegangen sind. Ihr müßt sie finden und fangen. Ich will selbst mit meinen Reitern hinausgehen und im Busch suchen." Alle Leute des Königs zogen aus der Stadt in den Busch, um Sfarra und Dan-Auta zu suchen. Die Leute zogen nach Osten und suchten. Aber sie fanden Dan-Auta und Sfarra nicht. Die Leute zogen nach Süden und suchten, aber sie fanden Sfarra und Dan-Auta nicht. Die Leute zogen nach Norden und suchten. Aber sie fanden Sfarra und Dan-Auta nicht. Zwei Tage lang zogen die Leute nach allen Seiten. Aber sie fanden Sfarra und Dan-Auta nicht.

Zwei Tage lang war Sfarra mit Dan-Auta auf dem Rücken dahingelaufen. Dann hörte sie die Reiter kommen. Der König kam mit seinen Reitern hinter ihr her. Es war ein sehr großer Baum da. Sfarra sagte: „Ich werde auf diesen Baum steigen, und mich mit Dan-Auta zwischen den Blättern dieses Baumes verstecken!" Sie stieg mit Dan-Auta auf dem Rücken auf den Baum und versteckte sich zwischen den Blättern.

Der König kam mit seinen Reitern an den Baum. Er sagte: „Ich bin zwei Tage geritten. Ich bin müde; ich will mich ausruhen; stellt mein Karaga (Rohrstäbchenbett) unter diesen Baum. Ich will mich auf mein Karaga setzen." Die Leute stellten das Karaga unter den Baum. Der König setzte sich darauf. Er saß unter dem Aste, auf dem Sfarra und Dan-Auta saßen.

Dan-Auta sah auf den König herab und sagte: „Sfarra!" Sfarra sagte: „Kai! Dan-Auta! Sei still!" Dan-Auta schluchzte auf. Sfarra sagte schnell: „Mein Dan-Auta, weine nicht! Dein

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Vater und deine Mutter haben gesagt, du sollst nicht weinen. Weine nicht. Sag, was du willst." Dan-Auta sagte: „Ich will mich entleeren. Ich will mich auf den Kopf des Königs entleeren." Sfarra sagte: „Wir werden getötet werden, aber dein Vater und deine Mutter haben gesagt, du sollst nicht weinen. Also tue es!" Dan-Auta entleerte sich. Der Unrat fiel auf den Kopf des Königs. Der König sagte: „Was ist das, was da auf meinen Kopf fiel?" Er faßte mit der Hand hin und sagte: „Es ist Unrat!"

Der König blickte zum Baume empor. Er sah Sfarra und Dan-Auta und rief: „Bringt Beile herbei, wir wollen sogleich den Baum umschlagen!" Die Leute liefen hin und brachten Beile. Sie begannen den Baum umzuschlagen. Der Baum begann zu zittern. Die Leute schlugen in das Holz tiefer hinein. Der Baum begann zu schwanken. Die Leute schlugen die Hälfte des Stammes weg. Der Baum begann sich nach der Seite zu neigen. Sfarra sagte: „Jetzt werden sie mich fangen und töten!"

Ein großer Schurua (Hühnerweihe, auch Schirma genannt) flog über den Busch hin. Er kam nahe zu dem Baume, auf dem Sfarra mit Dan-Auta saß. Sfarra sah den Schurua. Der Baum begann sich zu neigen. Sie rief zu dem Vogel hinauf: „Mein Schurua! sieh, die Leute werden Dan-Auta und mich töten, wenn du uns nicht wegnimmst." Der Schurua hörte Sfarra und kam herab. Der Baum sank zur Seite, der Schurua aber nahm Sfarra auf die eine Schulter und Dan-Auta auf die andere Schulter. Der Baum fiel um. Da flog der Schurua mit Sfarra und dem Dan-Auta ganz hoch hinauf in die Luft.

Er flog mit ihnen ganz oben hoch in der Luft über das Land hin. Er flog ganz hoch hinauf in die Luft, immer höher und immer weiter. Dan-Auta sah den Vogel an; er sah, wie der Vogel den Schwanz drehte (die Steuerbewegungen sind gemeint!) und sagte: „Sfarra!" Sfarra sagte: „Kai! Dan-Auta! Was willst du nun wieder?" Dan-Auta schluchzte auf. Sfarra sagte schnell: „Mein Dan-Auta! Weine nicht! Dein Vater und deine Mutter haben gesagt, du sollst nicht weinen! Weine nicht! Sage, was du willst!" Dan-Auta sagte: „Ich will meinen Finger in das Hinterloch dieses Vogels stecken." Sfarra sagte: „Wenn du das tust, wird der Schurua uns sofort fallen lassen, und wir werden dann zur Erde hinabstürzen. Wir werden beide sterben. Aber dein Vater und deine Mutter haben gesagt, du sollst nicht weinen. Also tue es!" Dan-Auta sagte: „Es ist mir gleich, ob wir sterben." Er steckte seinen Finger in das Hinter-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

loch des Schurua. Der Schurua schlug seine Flügel zusammen. Sfarra und Dan-Auta fielen herab.

Als Sfarra und Dan-Auta ganz nahe der Erde waren, zog gerade ein großer Gugua (Wirbelwind, Windhose) über das Land hin. Sfarra sah den Gugua und rief: „Mein Gugua, sieh! Wir werden sogleich zur Erde herabfallen und sterben, wenn du uns nicht auffängst und (sanft) zur Erde trägst." Der Gugua kam heran; er fing Sfarra und Dan-Auta auf und setzte sie (sanft) auf die Erde. Sfarra und Dan-Auta waren in einem fremden Lande im Busch.

Sfarra ging mit Dan-Auta durch den Busch und kam auf einen Weg. Sfarra und Dan-Auta gingen auf dem Wege hin, der in eine große Stadt führte. Die Stadt übertraf an Größe jede andere Stadt. Sie war von einer mächtigen Birni (Mauer) umgeben. In dieser Mauer war ein großes, eisernes Tor, das wurde jeden Abend geschlossen, wenn es dunkel war. Denn jeden Abend, wenn die Dunkelheit eintrat, kam ein gewaltiger Dodo. Dieser Dodo war hoch wie ein Esel — aber er war kein Esel. Dieser Dodo war lang wie eine Riesenschlange — aber er war keine Riesenschlange. Dieser Dodo war stark wie ein Elefant — aber er war kein Elefant. Dieser Dodo hatte Augen, die strahlten hell durch die Nacht wie die Sonne am Tage. Dieser Dodo hatte einen Schweif. Er kroch jede Nacht zu der Stadt. Deswegen war die große Mauer mit dem eisernen Tore um die Stadt gebaut. Sfarra und Dan-Auta gingen den Weg hin, bis sie zu dieser großen Stadt kamen.

Sie gingen in die Stadt, sie gingen durch das Tor. An der Birni, nahe dem Tore, wohnte eine Sohua (d. h. eine alte Frau). Sfarra ging mit Dan-Auta zu der Sohua. Sfarra sprach mit ihr. Dan-Auta hörte zu. Die Sohua sagte: „Ich will dich und deinen kleinen Bruder aufnehmen. Aber jeden Abend kommt ein gewaltiger Dodo vor die Stadt und singt mit starker Stimme. Dann muß alles in der Stadt still sein. Wenn jemand darauf antwortet, kommt der Dodo in die Stadt und kann uns alle töten. Sorge also, daß der kleine Dan-Auta nachts nicht schreit, dann könnt ihr bei mir wohnen."

Dan-Auta hörte alles. Sfarra und Dan-Auta wohnten bei der Sohua an der Stadtmauer nahe dem großen Tore.

Am anderen Tage ging Sfarra in die Stadt, um Essen zu bringen. Als sie fort war, ging der kleine Dan-Auta auch fort. Er nahm hier ein Scheit Holz und da ein Scheit Holz, trug die Holzstücke zu dem Hause der Sohua und verbarg sie hinter der Mauer. Dan-Auto lief herum und trug viel Holz zusammen. Er schichtete das

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Holz hinter der Mauer auf. Dan-Auta betrachtete den Holzstoß und sagte: „Das ist genug Holz!" Dann lief er wieder in die Stadt. Dan-Auta nahm hier einen Makodi (d. s. die kugligen festen Steine, mit denen die Mahlsteine abgeklopft werden) weg und da einen Makodi weg. Er trug die Makodi hinter das Haus der Sohua, und versteckte sie an der Mauer. Dan-Auta trug an die 100 Makodi zu dem Verstecke und legte sie auf die Holzscheite. Dann betrachtete er den Haufen Makodi und sagte: „Das sind genug Makodi. Nun brauche ich noch eine Zange." Dan-Auta lief in die Stadt, ging zu einem Schmiede und nahm eine Zange. Er trug die Zange zu dem Hause der Sohua und versteckte sie neben dem Holzstoß und den Makodi hinter der Mauer. Niemand aber wußte davon, was der kleine Dan-Auta alles da zusammengetragen und versteckt hatte.

Als es Abend wurde, sagte Sfarra zu ihm: „Nun komm mit in das Haus, mein Dan-Auta, denn jetzt kommt bald der gewaltige Dodo, und dann kann er uns töten." Dan-Auta sagte: „Ich will heute draußen bleiben." Sfarra sagte: „Komm in das Haus." Dan-Auta schluchzte auf. Sfarra sagte schnell: „Mein Dan-Auta, weine nicht! Dein Vater und deine Mutter haben gesagt, du sollst nicht weinen. Weine nicht! Wenn du draußen bleiben willst, bleibe draußen!" Sfarra und die Sohua gingen in das Haus und machten hinter sich die Türe zu. Dan-Auta blieb draußen.

Er saß vor dem Hause der Sohua. Diese und Sfarra und alle Leute der Stadt waren in die Häuser gegangen und hatten hinter sich die Türe geschlossen. Nur der kleine Dan-Auta war auf der Straße. Er lief dahin, wo er das Holz und die Makodi versteckt hatte, und zündete das Holz an. Es wurde ein großes Feuer. Die Makodi lagen im Feuer, und wurden ganz heiß. Als Dan-Auta eine zeitlang bei dem Feuer gesessen hatte, kam Dodo aus dem Busche her auf die Stadt zu.

Dan-Auta stieg auf die Birni, und sah Dodo in der Ferne kommen, denn dessen Augen leuchteten wie die Sonne und wie ein Feuer. Dan-Auta hörte Dodo — denn Dodo sang mit starker Stimme durch den Busch hin:

„Wuajanni agarinana ni Dodo!"

„Wer ist in dieser Stadt (wie) ich, Dodo!"

Als Dan-Auta das hörte, sang er von der Birni herab in den Busch dem Dodo entgegen:

„Naijakai agarinana naijakai ni Auta!"

„Ich bin wie du in dieser Stadt, ich bin wie du, ich Auta!"

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Als Dodo das hörte, kam er näher zur Stadt heran. Er kam bis dicht zur Stadt und sang:

„Wuajanni agarinana ni Dodo!"

Als Dodo das sang, zitterten alle Bäume in dem Busch, und das trockene Gras begann weithin zu brennen.

Dan-Auta aber sang:

„Naijakai agarinana naijakai ni Auta!"

Als Dodo das hörte, trat er auf die Birni. Dan-Auta stieg herab und trat zu dem Holzstoße, auf dem die Makodi im Feuer glühten. Dodo aber sang von der Birni über die Stadt hin mit gewaltiger Stimme:

„Wuajanni agarinana ni Dodo!"

Als er das sang, zitterte das eiserne Tor und zitterten alle Häuser. Es war, als wenn 100 Schmiede gleichzeitig den Amboß schlugen, und als wenn zehn Gewitter über einem Flusse donnerten. Alle Bäume in der Stadt verdorrten unter dem Feuer, das aus Dodos Augen leuchtete; alle Menschen in der Stadt hörten das in den Häusern und fühlten die Hitze durch die Mauern; alle Menschen fürchteten sich, so daß sie glaubten sterben zu müssen. Und kein Mensch wage in den Häusern den Mund zu öffnen.

Dan-Auta packte aber mit der eisernen Zange einen glühenden Makodi und sang:

„Naijakai agarinana naijakai ni Auta!"

Dodo stieg von der Birni herab. Wo Dodo hintrat, riß der Boden sich auf. Wo Dodo die Augen hinwandte, klafften die Wände auf. Dodo öffnete den Mund und sang gewaltig:

„Wuajanni —"

Dan-Auta aber warf in den offenen Rachen zehn glühende Makodi. Dodo verschlang sie und sang heiser:

„agarinana —"

Dan-Auta warf in den offenen Rachen noch zehn glühende Makodi. Dodo verschlang sie und sang heiser:

„ni Dodo!"

Dan-Auta aber warf in den offenen Rachen abermals zehn glühende Makodi. Dodo verschlang sie und stöhnte. Da warf Dan-Auta alle anderen glühenden Makodi in den Rachen und sang:

„Naijakai agarinana naijakai ni Auta!"

Dodo starb. Dan-Auta betrachtete Dodo. Dann ging er in das Haus der Sohua. Die hatte eine Kororo (Ledertasche), in der war ein Wuka (kleines Messer). Dan-Auta nahm die Kororo, ging wieder hinaus, dahin, wo der getötete Dodo lag, und schnitt mit der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wuka dem Dodo den Schweif (Utschia) ab. Den steckte er in die Kororo. Dann ging er mit der Tasche in das Haus, legte sich neben Sfarra nieder und schlief ein.

Dann aber hörte man in der ganzen Stadt nichts mehr; man hörte nicht einmal die kleinen Termiten. — — — — —

Am anderen Morgen kamen die Leute aus den Häusern und liefen zum Serki. Der König fragte die Leute: „Was war das?" Die Leute sagten: „Wir wissen es nicht! Wir sind vor Furcht (fast) gestorben. Es war auf der Seite, wo das eiserne Tor ist." Der König sagte zum Jägermeister (Serki Mahalba): „Geh du hin und sieh, was das war!"

Der Serki Mahalba ging hin. Er sah den toten Dodo von weitem, und kam langsam heran. Der Serki Mahalba sagte: „Das ist der gewaltige Dodo! Der gewaltige Dodo ist getötet!" Er lief zurück zum König und sagte: „Es hat ein Mann den gewaltigen Dodo getötet und hat ihm den Schweif abgeschnitten!" Der König sagte: „Ist der gewaltige Dodo wirklich tot?" Der Serki Mahalba sagte: „Der Dodo ist tot!"

Der König sagte: „Ich will selbst hinreiten, und will es sehen!" Er stieg auf ein Pferd. Die Dogari umringten ihn und begleiteten ihn dahin, wo der tote Dodo lag. Der König sagte zu den Dogari: „Seht zu, ob der Dodo tot ist." Die Dogari gingen langsam hin. Sie kamen schnell zurück und sagten: „Der gewaltige Dodo ist tot, man hat ihm den Schweif abgeschnitten." Der König stieg vom Pferde. Er ging langsam auf den Dodo zu und sah, daß der gewaltige Dodo getötet war. Er betrachtete ihn und sagte: „Dieser Dodo, der seit der Zeit unserer uralten Väter jede Nacht unsere Stadt bedroht hat, dieser Dodo, der durch Schrecken viele Menschen hat sterben gemacht, dieser gewaltige Dodo liegt jetzt getötet in der Stadt. Ein Mann hat ihn getötet! Er hat ihm den Schweif abgeschnitten. Der Mann, der ihn getötet und ihm den Schweif abgeschnitten hat, soll zu mir kommen. Er soll mir den Schweif vorweisen. Dann will ich ihm die halbe Stadt schenken, und er soll nach mir König sein!" Das sagte der König. Dann stieg er auf sein Pferd und ritt wieder nach Hause.

Alle Leute hatten gehört, was der König gesagt hatte. Da ging einer, der ein Pferd hatte, heim, schnitt seinem Pferde den Schweif ab, ging zum König, zeigte den Schweif und sagte: „Sieh hier, ich habe in der Nacht den Dodo getötet." Und einer, der eine Kuh hatte, ging heim, schnitt seiner Kuh den Schweif ab, ging zum König, zeigte den Schweif und sagte: „Sieh hier, ich habe in der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nacht den Dodo getötet." Und einer, der ein Kamel hatte, ging hin, schnitt seinem Kamel den Schweif ab, ging zum König, zeigte den Schweif und sagte: „Sieh hier, ich habe in der Nacht den Dodo getötet." Einer aber ging heim, der hatte einen Esel; und er schnitt dem Esel den Schweif ab, ging zum König, zeigte den Eselsschweif und sagte: „Sieh hier, ich habe in der Nacht den Dodo getötet."

Der König sagte: „Ihr alle seid Lügner! Nehmt die Schwänze der Pferde und Kühe und Kamele und Esel und bringt sie wieder heim. Sucht mir den Mann, der den gewaltigen Dodo getötet hat!" Da war ein alter Mann, der sagte: „Ich glaube nicht, daß es ein Mann der Stadt war, der den gewaltigen Dodo getötet hat. Ich meine, es muß ein Fremder gewesen sein. Ich habe wie viele andere in der Nacht seine Stimme gehört. Die Stimme war nicht die Stimme eines Mannes, sondern die eines Knaben. Es muß ein fremder Knabe sein, der in der Nähe des eisernen Tores wohnt, aber wer es ist, das kann ich auch nicht sagen!" Der König sagte: „In der Nähe des Tores wohnt ein altes Weib, bei der wohnen oftmals Fremde. Fragt die Sohua!"

Die Leute gingen hin und riefen die Sohua. Diese rief Sfarra und ging mit ihr zum Könige. Die Sohua sagte zum König: „Diese Sfarra und der kleine Dan-Auta wohnen bei mir!" Der König fragte Sfarra: „Hat der kleine Dan-Auta den gewaltigen Dodo getötet?" Sfarra sagte: „Ich kann es nicht sagen! Man muß ihn selber fragen." Der König sagte: „Ruft den kleinen Dan-Auta!"

Die Leute des Königs kamen zu Dan-Auta.

Sie sagten zu Dan-Auta: „Komm mit! Der König will dich sehen!" Dan-Auta stand auf. Er hängte die Ledertasche um und ging mit den Leuten zum König. Die Leute sagten zum König: „Das ist Dan-Auta!" Der König fragte ihn: „Dan-Auta! Hast du den gewaltigen Dodo getötet und ihm den Schweif abgeschnitten?" Dan-Auta öffnete die Ledertasche. Er zog den Schweif des gewaltigen Dodo heraus, und gab ihn dem König. Der König sagte: „Ja, das ist Dan-Auta, der den Dodo getötet hat."

Der König gab Dan-Auta hundert Frauen, hundert Kamele, hundert Pferde, hundert Sklaven, hundert Kühe, hundert Kleider, hundert Schafe und die halbe Stadt. —

Seit dieser Zeit Dodos ist es aber, daß die Haussa um ihre Städte Birnis (Wallmauern) bauen.

□ □

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Von dieser hübschen Geschichte kursieren viele Versionen im Haussa- und Nupeland. Ihre Verbreitung vom Mossiland bis weit nach Osten und Süden ist leicht nachzuweisen. Es sind meist zwei Menschenkinder, die auf einer fluchtartigen Wanderung allerhand Unheil anstiften und der Legende nach zuletzt oft in den Himmel kommen und da als Gewitterſender und Gewitterbereiter bleiben. Damit kommen wir dem mythologischen Sinn der Legende nahe.

Auch die Ostvölker haben von den Libyern der Sahara das Drachenkampfmotiv übernommen.

Mehr aber im Sinne unseres Suchens nach Material, das Wanderungen, Kulturbeziehung und historische Anknüpfung nachweist, gewinnen wir, wenn wir dem Drachenkampfmotiv, das auch am Ende der Dan-Auta-Geschichte den Höhepunkt darstellt, nachgehen. Wir sahen den Drachenkampf als libysches Heldenwerk von Norden kommen, hörten, daß die Mande ihn im Westen dem Stammherrn des ersten islamischen Emirates zuschreiben und von ihm auch in den weitest nach Südosten vorgeschobenen Posten zu erzählen wissen. Wir sahen, daß die Songai am Niger mit ihm ihren vom Osten gekommenen Kultur- und Reichsgründer schmücken, und können als wesentlichen Abschluß berichten, daß auch die Haussa, von denen die Dan-Auta-Geschichte stammt, ihn im gleichen Sinne kennen. Sie sagen nämlich gleich den Songai, daß der Ahnherr der Königsfamilie, Bayajidda, ein Mann aus dem Osten, nach Daura kam, dort die gewaltige Schlange, die an einem Brunnen lebte und dessen Wasser den Menschen vorenthielt, tötete, dadurch das Land von einer mächtigen Plage befreite und die Daurakönigin ehelichte. H. R. Palmer hat die Sage auch in Kano gehört. Von Bayajidda aber sagte man mir: er sei ein Perser gewesen, der, wie gesagt, von Osten kam.

So erkennen wir denn, daß libysches Erbgut aus dem Norden, aus der Sahara, dem Ostsudan seiner ganzen Breite nach zufloß, daß es im Westen in die Ueberlieferungen vom Aufkeimen des ersten islamischen Emirates, im Osten den Traditionen von den aus Osten gekommenen Persereinwanderungen eingefügt ward. Im einleitenden Kapitel dieses Teiles entwarf ich eine Skizze der beiden am Nigerbogen aufeinander prallendenden Kulturströme der Westmächte, die in historischer Zeit unter dem Signum des Islam nach Osten vordrangen, und der Ostmächte, die hier zum erstenmal als persische bezeichnet werden. Beide prallten in historischer Zeit gewaltig gegeneinander. Im Kulturgute beider sehen wir aber vor allem libysches Element, als welches wir ja den Drachenkampf erkannten.

Wenden wir jetzt dem hier als Persertum bezeichneten Oststrom unser Interesse zu.

■ ■

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Schamanen der Mossi.
(Gezeichnet von Fritz Nansen.)

Achtes Kapitel.

Ein Geschlecht von Kaisern und Königen.

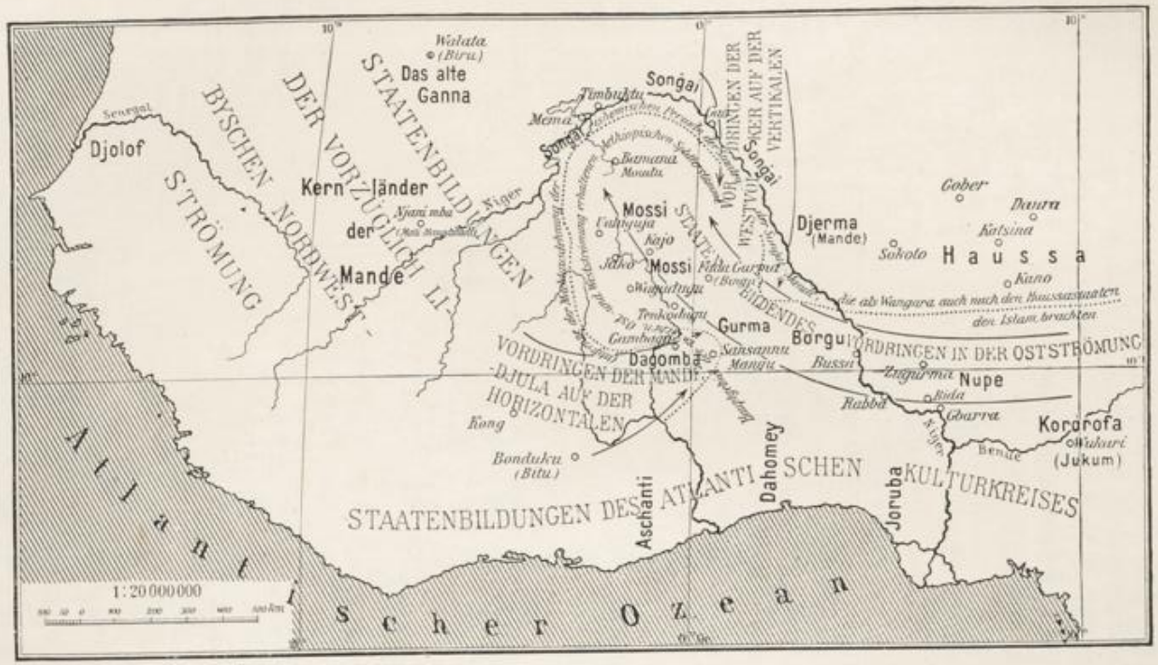
(Geschichte der Mossivölker.)

Die Mossi sind die Vorposten des ostwestlichen Kulturstromes und hatten als solche die Wache zu halten gegen den von Westen, Nordwesten und Südwesten vordringenden Islam. — Die Tradition der Mossi, die die Vorgänge von 1289 bis 1908 schildert.

Wie die islamisch-libysche Mande-Songaimacht die heidnischen Zentralländer umklammerte, die aus dem Osten stammende Kultur- und Staatskraft dieser Völker aber nicht zu überwinden vermochte.

Als der Emir von Diarra 1235 als Vorkämpfer der islamischen Religion die heidnische Macht der Länder am oberen Niger und Senegal gebrochen und so dem Islam und dem maurischen Handel Tür und Tor geöffnet hatte, entwickelte sich äußerst schnell zwischen der Sahara und dem westlichen Afrika ein Handelsverkehr, der nichts anderes bedeutet haben kann, als die Wiederauferstehung uralter Beziehungen. Denn ein auf Leder geschriebenes Manuskript zählt vor der Fulbedynastie in Gana, welche dort um das Jahr 300 n. Chr. den Thron bestiegen und 21 Geschlechter hervorgebracht hat, eine Reihe von 74 Herrschern auf, von welchen gesagt wird, daß sie Gold in großen Mengen aus den südlichen Ländern, d. h. also aus dem Hinterlande der Goldküste, gewonnen haben. 74 Herrscher bedeuteten in West- und Zentralafrika im Durchschnitt einen Zeitraum von etwa 1000 Jahren, so daß, wenn diese Annahme auf

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Die mittelalterliche Kulturbewegung im westlichen Sudan.

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wahrheit beruht, wir auf einen Zeitpunkt zurückkommen, der etwa mit dem Erscheinen der Karthager an den Nordküsten Afrikas zusammenfallen würde. Aber auch angenommen, daß dies übertrieben sei, so beweist uns doch die Angabe betreffend diesen uralten Goldhandel, daß die Straße eben von altersher vorhanden war und von den Vertretern des Islam nur neu erschlossen wurde.

Die Träger des Islam auf der libysch-maurischen Straße, auf der wenige Zeit später der Goldstrom nach Norden rann, waren die Mande. Es waren nicht Krieger, sondern die Diula genannten Wanderkaufleute, die die Straße eröffneten. Sie gründeten Kong, das keine militärische Kapitale, sondern eine Handelszentrale wurde. Die Diula beherrschten das Goldland im Süden, und während im Norden die Mande unter dem Emir Diarra den Niger hinabzogen, mit dem Schwerte die Länder eroberten und dem Islam unterwarfen, schlichen im Süden die Mande-Diula gleichsam auf Socken durch die Goldländer dahin, nisteten sich in Aschanti ein und drangen bis zu den Dagomba vor, unter denen sie nach der lebendigen Ueberlieferung eine bedeutende Stellung eingenommen haben müssen.

In der Mitte blieben die großen Heidenländer zunächst frei. Von Norden her sandte der Maliherrscher nur seine Vertreter in dies Gebiet, und die Reste dieser alten Familien finden wir noch in den Jarsi (entstanden aus Diara-si; die Familien dieser Jarsi sind Kone und Fosana). Die Jarsi oder Marenga wurden von den Mossi wieder und wieder zur Seite gedrängt und gewannen keinen Einfluß. Mit kriegerischer Macht vermochte der Norden vom Niger aus ebensowenig diese Länder vollständig zu unterwerfen, wie etwa das ägyptische Königreich imstande war, seine Herrschaft für lange Zeit über die Wüstenstämme im Osten und Westen aufrechtzuerhalten.

Aber während die Macht des kriegerischen Andranges vom Nigertale aus keinen Erfolg hatte, schlich im Süden die kaufmännische Propaganda des Diulatumes immer weiter vor. Zuletzt sind noch die Tschokossi unter Mandeführung vor etwas über 150 Jahren bis in den Norden der deutschen Kolonie Togo, bis nach Sansanemango, vorgerückt. Dieses leise Vordringen im Süden ward nie unterbrochen; das gewaltsame Eingreifen von Norden erfolgte ruckweise.

Mit einem festen Griff umspannte so das islamische Mandetum die heidnischen Stämme, die den Nigerbogen bewohnten und ihren Rückhalt im Osten hatten. Wie die Backen einer langsam zugreifenden Zange näherten sich die scharfen Spitzen vom Niger und von den Diula-Voltaländern aus einander mehr und mehr und schienen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

im Anfange des 14. Jahrhunderts einander schon recht nahe zu sein. Nur jene Länder, die als Borgu und Gurma nebst Mossi auf der Karte verzeichnet stehen, lagen noch zwischen den sich vorschiebenden Schneiden der Zange — da versagte die Kraft des islamischen Mandetumes. Es hat im Norden die Songai, im Süden die Dagomba durchschnitten, aber der zähe Widerstand der Borgu-, Gurma- und Mossistämme machte die vollständige Vereinigung unmöglich. Und was der alte El Bekri schon 1068 gesagt hatte, daß nämlich die Eingeborenen dieser Mittelländer alle ihnen in die Hände Fallenden (d. h. Mohammedaner) vernichteten, das blieb in Kraft.

Also diesen Zentralblock des Heidentums vermochte der Ansturm des Islam trotz aller kriegerischen Macht und kaufmännischen Schmiegsamkeit damals nicht zu überwinden. Ein kulturgeschichtliches Rätsel liegt vor uns. Ueberall siegte das islamische Mandetum, bis es hierhin vordrang. Ja, dieser Andrang versagte nicht nur mit seiner Kraft, sondern er hatte sogar zur Folge, daß die Kernprovinzen dieses „Heidentums", angeregt durch das Herannahen der fremden Völkerwelle, aufbäumten und dem aus dem Nordwesten herandringenden Geiste schwere Schläge versetzten, die Handel und politische Kraft des Islam empfindlich schädigten. Das Vorschieben der südlichen Zangenschneide hatte eine Verschmelzung der zentralen Mächte zur Folge (siehe im folgenden die Legende der Verbindung des Gambaga- und des Bingoreiches); sie erweckte die schlafende Volkskraft, und unter der Leitung Uidi Rogos, den wir uns als einen gewaltigen Helden vorstellen dürften, brausten die zentralen Mächte unter dem Namen Mossi gegen die kirchlichen Handelsemporen des Nordens, gegen Timbuktu und Wallata vor, und zerstörten diese schönen Städte in den Jahren 1329 und 1480 so gründlich, daß die Einwohner Timbuktus heute noch, nach fast einem halben Jahrtausend, mit Entsetzen davon sprechen. Umsonst unternahm der große Sonni Ali, wie mancher seiner Vorgänger, im Jahre 1492 einen Kriegszug gegen die älteste Hauptstadt, gegen Bingu, das im Norden einfach Be, und dessen Herrscher Be-naba genannt wurde. Vergeblich versuchte der Kaiser des Songaireiches im Jahre 1498 unter Proklamation des „heiligen Krieges" einen Bekehrungsfeldzug gegen diesen widerständigen Kultur- und Volksblock. Es blieb der libysch-islamischen Mandekultur nichts anderes übrig, als zurückzutreten. Sie konnte ihren Zangengriff nicht vollenden. Ihre Kraft versagte. Die Länder am unteren Niger und Benue blieben damals noch verschont. Und erst der viel späteren, letzten großen islamischen Welle des Westsudan, der Fulbebewegung, gelang es, im 19. Jahr-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

hundert zwar in die östlichen Niger- und Benueländer einzudringen und den Weg von dort nach Osten zu öffnen, nicht aber den zentralen Block der Mossi-Gurma-Borgu-Stämme zu überwinden.

Nur wenige Einzelheiten aus der langen Entwicklungsperiode sind bislang aus islamischen Chroniken bekannt geworden. Aber jeder, der diese gelesen und daraus ersehen hat, welch eminente Macht die Mande-Songaifürsten hatten, der es hört, wie diese Herrscher auf ihren Mekkafahrten das Gold aus Bitu (dem Hinterlande von Aschanti) und die Menschenmassen aus dem Süden verschleudern konnten, für den ist es eine erstaunliche Tatsache, zu erkennen, daß der eigentliche Zentralblock unzugänglich blieb. Und wenn schon die Tatsache der schnellen Islamisierung der westlichen Mandeländer, der Gebiete zwischen Senegal und Niger, und des eminenten Emporblühens der hier entstehenden islamischen Kulturstaaten den Beweis erbringt, daß hier eine gewaltige, kulturelle Prädisposition vorlag, daß also die Völker schon mit bedeutender Kultur getränkt und mit Organisationen großen Maßstabes vertraut gewesen sein müssen, um diese schnelle Entwicklung zu tragen, so belegt die Widerstandskraft jenes dem Islam unzugänglichen Zentralblockes doch ebenfalls eine gleiche, wenn nicht tiefere und mächtigere kulturelle Kraftfülle.

Unbedingt sprechen hier die Gesetze der Erdoberfläche, d. h. also die herrschenden Faktoren der Weltgeschichte ein maßgebendes Wort. Während wir für den Westen mit der Annahme einer altlibyschen Kulturzufuhr und Erziehung fürs erste auskommen, genügt das für den Osten, soweit er südlich des Nigerbogens und der Haussaländer liegt, nicht. Im Westen drang die islamische Kultur über die Kette der Reiche vor, welche parallel der Küstenlinie im Inlande sich schon in alten Zeiten entwickelt haben müssen. Deswegen konnte die Saharawelle hier zugreifen und weit nach dem Süden gelangen, zumal wenn sie auf Handelswegen blieb und die Kriegspfade vermied. Und so weit die von Norden gekommene libysche Kultur reichte, so weit siegten nun den natürlichen Gesetzen zufolge auch die islamischen Propagandisten und Reichsgründer. Auf das Zentrum, also auf die Länder südlich des Nigerbogens und der Haussastaaten wirkte aber weder die von Norden kommende libysche Kraft, noch die ihr folgende Islamisierung. Hier stieß sie auf eine andere Strömung, welche von Osten nach Westen den Erdteil durchschnitten hatte. Hier versagte ihre Kraft, weil sie winkelrecht auf diese Horizontale stieß. Die Adamaua-, Nupe-, Borgu- und Mossikultur repräsentiert die Horizontalströmung des Sudan, die sich von Osten nach Westen ergoß, und der nachzugehen, deren Wesen auf die Spur zu kommen, deren

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

geschichtliche Entwicklung zu entdecken die wesentlichste Aufgabe im folgenden sein wird. (Siehe das einleitende Kapitel dieses zweiten Teiles.)

□ □

Die Art der Geschichts-Akten des Mossireiches.

Die geschichtlichen Dokumente der Vertikalen sind von islamischen Reisenden und den Schülern der Universitäten des Nigerbogens aufgezeichnet worden. Im Osten besaß das Gebiet der Horizontalen in alter Zeit ebenfalls Aktenstücke, die aber bis jetzt, soweit sie literarischer Natur sind, nicht aufgefunden wurden. Die Dokumente und Aktenstücke der Horizontalen ruhen in der Gedächtniskraft der Menschen.

Ich erinnere mich keiner Tatsache, die mich innerlich derart gepackt und erschüttert hätte, wie die Erschließung dieser Aktenstücke des Mossireiches. Ich werde nie mehr die Augenblicke vergessen, in denen dessen alte Priester vor mir am Boden hockten, mit den Fingern fünf oder zehn oder siebzehn oder ich weiß nicht wieviele Striche in den Sand malten und dabei sagten: „Dieser König, dieser Naba, hatte so und soviele Söhne, von denen hat dieser Sohn diese Provinz, jener Sohn jene Provinz usw. gegründet!" 35 Kaiser und ihre mehrere hundert überlebenden Söhne, die alles in allem in einem Zeitraume von einem halben Jahrtausend gelebt, gewirkt, Reiche gegründet und in charakteristischen Taten sich geäußert haben, konnten diese Leute mir herzählen. Sie konnten es, weil ihr Beruf sie zwang, die Aufzählung der Verstorbenen bei dem jährlichen Ahnenopfer immer zu wiederholen und ihre Namen in richtiger Reihenfolge anzuführen.

Ihre Angaben konnten von mir oft kontrolliert werden, und dabei ergaben sich kaum merkliche Differenzen. Von den Priestern der Nebenlinie des Hauptstammes konnten Kontrollaufnahmen gewonnen werden; vor allen Dingen konnten einige Tatsachen und wesentliche Ereignisse mit den Angaben der islamischen Chronisten identifiziert werden, so daß wir imstande sind, den Stammbaum historisch einzurenken. Die beste Kontrolle erreichen wir aber dadurch, daß die Angaben über die Regierungszeiten der einzelnen Herrscher, rückwärts aufgebaut, zu gleicher Datierung kommen, wie die Angaben der Chronisten.

Es liegt somit eine große, geschlossene Arbeit vor, die im großen und ganzen als zuverlässig bezeichnet werden kann. Selbstverständlich war es nicht ganz leicht, die Hohenpriester zum Sprechen zu

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bewegen, da auch in den Mossiländern einerseits die emsig vordrängenden islamischen, von der französischen Regierung unterstützten Propagandisten das „Heidentum" zurückzudrängen und zu diskreditieren suchen, und da anderseits die modernen, wirtschaftlichen Verhältnisse das Interesse des Volkes an den alten Lehren erschlaffen lassen. So gibt es denn nicht mehr sehr viele alte Leute, welche imstande und bereit sind, ihre Weisheit auszukramen, und ich glaube, daß es damals, als ich diese Länder bereiste, hohe Zeit war, das Werk, daß ich hier vorlege, auszuarbeiten. Als Tafel wird diesem Kapitel der Stammbaum der Mossiherrscher beigelegt. Er ist das Grundgerippe, an welches sich der Leser halten möge, und das er nicht aus dem Auge verlieren wolle, wenn er nun den Traditionen und Berichten der alten Priester folgt.

□ □

Die Entstehung der Mossi.

Der Chronist Abderahman Ben Abdallah Ben 'Imran Ben 'Amir Es-Sa'di teilt in seinem Geschichtswerke mit, daß Timbuktu im Jahre 1329 von den Mossi zerstört wurde. Die Tradition der Mossipriester gibt an, daß diese Zerstörung von dem eigentlichen Gründer des Mossireiches, von Uidi-Rogo ausgeführt wurde, daß der Herrscher dies im vierzigsten Jahre seiner im ganzen 54 Jahre währenden Regierungszeit ausführte, und daraus geht hervor, daß die Entwicklung des Mossireiches im Jahre 1289 ihren Anfang genommen hat.

In diesem Jahre 1289 gab es in den östlichen Gebieten des Nigerbogens vier Reiche, nämlich:

1. das Songai-Reich, welches sich von Niameane stromaufwärts am Niger hinzog und im Westen an das Mandereich grenzte;

2. das Reich Borgu, welches am Niger, südlich des Songaireiches lag;

3. das Reich Bingo (von nördlichen Stämmen Gurma genannt), welches sich westlich von Borgu bis an das heutige Dagombaland erstreckte, und

4. endlich das Gambaka-Reich, welches im nördlichen Teile der englischen Kolonie, der Goldküste, gelegen war.

Von diesen vier Reichen hatte der Tradition nach Borgu (oder Bussa) die größte Macht besessen. Bingo (oder Gurma) hatte seinen Haupteinfluß über die Länder des Nigerbogens, in welchem seine Heerführer viele Kriege ausführten. Gambaka hatte aber nach der Ueberlieferung schon damals eine Stadt, in welcher die Diula der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mande Handel trieben. Im übrigen war das große Bogenland südlich des Niger bewohnt von einer Unzahl kleiner Stämme, deren Kulturzustand dem entsprach, wie wir ihn heute noch in der Dafina, der Provinz der Bobovölker, studieren können. Außer den vier Reichen gab es schon einige kleine Provinzen oder selbständige Fürstentümer, die in ihrer Art sehr eigentümlich organisiert gewesen sein müssen; zu ihnen gehörte vor allen Dingen Namba, ein kleines Königreich, welches um das heutige Tenkodugu sich ausdehnte.

Der Gambaka-naba nun hatte eine ganze Reihe von Töchtern, aber keinen Sohn. Einer alten Sitte entsprechend hatte er seiner ältesten Tochter, welche den Namen Njallanga oder nach anderen Jendanga führte, verboten, zu heiraten. Dieses Mädchen war vielmehr mit der Aufgabe betraut, als kriegerische Fürstin vor den Soldaten des Gambaka-naba herzuziehen und den Krieg in fremde Länder zu tragen. Nur mißmutig verzichtete die Prinzessin auf die Ehe. Ein Streit entspann sich zwischen dem Vater und der Tochter, und sie bestieg eines Tages in wildem Zorne ihren Hengst und ritt von dannen. Der Streit hatte sich entsponnen um das Recht der Ausplünderung des Quartieres der Mandekaufleute, welche der Gambaka-naba durchaus schonen wollte. Die Prinzessin sagte: „Mein Vater, du verbietest mir zu heiraten und erlaubst mir nur Kriege zu führen. Nun aber willst du mir auch nicht mehr meinen freien Willen in der Kriegführung lassen und willst mir nicht erlauben, daß ich diese Mande-Diula, die ich hasse, vernichte. So werde ich denn den Krieg dahin tragen, wo es mir gefällt und werde meine Sitten einrichten, wie es mir paßt!“ — Die Prinzessin ritt von dannen.

Sie ritt weit fort, bis in die Gegend des Landes Namba. Dort traf sie einen mächtigen Jäger, welcher der Sage nach entweder Riale oder Riaele oder auch Torse oder Tonsa genannt wird. Er war der Sohn des Königs von Bingo, entstammte also dem uralten Geschlechte der Gurmafürsten. Die Prinzessin verliebte sich, ähnlich wie in der Sage der Kalunda- und Bihestämme, in diesen Prinzen und blieb bei ihm. Der Ehe entsproß dann der gewaltige Recke Uidi Rogo. Das Grab des Stammherrn Tonsa wird mit aller Bestimmtheit an den Ort Komtoiga verlegt.

Uidi Rogo erbte den Haß der Mutter gegen die Mande und gegen die Marenga, wie die Songai bei den Mossi genannt werden. Er sammelte, sobald er erwachsen war, viele Leute um sich, ward Naba in Namba und begann als Namba-naba seine Feldzüge nach den verschiedensten Himmelsrichtungen. Er drängte überall im Lande die Marenga und Jarsi zur Seite, gelangte auf diesem

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Zuge immer weiter nach Norden, und erreichte im 40. Jahre seiner Regierung den Niger, überschritt ihn und zerstörte die mächtige Handelsempore des Nordens, das altberühmte Timbuktu. Die Leute von Timbuktu erzählen hiervon heute noch. Sie sagen, daß vordem ein mächtiges Wasser von der Sahara her an der Stadt Timbuktu vorüber dem Neger zugeeilt wäre, daß Timbuktu im Schatten mächtiger Wälder von Borassuspalmen gestanden und geblüht hätte. Der gewaltige Mossirecke schüttete aber den Fluß zu. Er ließ Wälder mit Beilen umschlagen und den Flußlauf mit den Stämmen und mit Erde anfüllen. Er machte die Stadt dem Erdreich gleich und brachte auf ihren Trümmern der schwarzen Fahne, die ihm vorangeweht hatte, ein Opfer dar. Langsam nur erholte sich Timbuktu von diesem Schlage, langsam nur wuchsen die Palmen wieder empor und konnten so das Holz geben, aus dem später der mächtige Songaikaiser seine Kriegsflotte baute.

Nach diesem Kriege kehrte Uidi Rogo nach dem Süden zurück. Im nördlichen Lande des Nigerbogens ließ er seine beiden Söhne, den Rava-naba und den Sonima-naba zurück. Es war das ein Geschlecht von mächtigen Recken, die zunächst aber nicht mehr im Zusammenhang mit den nach Süden sich ausdehnenden Mossistämmen wirkten. Die Volkslegende weiß, daß es nicht nur kriegerische Leute waren, die hier aus diesem Stamme entsproßten, sondern daß sie auch große Bauwerke auszuführen verstanden. Sie waren außerordentlich grausam und gewalttätig und zwangen mit aller Macht, über die sie verfügten, die Eingeborenen zu mächtigen Kulturleistungen. Am lebendigsten blieb den Eingeborenen die Erinnerung an den Uamtanango-naba im Gedächtnis, der als Schrecken des Landes und grausamer Vorkämpfer des Mossitums geschildert wird. Man erzählt von ihm, daß er die Gebiete um Nderaogo Djitti und Gurga beherrscht hätte. Da er nun häufig nach Sabunu hin- und zurückwanderte, weil daselbst eine Frau wohnte, die er über alles liebte, so veranlaßte ihn die Unebenheit des Weges, der gebirgiges Terrain durchschnitt, eines Tages alle Schmiede zusammenkommen zu lassen. Er verlangte von ihnen, daß sie einen guten Weg bauten. Sie kamen dem Befehle nach und huben einen Hohlweg aus, der nach Capitain Noirées übereinstimmendem Bericht 40 Meter oberer und 20 Meter unterer Breite hatte, und der heute noch zu sehen sein soll. Der Fürst war über alle Maßen grausam. Eines Tages traf er eine Frau mit einem Kinde auf dem Rücken am Mörser damit beschäftigt, Korn zu stampfen. Der Naba verlangte, daß sie das Kind im Mörser zerstampfe. Die geängstigte Frau legte das Kind in den

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mörser, als es ihr aber fröhlich daraus entgegenlachte, warf sie die schon erhobene Mörserkeule fort, sprang dem Fürsten an den Hals und erdrosselte ihn. So kam er ums Leben.

Während im Norden die Söhne des Reichsgründers in dieser Weise wirtschafteten, setzte Uidi Rogo bei seinem Tode seinen Enkel Djugulana als Groß-naba ein. Dieser führte gegen die Völker im Westen des Reiches die Ursprungskriege. Diese Stämme nannte man Ninisi. Zuerst versuchte Djugulana den Krieg mit Pfeil und Bogen. Aber der Pfeilkrieg brachte ihm keinen Vorteil. Er vermochte nicht zu siegen. Da wandte er sich an ein anderes Volk, an die Njonjonsi und sagte: „Wenn ihr euch in einen Wind verwandelt und diese oder jene Stadt umblast, so will ich euch ein gutes Gericht vorsetzen." Dann verwandelten sich die Njonjonsi in Winde und bliesen die Stadtmauern und alle Häuser der Ninisi um. Oder Djugulana bot den Njonjonsi Ochsen oder Kaurimuscheln, für die sie ihm auch derartige Dienste erwiesen. Man sah damals viele Leute zusammengekauert und mager und ständig schlafbedürftig im Lande umherhocken. Wenn man die Leute aufweckte und fragte: „Was hast du denn?" — so antworteteten sie: „Das ist die Kunukungu (Schlafkrankheit), die haben die Njonjonsi auf Naba Djugulanas Befehl auf uns herabgeblasen." Viele Leute bekamen geschwollene Beine oder Arme oder sonst geschwollene Körperteile. Das alles was das Werk der Njonjonsi, die sich auf Naba Djungulanas Befehl im Wind verwandelten. Und so drängte dieser Herrscher die Ninisi nach Westen.

Die Ausgestaltung des Mossireiches.

Ihm folgte Naba Ubri, der insofern mit Recht als Gründer des Mossireiches genannt wird, als er die Hauptstadt Wagadugu erbaute. Sein Vorgänger hatte gegen die Stämme im Süden, gegen die Gurunsi, erfolglos gekämpft. Ubri setzte dieses Ringen mit doppelter Kraft fort und war fast ununterbrochen im Kriege; zuweilen verbrachte er 40 Tage im Busch, ohne ein Dach über sich zu haben. Aber er ruhte nicht eher, als bis er die Gurunsi weit über den Volta nach Westen verdrängt hatte, und pflanzte die Fahne als Grenzzeichen in Boroma auf. Weiterhin eroberte er auf weitausgreifenden Kriegszügen einige Provinzen im Norden. Im Nordosten gelangte er bis zu einem Orte, den man erst einfach Tenga (d. i. Erde), nachher aber Ubri-Tenga nannte.

Eines Tages wollte Ubri die Stadt Kudugu erobern, sah aber, daß er dazu nicht imstande war. Da befiel ihn die Furcht vor einem schlimmen Ende dieses Krieges, und er floh nach Nanjali zurück. Hier befiel ihn eine Krankheit, an der er starb. Seine Leute nahmen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Die
des

den Leichnam auf den Kopf und trugen ihn fort. Sie wollten ihn nach Tenkodugu tragen und dort bestatten, kamen aber mit dem Leichnam nur bis nach Tenga. Die Leute von Tenga sagten: „Bestattet doch den Naba in unserem Orte!" Sie antworteten: „Nein, wir wollen ihn zurück bis nach Tenkodugu bringen." Die Leichenträger waren aber zu ermüdet, um gleich weiter zu wandern, legten sich hin und schliefen ein. Während sie schliefen, huben die Tengaleute schnell das Grab aus, bereiteten alles gut vor und stahlen den Leichnam des Naba. Das vollbrachten sie um Mitternacht und machten es ganz heimlich. Als die Leichenträger erwachten, war ihr Naba Ubri bestattet, ohne daß die Leute wußten, wo. Da blieb ihnen nichts weiter übrig, als ohne die Bürde weiter zu gehen und nach Tenkodugu zurückzukehren. Die Leute von Tenkodugu fragten: „Wo ist der Naba Ubri?" Die Leichenträger sagten: „Er wollte die Stadt Kudugu angreifen, kehrte dann aber nach Nanjali zurück, wurde dort krank und starb. Wir nahmen ihn auf die Köpfe und wollten ihn hierher zurücktragen. Als wir aber nachts ermüdeten und im Tengagebiete ausruhten, stahlen die Leute von Tenga den Leichnam und bestatteten ihn heimlich in ihrem Orte. — Seit jenem Tage nennt man den Ort nicht mehr einfach Tenga, sondern Ubri-Tenga oder Naba-Ubri-Tenga. Die Eingeborenen des Ortes genießen aber bis heute ein eigenartiges Vorrecht: sie dürfen königliches Eigentum stehlen.

Ubri folgte sein ältester Sohn, der Naba Sorroba, dessen erste Handlung war, daß er die Großen des Reiches, also den Uidi-naba, den Lachale-naba, den Gunga-naba, den Tansoba-naba, den Kamsogonaba und den Ballum-naba zu sich kommen ließ. Nachdem sie aber sechs Tage bei ihm verweilt hatten, sagte der Kaiser: „Ich werde jetzt auf dem Grabe meines Vaters Ubri einen Ochsen schlachten. Hört, was ich euch sage: In Zukunft soll man jedem Mogo-naba (d. h. Kaiser), der gestorben ist, in dieser Zeit einen Ochsen darbringen. Auch soll der Mogo-naba seiner verstorbenen Mutter ein Stück Vieh opfern. Das soll in Zukunft Recht und Sitte sein!" Auf diese Weise war durch Sorroba das Basaga-Fest eingesetzt. — Der Naba Sorroba gab überhaupt viele Gesetze. So richtete er die Sitte der drei Tänze Uarraba, Tschigiba und Uando ein. Er war ein großer Organisator, der sein Leben in Lugusi, südwestlich des Wagadugugebietes, verbrachte.

Von den beiden nachfolgenden Kaisern Nasikiemde und Narimtori ist nicht viel zu sagen, wohl aber erfuhr das Mossireich unter dem siebenten Kaiser, dem Naba Nasibiri eine bedeutende Entwicklung. Unter seiner Regierung haben die beiden Provinzen Kajo und Jatenga, deren Hauptstadt Uahiguja ist, ihre eigentliche Entwicklung erfahren.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Es ist hierbei sehr eigenartig und nicht ohne Rechtsstreitigkeiten vor sich gegangen. Um das, was die Eingeborenen sich erzählen, zu verstehen, muß man wissen, daß jedesmal, wenn ein Mossikaiser eine neue Provinz schuf, indem er einem seiner Söhne die Lehnsgewalt über ein zu eroberndes oder neu zu besetzendes Landgebiet übertrug, ein gewisses Zaubermittel von dem Mittelpunkte des Reiches aus leihweise in die neue Stadt getragen wurde.

Dieser Nasibiri hatte nun außer seinen Söhnen noch eine Tochter, welche Pawere oder Bi-Kajo hieß. Von ihr erzählt die Sage eine Ueberlieferung, deren Sinn sowohl die Jatenga, wie die Kajo-Leute für sich in Anspruch nehmen. Trotzdem man mit ziemlicher Sicherheit sagen kann, daß die entsprechenden Ereignisse Jatenga betrafen, erhielt ich von Kajoleuten die bessere Version, die ich im folgenden wiedergebe. Sie erzählen, daß es am Hofe des Kaisers Nasibiri ein Zaubermittel gegeben habe, das „Pem-tiga" hieß, und das wie alle anderen Staats-Zaubermittel der Oberaufsicht des Gunga-naba unterstellt war. Dieses Medikament wirkte gegen Pfeilschußwunden, ja auch gegen Pfeilgifte. War jemand verwundet, so brauchte er nur ein wenig von Pem-tiga abgekratztes Pulver auf die Wunde zu streuen, um seiner Genesung sicher zu sein. Oder aber auch, man wandte sich, bevor man in den Kampf zog, an dieses Zaubermittel und sagte: „Wenn ich aus diesem Kampfe unverletzt zurückkehre, so will ich dir ein weißes Huhn zum Geschenk machen. Man war in solchen Fällen des Schutzes Pem-tigas sicher. Nun hatte der Naba Nassibiri der Sitte gemäß seine Söhne mit Gebieten an der Grenze des Reiches belehnt, und zwar da, wo ein ständiger Kampf mit den kriegerischen Alteingeborenen vorauszusehen war. Besonders der in Kajo angesiedelte Sohn war einem stetigen Kampfe ausgesetzt und verlor im Pfeilkampfe mit den Eingeborenen viele Leute, wie auch sein eigenes Leben ständig bedroht war.

Da beschloß die Schwester des Kajo-naba, das noch als Pogo-Bi-Kajo in der geschichtlichen Erinnerung sehr lebendige Mädchen, dem älteren Bruder einen Schutz zu verschaffen und ihrem Vater das Zaubermittel Pem-tiga zu rauben. Sie führte ihr Vorhaben in einer dunklen Mitternacht aus. Der Gunga-naba sah das Mädchen, die Kaisertochter, eines Abends bei sich eintreten. Er konnte sich nichts schlimmes denken. Am anderen Tage besichtigte er aber die Reichszaubermittel und fand die Pem-tiga nicht. Er begab sich sogleich zum Mogo-naba und fragte: „Hast du die Pem-tiga an dich genommen?" Naba Nasibiri sagte: „Nein, sind sie nicht mehr vorhanden?" Der Gunga-naba sagte: „Die Pem-tiga sind nicht mehr

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bei mir. Allerdings sah ich gestern abend die Pogo-Bi bei mir eintreten, ich weiß aber nicht, ob sie etwas weggenommen hat." Der Mogo-naba schickte sogleich Reiter mit dem Gunga-naba ab, um das Entwendete oder die Diebin zu suchen. Die Reiter suchten die ganze Gegend ab, fanden aber nichts mehr. Pogo-Bi war schon zu weit. Sie war zu ihrem Bruder nach Kajo entflohen und hatte dem die Pem-tigas gegeben. Als sie das getan hatte, sandte sie selbst eine Nachricht an Naba Nasibiri, ihren Vater, den Mogo-naba von Wagadugu, und ließ ihm sagen: „Ich war es, die die Pem-tiga stahl. Mein Vater hat meinen ältesten Bruder nach Kajo geschickt, und hier gibt es so viele Pfeilschüsse, daß er seines Lebens nicht sicher ist. Deshalb habe ich meinem älteren Bruder die Pem-tiga gebracht, daß er sie anwende. Wenn Naba Nasibiri die Pem-tiga wieder erlangen will, dann muß er sie sich schon selbst holen!" Während nun einige sagen, daß der Naba Nasibiri die Sache dabei hätte auf sich beruhen lassen, erzählen andere eine sehr eigentümliche Fortsetzung.

Naba Nasibiri sagte: „Die Pem-tiga mögen da bleiben, wo sie jetzt sind. Ich will aber auf jeden Fall diese Pogo-Bi, meine Tochter, die die klügste und tapferste unter den Frauen der Mossi ist, zurückgewinnen. Ich werde ihr folgen, bis ich sie wiedererlangt habe." Nasibiri machte sich mit einem gewaltigen Heere auf den Weg. Die Prinzessin sammelte ihre Streiter und Reiter um sich. Sie floh über den Niger und kam in die große Stadt der Marenga. Der Kaiser folgte ihr. Er eroberte die Stadt, nahm seine Tochter gefangen und kehrte mit ihr zurück. Die Pogo-Bi ward darauf die kriegerische Vorkämpferin des Nabatums.

Der Schluß der Mossiversion ist deswegen so interessant, weil wir in der Songaichronik für das Jahr 1480 verzeichnet finden, daß der Kaiser der Mossi im Juli in der Stadt Biro angelangt sei, ihre Krieger überwunden und sie nach einem Monat wieder verlassen habe. Merkwürdigerweise erzählt die Chronik, daß er von den Eingeborenen eine Frau verlangt hätte, und daß dies die Tochter eines sehr gelehrten Mannes gewesen sei. Er habe sie geheiratet. Es heißt, daß der Mossikönig zuerst die Bewohner von Biro überwunden und ihre Familien in Gefangenschaft gesetzt, die Gefangenen nachher aber im Kampfe wieder verloren habe.

Daß wir hier ein historisches Ereignis, das von zwei Seiten beleuchtet wird, vor uns haben, geht aber noch daraus hervor, daß der Askia sich nicht mit dieser Tatsache begnügte. Vielmehr rüstete er im Jahre 1498 einen Zug gegen diesen Kaiser, der in der Chronik als Na-Asirra, in der Tradition der Nordmossi aber als

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Naba Asirri aufgeführt ist. Der Songaikaiser verlangte vom Mossikaiser die Annahme des Islam. Dieser erklärte, daß er mit seinen Ahnen Rücksprache nehmen wolle, begab sich in den entsprechenden Tempel und erlebte es, daß sich ein Greis aus der Tiefe erhob. Die Mossi warfen sich anbetend vor dem Verstorbenen nieder, und dieser erklärte dann im Namen der Vorfahren, daß sie nie damit einverstanden sein würden, wenn die Mossi Islamiten würden; sie sollten vielmehr bis zum letzten Augenblick gegen die islamischen Heere kämpfen. In der Tat vermochten die Heere des Kaisers das Mossivolk nicht zu überwinden.

Diesem historisch so wichtigen Herrscher folgte Njiginjem, von dem die Sage nichts anderes zu verzeichnen weiß, als daß er die Großen des Reiches bestach, auf daß sie gegen das Herkommen seinen Sohn zum Nachfolger machten. Dieser der Naba Kundumje, hat auch in der Tat eine ganz bedeutende Rolle gespielt; ihm ist die eigentliche Festigung und Organisation des Landes, die Einteilung in große Provinzen, zuzuschreiben. Er führte sehr viele Kriege und wußte selbst den Bogen geschickt zu handhaben. Er setzte seine eigenen Söhne als Provinzverwalter ein. Vor allen Dingen unterwarf er zunächst den Nordwesten und gründete die Provinz des Bussumanaba, der seinerseits dann seinen jüngeren Bruder Mani-naba mit einem Distrikte belehnte. Kundumje war aber auch der erste, der gegen aufrührerische Mossifürsten, also gegen eigene Verwandte, umfangreiche Kriege führen mußte, und vor allen Dingen machten ihm die immer sehr selbständigen Herren des Nordens, der Provinz Jatenga das Leben schwer. So gründete er denn die Provinz Jako, die in der Mitte zwischen Jatenga und der Wagaduguprovinz lag. Dann rief er noch die Städte Kumkiesse Tenga, dann Tanga und im Süden Gjellogo und Pauam-Ture ins Leben. Der Poa-naba verließ als Kurita das Land.

Jedesmal nämlich, wenn ein neuer Kaiser auf den Mossithron gesetzt wurde, wurde der älteste Vollbruder des neuen Herrschers förmlich und feierlich mit den Kleidern des verstorbenen Vaters gewissermaßen investiert. Er erhielt den Titel Kurita, während die anderen Vollbrüder als Kurita-damba galten. Der Kurita ward aber der König der verbannten Vollbrüder. Sobald die Krönung stattgefunden hatte, wurden nämlich Kurita und Kurita-damba verjagt und für die ganze Lebenszeit aus der Reichshauptstadt verbannt. Ihr Leben ist ein sehr merkwürdiges. Der Kurita wird vom Mogonaba im allgemeinen gefürchtet. Sein Name und Titel wird bei Hofe nicht genannt. Der König der Verbannten und seine Brüder

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

haben nämlich irgendwo in entfernt liegenden Gegenden Ländereien inne. Sie brauchen keinerlei Abgaben zu zahlen und werden für ihre Taten, die denen des alten Raubrittertums gleichkommen, nie bestraft. So können sie z. B., wenn es ihnen gelingt, ungestraft Herden des Mogo-naba anfallen und auch Boten, die dem Herrscher Abgaben bringen, berauben. Niemand zieht sie zur Rechenschaft. Auf solche Weise ward manche Provinz des Reiches selbständig. Vom Bulsi-naba erzählt es die Sage, und vom Jatenga-naba können wir es annehmen. Manche von diesen Kuritas gingen aber früher aus dem Lande und eroberten dem Mossitum neue Provinzen. Folge dieser Sitte ist auf der einen Seite Ausdehnung des Mossivolkes, auf der anderen Seite langsam und sicher vor sich gehende Abtrennung einzelner Reichsteile, und Auflösung des eigentlichen Mossireiches.

Der Kaiser Kundumje hatte mit seinen Feldzügen ganz außerordentliches Glück. Wenn er kriegerischen Mutes war, so gab er dem Tapo-Rane, dem Fahnenträger, den Befehl, die Tapo-Kaore, die Reichsfahne, herbeizubringen. Der Fahnenschaft wurde mit Opfern und Medikamenten behandelt und dann das Banner auf freiem Felde entfaltet. Nun achtete der Mogo-naba genau darauf, nach welcher Richtung der gerade herrschende Wind die Fahne flattern ließ. In der hierdurch gegebenen Richtung brach er dann mit seinen Truppen auf, indem er sie anfeuerte und sagte: „Nach dort fliegt unsere Tapo-Kaore. Nach dort wollen wir ziehen. Dort werden wir jedenfalls siegreich sein!" Und wirklich siegte Naba Kundumje immer. Unter seiner Regierung fielen viele Krieger im Kampfe. Aber sonst war er kein roher Herrscher, und in Wagadugu hat er wenig Leute hinrichten lassen. Dagegen war er außerordentlich freigebig, gab jedem Tansoba (General) reichlich Sklaven und Weiber und trachtete nicht danach, selbst Schätze aufzuspeichern. Seine Residenz hatte er in Kiu im SSW. von Wagadugu. Er starb nicht im Kriege, sondern daheim eines friedlichen Todes. Er war es, der das eigentliche Kaiserreich Wagadugu ausbaute und organisierte.

Von seinem Sohne Kuda weiß die Sage zu berichten, daß er viele Kriege geführt und seine Söhne als Landesverwalter eingesetzt habe. Er galt als ausgezeichneter Kaiser von großer Klugheit, der allerhand übernatürliche Fähigkeiten anzuwenden wußte, und endlich als hochgeehrter Herrscher in Wagadugu starb.

Sein Sohn und Nachfolger Dangoegoma entwickelte die übersinnlichen Fähigkeiten seines Vaters in noch höherem Maße. Die Summe der Traditionen, die sich um den Namen dieses Herrschers gesammelt hat, beginnt schon mit seiner übernatürlichen Geburt.

Ueber die Geburt des Naba Dangoegoma vergleiche Kapitel 15, Nachtrag 6.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dangoegoma war schon zu Lebzeiten seines Vaters ein mächtiger und gefürchteter Tansoba (General). Oftmals blieb er lange von Wagadugu fern, um einen entlegenen Landstrich zu unterwerfen. So war er auch abwesend, als sein Vater, der Naba Kuda, starb, und infogedessen setzten die Großwürdenträger seinen jüngeren Bruder, den Naba Jotembussuma auf den Thron. Dangoegoma fand also bei seiner unerwarteten Rückkehr den ihm zukommenden Platz besetzt. Er begab sich sogleich in das große, im Westen des Herrscherhofes von Wagadugu gelegene Haus seines Vaters und setzte sich darin nieder. Die Nachricht von seiner Heimkehr verbreitete sich schnell, und am andern Morgen erschienen die Großen des Reiches, um ihm ihren untertänigen Gruß zu entbieten. Naba Dangoegoma herrschte sie aber an und fragte: „Wie kommt ihr dazu, ohne einen Befehl von mir abzuwarten, meinen jüngeren Bruder zum Mogonaba zu ernennen?“ Die großen Fürsten warfen sich demütig zu Boden und sagten: „Verzeihe uns, aber du warst so lange im Kriege auswärts, daß wir nicht wußten, ob du noch lebtest. Darum haben wir deinem jüngeren Bruder Jotembussuma die Herrschaft anvertraut.“ Naba Dangoegoma sandte nun sogleich zu seinem jüngeren Bruder, dem Naba Jotembussuma und ließ ihm sagen: „Mein jüngerer Bruder soll sogleich Wagadugu verlassen und fliehen, damit ich ihn nicht etwa zu sehen bekomme.“ Zornig saß er im Kreise der Großen im großen Hause seines Vaters. Er schnaubte; da fuhr Feuer auf die Erde und breitete sich auf dem Boden aus. Dann sagte er: „Führt mich zum Grabe meines Vaters, ich will das Grab meines Vaters sehen und will weinen.“ Die Großfürsten führten ihn dahin. Als Dangoegoma an dem Grabe stand, tropften aus seinem linken Auge Blutstropfen, aus seinem rechten Tränen. Während dessen rief der Naba Jotembussuma die Großfürsten zu sich und sagte: „Ich danke Euch für alles, was Ihr für mich getan habt. Ich habe aber die Botschaft meines Bruders, des Naba Dangoegoma empfangen und werde jetzt gehen. Ich werde Wagadugu verlassen. Wenn mein ältester Bruder sterben sollte und ihr dann glaubt, daß ich hier am Platze bin, so könnt ihr mich wieder rufen.“ Dann ging Naba Jotembussa von dannen. Als dies Naba Dangoegoma hinterbracht wurde, sagte er: „Ich habe mich geirrt. Ich habe geglaubt, mein jüngerer Bruder habe mir einen bösen Streich spielen wollen. Nun aber sehe ich, daß ich mich geirrt habe, und daß mein jüngerer Bruder ein rechtsliebender Mann ist. Wenn ich also einmal sterbe, so wählt nur keinen meiner Söhne zum Nachfolger, sondern meinen Bruder, den Naba Jotembussuma.“

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Naba Dangoegoma führte glückliche Kriege und bewährte sich dabei als mächtiger Bumbande (Zauberer). Wenn er eine Stadt angriff, verwandelte er sich in aller Eile in einen gewaltigen Wirbelwind und brauste über die feindliche Stadt hin. Dann zerstörte er die Mauern und Häuser und machte alle Leute krank. Der eine hatte einen Beinbruch, der andere eine Bauchschwellung, der dritte ein Augenleiden, der vierte die Schlafkrankheit, der fünfte Rückenschmerzen usw. Viele Berichterstatter sagen, solche grausamen Kriege habe er aber nur geführt, ehe er in Wagadugu Mogo-naba ward und nachher nicht mehr. Vielmehr ist er nachher ein friedliebender und sehr guter Herrscher gewesen. Als er seinen Tod herannahen fühlte, rief er seine beiden Söhne und sagte zu ihnen: „Ich habe seinerzeit meinem jüngeren Bruder Unrecht getan, denn ich dachte, er hätte Schlechtes vorgehabt und mich vom Throne verdrängen wollen. Es ist aber nicht so gewesen. Nun verlange ich von Euch beiden, daß ihr nicht danach trachtet, meine Nachfolger zu werden. Ich will, daß Naba Jotembussuma mir nachfolge. Auch wenn der Naba Jotembussuma sterben sollte, verlange ich von euch, daß weder ihr, noch eure Nachkommen zum Throne drängen; denn ich will nicht, daß es zwischen meinen und Naba Jotembussumas Nachkommen zu einem Streite komme. Ich werde nach eurem Glauben mit meinem Leibe unter der Erde sein. Ich werde aber doch auch in der Luft gegenwärtig sein. Fragt also, wenn ihr nicht sicher seid, die Erde über meinem Grabe, was mein Wille sei, und ich werde euch meinen Willen bekannt geben."

Danach starb Naba Damgoegoma. Man wollte ihn nun bestatten und grub eine Grube. Inzwischen bewachten die Schwestern den Leichnam. Als man aber den Toten holen wollte, um ihn in die Grube zu versenken, war er verschwunden. Man suchte und suchte, man fand ihn aber nicht mehr. Er war in der Luft verschwunden. Man weiß, daß er auch heute noch in der Luft umherschwebt. Aber damals suchte man ihn vergeblich, und weil man nicht das leere Grab schließen wollte, opferte man ein Huhn und einen Widder und legte beide Opfer in den Grabkanal.

Dem Willen des älteren Bruders entsprechend ward Naba Jotembussuma zurückgerufen und zum Herrscher gemacht. Er war sehr gut und ständig bestrebt, den Wünschen des älteren Bruders nachzukommen, von dem er wußte, daß er ihn umschwebe und alle seine Maßnahmen überwache. Er herrschte in Wagadugu.

Sein Nachfolger Jandefo soll nicht weniger als 60 Jahre lang Herrscher in der Reichshauptstadt gewesen sein. Schon als jüngerer

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Monarch war er wenig kriegslustig und wich schon hierin von der Art der anderen Mossikaiser ab. — Hatte er einen Widersacher, so trachtete er danach, ihn nicht durch kriegerische Gewalttätigkeit, sondern auf geheimnisvolle Weise aus dem Leben zu schaffen. Er lud die, die seine Gegner waren, ein, zu ihm nach Wagadugu zu kommen. Auf dem Wege, auf dem sie seine Hofburg erreichen mußten, vergrub er dann Zaubermittel. Wenn der Fuß des Herannahenden dann die Stelle streifte, so starb er.

Als er nun alt war, stellten sich allerlei Schrullen bei ihm ein. Eines Tages sagte er z. B. zu seinen Leuten: „Ich bin schon so lange Mogo-naba, und ihr habt mir im Laufe der Zeit schon so viele Kaurimuscheln, Steinperlen, Stoffe usw. geschenkt, daß ich reich genug und dieser Dinge überdrüssig bin. Bringt mir also in Zukunft als Zeichen euerer Unterwürfigkeit und Treue etwas anderes. Bringt mir Asche und Kohlenabfall. Das werft dann vor meinem Hofe auf eine Stelle zusammen." Die Leute taten so, und daraufhin häufte sich jener kleine Abfallberg auf, der heute noch in Wagadugu als Tampure des Naba Jandefo gezeigt wird. Er liegt im Westen der Stadt. Es ist ein regelrechter Kjökemöddinger, wie solche weiter im Süden, im Lande der Gurunsi häufig sind, und wie ich sie später am Benue in Djenn und in Adamaua als häufiges Vorkommnis feststellen konnte.

Eindringen der Fremden ins Mossireich. Zeiten des Verfalles. Grausame Familienfehden. Auftreten des Islams.

Der Kaiser Natjeng gilt als überaus gütig und durchaus vorbildlich. Er wurde sehr geschätzt, und man sagt, daß er seinen Ruf auch verdient habe, denn es wären viele Fremde in seinen Dienst getreten, und er habe viel ausländisches Handelsvolk in Mossi zusammengezogen. Er war so religiös, daß er die üblichen Opfer auf den Gräbern verdoppelte. Er brachte zwei Ochsen statt eines, zwei Hühner statt eines, zwei Hunde statt einer Ziege dar — und üppiger kann man im Mossilande nicht sein, denn Hunde gelten als wertvollste Opfergabe unter dem Kleinvieh. Er verbrachte sein Leben in Dassuri und ist daselbst, nachdem er zehn Jahre regiert hatte, auch gestorben.

Vom Naba Namego wird noch berichtet, daß er fünf Jahre regierte und während dieser Zeit eine große Reihe von Kriegen gegen die Bussangsi und gegen Bussuma geführt habe. Seine Kriege richteten sich besonders gegen Osten, und während eines Krieges ist er auch gestorben. Sein Sohn Kiba herrschte zwei Jahre lang und hatte als Nachfolger Naba Kimba, der schon sehr alt war, als er zur Re-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Guitarrenſpieler und Träger vom Stamme der Buſu, die weit im Norden zwiſchen Adrar und Gober heimiſch ſind.

(Gezeichnet in Mokwa von Carl Arriens.)

UB | Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Monarch war er wenig kriegslustig und wich schon hierin von der Art der anderen Mossikaiser ab. — Hatte er einen Widersacher, so trachtete er danach, ihn nicht durch kriegerische Gewalttätigkeit, sondern auf geheimnisvolle Weise aus dem Leben zu schaffen. Er lud die, die seine Gegner waren, ein, zu ihm nach Wagadugu zu kommen. Auf dem Wege, auf dem sie seine Hofburg erreichen mußten, vergrub er dann Zaubermittel. Wenn der Fuß des Herannahenden dann die Stelle streifte, so starb er.

Als er nun alt war, stellten sich allerlei Schrullen bei ihm ein. Eines Tages sagte er z. B. zu seinen Leuten: „Ich bin schon so lange Mogo-naba, und ihr habt mir im Laufe der Zeit schon so viele Kaurimuscheln, Steinperlen, Stoffe usw. geschenkt, daß ich reich genug und dieser Dinge überdrüssig bin. Bringt mir also in Zukunft als Zeichen euerer Unterwürfigkeit und Treue etwas anderes. Bringt mir Asche und Kohlenabfall. Das werft dann vor meinem Hofe auf eine Stelle zusammen." Die Leute taten so, und daraufhin häufte sich jener kleine Abfallberg auf, der heute noch in Wagadugu als Tampure des Naba Ihinbefo gezeigt wird. Er liegt im Westen der Stadt. Es ist ein regelrechter Kjökemöddinger, wie solche weiter im Süden, im Lande der Kurumbi häufig sind, und wie ich sie später am Benue in Djeua und in Wuniaue als häufiges Vorkommnis feststellen konnte.

Eindringen der Fremden ins Mossireich. Zeiten des Verfalles. Grausame Familienfehden. Auftreten des Islams.

Der Kaiser Natjeng gilt als überaus gütig und durchaus vorbildlich. Er wurde sehr geschätzt, und man sagt, daß er seinen Ruf auch verdient habe, denn es wären viele Fremde in seinen Dienst getreten, und er habe viel ausländisches Handelsvolk in Mossi zusammengezogen. Er war so religiös, daß er die üblichen Opfer auf den Gräbern verdoppelte. Er brachte zwei Ochsen statt eines, zwei Hühner statt eines, zwei Hunde statt einer Ziege dar — und üppiger kann man im Mossilande nicht sein, denn Hunde gelten als wertvollste Opfergabe unter dem Kleinvieh. Er verbrachte sein Leben in Dassuri und ist daselbst, nachdem er zehn Jahre regiert hatte, auch gestorben.

Vom Naba Namego wird noch berichtet, daß er fünf Jahre regierte und während dieser Zeit eine große Reihe von Kriegen gegen die Bussangsi und gegen Bussuma geführt habe. Seine Kriege richteten sich besonders gegen Osten, und während eines Krieges ist er auch gestorben. Sein Sohn Kiba herrschte zwei Jahre lang und hatte als Nachfolger Naba Kimba, der schon sehr alt war, als er zur Re-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Guitarrenſpieler und Träger vom Stamme der Buſu, die weit im Norden zwiſchen Adrar und Gober heimiſch ſind.

(Gezeichnet in Mokwa von Carl Arriens.)

UB | Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gierung kam. Er hatte die Herrschaft nur sechs Jahre lang in kraftlosen Händen.

Nach Naba Kimbas Tode erhoben die Großfürsten erst den Naba Sana, von den Mande auch Naba Djana oder Naba Gana genannt, auf ihren Herrschersitz. Aber sowie er zu seiner Würde gelangt war, begann eine ernste und schwere Zeit für das Land. Es hörte auf zu regnen. Dieser unselige Zustand währte drei Jahre, und in dieser Zeit hat das Mossireich seine Kraft eingebüßt. Die Kurfürsten des Reiches versammelten sich daher, hielten eine lange Besprechung ab und fanden nach der Befragung der Priester heraus, daß der Naba Sana dem Lande nur Unglück bringe. So veranstalteten sie denn eine Opferung und gingen dann zu dem Mogo-naba, um ihm zu sagen: „Du bringst nur Unglück über das Land! Willst du freiwillig gehen oder sollen wir dich töten?" Naba Sana sagte: „Ich gehe freiwillig." Die Großen gaben ihm einige Sklaven und Frauen und was er sonst zum Leben nötig hatte, mit, und er verließ Wagadugu und sein Land.

Darauf setzten die Kurfürsten den Naba Gobaga auf den Thron, der zehn Jahre herrschte. Er war eine Geißel für alle Großfürsten, denn er sandte an alle Pewere-Soba (Inhaber schwerer Zaubermittel) im Lande die Nachricht: „Kommt an meinen Hof," und als sie kamen, schloß er mit ihnen Freundschaft und ein Bündnis, das gegen die Großfürsten seiner Umgebung gerichtet war. Mit den Pewere-Soba zusammen, d. h. also unter Ausübung ihrer Zauberkräfte begann er alle Großen im Lande zu töten. Während seiner Regierungszeit war keine Henkersnot, aber alle alten Würdenträger des Reiches wurden vernichtet. — In jener alten Zeit war es Sitte, daß, wenn gute Herrscher einen Sohn hinterließen, und wenn sie im Lande bei einem Kriegszug verstarben, ein Sohn die Leiche des Herrschers nach Wagadugu bringen und selbst die Herrscherwürde in Empfang nehmen durfte. Als nun Naba Gobaga in Ubri-Tenga starb, sah man von diesem Brauche ab, begrub ihn in dem Orte seines Verscheidens und erlaubte nicht, daß seine Leiche nach der Reichshauptstadt überführt wurde. Denn alle Würdenträger waren seine Gegner und freuten sich seines Todes.

Danach berief man den Naba Sana wieder auf den Thron nach Wagadugu. Er war noch einmal sechs Jahre lang Herrscher. Kaum aber begann seine Regierung, da hörte wieder der Regen auf. Die Ernte versagte. Es war wieder das alte Elend, und mit Sehnsucht wartete man auf seinen Tod, der ihn in Wagadugu erreichte.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Naba Giliga soll einer der grausamsten Herrscher gewesen sein. Während man vordem die Eunuchen aus Gambaka bezog, führte er die Sitte der Verstümmelung im Lande selbst ein und begann Eunuchen zu exportieren. Nachdem er in Wagadugu verschieden war, kam in Ubi wieder ein beliebter und ausgezeichneter Monarch zur Herrschaft, der während acht Jahren das Land regierte und in der Hauptstadt starb. Zuweilen rief er alle seine Großen zusammen und schlachtete an hundert Stück Rindvieh. Er veranstaltete viele Opferfeste, beschenkte und speiste die Großen und pflegte zu sagen: „Mein Vater brachte dem Lande viel Unglück. Ich will versuchen, es anders zu machen." Ihm folgte sein Sohn Uatuba, der acht Jahre herrschte und wenige, unbedeutende Kriegszüge nach Westen unternahm, im Verlaufe deren er auch auswärts verschied.

Der nachfolgende Kaiser Uaraga regierte ungefähr sieben Jahre und gilt in der Volkstradition als einer der schlimmsten Herrscher Wagadugus. Er begann in Saptenga einen Feld- und Zerstörungszug, den er ungefähr bis La fortsetzte. Es scheint, daß der ganze Norddistrikt im Aufstand war. In jedem zurückeroberten Orte nahm er die hübschesten Mädchen für seinen Harem mit fort und machte viele Eingeborene zu Eunuchen. Als er in La ankam, sagte er: „Diese Gegend gefällt mir ganz besonders." Da baute er eine große Stadt und richtete sich einen gewaltigen Harem ein.

Mit vielen seiner Großen war er unzufrieden, und besonders der Distriktchef von Kombissiri sagte ihm gar nicht zu. Er ließ ihn zu sich kommen, schlug ihm das Haupt ab und setzte dann seinen eigenen zweiten Sohn an seine Stelle. Danach brach ein Krieg zwischen ihm und dem Nanon-naba aus. Der Kampf der beiderseits arg mitgenommenen Parteien währte sieben Tage, und fast hätte der Nanon-naba gesiegt. Im letzten Augenblick gewann aber der Kaiser doch wieder die Oberhand, ließ dem aufrührerischen Fürsten den Kopf abschlagen und seinen eigenen Sohn dessen Stelle einnehmen. Nach seinem Siege kehrte er nach Wagadugu zurück, lebte noch ein Jahr und starb in der Reichshauptstadt.

Sein Nachfolger Dumburi, dessen Sohn noch „so stark wie Pfeffer" war, ist der echte Repräsentant des alten „Heidentums" im Gegensatz zu dem immer stärker vordrängenden islamischen Einfluß. In ihm feierte noch einmal die alte Religion außerordentliche Triumphe. Er regierte 30 Jahre lang, und zwar als friedlicher Herrscher, der es versuchte und verstand, die religiöse Institution des Landes für die Regentschaft nutzbar zu machen. Im Lande lebten damals, zumal in den Orten Boassa, Tengondogo (Tenkodugu?) und Sangadogo,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

(erstere beiden Orte im Osten, letzterer im Süden) die Njonjonsi, ein Volk, das seit alten Zeiten in dem Rufe stand, besonders kenntnisreich und mächtig in allen religiösen Kultusangelegenheiten zu sein. Er sandte nun überall dahin, wo diese alten Einwohner noch in blühenden Anwesen ihren Kultus ausübten, eine Botschaft und ließ ihnen sagen: „Ich habe gehört, daß ihr ganz besondere Fähigkeiten beherrscht, daß ihr z. B. Wind machen könnt, und daß ihr imstande seid, euch in einen Leoparden zu verwandeln, daß ihr Krankheiten bringen könnt, und daß ihr es versteht, die Erde im Orakel zu befragen. Kommt also alle nach Wagadugu und zeigt mir, was ihr vermögt, damit ich euch die entsprechenden Ehren erweisen kann." Darauf machten sich die Njonjonsi auf und kamen nach Wagadugu. Der Naba Dumburi sagte: „Nun zeigt mir, ob ihr Wind machen könnt!" Die Njonjonsi hatten ihre heilige, kleine Axt, die Tobaga, deren Griff mit Ochsenblut und Federn bedeckt war, mitgebracht, und der Träger legte die Axt auf die Mauer. Er sagte: „Ich brauche ein weißes Huhn." Man brachte es. Der Kultusausübende trat vor die Tobaga und sagte: „Hier bringe ich dir ein weißes Huhn. Ich will es dir gern opfern. Aber siehe der Mogo-naba hat uns hierher gerufen, damit wir zeigen, was du kannst. Nun tue so." Der Mann opferte das Huhn. Sogleich erhob sich ein starker Wind.

Der Mogo-naba sagte zu den Njonjonsi: „Nun befragt das Erdorakel und sagt mir, wer in meiner Umgebung schlecht und wer in meiner Umgebung gut ist." Die Njonjonsi lasen das Erdorakel. Darauf sagten sie: „Der und der ist dir nicht wohlgesinnt, der und der will dir aber wohl." Ein anderer verbesserte und sagte: „Es ist nicht so und so, sondern es ist so und so!" Der Naba Dumburi achtete genau auf alles, und als er sah, daß ein Stümper darunter war, wies er ihn weg; die aber, die ihm von den weisen Leuten als schlechte Menschen in seiner Umgebung bezeichnet wurden, setzte er kurzer Hand ab und ergänzte den Hofstaat durch würdigere Leute. Er machte es aber nicht wie seine Vorgänger, die unredliche Leute einfach köpfen ließen.

Danach sagte Naba Dumburi zu den Njonjonsi: „Ich habe gehört, daß ihr es auch regnen lassen könnt. Ist das wahr?" Die Njonjonsi sagten: „Das wollen wir dir gleich zeigen. Gib uns ein weißes Huhn." Darauf reichte man den Njonjonsi ein weißes Huhn. Der Herr der Tobaga wandte sich an die kleine, heilige Axt und sagte: „Wir wissen, daß du unserem Vater und Großvater (dabei zählte er alle Namen auf) nur Gutes getan hast. Der Naba Dumburi möchte, daß es regnet. Das ist etwas Gutes. Zeige, daß

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

du es regnen lassen kannst. Ich will dir auch ein weißes Huhn opfern." Nachdem das Opfer dargebracht war, begann es zu regnen. — Sieben Tage blieben die Njonjonsi bei dem Naba Dumburi. Dann schenkte ihnen der Mogo-naba Mais und Kleidung und Kaurimuscheln und sagte: „Kehrt jetzt heim. Wenn ich euch brauche, so werde ich euch wieder kommen lassen." Die Njonjonsi gingen. Der Naba Dumburi ließ sie wiederholt nach Wagadugu kommen und befragte sie um Rat, beschenkte sie und blieb in ständigem Verkehr mit ihnen.

Der Kaiser wurde sehr alt. Es störte ihn, daß auf dem Platze, der nordöstlich von dem heutigen Markte liegt, beim Handel Streitigkeit und Zwiespalt entstand. Er sagte: „Der Markt soll auf den Platz verlegt werden, der neben meinem Hofe gelegen ist." So kam er an die Stelle, wo er heute noch abgehalten wird.

Im Gegensatze zu dem echt heidnischen Naba Dumburi repräsentiert der ihm nachfolgende Naba Kom I., der sieben Jahre lang herrschte, den Vertreter der islamischen Priesterpartei. Seine Mutter war eine Mohammedanerin, und so war es naheliegend, daß er im Gegensatze zur Politik seines Vorgängers, der den alten, eingeborenen Priestern große Macht einräumte, den Mohammedanern sehr häufig sein Ohr lieh. Den wachsenden Einfluß kann man aus folgender Anekdote erkennen: In der ersten Zeit war der Monarch gewalttätig und ließ ohne Ansehen von Recht und Billigkeit alles hinschlachten, was ihm im Wege war. Eines Tages jedoch legten die Mohammedaner sich ins Mittel und sagten zu ihm: „Gewiß ist es richtig, wenn schlechte Leute ein schlechtes Schicksal ernten. Du sollst aber nie töten, ohne in einer Gerichtssitzung Recht oder Unrecht abgewogen zu haben!" Das überlegte sich der Kaiser. Von da an verrichtete er den Salaam und ward ein milder und gerechter, sehr beliebter Herrscher.

Sein Nachfolger, der Kaiser Naba Saga, regierte sechs Jahre. Den größten Teil seines Lebens hatte er mit schweren Kämpfen gegen die Brüder seines Vaters zu verbringen — Kämpfe, die schon anfingen, lange bevor er in dem kaiserlichen Hofe in Wagadugu Einzug halten konnte. Als er noch ein Junge war, sandte ihn sein Vater, der Naba Kom I., an den Hof des im Süden wohnenden Giba oder Gipo-naba, der sein naher Verwandter war, nämlich der fünfte Sohn des Naba Uaraga. Der Gipo-naba warf den Neffen, als er eintrat, einfach hinaus. Weshalb, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Der junge Saga kam als Flüchtling nach Wagadugu und vergaß die ihm zugefügte Schmach nicht. Ohne Wissen seines kaiser-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

lichen Vaters rüstete er eines Tages einen Heerhaufen und griff den Onkel an. Erfolglos mußte er das erstemal zurückkehren; drei Jahre lang zog er aber nun jährlich einmal gegen den Onkel zu Felde. Beim dritten Zuge gewann er die Oberhand. Er eroberte die Ortschaft und zerstörte sie. Viele Eingeborene flohen nach Gurunga. Er tötete seinen Onkel und kehrte in die Hauptstadt zurück.

Ein Jahr später starb sein Vater, und die Großen des Reiches erhoben ihn zum Herrscher. Kaum war das aber ruchbar geworden, da taten sich alle überlebenden Nachkommen des Naba Uaraga zusammen und zogen gegen den Naba Saga zu Felde. Sie sagten, daß erst die Vaterbrüder und dann die Söhne ihrer Generation zur Regierung zu kommen hätten. Den Uaraga-Söhnen gegenüber vereinigten sich die Kom-Söhne, um für ihre Brüder und sich das Vorrecht der Herrscherwürde geltend zu machen. So kam es zu einem langen, erbitterten Kriege. Der Erfolg schwankte. Erst hatten die Uaraga-Söhne die Oberhand. Sie gelangten bis Wagadugu, setzten den Naba Saga ab und führten ihn in schmachvollem Aufzuge, nämlich auf einen Esel gebunden, nach dem Süden, bis nach Sapone. Dort blieb der arme, entthronte Kaiser drei Jahre lang; dann erst siegten seine Brüder ob und vermochten ihm die Möglichkeit zu geben, in Wagadugu wieder Einzug zu halten. Hernach hatte er noch eine ungetrübte Regierungszeit von drei Jahren.

Sein Nachfolger Lulugu herrschte 29 Jahre und führte so viele Kriegszüge, daß er in der ganzen Regierungszeit kaum einen Monat in Wagadugu verbrachte. Den Anfang dieser fortlaufend kriegerischen Periode scheint das Ringen mit dem Bussumanaba gemacht zu haben. Der Kaiser zerstörte seine Macht und Ansehen. Dann zog er weiter. Die Kumtegaleute, die zuerst auch aufständig gewesen zu sein scheinen, unterwarfen sich ohne starken Widerstand. Dann zog der Herrscher weiter nach Garango und zerstörte auch diesen Ort. Endlich hob der große Krieg gegen die Bussangsi an. Als diese Völker unterworfen waren, kehrte der Herrscher nach Mani zurück. Hier kam es wieder zum Kampfe, in dessen Verlauf der Kaiser einen Pfeilschuß erhielt; an dessen Folgen starb er. Seine Leiche wurde nach Wagadugu gebracht und hier beigesetzt.

Sein ältester Sohn, Sagadogo regierte im ganzen 17 Jahre, von denen er die ersten zehn Jahre in guter, den Rest aber in recht schlechter Gesundheit verbrachte. Dem Charakter nach war er ein Diplomat und sehr vorsichtiger Mann. So erzählt man von einem Getränk besonderer Art, das er jeden Morgen zu sich genommen habe. Sehr viele schwierige Familienangelegenheiten wußte er ge-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schickt in Ordnung zu bringen. Sein übler Zustand verschlimmerte sich zuletzt so, daß er das Ende seines Lebens in der Hütte verbrachte, unfähig zu sprechen und sich zu bewegen.

Naba Karfo regierte sieben Jahre. Auch er hatte selbstverständlich wieder mit dem Aufstand eigener Verwandten zu tun. Der Sondere-naba, mit Namen Kollogo, schloß mit dem Uidi-naba Freundschaft, und diese beiden suchten unter den Großen am Hofe einen Anhang zu gewinnen, mit dessen Hilfe sie den Naba Karfo zu beseitigen trachteten. Die anderen Großfürsten aber widersetzten sich und machten dem Mogo-naba Mitteilung von dem Plan. Naba Karfo rüstete sogleich ein Heer und rückte nach Osten gegen die vereinigte Truppenmacht der Aufständischen vor. Er schlug sie und jagte sie bis nach Bassoko (im Osten). Dieser Krieg forderte das Leben vieler Leute. Als der Mogo-naba nach Wagadugu zurückgekehrt war, traf auch bald darauf der rebellische und zurückgeschlagene Uidi-naba ein, um sich zu unterwerfen, was der Mogo-naba auch zunächst annahm.

Der fernere Verlauf dieser Sache ist außerordentlich charakteristisch für die Negerdiplomatie im allgemeinen und das Verhältnis der Abhängigkeit, in dem der Mogo-naba von Wagadugu zu seinen großen Fürsten, nenne man sie nun Kurfürsten oder erbliche Minister, stand. Naba Karfo nahm, wie gesagt, die Unterwerfung des rebellischen Uidi-naba an und wagte es nicht, ihn zu kassieren und einen anderen an seine Stelle zu setzen. Jedoch wollte er sich gern seiner entledigen — gleichgültig auf welche Art. Er wandte sich also an einige getreue Leute mit der Frage: „Dem, der es wagt, den Uidi-naba schnell auf anständige Weise aus dem Leben zu schaffen, will ich ein Pferd, eine Frau und 100 000 Kaurimuscheln schenken. Wer wagt es?" Darauf meldete sich ein tapferer Mann mit Namen Daogo. Daogo sagte: „Ich will es unternehmen!" Naba Karfo fragte: „Wie willst du es ausführen?" Daogo sagte: „Gib mir zwei Pfeile." Naba Karfo gab ihm zwei schwer vergiftete Pfeile und sagte: „Sage mir nun aber genau, wie du diese Angelegenheit erledigen willst." Daogo sagte: „Ich will mich abends um sechs Uhr in den Hof des Uidi-naba einschleichen. Dann werde ich den Pferden alles Heu wegnehmen und das Heu beiseite werfen, dahin, wo der Mond hinscheint. Wenn ich das getan habe, werde ich mich verstecken. Nachts wird das Pferd wiehern, weil es das Heu, das nahe bei ihm liegt, nicht erreichen kann. Der Uidi-naba, als ein guter Pferdeherr, wird erwachen und auf den Hof treten, um zu sehen, was es gibt. Er wird sehen, daß das Heu zur Seite geworfen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ist, wird es im Mondschein aus dem Winkel nehmen und dem Pferde hinwerfen wollen. Das wird ein guter Augenblick sein; denn der Uidi-naba wird dann im Mondlichte stehen." Naba Karfo sagte: „Es ist gut so. Gehe!" Der tapfere Daogo ging und tat alles, wie er es vorher gesagt hatte. Als der Uidi-naba in den Mondschein trat, um das Heu zu ergreifen und dem Pferde hinzustreuen, legte Daogo die Pfeile auf die Sehne des Bogens und schoß sie auf den Uidi-naba ab. Dann lief er sogleich in die Hofburg des Mogo-naba und sagte zu ihm: „Ich habe es so ausgeführt, der Uidi-naba starb." In der gleichen Nacht starb der Uidi-naba. So schenkte Naba Karfo dem Daogo ein Pferd, eine Frau, 100 000 Kaurischnecken und außerdem noch ein schönes Kleid.

Zum vollendeten Beispiel afrikanischer Kaiserdiplomatie wird die Geschichte aber durch den Abschluß, den die ganze Sache fand. Nach einigen Tagen überlegte sich der Mogo-naba die Sache und kam zu dem Schlusse: „Dieser Daogo ist ein gefährlicher Mensch." Und er gab den Befehl, ihn zu töten. So fand der tapfere Daogo sein Ende.

Der Oheim Karfos, der Mogo-naba Bongo, regierte in Wagadugu fünf Jahre lang und hat einen sehr schlechten Ruf hinterlassen. Man sagt ihm nach, daß er abends oder gegen Nacht hin sich häufig in alte, schmutzige, lumpige Gewänder gehüllt habe und so durch die Stadt geschlichen sei. Und dann habe er in den Gehöften herumgelauscht und gehört, was man redete. Wenn er dann vernahm, daß irgend jemand Schlechtes über ihn, den Herrscher sagte, oder etwas Mißachtendes, so habe er ihn am andern Tage mit dem bekannten Dreikeulenschlage töten lassen. Während seiner Regierung stand auf das geringste Vergehen gegen seinen Hof- und Hausbesitz die Todesstrafe; jeder Hühnerdiebstahl ward auf solche Weise geahndet. Fernerhin wird ihm nachgesagt, daß er ein böser Trinker gewesen sei. Er führte mächtige Kriege und Beutezüge gegen Garango im Gebiete der Bussangsi, um dort Sklaven zu holen, die er dann wie ein gemeiner Viehhändler in Umsatz brachte.

Sein Nachfolger, Naba Kutu, regierte 17 Jahre. Das wesentlichste Ereignis in dieser Zeit ist ein Krieg gegen die Stadt Surruku gewesen. Der Naba dieses Gemeinwesens war gestorben ohne einen Nachfolger zu hinterlassen, und dies sandte nun zu Naba Kutu, um die Entsendung eines würdigen Nachfolgers zu erbitten. Der Herrscher sandte seinen eigenen Sohn. Doch dieser führte sich derart schlecht auf, daß die Surrukuleute nach einiger Zeit beschlossen, den Kaisersohn hinaus zu tun, und diesen Beschluß dann auch bald in die Tat umsetzten. Danach wählten die Städter sich einen eigenen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Anführer. Als Naba Kutu das hörte, blieb ihm, wenn er das Ansehen seines Willens und seiner Familie aufrecht erhalten wollte, nichts anderes übrig, als einen Kriegshaufen gegen die aufrührerische Stadt zu entsenden. Der neue Stadtherr, den die Einwohner sich selbst gewählt hatten, besaß jedoch Energie genug, dem kaiserlichen Willen Widerstand zu leisten und sich den Truppen des Mogo-naba entgegenzustellen. Der Kaiser mußte notgedrungen alles tun, was er vermochte, und somit verfiel die Stadt ihrem Schicksal und wurde zerstört.

Der älteste Sohn Kutus, der Naba Sanum, regierte 18 Jahre und führte Kriege gegen Bussuma und Bulsi-Bulsena. Unter seiner Regierung kamen die ersten beiden Europäer nach Wagadugu und zwar stieg der erste, der deutsche Wanderer G. A. Krause, bei Malike, der zweite, der französische Kapitän Binger, bei Manam ab. Der Herrscher beschaffte reiches Sklavenmaterial im Osten, starb in Wagadugu, und wurde auch dortselbst bestattet. Ihm folgte Uoboga, der in Wagadugu acht Jahre lang residierte, und zwar in der Periode, die die französischen Eindringlinge jener Zeit lachend als die „der Fahnenkriege" bezeichnen. Damals suchten manche Vertreter europäischer Großmächte auf verschiedene Art koloniale Ausdehnung zu gewinnen. Diesem „Fahnenkriege" fiel auch Naba Uoboga zum Opfer. Die näheren Umstände historisch festzustellen, wird vielleicht einmal die französische Kolonialgeschichtsschreibung unternehmen. Jedenfalls ward der Herrscher nach dem Süden verdrängt.

Er heiratete alter Sitte gemäß seine eigenen Töchter. Siehe Kapitel 15, Nachtrag 7.

Uoboga starb im Exil. Naba Sigirri regierte nach ihm in Wagadugu zehn Jahre, nahm die französischen Truppen, die nun in das Land kamen, freundlich auf und repräsentierte der Schilderung der Leute nach keine besonders charakteristische Persönlichkeit. Naba Kom II, der zu meiner Zeit herrschte, machte den Eindruck minderer Begabung. Er starb, kurze Zeit, nachdem wir das französische Gebiet verlassen hatten, an den Pocken. Die Eingeborenen waren der Ansicht, daß er zugrunde gegangen sei, weil er kurz vor seinem Tode die Reichskleinodien verkauft hätte.

So endete die mächtige Dynastie, die einst ein Riesengebiet erobert und den größten Widerstand gegen den von Westen kommenden Islam geleistet hatte, in verhältnismäßig sehr kümmerlichen Persönlichkeiten. Des Reiches Macht war schon seit längerer Zeit gebrochen, da die Familie, wie schon aus dem Stammbaum zu ersehen ist, allzusehr gespalten und in ihrer Machtentfaltung auseinandergefallen war.

□ □

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Busu, auf der Fahrt nach den Küstenländern.
(Gezeichnet von Carl Arriens.)

UB | Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Geschichte des nördlichen Mossireiches, der Provinz Jatenga.

Ich habe oben schon erzählt, wie der Naba Nasibiri unter seinen Söhnen das Land, die großen Provinzen, verteilte, und wie das Mädchen Bi oder Pawere behilflich war, die Zaubermittel dem gefährdeten Bruder zu überbringen. Wir sahen, wie der Kaiser Nasibiri dem Mädchen folgte und weithin nach Norden zog, bis in das Herz der libysch-islamischen Kulturwelt, und wir verstehen es, wenn die Geschichtserzählung der Mossi aus diesem Vordringen nach Norden die Gründung der größten und bedeutendsten Provinz des Mossireiches, nämlich Jatengas hervorgehen läßt. Die Mitteilung der mittelalterlichen Chroniken bestätigt diese Vorgänge. Wir dürfen als Gründung dieses von Westen nach Norden vorgeschobenen Postens der Mossi-Gurmakultur Jatenga mit der Hauptstadt Uahiguja in Anspruch nehmen. Die geschichtliche Tradition, welche sich um die Herrscher dieses Landes gebildet und erhalten hat, scheint mir so charakteristisch und wesentlich, daß sie in der wissenschaftlichen Ausgabe dieses Werkes Aufnahme verdient.

Als Gründer der Jatenga-Dynastie gilt der Fürst Jadaga.

Er wurde am Hofe des Minima-naba, eines Onkels des Ravanaba, erzogen. Ursprünglich soll Jadaga zum Tronfolger in Wagadugu ausersehen gewesen sein. Da er aber zur Zeit des Todes des Mogo-naba gerade bei Minima-naba und somit fern von Wagadugu war, so suchten die Großen die Person des Jadaga zu übergehen. Dieser wandte sich nun an seine Schwester, die berühmte Pogo-Bi, die in Jatenga im allgemeinen als Pawere bezeichnet wird. In der oben geschilderten Weise stahl sie für den Bruder die Reichskleinodien und floh selbst nach Biro, wo der Kaiser sie dann wieder einholte. Jadaga aber machte sich unabhängig von Wagadugu. Und als ihm hierbei der Minima-naba nicht behilflich sein wollte, ließ er ihn bitten zu ihm zu kommen. Die Aufforderung lautete nach den Worten der Sage: „Komm, hilf mir, mein Kleid auszumessen!" Der Minima-naba ließ antworten: „Ich werde kommen." — Jadaga ließ nun eine tiefe Grube ausheben. Die Erde ward fortgeschafft, und die Oeffnung der Grube mit Matten bedeckt, so daß niemand die Falle ahnen konnte. Als der Minima-naba kam, lud Jadaga ihn ein, auf der Matte Platz zu nehmen. Der Minima-naba trat darauf, die dünne Matte gab nach und er stürzte in die Grube. Dann ließ Jadaga durch seine Frauen brühendes Wasser auf ihn hinabgießen und überwand damit den letzten Widerstand. Nun war er in Jatenga selbständig.

Nach Jadaga regierte zuerst Jaulo-Fagama, und danach kam die Macht Jatengas auf den Naba Kurita. Welche Bedeutung dieses Wort

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Kurita hat, habe ich oben auseinandergesetzt. Es ist sicher, daß der vorliegende Kurita das Recht um den Königsstuhl erkämpfen mußte, da noch ein Sohn Jadagas am Leben war. Dieser hieß Djedda, und der gab sich alle Mühe, den Kurita von dem Platz, der ihm, dem Djedda, zukam, zu verdrängen. Auf folgende Weise erreichte er auch sein Ziel.

In jener alten Zeit war es Sitte, daß jeder Jatengakönig erst das Tide-Logo, ein Haus der heiligen Zaubermittel, das in La stand, aufsuchen mußte. Er mußte zu Fuß dorthin wandern und empfing in dem Kreise dieser Tide seine eigene Weihe. Dieser Kurita wollte sich also nicht in Gursi, sondern in La weihen lassen. Als er nun die Pilgerfahrt angetreten hatte, verbreitete Djedda möglichst schnell im Lande die Kunde, der Kurita sei bei seiner Krönungsfahrt ums Leben gekommen. Als alle Welt von der Wahrheit dieser Nachricht überzeugt war, war es selbstverständlich, daß die Großen ihn, den Djedda, als zukünftigen König begrüßten. Er wußte sich sogleich dadurch beliebt zu machen, daß er die jungen „Witwen" Kuritas unter die Großen des Hofstaates verteilte. Diese nahmen dankbar die Gabe des neuen freigebigen Königs an, der sich selbst wohl hütete, auch nur eine der Frauen anzurühren oder gar unter die Zahl seiner eigenen Weiber aufzunehmen. Kurze Zeit darauf ward es bekannt, daß Kurita gar nicht gestorben, sondern vollkommen gesund, am Leben und im Begriffe sei, auf Uahiguja zu marschieren. Nun verbreitete sich eine große Furcht unter alle denen, die eine Frau des Naba Kurita in ihr Haus bekommen hatten. Sie kamen zu Djedda und fragten: „Was sollen wir tun?" Djedda sagte: „Mich geht das eigentlich gar nichts an; denn ich habe mit keiner der Frauen etwas zu schaffen gehabt. Das ist eure Sache. Am besten wäre es, wenn der Naba Kurita nicht lebend hier ankäme, damit ihr nicht Tote von hier wegzubringen braucht." Die Großen verstanden den Wink. Der Naba Kurita wurde am Wege getötet, ehe er noch die Hauptstadt erreichte. Dann ward Djedda König.

Dieser ließ, durch die Erfahrung seines Vorgängers gewitzigt, sogleich alle Großen des Reiches zu sich kommen und an alle Dorfchefs die Nachricht ergehen, alle großen Zaubermittel seien nach Gursi zu bringen und dort in einem Haus, in jenem Heiligtume, in dem auch die von Pawere in Wagadugu gestohlenen Insignien aufbewahrt würden, niederzulegen. So geschah es. Vordem mußte der neugekrönte König in einem derartigen Tide-Logo sieben Jahre zubringen; von nun ab ward es Sitte, daß der neue Herrscher von Jatenga nur sieben Tage im Heiligtume von Gursi zu schlafen hatte.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Vordem zogen die Herrscher bei allen Heiligtümern umher, nunmehr verbrachten sie die Zeit der Zurückgezogenheit nur noch in Gursi.

Naba Puschinga residierte in Sai, Naba Sonda in Dombori. Naba Untibaregum in Sumjaga, Naba Lamboiga in Tangai, Naba Sungumum in Bugunam und Naba Sangajella in Arrasogoma.

Unter der Herrschaft des letztgenannten soll das Reich Jatenga auf dem Gipfelpunkte seiner Macht angelangt gewesen sein, und weder vor noch nach ihm soll je ein Herrscher im Lande des Nigerbogens gleich hohen Pomp entfaltet haben. Die Legende berichtet in folgender Weise darüber sehr umständlich: Naba Sangajella hatte an seinem Hofe einen Elefanten, einen Löwen und einen Panther. Die waren alle drei zahm, wie Haustiere, so daß man in allen Ländern von diesem wunderbaren Besitz sprach, der ein Zeichen der ungeheuren Macht des Naba Sangajella bedeutete. Auch der Mogo-naba von Wagadugu hörte von diesem Pomp und der Pracht, die am Hofe des Naba Sangajella herrschte. Er ward eifersüchtig und rief zwei Fulbe und einen Mossi heran. Zu den dreien sagte er: „Geht zusammen nach Jatenga, an den Hof des Naba Sangajella. Man sagt mir, daß Naba Sangajella mehr Pracht biete und über größere Macht verfüge, als ich." — Die Boten brachen sogleich auf und wanderten nach Norden. Als sie nach Arrasogoma kamen, wurden sie freundlich empfangen. Sie sahen sogleich den Reichtum, der hier herrschte, denn ihre Pferde wurden an keine gewöhnlichen Holzpflöcke gebunden, sondern an Ringe, die aus purem Kupfer bestanden. Auch wurde ihnen gesagt, daß der König sie gerne alle miteinander würde empfangen wollen. — So geschah es. Die Boten wurden am zweiten Tage zum Empfangsplatze geführt. Sie warteten ein wenig, dann brachte man einen mächtigen Elefanten. Der Elefant legte sich nieder. Dann führte man einen Panther herbei, der legte sich in dem Schatten des Elefanten nieder. Dann führte man einen Löwen herbei, der legte sich auch in den Schatten des Elefanten. Danach kam endlich der Naba Sangajella selbst. Die Leute legten ein Kissen in den Schatten des Elefanten zwischen den Panther und den Löwen. Darauf nahm der Mogo-naba Platz, sodaß er im Schatten des Elefanten lag und daß seine eine Hand auf dem Panther, die andere aber auf dem Löwen wie auf zwei Lehnen ruhte. Der Naba fragte die Boten: „Ihr kommt von Wagadugu. Wie geht es dem Naba von Wagadugu?" Nachher entließ er die Boten. Sie kehrten nach Wagadugu zurück, meldeten sich auch gleich beim Mogo-naba, und dieser empfing sie und fragte ungeduldig: „Ist es wahr, daß der Naba von Jantenga so mächtig ist? Wer ist mächtiger, der Naba

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

von Jatenga oder ich?" Der Mossibote antwortete: „Du bist mächtiger." Die beiden Fulbeboten sagten aber sogleich: „Das ist nicht wahr! Der Mossi, der mit uns dasselbe gesehen hat, lügt." Die beiden Fulbeleute fragten dann den Mogo-naba, „Hast du je im Schatten eines Elefanten gelegen; hat deine eine Hand je auf einem Panther, die andere je auf einem Löwen wie auf einer Lehne geruht? Nein, das vermochtest du nie. Du hast das nie gesehen und gekonnt. Das sahen wir aber am Hofe des Herrschers von Jatenga. Also ist der Naba Sangajella mächtiger als du es bist."

Der nachfolgende Naba Kissum regierte in Kissamba, der Naba Nabassere in Bissigai. Er war der erste, der einen schwierigeren Krieg mit Jako führte. Die Kriege zwischen Jatenga und Jako sind das Gegebene in der Geschichte dieser Provinzen. Nabassere starb an den Folgen eines Pfeilschusses, welchen er in einem solchen Kriege während eines Gefechtes in Tugung empfing. Naba Njobo, der ihm folgte, residierte in Sissamba, Naba Parima in Uomssum, Naba Kumpaugung in Ligi, Naba Tossedo in Jalaka, Naba Schiëm in Jeka, Naba Jemba, der uralt wurde, in Sitigo, Naba Pigo in Ubissige, und dem folgte dann der berühmteste Herrscher des Nordens, der große Naba Kango.

Legenden vom großen Naba Kango.

Die geschichtlichen Erinnerungen der nördlichen Mossistämme haften an keiner Persönlichkeit fester, als an diesem Manne. Ein Legendengewirr von tropischer Ueppigkeit hat sich um ihn gesponnen. Das mag zum Teil in der sehr wichtigen Tatsache seinen Grund finden, daß Naba Kango der erste Herrscher Jatengas war, der sich in Uahiguja fest ansiedelte und dieser Stadt zu einer Blüte verhalf, deren Blätter leider zum großen Teil im Winde der verschiedenen modernen Ereignisse abgerissen und verweht wurden. Es ist sicher, daß zur Zeit dieses Naba Uahiguja eine außerordentliche Entwicklung nahm, daß seine Bevölkerung sich vervielfachte, der Handel zunahm und ein großer Salzstapelplatz hier entstand — und das, obgleich die Sage so gut wie nichts Gutes von dem Manne zu berichten weiß! — Vor allem erbaute er ein Schloß, ein Tuku (Tuku ist soviel wie Soro bei den Mande, d. i. ein großer Verteidigungsturm, wie ich ihn z. B. in Falaba schräg gegenüber von Sigirri aufgenommen habe). Bei dem Bau seines Schlosses entwickelte er ganz besonderen Ehrgeiz. Er sagte: „Ich will mein Tuku so hoch bauen, daß ich von hier (Uahiguja) aus den Niger und Djenne sehen kann." Allerdings begann er den Bau des Schlosses, dessen Ruinen heute noch als imposante

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Massen aus den Feldern und Hainen emporragen, erst, nachdem er sich seines Thrones endgültig versichert hatte. Und das scheint ihm allem Anschein nach schwer genug geworden zu sein.

Zunächst hatte der Naba Kango schwere Kämpfe mit dem Naba Uabugu in Sitige zu bestehen. Er ward geschlagen und mußte fliehen. Auf seiner Flucht kam er zu dem Tenga-Demba-Häuptling von Luguri und fragte ihn: „Sage mir doch, was aus mir werden soll, und ob ich nicht wieder Herr von Jatenga werden kann!" Der Häuptling sagte: „Ich will das Orakel befragen und ein Opferhuhn schlachten. Wenn das verendende Huhn mit dem Kopfe nach Osten auf dem Rücken liegend verendet, wirst du wieder Mogo-naba von Uahiguja werden, wenn solcher Fall nicht eintritt, ist keine Hoffnung für dich." — Das Huhn ward geschlachtet. Es verendete mit dem Kopfe nach Westen und mit der Brust auf dem Boden liegend. Naba Kango sah dieses schlechte Zeichen und befahl: „Töte noch ein Huhn!" Der Tenga-Demba opferte noch ein Huhn und dieses verendete mit dem Rücken am Boden und dem Kopfe nach Osten. Dieses Mal war das Orakel also günstig.

Darauf machte sich Naba Kango nochmals auf den Weg und floh bis nach Kong. In der Stadt Kong lebten und herrschten die gelehrten, einflußreichen und alles wissenden Mohammedaner. Er ging zum Ersten unter ihnen und sagte: „Ich bin aus Uahiguja geflohen. Der Dorfchef von Luguri hat aus dem zweiten Orakelhuhn herausgelesen, daß ich wieder Mogo-naba von Uahiguja werden würde. Ich kann aber nicht ohne euere Hilfe und ohne eueren entscheidenden Rat die große Schwierigkeit der Wiedereroberung meines Landes mit Mut und Hoffnung beginnen." Der große Marabut von Kong sagte: „Bringe mir einen weißen Hahn herbei." Naba Kango tat so. Der Marabut nahm den Hahn; er tötete ihn und zerschnitt ihn in ganz kleine Stücke, die es insgesamt in einen Topf füllte. Auf den Topf stülpte er einen festschließenden Deckel. Darauf sagte er zu Kango: „Warte nun sechs Tage." Am siebenten Tage hob Kango den Topfdeckel empor. Da flog der weiße Hahn lebendig empor, als ob nichts mit ihm geschehen sei. Der Marabut aber sagte: „Du hast gesehen, was ich mit dem weißen Hahne vermochte — um dich wieder zum Mogo-naba von Uahiguja zu machen, bedarf es desselben Verfahrens." Naba Kango sagte: „Wenn es nötig ist; tue es." Der Marabut nahm den Naba Kango wie ein Opfertier. Er schlachtete den Naba Kango; er zerschnitt den Naba Kango in lauter kleine Stücke; er warf alle kleinen Stücke zusammen in einen Topf. Dann stülpte er einen Deckel darüber. Hierauf ließ er den Topf sechs Tage lang

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

stehen. Als er am siebenten Tage den Deckel öffnete, kam der Naba Kango unbeschädigt, wohlerhalten an allen Gliedern und gesund wieder aus dem Topfe heraus. Das alles aber sah der Naba Saga mit an. Der Naba Saga war der jüngere Bruder des Naba Kango. Der hatte ihn auf seiner Reise hierher begleitet. Der Marabut sagte zu Naba Kango: „Nun kehre getrost in dein Land Jatenga zurück. Allah wird dir alles geben, was du brauchst. Nur eines ist dir versagt: Dein Sohn wird nicht alt genug werden, um dir auf dem Throne folgen zu können." Naba Kango sagte: „Das macht mir nichts; denn mein junger Bruder Saga, der mich begleitet, kann mir nachfolgen, und seine Kinder gelten mir ebenso gut wie die meinen. Sorge du nur, daß er einen Sohn habe." Darauf wurde der Naba Saga mit vielerlei Medikamenten gewaschen, auf daß ihm Nachkommen erwüchsen.

Der Marabut sagte noch allerhand zu den beiden Nabas, dann verließen sie beide Kong. Sie reisten nun beide nach Segu. Naba Kango führte einen Strauß mit sich. Als er mit seinem Bruder und dem großen Vogel nach Segu kam, fragten ihn die Leute: „Was ist das für ein Vogel, den du da bei dir führst?" Naba Kango sagte: „Das ist ein Huhn aus Jatenga." Sie fragten: „Sind alle Hühner in Jatenga so groß?" Naba Kango sagte: „Ja, sie sind alle so groß." Da sagten die Leute: „Laß uns mit dir gehen, damit wir auch solche Hühner essen und kaufen können." Der Naba Kango sagte: „Es ist gut. Kommt nur mit mir!" Es schlossen sich ihm viele an. Er kam von einem Orte in den anderen. In allen Städten und Dörfern bewunderten die Leute das große Huhn, erkundigten sich nach seinem Ursprunge, baten um die Erlaubnis, mit ihm zu gehen und schlossen sich ihm an. So wuchs die Zahl seiner Truppen von Tag zu Tag.

Der Marabut in Kong hatte dem Naba Kango ein kleines Gewehr (eine Feuersteinpistole) gegeben und gesagt: „Nimm dies kleine Gewehr mit. Wenn du nach Jatenga zurückkommst, wird dir ein Tansoba mit Truppen entgegenkommen. Auf den schieße mit dem kleinen Gewehr. Wenn dann beim Abschießen dein eigener Daumen fortgerissen wird, so betrachte das als ein gutes Zeichen, dann ist dir der Sieg sicher. Bleibt aber deine eigene Hand unversehrt, so ist das schlecht, so ist das ein Zeichen, daß deine Zeit noch nicht gekommen ist." Mit dem kleinen Gewehr aus Kong und seiner Truppenmacht aus Segu marschierte Naba Kango nun auf Jatenga zu. Zwischen den Dörfern Gombora und Tangare kam ihm der feindliche Tansoba entgegen und rief ihm zu: „Komm zurück! Dein Bruder tut viel

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Schlechtes im Lande, und alle Leute hoffen auf dich!" Naba Kango gedachte aber der Aufforderung des Marabut in Kong. Er schoß mit dem kleinen Gewehr auf den feindlichen Heerführer, und als der Schuß losging, ward ihm der eigene Daumen abgeschlagen. Das war ein gutes Zeichen. Er schlug seinen Bruder, den Usurpator, und jagte ihn bis nach Jako. Er selbst aber ward wieder Mogo-naba von Jatenga. — — —

Nunmehr begann er das Schloß zu bauen, das so hoch werden sollte, daß er von dessen Dache aus nach Segu und dem Niger schauen könne. Er ließ zum Bau viele Leute aus allen Teilen seines Landes zusammenkommen. Als der Hauptturm einige Stock hoch aufgeführt war, stürzte er zusammen und begrub viele Leute unter seinen Trümmern. Er sagte: „Das ist mir gleich, beginnt von neuem!" Darauf ward wieder begonnen. Der Turm stürzte oft ein und begrub oft 50 bis 100 Bauleute unter sich. Der Naba Kango sagte aber stets: „Es ist mir gleich; beginnt von neuem." — —

Eine besondere Angelegenheit hatte Naba Kango mit den Fulbe (im Norden) zu erledigen. In Homburi wohnte ein großer Fürst der Fulbe, der hatte zahlreiche Herden und viele Hirten. Ein Diawando des Fürsten pflegte seine Herden weit nach dem Süden zu treiben; da war ein Ort, an dem gab es viele Strauße und Perlhühner, und der Diawando suchte hier deren Eier. Deshalb nannte man den Ort Djellegobi (das Djellegoddi der Habbe und der französischen Karten). Der Diawando sandte von den Eiern häufig an seinen Fürsten nach Homburi. Der Homburifürst freute sich hierüber, nahm die Geschenke an und machte dem Diawando Gegengeschenke. Auch kam er dann und wann nach Djellegobi zu Besuch. So nahm durch eigene Tüchtigkeit und durch das Wohlwollen seines Fürsten die Macht des Diawando immer mehr zu, so daß er zuletzt eine große Selbständigkeit erreichte und es versäumte, seinem Fürsten seine Besuche zu machen. Das hatte aber zur Folge, daß der Fulbefürst von Homburi dem Diawando eines Tages den Befehl zukommen ließ, nach Homburi zurückzukehren.

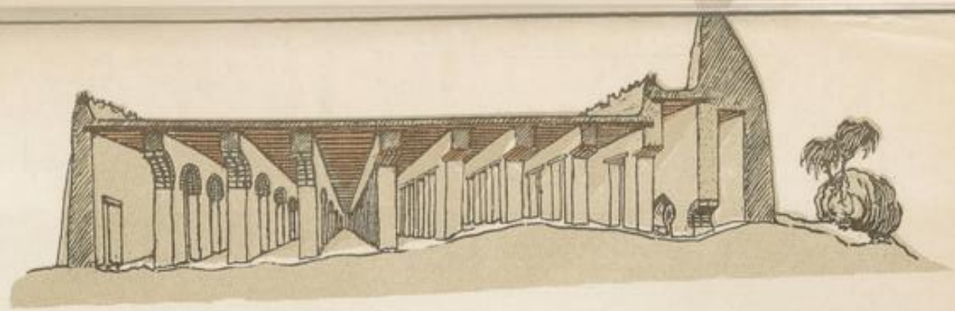
Der Diawando kam diesem Befehle nicht nach; vielmehr sandte er eine Botschaft nach Uahiguja zu Naba Kango, dem Mogo-naba von Jatenga, und ließ ihm sagen: „Ich will meinem Herrn, dem Fürsten von Homburi, nicht mehr gehorchen! Hilf du mir, ihm Widerstand zu leisten." Der Naba Kango ließ dem Diawando sagen: „Ich kann dir zur Zeit keine Leute leihen. Ich habe aber von Kong ein Zaubermittel von außerordentlicher Kraft mitgebracht, das stelle ich dir für deinen Feldzug zur Verfügung. Dies ist ein heiliger

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Bare (Pferdepflock), der den Namen Kirre hat. Er besteht nicht wie andere Pferdepflöcke aus Holz, sondern aus Eisen. Schlage den Kirre in der Mitte deines Gehöftes ein, und du wirst einen großen Erfolg sehen. Es wird dir niemand etwas anhaben können." Der Diawando bot daraufhin seinem Fürsten Trotz. Der Fürst sandte Truppen. Die Truppen wurden von Diawando geschlagen. So ward der Diawando mit Hilfe des Kirre selbständig. Nach einiger Zeit sandte der Naba Kango an den Diawando einen Boten und ließ ihm sagen: „Ich habe dir mit meinem Kirre gegen deinen Fürsten geholfen. Nun sende mir entweder den Kirre zurück, oder zahle mir dafür Abgaben." Der Diawando ließ darauf antworten: „Ich bin dir für deinen Kirre sehr dankbar. Möglicherweise brauche ich ihn auch in Zukunft, und deshalb kann ich ihn dir nicht wiedergeben. Abgaben aber werde ich dir nicht zu zahlen brauchen, solange der Kirre in meinen Händen ist." Als Naba Kango diese schnöde Antwort erhielt, rüstete er sogleich Truppen und gab den Befehl, den widerstrebenden Diawando zu züchtigen, ihm den Kirre wieder abzunehmen und ihn zu zwingen, in Zukunft Abgaben zu zahlen. Die Truppen machten sich auf den Weg und kamen nach Djellegobi. Sie wollten die Plünderung beginnen. Aber jede Kuh, die die Krieger wegführen wollten, jeder Ochse, den sie wegtreiben wollten, warf sich zu Boden und niemand vermochte es, die Tiere wieder emporzubringen, so fest lagen und hafteten sie am Boden. Das war die Wirkung des Kirre, den Naba Kango aus Kong mitgebracht und den er dem Diawando geliehen hatte. Die Leute suchten den Kirre, aber sie konnten ihn nicht finden. Sie kehrten unverrichteter Sache nach Uahiguja zurück. Seitdem aber besteht zwischen den Mossi von Jatenga und den Fulbe von Djellegobi Krieg. Bis heute ist kein Friede zwischen den beiden Völkern geschlossen. — — —

Eines Tages beschloß der Naba Kango mit dem Mogo-naba von Wagadugu Krieg zu führen. Er rüstete eine starke Truppenmacht und stellte diese unter den Befehl seines Bruders, des Naba Saba. Er begleitete mit seinen eigenen Truppen seinen Bruder ein gutes Stück weit und dann sandte er den Naba Saba weiter, daß er die Sache mit Kraft anfasse. Er selbst blieb mit seinen Leuten liegen und erwartete in seinem Lager eine Nachricht von seinem Bruder. Die Botschaft ließ sehr lange auf sich warten. Im Lager Kangos entstand daher Unruhe, und eines Tages sangen die Pendaga (Spielleute) vor dem Mogo-naba: „Der Mogo-naba von Wagadugu ist zu mächtig. Wir werden in dem Kampfe unterliegen. Es ist besser für uns, wenn wir heimkehren." Der Naba Kango antwortete: „Ich will

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Ch.

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

hier abwarten, bis mein Bruder Saba zurückgekehrt ist. Eher werde ich diesen Platz nicht verlassen." Er blieb mit seinen Leuten liegen. Eines Tages kam der Naba Saba in großer Hast angejagt. Sein Pferd war von 16 Pfeilen getroffen, die ihm im Leibe steckten. Als Naba Saba vor dem Naba Kango angekommen war, brach das schwer verwundete Pferd zusammen, überschlug sich und starb. Naba Kango fragte seinen Bruder: „Ist in Wagadugu etwas für uns zu machen?" Naba Saba sagte: „Du siehst es ja selbst. Betrachte mein Pferd und urteile. Wenn du es aber willst, bin ich natürlich bereit, den Krieg fortzusetzen." Naba Kango sagte: „Ich sehe die 16 Pfeile; das genügt mir. Wir wollen zurückkehren." So kehrte er mit seinem Bruder von dem Feldzuge gegen Wagadugu unverrichteter Sache zurück.

Eines Tages sandte Naba Kango eine Botschaft nach dem Dorfe Sabuni und ließ sagen: „Die Bewohner von Sabuni sollen mir Luftziegel herstellen, denn ich will bauen." Die Bewohner von Sabuni hielten eine Versammlung ab und sagten unter sich: „Das hat noch niemand von uns verlangt; das ist nicht unsere Sache. Wir wollen es dem Mogo-naba mitteilen." Sie sandten die Boten zurück und ließen dem Mogo-naba sagen: „Noch niemand hat von uns verlangt, Luftziegel zu machen. Du bist aber unser Mogo-naba. Verlangst du nun unwiderruflich, daß wir Luftziegel machen?" Der Naba Kango ließ antworten: „Ja, ich verlange unbedingt, daß ihr mir Luftziegel macht." Die Leute von Sabuni sagten: „Wir werden also deinem Befehle nachkommen, du wirst aber erstaunt darüber sein, was passiert!" Sie machten sich sogleich an die Arbeit und fertigten 5000 Luftziegel an. Sie sagten: „Wir haben, dem Befehle des Mogo-naba nachkommend, 5000 Luftziegel gemacht. Nun wollen wir diese 5000 Luftziegel auch nach Uahiguja marschieren lassen." Dann schnitten sie Stöcke und begannen auf die Luftziegel loszuschlagen, und die Luftziegel begannen zu laufen. Sie liefen, so schnell sie konnten. Die Luftziegel begannen immer schneller zu laufen. Die Sabunileute jagten sie, jagten sie, bis sie ohne alle andere Hilfe auf Uahiguja zu marschierten. Die Sabunileute trieben sie einfach vor sich her, so wie die Hirten eine Ochsenherde treiben. Sie trieben die 5000 Luftziegel bis zum Dorfe Juba. Als sie soweit gekommen waren, kam beim Naba Kango eine Botschaft an, die lautete: „Die Sabunileute haben 5000 Luftziegel bereitet, die treiben sie jetzt wie die Hirten eine Ochsenherde vor sich her. Die Luftziegel laufen ganz von selbst und sind schon beim Dorfe Juba angekommen." Als der Naba Kango das hörte, befiel ihn große Furcht. Er sandte

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sogleich einen Eilboten und ließ sagen: „Die Luftziegel der Sabuni-leute sollen sogleich, da wo sie sind, liegen gelassen werden. Ich will sie nicht mehr haben und will sie überhaupt nicht sehen.“ Der Bote mit der Nachricht rannte auf dem kürzesten Wege so schnell wie möglich von dannen. Aber als er nach Juba kam, waren die Ziegel schon weiter getrieben. Der Bote lief hinterher und traf sie erst, als sie schon ganz dicht bei Uahiguja angekommen waren. Als die Sabuni-leute die Nachricht vernahmen, trieben sie ihre Ziegel nicht weiter. Sie blieben alle zusammen auf einem Haufen liegen. Sie bildeten einen Hügel, den man noch heute sehen kann. Er ist im Lande wohl-bekannt, und hat den Namen Kabine-Tanga. — — — — — — —

Eines Tages sandte der Naba Kango an die Bewohner des Ortes Ninga eine Botschaft, die lautete: „Stellt sogleich Kalebassen her und sendet sie umgehend, denn ich benötige sie für den Haus-halt meiner Frauen.“ Als die Ningaleute die Nachricht empfingen, hielten sie eine Versammlung ab und sagten: „Wir haben die Ge-wohnheit nicht. Wir sind Tenga-Demba. Wir machen keine Kale-bassen. Wir wollen das dem Mogo-naba sagen.“ Alle sagten: „Wir wollen das dem Mogo-naba sagen.“ Sie sandten eine Botschaft an den Mogo-naba, die lautete: „Wir Leute von Ninga sind nie Kale-bassenmacher gewesen, wir sind Tenga-Demba.“ Der Naba Kango ließ ihnen aber antworten: „Ich verlange von euch die Kalebassen für den Haushalt meiner Frauen.“ Als die Leute in Ninga die Nachricht empfingen, pflanzten sie sogleich einen Kürbiskern. Dieser keimte sogleich, und es sproß schnell ein Zweig aus dem Keime empor, der pflanzte sich mit großer Schnelligkeit fort. Er schlängelte sich in der Richtung auf Uahiguja fort, langte dort an, ließ Blüten auf-gehen und dann 20 Kürbisse sich entwickeln. Der Mogo-naba wußte nichts davon. Als eine Spanne Zeit verstrichen war, sandte er eine neue Botschaft nach Ninga, die lautete: „Vor längerer Zeit habt ihr den Auftrag erhalten, Kalebassen für den Haushalt der Frauen des Mogo-naba nach Uahiguja zu schaffen. Wo bleiben die Kalebassen?“ Die Leute von Ninga antworteten: „Der Mogo-naba soll hinter seinen Hof sehen! Die Kalebassen sind schon lange angelangt. Wir sind nicht als Naba mächtig; wir wissen aber unsere Angelegenheiten doch auch in besonderer Weise zu regeln.“ Der Mogo-naba empfing die Botschaft; er schaute hinter seinen Hof und sah die Kürbisse. Da bekam er Angst und sagte zu den Ningaleuten: „Behaltet lieber euere Kalebassen.“

Bei den Mossi war es in jenen alten Zeiten Sitte, daß nur die Großen und die Vornehmen lange Beinkleider trugen. Das niedere

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Volk mußte sich mit kurzen, zwischen den Beinen hosenartig durchgezogenen Zeugstreifen begnügen. Ein Aufseher der Sklaven des Königs war nun groß und angesehen geworden, und der Mogo-naba hörte, daß der Mann die Angewohnheit angenommen hätte, bei sich zu Hause lange Hosen zu tragen. Er dachte: „Dieser Mann wird mir zu groß, ich werde ihn beiseite bringen" und sagte einem Boten: „Laufe sogleich zu dem Sklavenaufseher und sage ihm, er solle sogleich das Fleisch herrichten." Der Bote lief hin und traf den Sklavenaufseher in seinem Hause, angetan mit langen Beinkleidern. Er sagte: „Naba Kango ruft dich, du sollst sogleich zu ihm kommen, um Fleisch zu zerlegen." Der Sklavenaufseher sagte: „Ich komme sogleich," vertauschte schnell die lange Hose (Kurugu genannt) mit dem kurzen Lendenhöschen (Pogei genannt), nahm seine Fleischaxt auf die Schulter und machte sich auf den Weg zum Mogo-naba. Naba Kango sah ihn an und sagte: „Es ist dein Glück, daß du im Sklavenkleid kommst. Andernfalls wärst du verloren gewesen. — Nun geh! Ich habe genug Leute zum Fleischzerteilen."

Eines Tages ward eine der Frauen Kangos guter Hoffnung. Es war aber keine sittengemäß geheiratete Frau. Man verkündete das weit im Lande, und als das Kind glücklich geboren war, brachten die Leute von allen Seiten Geschenke, zumal Stoffe, Kleider und dergleichen herbei, damit alles recht feierlich und großartig hergehe. Die großen und vornehmen Minister der Umgebung des Naba Kango sagten aber: „Dieser Mogo-naba Kango ist ein ungemein grausamer und gewalttätiger Mann. Es wäre schlimm, wenn solchem Herrscher noch ein schlimmerer Nachkomme folgen sollte." Dann trugen sie, als wären sie nur auf die Ehrung dieses Kindes bedacht, viele Stoffe und Kleider herbei. Sie riefen: „Man gebe dem Kinde, was ihm zukommt," und häuften solange Stoffe und Kleider über ihm auf, bis es erstickte. Dann sagte man dem Naba Kango: „Dein Kind ist geboren, es ist aber auch gestorben." Der König antwortete: „Man sagte mir schon in Kong, daß ich keinen Nachfolger aus eigenem Blute haben würde." —

Naba Kango war über alle Maßen streng und grausam. Von seinem Turme aus konnte er weit über das Land sehen. Er sah, wenn abends die Sklavinnen und Arbeiterinnen seines Hofes zwischen den Feldern hingingen, um Wasser und Holz zu holen. Wenn dann ein Vorübergehender mit diesen Hofsklavinnen auch nichts weiter als nur ein freundliches Wort wechselte, so ließ er ihn zu sich kommen, sagte ihm, daß er gegen die Ordnung gehandelt hätte, indem er mit den Hoffrauen sprach, und ließ ihn töten. —

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Solchergestalt tötete er viele Leute. Eines Tages sagte er: „Ich habe genug getötet, ich habe genug Leute auf die gewöhnliche Weise hinrichten lassen. Von jetzt ab will ich nicht mehr so töten, wie sonst, sondern ich will einmal verbrennen." Darauf ließ er in der Nähe von Pinschi die Schmiede viel Holz schlagen und zu einem großen Haufen zusammentragen. Darin ließ er Männer und Weiber in großer Menge verbrennen. Seit dem Tage aber wächst an dem Platze kein Holz mehr.

Naba Kango regierte im ganzen 30 Jahre. Ihm folgte sein Bruder Saga, der in Tsiga residierte. In einer sehr kurzen Regierungszeit folgte diesem der in Kumsiliga statthaltende Kanko. Die Regierungszeit Tunguris ist unbekannt. Er und alle Nachfolger residierten in Uahiguja, und zwar Tanga fünf Jahre, Ragongo und Saguru unbekannte Zeit. Dieser letztere gründete Naba-Sinigama, „den Platz der Könige".

Der Naba Totebalebo schlug sein Hauptlager in Siga auf. Er führte schwere Gefechte bei Koroko, Sabaseing und Korra gegen Rischiam, verbrannte alle Städte und jagte den feindlichen Fürsten auf den Berg. Nun bat der geflüchtete Rischiam um Frieden, und ließ sagen: „Wir sind Verwandte, und bei der ganzen Sache handelt es sich doch nur um eine Frau!" Naba Totebalebo war damit einverstanden; der Friedensabschluß kam zustande, und der Herrscher von Jatenga machte sich wieder auf den Heimweg. Die Gelegenheit des Rückmarsches benutzte aber Jembe, der Bruder Totebalebos, um den Herrscher aus dem Wege zu räumen und sich selbst den Herrschersitz zu erobern. Man erzählt, Totebalebo sei blind gewesen. Als der führende Fulbe nun den König auf das Dorf Darigima beim See Bama zu leitete, verbreitete Jembe, der am Ende der Kolonne marschierte, unter dem Nachtrabe plötzlich das Gerücht, Rischiam habe den Friedensvertrag gebrochen und greife plötzlich die zurückkehrenden Heerhaufen Totebalebos im Rücken an. Sogleich bemächtigte sich der Leute eine große Panik. Alle drängten nach vorn, und der mit fortgerissene blinde Naba Totebalebo jagte unversehens auf das Ufer des Sees zu, in dessen Schlamm er erstickte. Jembe hatte seinen Zweck erreicht. Er bestieg den Herrschersitz.

Obgleich man das nach der hinterlistigen Weise, in der er seinen Bruder ums Leben und sich selbst zur Herrschaft gebracht hatte, nicht glauben sollte, gilt Naba Jembe als der beste Herrscher, den Jatenga gehabt hat. Er regierte während 27 Jahren in Uahiguja. Unter seiner Regierung unternahm eines Tages der Fulbekönig Balobo von Tenekung, Kako und Konari einen entscheidenden reli-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

giösen Kriegszug gegen die Fulbe von Djellegobi. Diese flohen zu Naba Jembe nach Uahiguja und baten um den Schutz des Herrschers von Jatenga. Der ward ihnen zuteil. Naba Jembe sandte seinen Tansoba gegen Balobo und gewann den Sieg. Jemba gründete Diniuokoro und mehrere andere Ortschaften.

Naba Sannum regierte nur zwei Jahre in Sisamba, Naba Ngoboga fünf Jahre in Uahiguja, Naba Pigo nur sieben Monate in Uahiguja, und ihm folgte dann der Naba Baogo.

Baogo regierte von 1884 bis 1895 in der Hauptstadt. Das wichtigste Ereignis seines Lebens war ein sehr schwieriger Krieg gegen Mamadu-Laki, den mohammedanischen Fulbeherrscher von Bandiagara. Seine Lage wurde dadurch sehr erschwert, daß ihm im eigenen Lande in Bagare, einem Sohne des Naba Tunguri, ein gefährlicher Widersacher erwuchs, der sich im Jahre 1894 mit dem Fulbefürsten vereinigte und Naba Baogo zwang, auswärts Hilfe zu suchen. Sein Appell an den damals eingesetzten französischen Militärchef von Bandiagara hatte zur Folge, daß beiden Kriegsparteien Friedenshaltung anbefohlen wurde. Naba Baogo war aber damit nicht gedient. Nach Darstellung der Mossi ward der König durch die Fulbe nochmals zum Kampfe gezwungen, der sich bei Tiu abspielte. Nach Angabe der Fulbe hatte er gegen Mamadu-Laki den Kampf nochmals begonnen. Jedenfalls ward der Naba Baogo von dessen Streitern durch einen Pfeilschuß verwundet und starb kurz nach dem Wiedereintreffen in Uahiguja an den Folgen dieser Verwundung. Ihm folgte sein Widersacher Bagare, der als Herrscher den Namen Bulli annahm.

Naba Bulli regierte vom 26. Januar 1896 bis 1899 in Uahiguja. Seine Regentschaft ward ihm dadurch sehr erschwert, daß die wichtigste Partei im Lande gegen den „Bundesgenossen der Fulbe" voreingenommen war. Ja, er soll nach den alten Landesgesetzen nicht einmal erbberechtigt gewesen sein. Die Nachkommen des Naba Saga befehdeten ihn und gestalteten sein Leben so schwierig, daß er gezwungen war, die Hilfe seiner alten Bundesgenossen, der Fulbe in Massina und die der französischen Regierung in Anspruch zu nehmen. Sie verhalfen ihm im Jahre 1898 zu rechtmäßiger Anerkennung und zur Königsweihe in Gursi. —

Naba Ligide regierte vom 4. Februar 1899 bis zum 12. Februar 1902. Er war ein bequemer, nach jeder Richtung hin greisenhafter, gleichgültiger Mann, dem an sich die Würde durchaus wertlos war, und der dem „Rufe des Volkes" nur deswegen Folge leistete, weil

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

seine großen Würdenträger es verlangten. Diese nämlich fürchteten die Oberherrschaft den Händen ihrer Familien entgleiten sehen zu müssen, wenn jetzt, was eventuell geschehen konnte, ein Sagasproß ans Ruder kam.

Vom 28. Februar 1902 bis nach der Zeit meiner Anwesenheit in Uahiguja regierte Naba Kaboga, ein alter, ziemlich stumpfsinniger Herr, dem am Absinth mehr lag als an der Herrscherwürde. Es ist nicht anzunehmen, daß er der französischen Regierung, die inzwischen das Land in ausgezeichneter Weise organisiert zu haben scheint, irgendwelche Schwierigkeiten bereitet haben wird.

Das ist die Reihe der Herrscher von Uahiguja.

■ ■

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dorf der Songâi am mittleren Niger.
(Gezeichnet von Fritz Nansen.)

Neuntes Kapitel.

Giganten der Vorzeit.

Legenden der Songâi.

Von den Archiven der Chronisten und von denen des schriftlosen Volkes. — Der Stammgigant der Songâi; Nama Miciam, Fono und Fara Maka. — Die Legende der Schamanin Pa Sini Jobu.

Das Volk mit zwei Geschichtsarchiven.

Die Abschnitte, in denen wir erst Bilder aus dem Leben der aktiven höheren Sudanvölker zu entwerfen versuchten, und dann in möglichst dem Volksleben entnommenen Beispielen das Vordringen der nordwestlichen libysch-islamischen Kultur gegen den kraftvoll und mächtig im Mossitum widerstehenden und aufbäumenden älteren Ostkulturstrom schilderten, sind abgeschlossen. Wir sind dem nach 1000 n. Chr. im Nordweststrom eindringenden Islam gerecht geworden. Nun das ältere Heidentum, vor allem jene wunderliche Schamanenreligion, jene Lehre von den höheren magischen Kräften und von der Besessenheit, deren Einwanderung in den Sudan im Ostkulturstrome wir im folgenden nachweisen wollen.

Also die Religionen der höher entwickelten Heidenvölker!

Blicke ich umher im Kreise der edlen Heidenstämme des Sudan, dann erkenne ich zwei verschiedene Typen, die primitiv erscheinenden

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Splitterstämme mit ihrem wundervoll klaren tellurischen Manismus (diese sind dem dritten Bande der wissenschaftlichen Ausgabe vorbehalten) und die Staatenbildner, die neben den Resten anderer Religionen vor allem die Lehre von den magischen Kräften, dunklen und lichten Engeln oder Dämonen und der Besessenheit hegen. — Und dieses ist die Religion, deren Wesen und Einwanderung durch den Sudan, deren Herkunft und Verwandtschaft wir in den nachfolgenden Kapiteln studieren wollen. Und diese Vorführung, die im ganzen drei Kapitel in Anspruch nehmen wird, beginne ich mit der Wiedergabe einiger Ueberlieferungen der Songais, jenes am Nigerbogen lebenden Volkes, dessen historische Beziehungen zu den islamisierenden Mande ich schon erwähnte. Die Fürsten der Songai waren am Rande des Sudan die ersten, die den Islam annahmen, und aus deren westlichem Machtbereich, nämlich Mema, dann der erste mächtige Emir des Malireiches hervorging, weshalb er und seine Nachkommenschaft den Namen Keita oder Koita, das heißt Mann oder Anhänger (= -ta) der Könige der Songai (= Koi), annahm.

Es ist kulturgeographisch ungemein wichtig, daß gerade in jenem Teile des Nigertales, in dem sich der vorher aus dem Sudan kommende und nachher wieder in den Sudan zurückkehrende Strom durch die Sahara, das Wandergebiet der dem Nordweststrome unterworfenen libyschen Völker, hinwälzt, sich der Islam zuerst in der herrschenden, aus libyschem Blute stammenden Königsfamilie eingenistet hat, daß gerade hier die ersten und bedeutendsten islamischen Hochschulen (Timbuktu und Djenne) erstanden, und daß doch gerade hier, im Einflußgebiet der arabischen Schreibschulen und gelehrten Chronisten, die Religionsüberlieferung der älteren unterworfenen Völker die klarste und in ihrer Art großartigste unter allen Sudanstämmen geblieben ist.

Dies ist sehr eigenartig, aber durchaus natürlich, und entspricht ganz genau dem Wirken der Gesetze, die wir auch sonst zu beobachten vermochten. Leo Africanus sagt, die Königsfamilie dieser Songai sei aus libyschem Stamme erwachsen. Ganz folgerichtig entspricht das der geographischen Lage des die Sahara durchschneidenden Teiles des Nigertales, in dem die Songai wohnen und als erste dem Andrängen der die Sahara durchstreifenden Libyer und des von ihnen nach Süden getragenen Islam ausgesetzt waren. Deshalb „mußte“ gewissermaßen, wenn überhaupt, so hier zuerst die Vorbedingung für Entwicklung islamischer Geschichtsliteratur geboten sein.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Reiterspiele vor dem Gehöft der Galadima in Tschamba.

(Aquarell von Carl Arriens.)

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Zum zweiten aber wirken hier jene Kräfte, die ich am Ende des ersten Kapitels des Gesamtwerkes zu schildern mich bemühte. Während die regierende Volksschicht dem Islam und der Schreibkunst verfiel und somit die Tradition der Vorzeit aufgab, verblieb die untere, große, schreibunkundige Volksschicht gerade desto beharrlicher bei der Pflege der Ueberlieferungen aus der Vorzeit; sie lebte weiter in der Kultur des Zeitalters vor der Schrift, die auf einer eminenten Erziehung und Entwicklung des Volksgedächtnisses basiert. Da aber nun das Volk in eine Oberschicht mit historischer Literaturherrschaft und eine breite Unterschicht mit vollentwickelter mündlicher Ueberlieferungspflege zerfällt, so ist die ganz einfache Schlußfolgerung, daß die Unterschicht die schriftlich festgelegten Tatsachen nicht mit im Gedächtnisarchiv aufgenommen hat, wie auch anderseits die Oberschicht im wesentlichen nur die Vorgänge der Schriftperiode buchte. Diese Verschiedenheit beider Archivbestände ist so frappierend, daß man meinen möchte, es bestände ein Gesetz, demzufolge jede der beiden Archivformen der älteren Kulturen in diesen Ländern alles meide, was die andere aufgenommen hat. Wir finden in den Gedächtnisarchiven des Songai fast nichts, was in den islamischen Chroniken dieses Volkes aufgezeichnet ist. Desto herrlicher erhalten im Gedächtnisarchive dieser Songai ist dagegen die Pracht der Götterlegenden aus dem Zeitalter der Heroen und Riesen, die vor dem Islam hier herrschten, und die Erinnerung an die Schamanen, an die das Volk heute noch glaubt.

Aus meiner Sammlung will ich die besten Stücke hier wiedergeben, damit man den Geist und die Anschauungsweise der vorislamischen Songaireligion daraus zu erkennen vermag.

□ □

Der Urahnherr. Der Ahnherr aller Sorokostämme hieß Auadia. Alle Soroko von Sansanding bis Gao (oder Garo) und bis weit den Strom hinab stammen von Auadia ab; alle diese Stämme heißen Soroko; aber die Leute von Timbuktu und Djenne nennen sie Sorkai (oder Sourkai), und die Bammana nennen sie teilweise Bosso. Sie sind nicht mit den Sommono (der Bammana), oder wie die Südsoroko sie nennen, den Kommo, oder wie die Ostsoroko sie nennen, den Korongoi verwandt. Denn diese stammen nicht von Auadia ab. Der Urahnherr.

Auadia kam aus dem Osten. Er war so groß, daß eine Ueberschwemmung, die Menschen und Vieh fortriß, ihm nur bis an die

Knie reichte. Wenn er essen wollte, nahm er eine Joromo, d. i. einen Kapitänsfisch (Sale bei Malinke) oder ein Schobo (Nilpferd) aus dem Wasser und hielt die Beute ein wenig gegen die Sonne hin, daß sie sie brate. Er war so groß, daß er die Beutestücke ganz dicht an die Sonne halten konnte. Auadia war mächtig und groß. Er bat und lieh nie, sondern er nahm. Er aß so viel, daß um ihn herum Not entstand, und die Menschen bald nichts mehr zu essen hatten. Es war da ein Mohammedaner mit Namen Sirifi Moula, der sagte zu den Leuten: „Wartet ab!" Auadia kam eines Tages zu Sirifi Moula und sagte: „Gib mir ein Kleid!" Sirifi Moula sagte: „Geben kann ich dir kein Kleid, denn ich habe nur zwei, und die beiden sind für alle Welt. Aber ich kann dir eins leihen." Auadia sagte: „So leihe mir ein solches Kleid!" Sirifi Moula tat es. Da machte sich Auadia einen Ueberschlag daraus, der reichte aber nur bis zum Nabel.

Bis dahin hatte Auadia nie geliehen, sondern nur genommen. Vor dem Leihen hatte er Angst gehabt. Nun kam einer nach dem anderen. Der eine sagte: „Ich habe dir Korn geliehen, gib es mir wieder." Der andere sagte: „Ich habe dir Reis geliehen, gib ihn mir wieder." Alle Leute kamen nun und wollten Zahlung haben für das, was er genommen hatte.

Da floh Auadia weit von dannen. Er kam von Mekka bis nach Bammana Moudu, nordöstlich von Bandjangara, das liegt am Niger oberhalb von Gavo (oder Gao). Dann reiste er den Niger hinauf und kam bis nach Gura (gleich dem Gurao am Eingange in den Lac Debo) und bis hinauf nach Sansanding.

Auadia hinterließ zwei Söhne, den einen in Gura, dem entstammte Fono (oder Fuono), — den anderen in Bammana Moudu, dem entstammte Fara Maka. — Die Grenze ihres Gebietes lag bei Kabara (bei Timbuktu). Von den Nachkommen Auadias stammen alle Soroko ab.

□ □

Die gewaltige Nana.

Nana. Fara Maka war groß und stark, aber er war häßlich. Er hatte eine Tochter, die hieß Nana Miriam, und diese unterrichtete er in allen Dingen. Oft lag er mit ihr auf der Sandbank und fragte sie: „Was schwimmt da, und was schwimmt dort?" Dann antwortete Nana Miriam: „Ich denke, es ist diese oder jene Fischart." Fara Maka sagte: „Das will ich nicht wissen. Ich will wissen, ob es ein Männchen oder ein Weibchen ist." Nana Miriam sagte: „Ich weiß

es nicht, mein Vater." Fara Maka sagte dann: „Das ist ein Weibchen, das ist ein Weibchen, das ist ein Weibchen, das dort aber ist ein Männchen.". So unterrichtete Fara Maka seine Tochter in allem, und seine Tochter Nana Miriam lernte alle magischen Künste ihres Vaters.

Im Gavolande war damals ein Nilpferd, das fraß alle Reisfelder ab, so daß große Not entstand. Es hatte das Vermögen, sich in allerhand Verwandlungen zu zeigen und sich so allen Verfolgungen zu entziehen. Fara Maka machte sich auf, das Land von dem Nilpferde zu befreien. Er nahm seine Lanzen mit. Das Nilpferd hatte aber um seinen Nacken und auf seinem Rücken viele Oefen und brennende Feuer. Als Fara Maka auf das Tier stieß, schleuderte er eine Lanze nach der anderen auf das Tier, und jede einzelne fiel in einen Feuertopf, schmolz darin und ward von dem Nilpferde verschlungen. Unverrichteter Sache kehrte Fara Maka heim. Nun war im Gavolande ein Jäger, ein Tomma mit Namen Kara-digi-Mao-Fosi-Fasi, der hatte eine Meute ganz wunderbarer Hunde, von denen jeder einzelne größer war als ein Pferd. Ihr Leittier hieß Kunjima Mbana und war ganz schwarz.

Fara Maka sagte: „Wenn Kara-digi-Mao-Fosi-Fasi mit seinen 120 Hunden das Nilpferd nicht vernichten kann, weiß ich nicht, was weiter geschehen kann." Er ließ den Jäger mit seinen 120 Hunden kommen und ließ viele gute Speise, große Mengen der besten Speise bereiten, damit die Hunde viel Kraft und Mut hätten. Alle Hunde waren, jeder einzeln, an einer Kette festgelegt. Die Hunde fraßen alle die Speise, die zubereitet war, auf. Es blieb von der Reisspeise bis zum anderen Tage nichts übrig. Am anderen Morgen führte Kara-digi-Mao-Fosi-Fasi die 120 Hunde in die Gegend, wo das Nilpferd war. Als sie in seiner Nähe waren, löste er einen Hund nach dem andern von seiner Kette. Einer der großen Hunde sprang gegen das Nilpferd. Das Nilpferd zerriß einen nach dem anderen und verschlang ihn. Es vernichtete alle 120 Hunde und fraß sie auf. Dann schritt das Nilpferd weiter und graste das Reisfeld ab. Es ging nicht in den Fluß. Da sah Fara Maka, daß er dem Nilpferd nichts anhaben konnte.

Er ging nach Hause und legte sich im Schatten nieder. Nana Miriam lag neben ihm und sagte: „Sag, Vater, du kannst dem Nilpferde nichts anhaben?!" Fara Maka sagte: „Ja, ich kann dem Nilpferde nichts anhaben." Nana Miriam sagte: „Ich will ein wenig fortgehen; ich will mir Gavo ansehen." Der Vater sagte: „Es ist

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gut." Sie machte sich auf den Weg und ging dahin, wo das Flußpferd war.

Das Nilpferd sagte: „Guten Tag, Nana Miriam." Sie antwortete: „Guten Tag!" und gürtete sich die Kleider fest um die Lenden. Das Nilpferd sagte: „Ich weiß, du bist gekommen, um mich zu töten. Aber kein Mensch kann mich mit Waffen töten. Ich habe Fara Makas Lanzen gefressen, ich habe die 120 Hunde Karadigi-Mao-Fosi-Fasis gefressen. Niemand kann mich töten." Nana Miriam sagte: „Ich bin nur eine Frau, aber wir wollen sehen, was heute geschieht. Wir wollen abwarten." Das Nilpferd sagte: „Wir wollen sehen." Nana Miriam sagte: „Bereite dich vor, entweder tötest du mich, oder ich töte heute dich."

Da zündete das Nilpferd rund um sich mächtiges Feuer an, so daß kein Mensch imstande gewesen wäre, hindurchzukommen. Nana Miriam aber ergriff ihre Medikamente, murmelte Zaubersprüche und streute die Pulver auf der Erde aus. Da verwandelte sich alles Feuer in Wasser. Nun aber schuf das Nilpferd um sich eine hohe Eisenmauer, so daß es wieder gegen alle Angriffe der Menschen geschützt war. Nana Miriam verwandelte sich darauf in einen Schmied, ergriff Blasebalg, Hammer und Ambos und zerhämmerte sehr bald den Eisenring. Nun überkam das Nilpferd große Angst. Es wollte zum Wasser laufen, es verwandelte sich in einen Wasserarm, der zum Hauptstrome hin entrann. Nana Miriam aber warf wiederum Pulver in das Wasser, so daß der Wasserlauf austrocknete. Nun mußte das Nilpferd zu Fuß laufen, Nana Miriam lief hinter ihm her. Als es nahe dem Niger war, ließ sie eine mächtige Mauer entstehen, die lief so am Nilufer entlang, daß das Nilpferd nicht zum Strome hin durchbrechen konnte. Nun rannte das geängstigte Tier auf Fara Maka zu. Nana Miriam sah es kommen, daß ihr Vater es nun abfinge, und so sprang sie schnell hinzu und ergriff das mächtige Tier am Hinterfuß. Sie schwang es in die Luft und schleuderte es fort. Das Tier flog so weit, daß man zehn Jahre lang täglich einen Tagemarsch machen müßte, um die Entfernung zurückzulegen, die das von Nana Miriam geschleuderte Tier bei diesem Schwunge sogleich durchflog.

Fara Maka sah das. Er sagte: „Was habe ich für eine herrliche Tochter! Nana Miriam, ich danke dir!" Dann rief er alle Kiè (Dialli, das sind Troubadoure, Sänger). Er ersann ein schönes Lied und lehrte das die Kiè singen und spielen. Alle Leute im Lande, alle Sänger, alle Fischer und Bauern, alle Soroko sangen das Lied von Nana Miriam.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Darauf sandte Nana Miriam in alle Dörfer der Soroko und ließ allen sagen: „Laßt alle Waffen und alles Jagdgerät daheim liegen. Achtet aber wohl auf alles, was im großen Strome vorgeht, und bringt alle gute Beute schnell beiseite, damit sie nicht verloren gehe. Denn ihr sollt Fleisch in Fülle und in solcher Menge erhalten, daß ihr nicht wissen sollt, wie ihr das vertilgen könnt." Darauf ließ Nana Miriam sich von ihrem Vater Fara Maka ein Ei geben. Sie zerbrach es und schleuderte es gleichzeitig unter Zaubersprüchen in den Niger. Alsogleich war der ganze Niger von Gavo bis Sansanding derart mit getöteten Nilpferden angefüllt, daß die Soroko nicht wußten, wie sie das Fleisch in aller Eile beiseite bringen und bewahren konnten. Ueberall, wo ein Dorf der Soroko stand, gab es tote Nilpferde in Menge.

Es waren nun alle Nilpferde getötet bis auf eins, das befand sich just weit im Inlande und war ein trächtiges Weibchen. Nana Miriam wußte das recht gut. Sie ging zu ihrem Vater und sagte: „Gib mir noch ein Ei." Fara Maka fragte: „Was willst du mit das Ei?" Sie erwiderte: „Es ist noch ein Nilpferd übrig geblieben. Das will ich auch töten, dann sind alle vernichtet." Ihr Vater sagte: „Verzeihe mir, Nana Miriam, meine Tochter! Du hast Herrliches getan. Aber wenn du dieses letzte, trächtige Nilpferd auch noch tötest, dann werden die Soroko in Zukunft kein Nilpferdfleisch mehr essen können. Da sagte Nana Miriam: „Wie du denkst! Du hast recht, mein Vater!"

Sie tat dem Nilpferde nichts. Das Nilpferd hörte, daß Nana Miriam es hatte töten wollen, daß sie aber sein Leben verschont habe, weil es trächtig und zur Zeit das letzte Tier des Nilpferdgeschlechtes war. Es machte sich auf den Weg und reiste zu Nana Miriam, erwies ihr seine Ehrfurcht und Dankbarkeit, und sagte: „Nana Miriam, ich danke dir. Du hast mir das Leben geschenkt. Nun bitte ich dich, laß es mir auch ferner." Nana Miriam sagte: „Geh nur, dein Leben ist dir sicher." Das trächtige Nilpferd ging von dannen und ward die Ahnfrau aller heutigen Nilpferde.

Der Name Nana Miriams war aber seitdem unter allen Soroko hoch geachtet. Wenn irgend jemand ein Jagdamulett für Nilpferdpirsch bereitet oder anwendet, so murmelt er darüber Nana Miriams Namen. Ihr Loblied, das (für die Mischung) bezeichnenderweise Strophen in Bammana und Zeilen in Sorokosprache aufweist, lautet:

Nana Miriama djinu kumanjoa
d. h. Nana Miriam spricht mit den Djinne.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nana Miriama tschitanu okumanjoa,
d. h. Nana Miriam spricht mit den Tschitanu (Doppelgängern?) (Tschitanu dürfte mit dem Scheitan, dem arabischen Teufel zusammenhängen).
Nana Miriama mimbi schu ketlise,
d. h. Nana Miriam kann die Nacht in Tag verwandeln.
Nana Miriama abetlike schuje,
d. h. Nana Miriam kann den Tag in Nacht verwandeln.
Nana Miriama Korti djamunjoa,
d. h. Nana Miriam spricht mit den Korti (Zaubermitteln).
Nana Miriama Faro kumanjoa,
d. h. Nana Miriam spricht mit dem Faro (einem das Wasser beherrschenden Geiste).

□ □

Fono und Fara Maka. Fono heiratet Nana Miriam.

Fono und Fara Maka. Fono, der Nachkomme Auadia Bunanais, der im Guragebiete (am Lac Debo) heimisch war, hörte von dem mächtigen Fara Maka. Er war tapfer und schön und kannte keine Furcht. Er legte alle seine Fischergeräte und seine Waffen in sein Boot und machte sich auf, stromab nach Gavo und Bammana Moudu zu fahren. Er fuhr zu seinem Bruder (eigentlich Vetter) Fara Maka und sagte: „Guten Tag, mein Bruder." Dieser antwortete nicht und sah ihn nicht. Er bekümmerte sich nicht um seinen Bruder Fono. Fono ging. In Gavo lebte ein Nachkomme des Marabut Sirifi Moula, der hieß Sinti. Zu ihm ging Fono und sagte: „Guten Tag." Sinti sagte: „Guten Tag." Er empfing Fono freundlich und bot ihm Nahrung und Lager. Fono sagte zu Sinti: „Mein Bruder Fara Maka hat mich sehr schlecht empfangen. Ich werde jetzt nach Hause zurückkehren. Ich werde meine Waffen und mein Fischereigerät daheim lassen, dann werde ich aber wiederkommen; denn ich möchte Nana Miriam, die Tochter Fara Makas, zum Weibe haben." Fono fuhr nach Hause, nach Gura. Dann unternahm er eine zweite Reise von Gura nach Gavo. Diesmal nahm er weder Waffen noch Fischereigerät mit. Er traf den Marabut Sinti und sagte zu ihm: „Guten Tag! Ich will jetzt hingehen und meinen Bruder um seine Tochter bitten." Sinti sagte: „Ich bin guter Kamerad mit Fara Maka, ich bin guter Kamerad mit dir. Ich will sehen, ob ich die Sache in Ordnung bekomme. Ich werde selbst hingehen." Fono blieb in Sintis Haus. Sinti ging zur Wohnung Fara Makas.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Fara Maka sah schon aus der Ferne den Marabut kommen. Er wußte sogleich, um was es sich handelte und schloß seine Tür. Es war eine feste Eisentür. Sinti kam an das Haus und rief: „Fara Maka!" Fara Maka antwortete nicht. Sinti rief: „Fara Maka!" Fara Maka antwortete nicht. Sinti rief: „Fara Maka!" Fara Maka antwortete nicht. Da ergrimmte Sinti und trat mit dem Fuße gegen die eiserne Tür, so daß sie zerschellte. Sinti trat herein und fragte Fara Maka: „Weshalb antwortest du mir nicht?" Fara Maka sagte: „Ich weiß alles, ich weiß, daß mein Bruder (eigentlich Vetter) Fono gekommen ist, weil er meine Tochter Nana Miriam heiraten will. Ich weiß, daß du ihm Gastfreundschaft geboten hast und gekommen bist, zu werben. Ich weiß das alles und ich weiß, daß, wenn Fono meine Tochter Nana Miriam heiratet, es ein großes Unglück geben wird, das alle Bosso trifft. Deshalb habe ich dir nicht aufgemacht und deshalb sage ich dir jetzt: Geh von mir, denn ich will Fono meine Tochter nicht geben." Darauf wandte sich Sinti ab und ging zu Fono zurück. Er sagte zu ihm: „Ich hätte gerne etwas für dich getan. Aber es war unmöglich; denn dein Bruder Fara Maka will von alledem nichts wissen."

Fono sagte: „Gut, so werde ich ihn mir jetzt selbst ansehen." Er legte seine schönen Kleider an und ging zum Hause Fara Makas. Dieser saß mit Nana Miriam vor seiner Haustür, und sie suchte ihrem Vater gerade die Flöhe ab. Als Nana Miriam den Fremden kommen hörte, sah sie auf. Sie sah Fono. Sie sah ihn und liebte ihn. Fono sagte: „Guten Tag! — Ich werde sogleich wieder nach meiner Heimat, nach Gura zurückfahren." Er nahm Abschied, bestieg sein Pferd und ritt von dannen.

Einige Tage nachdem Fono fortgeritten war, sagte Nana Miriam zu ihrem Vater: „Laß mich gehen, ich will den großen Marabut in Gavo besuchen." Fara Maka sagte: „Nana Miriam, glaubst du, mir etwas vorlügen zu können? Ich weiß, daß du Fono liebst. Ich will aber nicht, daß ihr euch heiratet. Ich werde es nicht zugeben." Nana Miriam sagte: „Ich will den großen Marabut in Gavo besuchen." Fara Maka gewährte es. Nana Miriam bestieg ihr Boot. Sie fuhr hinab bis nach Gura. Sie traf Fono und sagte: „Guten Tag, Fono!" Fono begrüßte sie. Nana Miriam blieb einen Tag lang in Gura, dann kehrte sie nach Gavo zurück. Sie suchte den Marabut Sinti auf und sagte zu ihm: „Ich will auf jeden Fall diesen Fono heiraten, richte die Sache ein, so gut du kannst. Sprich mit meinem Vater. Aber ich will diesen Fono heiraten, ob mein Vater nun will oder nicht." Sinti ging nach Bammana Moudu und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

suchte Fara Maka auf. Er sagte zu ihm: „Deine Tochter Nana Miriam will diesen Fono heiraten, gib sie ihm zur Frau, denn sie wird ihn heiraten wollen, ob du willst oder ob du nicht willst."

Fara Maka sagte: „Ich habe nur ein Mädchen. Es ist mein einziges Kind. Dieses Kind habe ich alles gelehrt, was ich weiß. Alle meine magischen Kräfte habe ich ihr offenbart. Wenn sie nun einen anderen Mann heiratet, so wird sie dann all mein Wesen und mein Können dem offenbaren. Sie wird ihm eines Tages alle meine magischen Geheimnisse verraten, und ich werde meine ganze Kraft verlieren. So wird es dann eine schlimme Sache unter den Soroko geben, wie sich vordem keine ereignet hat." Sinti sagte: „Was willst du tun? Dieser Fono ist ein vorzüglicher Mann. Wenn du es verhindern willst, wird Nana Miriam gegen deinen Willen diesen Fono heiraten. Und das ist noch schlimmer." Fara Maka sagte: „Sinti, du hast recht. Es wird geschehen. Wenn Nana Miriam sagt, sie wolle Fono nichts verraten, will ich meine Zustimmung geben, aber das große Unglück unter den Soroko wird damit seinen Anfang nehmen." Sinti fragte sie: „Willst du, wenn dein Vater dich Fono zum Weibe gibt, ihm die magischen Kräfte deines Vaters verraten?" Nana Miriam sagte: „Solange mein Vater meinen Mann nicht kränkt, will ich Fono nichts verraten."

Da gab Fara Maka die Ehe zu. Fono erlegte die Unkosten, und dann heiratete Fono Nana Miriam in Bammana Moudu, dem Orte Fara Makas.

□ □

Der Zwist zwischen Fono und Fara Maka.

Fono sagte: „Ich will dem Vater meiner Frau Nana Miriam, ich will Fara Maka ein Geschenk darbringen." Er machte sich mit seinen Booten und mit 120 Ruderknechten auf den Weg und brachte eine große Menge von Sobo (Nilpferden), Joronong (oder Joromo, d. i. der Kapitänsfisch) und Schuong (Kaimane) zur Strecke. Es war eine reiche Beute, denn Fono war reich an magischen Kräften und wußte seinen Fang zu sichern. Er brachte seinem Schwiegervater die Beute dar und sagte: „Nimm das und sieh, daß du keinen unwürdigen Schwiegersohn hast." Fono brachte auch dem Marabut Sinti Gaben dar.

Fara Maka ärgerte sich darüber, daß Fono auch so gut zu fischen verstand. Er sagte eines Tages zu Fono: „Kommst du mit mir fischen?" Fono sagte: „Gerne begleite ich dich." Fara Maka

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bereitete seine Zaubermittel. Er hatte auch 120 Ruderknechte. Jeder rüstete seine Boote. Beide gingen zum Fischerlager hinab, beide stiegen in ihre Boote und fuhren auf das Wasser hinaus. Fara Maka hatte sich mit allen seinen Zaubermitteln ausgerüstet und hatte auf Fonos Pa (Lanze) Zaubermittel geworfen. Fara Maka warf einmal um das andere, Fono warf einmal um das andere. Fara Maka hatte viele und schwere Beute, Fono aber hatte gar nichts zur Strecke gebracht. Fara Maka hatte alles, Fono hatte nichts. Sie fuhren beide zurück.

Sie kamen in das Fischerlager zurück. Sie fuhren an den Strand und stiegen aus. Fara Maka lachte und sagte: „Nun, mein Fono, wirst du wohl nicht mehr so stolz auf deine Kräfte und Fischereikunst sein. Du siehst, ich habe alle Beute, du aber hast nichts. Nun ist es wohl nichts mehr mit deinem Stolze." Fono war zornig. Er sagte nichts. Er ging heim. Er aß nichts. Er sprach nicht mit Nana Miriam. Nachts fragte sie ihn: „Was hast du, Fono?" Fono antwortete: „Ich habe nichts." Nana Miriam wartete und fragte nach einiger Zeit: „Was hast du, Fono?" Fono antwortete: „Ich habe nichts." Nana Miriam wartete und fragte nach einiger Zeit zum drittenmal: „Was hast du, Fono?" Fono antwortete: „Ich habe nichts." Und Nana Miriam fragte nichts mehr.

Aber am anderen Morgen ging sie zu dem Marabut Sinti und fragte: „Wenn eine Frau verheiratet ist, hat sie dann ihrem Manne zu folgen oder ihrem Vater? Wenn eine Frau verheiratet ist, hat sie dann für ihren Vater zu sorgen oder für ihren Mann?" Der Marabut Sinti sagte: „Die verheiratete Frau hat nur ihrem Manne zu folgen. Sie hat nur für ihren Mann zu sorgen." Darauf ging Nana Miriam wieder heim und sagte: „Lache, denn morgen wirst du alle Jagdbeute haben und mein Vater Fara Maka wird nichts heimbringen." Sie nahm die Pa (Harpunenlanze) Fonos, löste das letzte Stück der Schnur vom Eisen ab und band dafür ein neues ein, das sie mit Zaubersprüchen und Zaubermitteln gefeit hatte. Sie löste den alten Verbandfaden und wickelte einen neuen darum. Sie rieb die Pa mit Medikamenten ein. Nana Miriam sagte zu Fono: „Laß deinen Ruderer nachts frische Zweige schneiden und in das Boot legen. Wenn du mit meinem Vater wieder ausfährst zur Jagd, so nimm diese Pa und die frischen Zweige mit. Wenn mein Vater einmal seine Pa wirft, so schleudere einen Zweig in das Wasser und erlege dann selbst die Beute." Fono sagte: „Es ist gut."

Am anderen Morgen sagte Fara Maka zu Fono: „Komm mit zur Jagd. Wir wollen sehen, wie es heute mit dem Erfolge steht.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Fono sagte: „Es ist gut.“ Er nahm seine Pa. Sie gingen zum Fischerlager hinunter und bestiegen ihre Boote. Im Boote Fonos lagen die frischen Zweige. Jeder fuhr mit seinen 120 Ruderknechten hinaus. Sie fuhren nebeneinander. Fara Maka schleuderte seine Pa nach einem großen Fische. Fono warf aber einen Zweig hinterher, da hatte die Pa Fara Makas nichts getroffen. Der unverwundete Fisch schwamm auf Fono zu, und Fono erlegte ihn. Und so ging es mit den Fischen, Krokodilen und Nilpferden. Alle Tiere, auf die es Fara Maka abgesehen hatte, wurden von ihm gefehlt. Fono warf einen Zweig nach dem anderen ins Wasser und erlegte ein Tier nach dem anderen. Zuletzt war das Boot Fonos mit Beute beladen, während das Fara Makas noch leer war.

Fara Maka sagte (bei sich): „Nun ist die Sache gekommen, wie ich es mir gedacht habe. Ich habe immer gesagt, wenn ich meine Tochter einem Manne zum Weibe gebe, so wird sie meine Geheimnisse verraten, und mit den Soroko muß es ein böses Ende nehmen. Mit dieser Ehe ist nun die Sache abgemacht. Jetzt wird es dem Ende entgegengehen. Ich habe doch recht gehabt.“ Er sagte (laut) zu Fono: „Wir wollen nun heimkehren.“ Fono sagte: „Es ist gut.“ Sie fuhren beide heimwärts, aber Fono fischte noch weiter und kam mit dem schwer beladenen Boote nicht so schnell vorwärts wie Fara Maka mit dem leeren und leichten Kahn. Er blieb zurück.

Fara Maka fuhr so schnell wie möglich heim und eilte in das Dorf. Er ging in das Haus seiner Tochter Nana Miriam und sagte zu ihr: „Ich habe dir gesagt, du sollst nie ein Wort über meine Geheimnisse deinem Manne sagen. Ich habe dir gesagt, es würde das größte Unglück unter den Soroko geben. Ach, weshalb habe ich dich mit einem Soroko verheiratet!“ Und damit tötete er Nana Miriam und zog sie aus dem Hause. Er nahm aber eine Sklavin, die Nana Miriam an Figur ähnlich war, legte ihr deren Kleider an und sagte zu ihr: „Nun kannst du sein, was deine Herrin war.“ Fara Maka dachte, Fono würde sich täuschen lassen.

□ □

Der Todeskampf der Giganten.

Fono kam inzwischen heim. Er kam an das Haus Nana Miriams. Er rief: „Nana Miriam!“ Eine Stimme sagte: „Ja, Fono!“ Fono sagte: „Das ist nicht Nana Miriam!“ Er rief: „Nana Miriam!“ Die Stimme antwortete: „Ja, Fono.“ Fono sagte: „Das ist nicht die Stimme meiner Frau Nana Miriam!“ Er rief: „Nana

Miriam!" Die Stimme rief: „Ja, Fono!" Fono sagte: „Das ist nicht die Stimme meiner Frau Nana Miriam! Es muß ein Unglück geschehen sein." Er ging hinein. Er sah die angekleidete Sklavin und sagte zu sich: „Mein Bruder Fara Maka hat meine Frau Nana Miriam getötet. Er muß eine böse Sache gemacht haben. Ich werde aber das gleiche tun. Wenn Fara Maka zum Fischen ausfährt, werde ich seine Lieblingsbeischläferin Aminata töten."

Fono ging zu Fara Maka und sagte: „Wir wollen zusammen ausfahren zum Fischen und sehen, wer diesmal die Beute haben wird." Fara Maka sagte: „Ja, wir wollen das tun." Dann sagte er (zu sich): „Er will meine Beischläferin Aminata töten, weil ich seine Frau, meine Tochter Nana Miriam, getötet habe. Ich werde aber Aminata mit mir nehmen, um sie zu schützen." Sie gingen zum Boote herab. Fara Maka nahm Aminata mit in sein Boot, das hieß Kalankona. Ueber Aminata hatte er im Boote eine Hütte, ein Schutzdach gebaut.

Sie fuhren auf das Wasser hinaus. Fono sagte zu Fara Maka: „Ueber das, was heute zwischen uns passiert, wird man noch lange nach uns sprechen, solange als es überhaupt Soroko gibt." Fara Maka hörte es. Fono fragte Fara Maka: „Bist du gut vorbereitet?" Fara Maka sagte: „Ja, ich bin es. Ich habe dir großes Unglück bereitet, nun willst du dich an mir rächen. Du bist im Recht." Fono sagte: „Es ist gut." Er ergriff seine Pa und warf sie empor zum Himmel. Sie flog empor zu den Wolken. Fara Maka schaute hinter ihr her. Die Pa durchbrach die Wolken. Sie wandte sich in den Wolken um und schoß mit furchtbarer Wucht herab. Sie kam auf das Boot Kalankona zugesaust. Sie durchbrach das Schutzdach, das Fara Maka über seinem Boote hatte errichten lassen, sie traf Aminata im Scheitel und durchstach sie von oben bis unten. Sie fuhr wie ein Blitz durch Aminata, spaltete das Boot, sauste unten in das Wasser und spießte noch ein Krokodil auf dem Stromgrunde fest.

Fara Maka ergrimmte. Er ergriff seine Pa und rief Fono zu: „Bereite dich vor." Dann schleuderte er seine Lanze. Sie schlug an den Rand von Fonos Boot: Pang!, aber sie vermochte die Bootswand nicht zu durchbohren. Fono rief: „Bereite dich vor!" Dann schleuderte er seine Lanze. Sie schlug an den Rand von Fara Makas Boot: Pang! Aber sie vermochte die Bootswand nicht zu durchbohren. Beide Helden (= Gara) hatten starke magische Schutzmittel. Einer nach dem anderen warf die Speere, einer nach dem anderen warf, keiner vermochte den anderen zu treffen oder auch nur zu verwunden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Endlich fühlte Fono, daß Fara Maka ihm doch überlegen war, und daß er ihm im Speerkampfe auf die Dauer nicht würde Widerstand bieten können. Da begann er zu entfliehen. Das Boot flog über das Wasser hin. Fara Maka folgte. Fono sah, daß Fara Maka ihm immer näher kam. Er ließ sein Boot auflaufen und sprang ans Land. Er lief landeinwärts. Fara Maka ließ sein Boot auflaufen und sprang heraus. Er lief landein. Das Land, in dem die beiden Boote ans Ufer gezogen wurden, heißt Fara Maka (Farimaka). Als Fono hinter sich herlaufen hörte, befiel ihn die Angst. Er verwandelte sich in ein Hirsekorn. Fara Maka lief vorbei, fand ihn nicht und sagte (bei sich): „Ich lief an einem Hirsekorn vorbei, ich will das aufpicken." Dann rannte er zurück, verwandelte sich in einen Hahn und wollte das Korn aufpicken. Fono aber verwandelte sich wieder in einen Mann und lief von dannen. Fara Maka verwandelte sich wieder in einen Mann und lief ihm nach. Da verwandelte sich Fono in einen Fingerring und ließ sich zu Boden fallen. Fara Maka lief eine Weile in der Richtung weiter, fand Fono nicht und sagte: „Halt, ich sah einen Fingerring am Boden; ich will zurücklaufen und ihn aufnehmen." Er kehrte um und kam an die Stelle. Als Fara Maka angestürmt kam, verwandelte Fono sich wieder in einen Mann und lief von dannen. Fara Maka hatte ihn aber bald wieder eingeholt. Da verwandelte sich Fono in einen Fluß und rann dem Inlande zu. Fara Maka aber verwandelte sich in einen Elefanten und begann alsdann den Fluß aufzusaugen. Da verwandelte sich Fono wieder in einen Mann. Fara Maka verwandelte sich auch in einen Mann und rannte hinter Fono her. Als Fono Fara Maka dicht hinter sich hörte, kletterte er auf einen Karandi (Tamarindenbaum; im Mali-nke Tommi).

Fono war auf dem Tamarindenbaume. Fara Maka stand darunter und rief: „Fono!" Als Fono sich beim Namen rufen hörte, wandte er sich um. Kaum aber hatte er Fara Maka ins Angesicht gesehen, als er auch in Kolewala (eine Affenart) verwandelt war. Fara Maka ging nun von dannen. Er fuhr bis Gavo (?). Der Affe, in den Fono verwandelt war, folgte ihm immer am Ufer. Bei Gavo rief Fono: „Fara Maka!" Da wandte sich dieser um. Kaum aber hatte er Fono ins Gesicht gesehen, da war er auch von Fono zu Tode getroffen und starb sogleich..

Die Felsen, in die alle Besitztümer Fara Makas verwandelt wurden, werden heute noch am Niger gezeigt.

□ □

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Legende von der Schamanin Pa Sini Jobu. — Der getötete Widder.

Nun die Legende von einer mächtigen Schamanin (Tungutu): Pa Sini Jobu. In uralten Zeiten lebte einmal eine Bossofrau mit Namen Pa Sini Jobu. Damals gab es nur vier Dörfer und noch nicht mehr. Pa Sini Jobu gilt als die Ahnfrau eines unterhalb Djennes wohnenden Sorokoi-Bossostammes, sie wurde uralt und verfügte über die wunderbarsten (magischen) Zauberkräfte.

Als sie in das Alter kam, in dem Frauen sonst heiraten, wies Pa Sini Jobu alle Freier zurück. Sie hatte keine Lust zu heiraten. Es waren aber immer viele Freier da, die sie gerne erworben hätten. Wenn sie sich irgendwo niederließ, saßen immer zahlreiche junge Leute um sie herum und sprachen mit ihr. Wenn die jungen Männer kamen, setzte Pa Sini Jobu ihnen ausgezeichnete Speise vor, Reis und Hammel, soviel sie begehrten. Es konnte aber niemand ohne ihre Erlaubnis ihr Haus verlassen. Wenn einer aufstehen wollte, ohne gefragt zu haben, klebte er an dem kleinen Sitzschemelchen fest, und er war nicht ohne ausdrückliche Genehmigung der klugen Pa Sini Jobu von dieser Stelle zu entfernen.

Eines nachts begab sich auch ein junger Bosso zu der schönen Frau. Auf dem Wege begegnete ihm der Lieblingshammel des Königshauses, und der junge Mann, der den Hammel für einen Schakal hielt, schoß das prächtige Tier einfach tot. Dann ging er zu Pa Sini Jobu und verbrachte bei ihr die Nacht bis zum anderen Morgen. Dieser Hammel hatte aber eine gewisse Heiligkeit. Mit seinem Leben war (gewissermaßen) das Glück des Königshauses verbunden.

Am anderen Morgen fand man den toten Hammel und brachte ihn in das Haus des Königs. Es entstand große Trauer. Die Frau des Königs weinte. Der König ließ ausrufen: „Wer hat den Hammel getötet?“ Es wurde in allen Häusern gefragt: „Wer hat den Hammel getötet?“ Aber niemand meldete sich, und es fand sich niemand, der ausgesagt hätte, wer den armen Hammel getötet hatte.

Darauf ließ der König im ganzen Gebiete die Nachricht verbreiten: „Wem es gelingt, den Hammel wieder zum Leben zu bringen, den will ich nicht nur hoch ehren, sondern ich will ihn auch mit Gold, mit Sklaven, mit Vieh und allem so reichlich beschenken, daß ihm im Leben nichts mehr mangeln wird.“ Auch zu Pa Sini Jobu sandte der König eine Nachricht und ließ ihr sagen: „Bei dir verkehren viele Menschen. Sage allen, daß ich dem, dem es gelingt, den Hammel wieder ins Leben zu rufen, überreich bedenken werde.“ Pa Sini Jobu sagte: „Ich werde es allen mitteilen und selbst das Beste bieten, was ich geben kann, um einen Mann ausfindig zu machen, der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

diesen Hammel wieder lebendig machen kann." Dann rief Pa Sini Jobu alle ihre Freunde zusammen und teilte ihnen mit: „Wem es gelingt, diesen Hammel wieder lebendig zu machen, den will ich selbst heiraten. Ich beanspruche dafür, daß ich mich dem Manne als Frau anheimstelle, kein Geld, keinen Schmuck, keinen Besitz. Aber ich will den Hammel lebend sehen."

Da kamen von allen Himmelsrichtungen alle möglichen Menschen herbei; alle, die Tungutu waren (d. h. Inhaber starker magischer Kräfte, „Zauberer" ist etwas anderes. Das Wort „Zauberer" deckt den Sinn des Wortes Tungutu nicht). Da waren einige, die konnten drei Tage lang unter dem Wasser bleiben. Da waren Leute, die konnten sich drei Tage lang unter der Erde aufhalten. Da waren Leute, die konnten sich in Feuer verwandeln. Jeder einzelne versuchte seine (magischen) Kräfte. Aber der Hammel blieb tot, er verweste allmählich und war nicht zum Leben zurückzurufen.

Weit entfernt lebte ein Mann namens Jena (oder Djena); der hörte von dem toten Hammel und glaubte als Tungutu über genügende Zauberkräfte zu verfügen, um das schwierige Stück ausführen zu können. Er machte sich auf den Weg und kam zu Pa Sini Jobu. Sie sagte: „Jena, ich habe schon von dir gehört und weiß, daß du über ganz besondere Kräfte verfügst. Nun ist hier ein ganz besonderer Fall. Dieser Hammel ist vor einiger Zeit erschossen, und er soll wieder zum Leben erweckt werden. Wenn du das vollbringst, sollst du mich als Frau haben."

Jena sah den Hammel an. In jener Nacht, nachdem er erschossen war, waren Schakale gekommen und hatten das Tier angefressen und ein Stück Leber herausgerissen. Außerdem war der Kadaver nun schon recht alt und sehr in Verwesung übergegangen. Jena sah, daß die Sache sehr schwer war. Außerdem wollte er die magischen Kräfte Pa Sini Jobus auf die Probe stellen, und so sagte er: „Es ist gar keine Schwierigkeit, diesen Hammel ins Leben zurückzurufen. Aber leider haben irgendwelche Raubtiere ein Stück der Leber herausgerissen. Wenn du mir nun diese Stücke zur Stelle schaffen kannst, dann kann ich den Hammel alsogleich wieder ins Leben zurückrufen."

Pa Sini Jobu sagte: „Wenn es sich um nichts anderes handelt, so ist die Angelegenheit sehr bald erledigt; denn es gibt nichts einfacheres als das!" Sie rief einen Sklaven herbei und sagte: „Geh in den benachbarten Wald. Dort ist die Ruine einer sehr alten, zerstörten Stadt. Daneben steht ein mächtiger Kerebu (Baobab). Neben

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dem Baobab ist im Boden eine tiefe Grube. In die Grube steige hinein. Du wirst darin zwei Schakale antreffen. Den Schakalen sage, daß sie so schnell wie möglich zu mir kommen sollen." Der Sklave ging in den Wald. Neben dem Baobab war die tiefe Grube. Er stieg hinein und traf richtig darin zwei Schakale an. Er sagte zu ihnen: „Pa Sini Jobu befiehlt euch, sogleich zu ihr zu kommen." Darauf machten sich die beiden Schakale auf den Weg und liefen so schnell sie konnten in das Dorf zu Pa Sini Jobu.

Pa Sini Jobu sagte: „Hier ist vor einiger Zeit der große Hammel des Königs in einer Nacht totgeschossen worden. Ihr seid vorbeigekommen und habt ein Stück der Leber herausgerissen. Ist es nicht so?" Die beiden Schakale sagten: „So ist es, und seitdem haben wir weder gekackt noch uns übergeben, sodaß jeder noch das Stück, das er herausgenommen hatte, in seinem Leibe haben muß. Suche also nur ein Mittel uns zu entleeren und du wirst die gesuchten Hammelteile finden." Pa Sini Jobu sagte: „So übergebt euch auf der Stelle." Die beiden Schakale würgten und brachen auch richtig die Masse heraus.

Der Auswurf war aber ganz unkenntlich, und Jena war weder imstande, die Leber wieder herzustellen, noch vermochte er den Hammel wieder in das Leben zurückzurufen. Er sagte zu Pa Sini Jobu: „Du hast mit deiner Geschicklichkeit und unter Anwendung deiner (magischen) Kräfte die verloren gegangenen Teile wieder herbeigebracht, so daß ich dich nicht genug bewundern kann und dein Uebergewicht ohne weiteres anerkenne. Aber ich bin nicht imstande, den Hammel wieder ins Leben zurückzurufen."

Damit kehrte Jena wieder in sein Land zurück.

□ □

Pa Sini Jobu belebt den verwesten Widder.

Der Hammel des Königs (König gleich Sembeng oder Kaneke) verweste und stank immer mehr. Die Frau des Königs weinte Tag und Nacht, weil er nicht mehr zum Leben zu erwecken war. Der König sandte noch einmal zu Pa Sini Jobu und ließ fragen: „Weißt du kein Mittel, den Hammel wieder lebendig zu machen?" Pa Sini Jobu ließ antworten: „Es ist gut. So will ich diese Sache denn selbst machen. Der Hammel soll wieder leben. Wenn das aber eingetreten sein wird, so werde ich von dannen ziehen. Und ich werde niemals einen Bosso heiraten; denn die Männer meines Volkes vermögen nichts. Darum will ich dann nachher nichts mehr mit ihnen zu tun haben, sondern das Land verlassen."

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Darauf ließ der König alle Kiẽ (Spielleute; die Dialli der Mande) zusammenkommen, damit sie ihre Kalebassen schlügen. Die Kiẽ nahmen rund herum Platz. In der Mitte ließ sich Pa Sini Jobu nieder. Infolge ihrer Eigenschaft als Tungutu hatte sie so lange Haare, daß sie weit, weit am Rücken herabfielen, und daß sie so auf dem eigenen Haar statt auf dem Sessel oder einer Matte niedersitzen konnte. Diese Haare waren die Folge ihrer (magischen) Kräfte.

Die Kiẽ begannen den Takt zu schlagen. Die Kiẽ spielten. Sie spielten und sangen schnell und immer schneller. Pa Sini Jobu begann in Begeisterung zu geraten. Ihre (magischen) Kräfte erwachten. Die Kiẽ spielten und sangen und schlugen den Takt schneller und schneller. Die (magischen) Kräfte Pa Sini Jobus wuchsen. Pa Sini Jobu schrie auf! Die Kiẽ schlugen den Takt. Pa Sini Jobu erhob sich. Sie schwebte empor. Sie stieg bis zu den Wolken. In den Wolken verwandelten sich ihre Arme in Flügel, wie sie die großen Vögel haben, und dann sank sie langsam hernieder auf den Widder.

Während sechs Tagen ruhte Pa Sini Jobu über dem Widder. Während der Zeit deckte sie den Widder mit ausgebreiteten Flügeln. Am siebenten Tage erhob sie sich. Der Widder lebte!

□ □

Pa Sini Jobu beginnt in fremdem Land mit Jines Streit.

Pa Sini Jobu verließ den Ort. Sie wollte mit den Leuten (ihres Landes?) nichts mehr zu tun haben. Sie begab sich auf die Wanderschaft und kam in ein Land, in dem war nicht ein Mann König; in dem Lande herrschte eine Frau, die Königin Na Manj. Als Pa Sini Jobu sich dem Hauptorte der Königin näherte, sandte sie eine Botschaft an die Herrscherin und ließ ihr sagen: „Pa Sini Jobu kommt; komme du ihr an den Toren der Stadt entgegen!“

Na Manj rüstete sogleich einen stattlichen Zug aus, machte sich auf den Weg und kam der herannahenden Tungutu entgegen. Sie begrüßte sie aufs freundlichste und sagte: „Ich habe von deinen starken (magischen) Kräften gehört. Tue mir die Freude an und bleibe eine Zeitlang bei mir, damit ich dir zeigen kann, wie ich dich verehre.“ Pa Sini Jobu sagte: „Du bist sehr freundlich. Ich werde eine Zeitlang bei dir bleiben.“

Sie zog in die Stadt Na Manj's ein. Die Königin tat ihr alles gute an, was sie nur konnte. Alle Leute des Landes kamen Pa Sini Jobu zu begrüßen, ihr ein Geschenk zu überbringen und sie zu ehren.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Szene aus dem großen Freitagsgebet in Bida.
(Photogr. v. L. Frobenius.)

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Na Manj fragte sie nach einigen Tagen: „Willst du so freundlich sein, mir zu sagen, was du weißt?" Pa Sini Jobu sagte: „Ich weiß alles, was vorgegangen ist. Frage mich also, und ich will dir gern auf alle deine Fragen antworten." Na Manj sagte: „Ich habe eine Bitte. Hier in meiner Nachbarschaft ist ein Königreich, das wird von einem Könige regiert. Seine Leute kämpfen ständig gegen meine Mannschaften, und stets, zu welcher Tageszeit oder an welchem Orte es auch sein mag, stets siegen die Krieger des Königs ob. Ich weiß nicht mehr, was und wie wir etwas anfangen können. Das ist nun meine Frage, Pa Sini Jobu, ob du uns in unserer Not gegen diesen König helfen kannst und willst?"

Pa Sini Jobu sagte: „Das scheint mir so sehr schwer nicht zu sein. Wenn du mit deinen Leuten wieder nach jener Richtung ausziehst, so werde ich euch begleiten, und dann werde ich sehen, was sich machen läßt." Pa Sini Jobu sagte weiter: „Sorge ferner dafür, daß wir dann einen schwarzen Stier, einen schwarzen Hammel, einen schwarzen Ziegenbock, einen schwarzen Kater und einen schwarzen Hahn bei uns haben. Das werde ich auf jeden Fall nötig haben, wenn ich mit euch zum Kriege ausziehen und euch helfen soll. Rüste das also."

Der feindliche König wohnte auf einer Insel, die mitten in dem großen Flusse gelegen war, so daß sein Wohnsitz rings von Wasser umflutet war. Dieser große Fluß hieß Wie. In dem Flusse lebten drei Jine (Geister; entspricht dem Alledjenu der Haussa). Diese drei Jine waren es, die dem Könige zum Siege verhalfen.

Na Manj zog mit Pa Sini Jobu und ihren Truppen nach dem Wie-Flusse. Sie hatten den schwarzen Stier, den schwarzen Hammel, den schwarzen Ziegenbock, den schwarzen Kater und den schwarzen Hahn bei sich. Gegenüber der Insel mit der Stadt des Königs ließ die Königin das Lager aufschlagen. Die Sklaven gingen an das Ufer, um Wasser zu schöpfen und ins Lager zu tragen.

Als die Jine die Sklaven kommen sahen, verwandelte sich der erste in einen Menschen und setzte sich am Ufer hin. Als ein Sklave kam, sagte er: „Bei euch im Zuge ist eine Tungutu mit Namen Pa Sini Jobu. Ist es nicht so?" Der Sklave sagte: „Ja, eine Frau dieses Namens ist bei uns." Der Jine sagte: „So gehe zu ihr und sage ihr, sie möchte doch einmal an das Flußufer kommen, denn da sei jemand, mit dem sie sicher gern sprechen wird." Der Sklave sagte: „Ich will das ausrichten." Der Sklave kam in das Lager zurück. Er suchte Pa Sini Jobu auf und sagte zu ihr: „Am Flusse ist jemand, den du sicher gern sprechen möchtest. So hat er

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mir gesagt." Die Tungutu machte sich sofort auf den Weg und traf daselbst den Jine. Der sagte: „Du bist Pa Sini Jobu." Sie sagte: „Das bin ich." Der Jine sagte: „Ich ließ dir sagen, du wolltest mich gern sprechen. Ich bin einer der drei Jine, die dieses Wasser hier beherrschen und dies Wasser hier auch gegen deine Freundin Na Manj verteidigen müssen. Was geht dich der Zwist zwischen Na Manj und diesem Könige an? Weshalb willst du dieser Sache wegen mit uns Streit anfangen?" Pa Sini Jobu sagte: „Na Manj ist meine Freundin, und ich denke doch das Recht zu haben, meiner Freundin in ihrer Angelegenheit helfen zu können. Was dagegen gehen mich die Jine an? Wenn ihr euerem Könige gehorchen und ihm helfen wollt, ei, so tut es doch. Wir werden dann ja sehen, wessen (magische) Kräfte größer sind!" Der Jine sagte: „Pa Sini Jobu, du bist sehr stolz, aber du bist nicht gut unterrichtet. Du bist eine Bossofrau. Was willst du in diesem Lande Krieg führen? Du kannst es mir glauben, du kannst hier nichts, gar nichts ausrichten. Wir sind die Jine dieses Landes. Du bist eine fremde Tungutu, die groß und mächtig ist — an anderen Orten — hier aber nicht. Laß es, Pa Sini Jobu!" Die Frau sagte: „Nein, ich werde es nicht lassen. Ich werde sehen, was an deinen großen Worten Wahrheit ist." Pa Sini Jobu wandte sich um und kehrte nach dem Lager zurück.

Der Jine stieg wieder in den Fluß und rief seine Kameraden, alle drei Jine, zusammen. Der Jine, der in Menschengestalt oben an dem Ufer war, sagte: „Ich habe mit Pa Sini Jobu lange gesprochen. Ich habe ihr abgeraten, den Krieg für Na Manj gegen den König unserer Insel zu führen. Aber sie ist zu stolz. Es ist nichts zu erreichen gewesen. Was wollen wir jetzt machen?" Die anderen beiden Jine sagten: „Was wollen wir jetzt machen?" Die Jine hatten einen Sklaven. Der Jinesklave sagte: „Wollt ihr mir erlauben, diese Sache zu regeln?" Die drei Jine sagten: „Gut, mach du es!"

Der Jinesklave machte sich sogleich auf den Weg und begab sich in das Lager der Königin Na Manj. Er suchte Pa Sini Jobu auf und sagte: „Du bist die große Pa Sini Jobu." Die Tungutu sagte: „Ja, das bin ich." Der Jinesklave sagte: „Ich bin nur ein ganz unbedeutender Sklave der Jine. Aber in welchem Verhältnis du und ich stehen, kannst du daran sehen: Du hast 183 Jahre, und ich bin nur sieben Jahre alt, und doch kenne ich weit mehr als du, kenne deinen Vater, deine Geschwister und nicht weniger als zehn Generationen deiner Vorfahren. Danach bemiß die Kraft meiner

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Jahre." Pa Sini Jobu sagte: „Schwatze nicht!" Der Jinesklave sagte: „Spotte nicht. Glaube mir, es wird nicht gut sein, mit den Mannschaften der Königin Na Manj zu nahe an den Fluß heranzukommen. Glaube mir, du wirst besser daran tun, deine Hände von dieser Sache zu lassen. Dieser Fluß Wie gehört den Jine, und die Jine werden sich ihre Rechte von einer Bossofrau nicht beeinträchtigen lassen." Pa Sini Jobu sagte: „Schwatz nicht, du kleiner Siebenjähriger! Sondern mache, daß du von dannen kommst. Es wird soviel nicht mit dir auf sich haben!" Der Jinesklave sagte: „Ich habe alles getan, was ich tun konnte; nunmehr ist es an dir, deinen Stolz zu erhalten."

Der Jinesklave ging und kehrte in den Wie-Fluß zurück.

□ □

Pa Sini Jobu wird von dem Jinesklaven gefangen und belehrt.

Der Jinesklave machte sich auf den Weg, suchte den König, der auf der Insel wohnte, auf, und sagte zu ihm: „In einigen Tagen wird deine Feindin Na Manj mit ihren Mannschaften und auch mit einer Tungutu herankommen und dich angreifen. Bleib dann mit allen deinen Leuten nur ganz ruhig. Tut, als merktet ihr es nicht, laßt sie schießen und stürmen. Rührt euch gar nicht. Was zu machen ist, das werde ich machen." Der König sagte: „Es ist gut. Wir werden uns so verhalten, wie du es wünschest." Der Jinesklave ging zu seinen Herren und sagte: „Ich bitte euch, wenn jetzt der Kampf beginnt, zur Seite zu bleiben und nichts zu unternehmen, denn ich möchte diese Angelegenheit kurz und schnell erledigen." Die drei Jine sagten: „Es ist gut. Wir werden zur Seite gehen und zusehen."

Nach sieben Tagen rückte Na Manj mit den Kriegsscharen und Pa Sini Jobu an das Ufer des Wie und schlug gegenüber der Insel des Königs das Lager auf. Pa Sini Jobu sagte: „Nun sende mir die schwarzen Tiere an das Ufer herab." Na Manj sagte: „Es soll sogleich geschehen." Pa Sini Jobu ging zum Ufer hinab. Sie schnitt dem schwarzen Stier die Kehle durch und ließ das ausströmende Blut in den Fluß träufeln; sie schnitt dem schwarzen Hammel die Kehle durch und ließ das ausströmende Blut in den Fluß träufeln; sie schnitt dem schwarzen Bock die Kehle durch und ließ das ausströmende Blut in den Fluß träufeln; sie schnitt dem schwarzen Kater die Kehle durch und ließ das ausströmende Blut in den Fluß träufeln; sie schnitt dem schwarzen Hahn die Kehle durch

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und ließ das ausströmende Blut in den Fluß hinabträufeln. Dann sagte sie zu den Leuten: „Nunmehr könnt ihr angreifen."

Die Mannschaft der Königin Na Manj ergriff ihre Waffen. Sie begannen auf die Stadt des Königs zu schießen. Aus der Stadt des Königs kam keine Antwort. Die Mannschaften der Königin Na Manj schossen wieder und immer wieder, bis alles verschossen war. Aber keine Antwort kam von der Insel des Königs. Die Königin Na Manj sagte: „Jetzt wird es Zeit über den Fluß zu gehen."

In diesem Augenblick kam der kleine Jinesklave aus dem Wasser. Er schwebte auf dem Wasser. Darauf begann ihm die Zunge aus dem Munde zu wachsen. Sie wuchs immer weiter vor, so daß er sie über das Gesicht auf den Hinterkopf zurückschlagen konnte. Dann wuchs die Zunge immer mehr in die Länge und in die Breite, so daß sie sich ausdehnte wie eine dicke Wolke. Plötzlich schnellte der kleine Jinesklave die gewaltige Zunge nach vorn und traf mit ihr auf einen Heerhaufen am Lande. Soweit die Zunge reichte, ward alles, was auf dieser Fläche vordem lebendig umherging, zerschmettert und zermalmt. Es blieb kein Leben auf diesem Boden. Der kleine Jinesklave nahm seine Zunge wieder empor und über den Kopf. Wieder schnellte er sie nach vorn. Wieder ward ein Heerhaufen unter ihrem mächtigen Schlage zertrümmert und zermalmt. Wieder zog er das mächtige Gebilde zurück, mehrmals traf der Schlag der Riesenzunge auf das Volk Na Manjs, dann war die Königin mit aller Mannschaft vernichtet und war von all dem Volke nur noch die Bossofrau Pa Sini Jobu lebendig.

Der kleine Jinesklave aber ergriff die Frau, zog sie an sich und nahm sie mit unter den Spiegel des Wie. Da unten brachte er sie in sein Haus. Hier sagte der kleine Jinesklave zu Pa Sini Jobu: „Dies war notwendig und nicht zu vermeiden. Ich habe dir damit Bitteres zugefügt, aber du hast es nicht anders gewollt. Nunmehr will ich dir aber einiges von der magischen Kraft und der Kunst des Jine zeigen und will dir eröffnen, wo die Größe deiner Zukunft liegt. Sieh also hierher und merke wohl auf das, was ich dir zeige und was ich dich lehren werde."

Der kleine Jinesklave nahm darauf drei Töpfe. Er sagte zu Pa Sini Jobu: „Du siehst, sie sind alle drei ganz leer." Dann nahm er drei Deckel und deckte einen jeden über je einen Topf. Nach einiger Zeit hob er die Deckel wieder auf. Da waren alle drei Töpfe angefüllt, der eine mit Dië (Blut). Der zweite mit Juguduo (Blättern). Der dritte Topf mit Tungu (Zaubermitteln, entspricht

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dem Kirsi der Bammana). Jine fragte: „Weißt du, wozu alles dies ist?“ Pa Sini Jobu sagte: „Nein, ich weiß es nicht.“

Der kleine Jinesklave sagte: „Ich will dir das erklären. Merke wohl auf und vergiß nichts.“ Darauf berichtete der kleine Jinesklave von allen Krankheiten und allen Unglücksfällen und allem Wesen der Erde, und er setzte genau auseinander, wie dieser oder jener Sache beizukommen, wie jene Krankheit, wie dieses Unglück zu behandeln sei. Er setzte ihr auseinander, daß alles, was im Wesen der Erde, bei Krankheit und Unglück Einfluß und Besserung schaffen könne, unter den Stoffen sei, die in diesen drei Töpfen enthalten seien.

Der kleine Jinesklave sagte zu Pa Sini Jobu: „Du hast Unrecht getan als Bossofrau. Denn die Bosso sollen fischen, ihre Landarbeit und ihre sonstigen Beschäftigungen ausführen. Sie sollen aber nicht in den Krieg ziehen. Die Bosso sind kein Kriegsvolk und sollen sich mit kriegerischer Tätigkeit nicht abgeben. Danach richte dich in Zukunft. Nimm diese drei Töpfe mit dir und gehe in dein Land zurück. Verfahre mit dem Inhalt so, wie ich es dich gelehrt habe, und du wirst angesehener sein, als je eine Bossofrau vor dir gewesen ist.“

Darauf gab der kleine Jinesklave der Pa Sini Jobu die drei Töpfe. Sie nahm sie und ging mit ihnen von dannen.

□ □

Mögen diese Stücke als Auswahl genügen. Wir wenden uns nun den „Jine“ der Songai, die den Menschen bald freundlich und feindlich sind, zu; wir werden deren nächste Verwandte in den Alledjenu der benachbarten Haussa kennen lernen.

■ ■

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Asama tanzt als Maske vor den heidnischen Haussa in Wukari.
(Zeichnung von Carl Arriens.)

Zehntes Kapitel.

Dämonen der Liebe.

Religiöse Legenden der Haussa.

Verwandtschaft der Legenden der Songai und Haussa. — Beispiele der Haussa-Alledjenu-Legenden: Djiberri — Scherandelli — Gogobirri — Djengere — Kundari — Serki Rafin — Asama-Wandersage usw.

Verwandtschaft und Variation der Legenden der Songai und der Haussa.

Wir sahen in den Legenden der Songai das historische Element fast ganz zurücktreten. Und noch mehr fällt das auf, wenn wir jetzt den Haussa, den zwischen den Songai- und Bornustämmen ansässigen Völkern, lauschen. In diesem Haussalande gibt es ebensogut Chroniken, wie im Songaigebiet. Sie sind vielleicht einfacher, enthalten aber, wie die Chroniken der Songai, das historische Material, das gewissermaßen durch diese Niederschrift aus dem Erzählungsschatze des Volkes in das Wissen der gelehrten Priesterschaft hinübergezogen und dem Archiv volkstümlicher Gedächtniskultur so entzogen worden ist. Also ebenso wie bei den westlichen Nachbarn finden wir bei den Haussa, daß bis auf wenige vorhistorische Anknüpfungspunkte die eigentliche Volkserzählung der historischen Exaktheit, ja überhaupt des historischen Interesses bar ist.

Blättern wir dagegen die von dem verdienstvollen H. R. Palmer herausgegebene Kano-Chronik durch, so finden wir die Aufzählung

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

von 48 Königen, die von 999 bis 1892 geherrscht haben, und vor dieser Aufzählung eine hochinteressante Einleitung. In dieser Einleitung, also im Urbeginn des historischen Haussadenkens, steht ein Recke, ein Riese, der — wir werden wieder an die Songailegenden erinnert — Elefanten fesselt und packt, ein Mensch, der nur Riesenmaße kennt. Und wir werden noch mehr an die Songailegenden erinnert, wenn wir sehen, daß auch bei den Haussa in der Volkserzählung der in heidnischer Zeit auftauchende Reichsbekehrer ein Drachentöter ist. Der ursächliche, der uralte geschichtliche Zusammenhang wird hier klar. Dann schildert die Kano-Chronik den uralten Heidendienst, der vor Ankunft des Reichsgründers üblich war, zählt die Opfer von schwarzen Tieren auf, die in Mondscheinnächten unter altehrwürdigem Baume hinter einer Mauer durch Hohepriester dargebracht wurden — man erinnere sich der gegen Ende des vorigen Kapitels erwähnten Opferung nur schwarzer Tiere durch die Schamanin Pa Sini Jobu! — schildert die Orakelweisheit, kurz, gibt uns ein Bild des Religionswesens der Zeit vor 999, das wir durchaus mit einer bestimmten, heute noch lebendigen Religion identifizieren können. Diese alte Religion der Haussa ist der Bori, in dessen Legenden wir die wesentlichsten Aktenstücke zum Verständnis des älteren Zusammenhanges der Haussavölker aufgespeichert finden.

Auch hier wieder haben wir eine Parallele zwischen den Songai und den Haussa. Die Traditionen der Songai werden von der Religion der Tungutu, der Schamanen, bewahrt und sprechen von dämonischen Geistern, den Jine. Die Ueberlieferungen der Haussa erzählen von den Alledjenu, gewissen Geistern, die mit den Jine identifiziert werden können. Die Traditionen der Songai schildern gewaltige Riesengeschlechter und wissen von deren Urbeginn zu erzählen. Die Legenden der Borileute bei den Haussa berichten von großen kosmogonischen Kräften und Vorgängen. Aber:

Die Religion der Tungutu ist dem Islam feindlich gegenübergetreten und demnach von ihm zur Seite geschoben und auf den Weg des Aussterbens gedrängt worden; dagegen hat die Religion des Bori sich dem Islam in der Sekte der Fakire und Derwische angeschmiegt und hat es verstanden, sich dem Islam derartig anzugliedern, daß sie unter seinem Schutze und in seinem Lichte weiterleben kann. So sind denn beide, wenn auch als Varianten aus einer gleichen Religionswurzel entstanden, im Laufe der Geschichte doch einer starken Umwandlung nach diametral entgegengesetzter Richtung unterworfen gewesen, die beide einander bis zur Unkenntlichkeit entfremdet hat.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Aber in diesen religiösen Ueberlieferungen beider Völker spiegelt sich doch auch wieder ihre geschichtliche Entwicklung klar und verständlich wider. Die Songai schlossen sich in ihrer Religionsübung ab und erreichten dadurch einen ausgeglicheneren Stil der Traditionen und der Lebensformen, sehen aber in beiden dem Untergange entgegen; wir verstehen das bei den Songai, da der Islam durch die Wüste und über die Steppen strich, und die Songai in der Lage waren, auf den Inseln und in den Hinterwäldern des Nigerstromes eine Zufluchtstätte für sich und ihre Religion zu finden. Dagegen mußten sich die Haussa ohne weiteres dem herandrängenden Islam anschließen, da sie, auf dem flachen Steppenlande in ungeschützten Städten lebend, dem über die Ebene daherdrängenden islamischen Ansturme nur dann Widerstand leisten konnten, wenn sie sich in ihrer Anschauung und Religionsform dem neuen Wesen der Dinge angliederten; somit waren sie von vornherein durch die Gesetze der Bodenfläche gezwungen, ihre Ueberlieferungen den Ideen des Islam zuzufügen und ihre Kultusübung der Religion des Propheten unterzuordnen. So gewannen sie neue Lebenskraft auf Kosten der Ausgleichung und der Alters-Patina.

Die Legenden der Borireligion bilden verschiedene Gruppen. Zunächst sind da die kosmischen Traditionen von Sonne und Mond, von Maikasso, dem Herrn der Büffel, von uralter Himmelshochhebung, dann von dem Turmbau zu Babel, von Vulkan- und Flußgöttern und dergleichen mehr. In dem Kapitel über den jorubischen Donnergott führte ich als Beispiel aus diesem Bereich die Tradition von Ra-Rana, der Sonnengöttin, an. Hier sei als typisches Beispiel die Legende von Djiberri, dem Gabriel des Islam, d. i. des kriegerischen Kometenkriegsgottes der Haussa (Legende Nr. 1) aufgeführt. Die zweite Gruppe ist die der historischen und der Zunft-Alledjenu. Im fröhlichen Durcheinander werden hier Feri-uma (der Pharao), Nuhu (Noah), Namarudu (Nimrod) usw. usw. durcheinandergewürfelt, und die Sage scheut nicht davor zurück, die Ahnherren der heidnischen Haussalegenden mit den populären Größen der östlichen Vorzeit in Zusammenhang zu bringen. Als Beispiel dieses Typus gebe ich die beiden Legenden von Scherandeli und Gogobirri (siehe Nr. 2 und 3). — Die dritte Gruppe behandelt die eigentlichen, die fürchterlichen Dämonen, die in Busch und Wiesen hausen; das sind die unheimlichen, die sich aus Liebe zu den Menschen hingezogen fühlen und sie mit grausigen Zeichen der Besessenheit bedrängen. Als Beispiel gebe ich die Legende von Djengere und Kundari (siehe Nr. 4 und 5). — Endlich kommen wir zu den lichteren Gestalten, den Dämonen, die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

im Wasser hausen. Sie herrschen im Süden vor. Die Traditionen vom Serki Rafin und die Legenden von der Wanderung der Alledjenu unter Aschama mögen als Beispiele dienen (siehe Nr. 6 usw.).

Die so herausgegriffenen Beispiele erläutern die Denkweise und Religionsgeschichte der Haussa zur Genüge. Im folgenden Kapitel werde ich dann dieser eigenartigen Religion volle Aufmerksamkeit widmen, und werde zeigen, daß sie wunderbar genug ist, um als ein Erbgut aus bedeutsamer, geschichtlicher Tiefe in Anspruch genommen zu werden. —

⊡ □

1. Djiberri, der Alledjenu Gottes. (Haussa-Kano.) Jeder Alledjenu und jeder Mensch hat am Himmel seinen Stern. Wenn er stirbt, geht der Besitz des Sternes auf einen anderen Menschen über. Man sagt aber, daß der Stern eines ganz großen Königs mit dessen Tode herabstürze.

1. Alledjenu Djiberri und das Opfer der schwarzen männlichen Geschöpfe.

Audu Kaderr(e) (Gott) hat auch einen Stern, und das ist Tarauri-gam-Saki oder auch Tarauri Gabas (der Stern des Ostens), nämlich der Morgenstern.

Der Gott Djiberri (gleich Gabrielu, dem Erzengel Gabriel, der hier auch zum Alledjenu wurde) kam zu Audu Kaderr(e) und sagte: „Gib mir diesen Stern dort, den Tarauri-me-wutsia-fun (wutsia = Schwanz, fudu = vier. Es ist der Komet gemeint, der hier also dem bekannten fürstlichen Banner mit den sechs Roßschweifen entspricht). Audu Kaderr(e) sagte: „Den Tarauri-me-wutsia-fudu kann ich dir nicht geben. Denn was er als Opfer (Essen) verlangt, das ist sehr schwer zu erreichen.“ Alledjenu Djiberri sagte: „Sage mir, was ißt der Tarauri-me-wutsia-fudu? Ich will es ihm besorgen.“ Audu Kaderr(e) sagte: „Er ißt nur Menschen. Damit allein ist er aber nicht zufrieden. Er muß von Zeit zu Zeit einen König haben. Das aber ist das Große und Schwierige!“ Djiberri sagte: „Audu Kaderr(e)! Das ist ein Großes und Schwieriges. Aber ich werde dir zeigen, daß ich der Alledjenu Djiberri bin. Der kann das.“ Audu Kaderr(e) sagte: „Es ist gut! Nimm denn den Stern mit den vier Schweifen. Wenn du aber dem Tarauri-me-wutsia-fudu keinen König zu essen geben kannst, wird er zu mir zurückkehren.“ Alledjenu Djiberri sagte: „Ich nehme ihn. Er soll meine Fahne sein. Ich werde ihm Könige zu essen geben.“ — Djiberri führte den Kometen als seine Fahne, seine Tuta. Er ging hin, rief einen Krieg hervor, tötete einen König und gab diesen dem Sterne zu essen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Seitdem entsteht immer Krieg und stirbt immer ein König, wenn ein Komet am Himmel erscheint. Darum opferte man in alter Zeit für den Alledjenu Djiberri nur Menschen. Man mußte sie ihm unbedingt opfern. Vor allem opferte man ihm Menschen, ehe man in den Krieg zog, und wenn man aus dem Kriege zurückkam.

Mit dem Alledjenu Djiberri soll das im folgenden beschriebene Opfer in Verbindung stehen; vorher sei bemerkt, daß Nupe und Haussa sich als die ersten Pfleger der Opferung erklären und sich wegen dieser Urheberschaft streiten.

Ehe Haussa und Nupe früher in den Krieg zogen, oder wenn schwere Krankheit eine Stadt oder ein Land befiel, wurden folgende Opfer dargebracht, und zwar früher öffentlich, jetzt heimlich:

	i. Haussa:	i. Nupe:
1. ein schwarzer, männlicher Hund,	— bakin-kare	echi-jiko,
2. ein schwarzer Ziegenbock,	— bakin-bunsuru	bukunji-jiko,
3. ein schwarzer Bulle,	— bakin-sà	nanko-jiko,
4. ein Lepra-kranker Mann	— kuturu	Soko-guntschi (d. h. Gott hat ihn geschnitten, gezeichnet, also heilige Krankheit)
5. ein Albino-(Mann),	— sabia	beà-beà.

Also diese drei männlichen Tiere nebst zwei unglückseligen Menschen wurden geopfert und geschlachtet, und zwar im Hause des Stadtherrn, des Königs. Von allen fünf Opfern wurde das Fleisch losgelöst und in kleine Stücke geschnitten. Dann wurde es vor den Mauern in riesenhaften Töpfen gekocht und durcheinander gerührt, so daß man die einzelnen Teile nicht mehr voneinander unterscheiden konnte, das Gericht auf ein Ochsenfell (im Haussa = Klabu) geschüttet und unter alle Leute der Stadt verteilt. Alle mußten davon genießen. Das letzte Opfer dieser Art soll um die Jahreswende 1908/09 und zwar in einer Vorstadt Katsenas abgehalten worden sein, und ein Mann, der häufig von Alledjenu Djiberri heimgesucht wurde, soll dabei präsidiert haben.

Alledjenu Djiberri nun wurde und wird in den Haussaländern heute noch verehrt in einem Heiligtume, dessen bedeutsamste Kultgeräte sind: 1. ein aufrecht stehender Takobi (ein Schwert) und 2. ein liegendes (? nicht ganz sicher) Kube (d. h. Dolchmesser). — Die Haussa aber sagen, daß, wenn man diesem ihrem Kriegsgotte Opfer darbringe, von dem Schwerte Wasser herabträufele. In der Volksvorstellung war Djiberri mit vielen Waffen, Pferden und reichem Rüstzeug ausgestattet.

□ □

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

2. Alledjenu Scherandeli, bei Persern und Juden.

2. Scherandeli, der Alledjenu Kisras und Nohus. (Haussa-Bida.) — Der Alledjenu Scherandeli (auch wohl Scherandebi) ist weither aus dem Osten gekommen. Er war in Gabas, ehe Kisra (der Perserkönig) nach Westen kam und König in Karischi und in Bussa (am Niger) wurde. Damals war der Alledjenu Scherandeli Dan Scherbo in einem Stein. Das war in der Zeit als Anabi (Prophet) Nuhu immer mit Kisra focht. Jedesmal, wenn Anabi Nuhu (Noa) damals mit Kisra zusammenstieß, siegte er. Kisra verlor immer und immer wieder viel Volk und konnte nicht gegen den Anabi Nuhu fechten, ohne geschlagen zu werden.

Kisra rief alle seine Leute zusammen und sagte zu ihnen: „Immer siegt dieser Anabi Nuhu. Er siegt immer wieder. Wie können wir nur widerstehen? Was sollen wir machen, um diesem Unglück zu begegnen? Geht hin und seht nach einer Sache, die wir in unsere Stadt stellen können, damit wir Anabi Nuhu schlagen.“ Die Leute sagten: „Wir wissen nicht, was zu tun ist. Nur das, was du selbst bringen wirst, wird gut sein.“

Der König Kisra sagte: „Wenn ihr auch nichts anderes wißt, so wollen wir zu dem Felsen gehen, der dort steht.“ Die Leute sagten: „Wir wollen es tun, wie du sagst.“ Der König ging mit allem Volke dahin. Als er angekommen war, sagte er: „Wir wollen unsere Stadt hier aufbauen. Das wird uns vielleicht helfen.“ Darauf ward die Stadt Kisras um den Stein herum aufgerichtet. Drei Monate nachher kam Anabi Nuhu und kämpfte wieder mit dem König Kisra. König Kisra und seine Leute wurden aber wieder von Anabi Nuhu geschlagen. Darauf ging Kisra zu dem Steine und sagte: „Stein! Wir haben unsere Stadt dir hier aufgebaut. Ich bitte dich! Ich bitte dich! Ich bitte dich! Laß nicht zu, daß Anabi Nuhu noch einmal siegt.“ In dem Steine war Alledjenu Scherandeli. Der sagte: „Das ist schon recht. Aber wenn ich euch nun helfe, dann werdet ihr mir nachher etwas Schlechtes tun.“ Kisra sagte: „Nein, wir sind nicht von solcher Art. Wie sollten wir dir nachher Schlechtes tun, wenn du uns jetzt hilfst, wenn wir auch nur Menschen sind? Wir sind nur Menschen; du aber bist ein Alledjenu. Wie sollten wir dir da Schlechtes antun können?“ Scherandeli sagte: „Dann ist es gut! Bringt mir aber mein Essen.“ Kisra sagte: „Sage mir, welches Essen dir angenehm ist.“ Scherandeli sagte: „Gib mir roten Hahn (djen sakara), roten Ziegenbock (djen akuen), roten Bullen (djen sa) roten Hengst (djen doki), roten Mann (djen mutum), rotes Kleid (djen riga) und roten Stoff (djen sam). Dieses ist mir ange-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nehm." Der König Kisra sagte: „Was du an Opfern verlangst, werde ich dir geben. Hilf uns nur, dann soll dir nie etwas fehlen."

Der König Kisra ging und opferte am Stein: roten Hahn, roten Ziegenbock, roten Bullen und roten Hengst, roten Mann und rotes Kleid und roten Stoff. Das Blut der Opfertiere goß Kisra über den Stein. Den Stoff band er um den Felsen. Dann errichtete er ein Haus darüber. Als er geopfert hatte, sagte Kisra: „Nun habe ich dir alles gegeben, wie du es verlangt hast." Der Alledjenu Scherandeli sagte: „Du hast recht getan. Nun werden wir immer gemeinsam gegen den Anabi Nuhu kämpfen."

Sieben Tage nachher kamen Leute an und riefen: „Der Anabi Nuhu kommt wieder. Der Anabi Nuhu kommt wieder!" Scherandeli fragte Kisra: „An welchem Tage wird der Anabi Nuhu hier sein?" Der König sagte: „Er wird übermorgen hier sein." Der Alledjenu ergriff seinen Speer, der war stark wie ein Palmbaum und lang wie ein Palmbaum. Er stieß den Speer in der Mitte der Stadt in den Erdboden. Der König Kisra opferte am Speere roten Hahn und roten Ziegenbock, roten Bullen und roten Hengst, roten Mann und roten Rock und rotes Kleid.

Scherandeli nahm das Opfer und sagte: „Wenn der Anabi je kommt, so trage den Speer hinaus und stoße ihn vor der Stadt in den Boden."

Als Anabi Nuhu nun kam, rief der Alledjenu Scherandeli alle Männer Kisras und sagte: „Nehmt alle eure Waffen. Kommt mit mir! Folgt mir gegen Anabi Nuhu!" Alle Leute kamen zusammen, alle Männer nahmen ihre Waffen. Als es acht Uhr morgens (ahansi) war, kam Anabi Nuhu mit seinen Leuten heran. Der Alledjenu sagte zu den Leuten Kisras: „Kommt, heute werden wir gegen den Anabi Nuhu kämpfen." Der König zog mit seinen Leuten hinaus. Zweimal trafen die Leute Anabi Nuhus und Kisras zusammen. Dann ward Anabi Nuhu geschlagen. Seine Leute liefen weit weg. Seitdem kämpfte König Kisra mit Scherandeli gegen viele Städte. Wenn er mit seinen Leuten auszog, ging Scherandeli vor ihm her und schwang den Speer. Also gewann Kisra die Siege, und so ward Kisra ein großer König. Anabi Nuhu wurde in den gegen ihn geführten Kriegen getötet, weil der Alledjenu Scherandeli mit ihm war. Es lebte nur noch der Bruder des Anabi Nuhu. (Dieser wird auch Luma oder Ruma genannt.)

Kisra siegte in allen Kriegen. Er dachte nicht mehr an den Alledjenu Scherandeli und gab ihm nicht mehr das, was der Alledjenu zu essen haben wollte. Kisra vergaß den Alledjenu Scherandeli.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dieser aber ging von Kisra weg und ging zu dem Bruder Anabi Nuhus. Zu diesem sagte er: „Komm mit mir. Ich will vor dir hergehen. Kämpfe gegen den König Kisra. Ich will dir helfen!“ Der Bruder des Anabi Nuhu sagte: „Es ist gut! Ich komme!“ Er kam heran; er kämpfte gegen König Kisra. Das (der Krieg) war in Gabas. Der Bruder Anabi Nuhus siegte aber mit Alledjenu Scherandeli über Kisra.

König Kisra ward aus Gabas vertrieben. Er floh nach Karischi (in der Provinz Kotangora), floh mit allen seinen Reitern nach Karischi. Der Bruder Anabi Nuhus folgte ihm eine lange Zeit nach. Dann kehrte er um und ging nach Gabas zurück. Anabi Nuhus Bruder blieb dann in Gabas (im Osten).

Als er wieder nach Gabas zurückkam, sagte er: „Der Alledjenu Scherandeli hat mir zwar meinen Bruder, den Anabi Nuhu, getötet. Jetzt hat er mir aber einen großen Sieg über Kisra gegeben. Darum will ich jetzt nicht wieder vom Alledjenu Scherandeli lassen. Ich will ihm alles geben, was er haben will.“

Der Bruder Anabi Nuhus gab also dem Scherandeli alles, was der Alledjenu haben wollte, und wenn heute irgendein Mensch vom Alledjenu Scherandeli gepackt und niedergeworfen wird, so weiß man, daß das ein Nachkomme und Verwandter des Bruders des Anabi Nuhu ist.

Ferner sagt die Volksüberlieferung: der Alledjenu Scherandeli habe überhaupt erst den Speer in die Welt gebracht, der Alledjenu Scherandeli sei älter als der Alledjenu Gogobirri. Wen Scherandeli packt, dem schwellen das Gesicht und vor allem die Augen an, wie einem Menschen, der geschlagen worden ist.

□ □

3. Alledjenu Gogobirri bei dem Gründer der Haussastaaten.

3. Gogobirri Bauwa, der Alledjenu des uralten Gobir (heidn. Haussa; Wukari). — Der Gogobirri des Serki Bauwa Dan Goinki war ein großer König (unter den Alledjenus). Er war ein großer König wie Firra-una (Pharao). Er war der erste Gogobirri und war ein Alledjenu, der im Busche lebte. Bauwa Dan Goinki war aber der erste König des Gobirlandes (Gobir gilt als ältestes unter den alten Königreichen der Haussaländer). Nun führte damals der Serki von Kororofa gegen den Serki von Gobir viel Krieg. Die Jukum Kororofas gewannen stets den Sieg über die Gobirawa. Der Serki von Gobir wußte nicht, was er gegen den

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Serki von Kororofa und gegen die Jukum unternehmen sollte. Er ging eines Tages in den Busch und bat den Alledjenu Gogobirri: „Alledjenu Gogobirri! Ich bitte dich! Ich bitte dich! Ich bitte dich! Hilf mir, hilf mir gegen die Jukum." Es stand da aber eine alte, alte, große, große Kuka (Baobab).

In dieser alten, alten Kuka wohnte Gogobirri. Als der Serki eines Tages nicht mehr wußte, was er noch weiter tun könne, um in dem Kriege gegen Kororofa zu siegen, ging er in den Busch und bat wieder den Alledjenu Gogobirri: „Hilf mir! Hilf mir gegen Kororofa zu siegen. Dann nahm er einen großen Mahlstein der Weiber auf seinen Kopf und ging damit zu dem Stamme der Kuka. Der König setzte sich mit dem Mahlsteine auf dem Kopfe unter die Kuka, und so saß er sieben Jahre und neun Monate, immer mit dem Mahlstein (= dutschinika) auf dem Kopfe unter dem Baume.

In dieser Zeit von sieben Jahren und neun Monaten ward dem König von dem schweren Mahlstein das Schädeldach eingedrückt. Es entstand ihm auf dem Kopfe ein großes Loch, und er mußte später einen Turban (= ruoni) tragen. Der König brachte an dem Baume dem Alledjenu viele Opfer. Er opferte 100 schwarze Bullen, 100 schwarze (männliche) Affen, 100 schwarze Eselshengste, 100 schwarze Pferdehengste, 100 schwarze Männer, 100 schwarze (männliche) Hunde, 100 schwarze Ziegenböcke, 100 schwarze Schafböcke. Alle diese Tiere opferte er an dem Stamme der Kuka. Der König sprach nur: „Ich opfere dir diese 100 Bullen." Er sprach: „Ich opfere dir diese 100 männlichen schwarzen Affen." Er sprach: „Ich opfere dir diese 100 schwarzen Eselshengste" (usw. und bat also nicht mehr viel, sondern brachte nur die Opfer dar).

Aber der König brauchte die Tiere und Menschen, die er opfern wollte, nicht heranbringen zu lassen, er brauchte die Tiere und Menschen, die er opfern wollte, nicht totschlagen zu lassen. Er sagte nur: „Ich opfere dir diese 100 schwarzen Bullen." Dann lagen die 100 schwarzen Bullen auch gleich tot unter dem Baume. Der Alledjenu trank dann das Blut der Tiere und Menschen, wenn sie tot unter dem Baobab niedergefallen waren. Die Stelle, wo die Kuka des Alledjenu Gogobirri stand, war (und ist heute noch) kein fruchtbares Erdreich, sondern es ist ein Felsen. Die Kuka des Alledjenu Gogobirri hatte auch keine Wurzeln und war auf dem Felsen nicht festgewachsen. Sie stand (locker und zusammenhanglos) da. Sie ging und geht heute noch umher. Damals aber ging sie aufrecht umher (siehe dagegen, wie es später ward und heute ist, weiter unten).

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nachdem der König das obige Opfer gebracht hatte, und nachdem sieben Jahre und neun Monate verflossen waren, sah er den Alledjenu Gogobirri. (Will sagen, daß dieser den König nun erhörte und sich ihm zeigte). Der hatte einen Maschi (d. i. einen Speer) in der Hand und sagte zum Könige: „Geh heim! Morgen ist Freitag. Ich will am Freitag mit dem Speer in die Stadt kommen. Sag' den Männern und Frauen, daß ich kommen werde. Sage den Männern und Frauen, daß ich schreien werde. Sage ihnen, daß sie nicht weglaufen sollen, wenn ich komme und schreie. Sage ihnen, daß ich ihnen nichts Schlechtes tun werde." Der König sah den Alledjenu. Er hörte den Alledjenu, nahm den Mahlstein vom Kopfe und warf ihn auf die Erde. Niemand hat den Stein je wieder gesehen.

Der König ging nach Hause und sagte zu den Männern und Frauen: „Morgen kommt unser großer Freund, der Alledjenu. Erschreckt nicht und lauft nicht fort, wenn er kommt und wenn er schreit!" Am anderen Tage kam der Alledjenu dann in die Stadt. Der König war auf dem Markte, wo der Alledjenu ihn traf. Der Alledjenu hielt den Speer hoch in die Luft. Er schrie. Alle Leute erschraken. Denn alle Männer und Frauen sahen nur den hochgehaltenen Speer und hörten nur die Stimme des Alledjenu. Aber ihn selbst sah niemand. Die Männer und Frauen erschraken und sprangen auf, um wegzulaufen. Der Alledjenu sagte zu dem Könige: „Sage allen Leuten, sie sollen nicht erschrecken, sondern sie sollen niedersitzen." Alle Leute saßen nieder. Der Alledjenu sagte aber zum Könige: „Von jetzt ab werde ich bei dir sein. Von jetzt ab werde ich mit dir sein. Darum darfst du von jetzt ab nicht mehr nach rechts und nach links sehen, du darfst den Kopf nicht wenden und darfst ihn nur nach vorn halten und nach vorn blicken. Wenn du das innehältst, wirst du durch mich jeden Menschen und jeden Widersacher überwinden. — Von dem Tage an blieb Alledjenu Gogobirri in dem Gehöft des Königs.

Wenn der König von nun an in den Krieg zog, so ging er zu dem Alledjenu Gogobirri. Er faßte dessen Speer und sagte: „Ich will in den Krieg gehen! Komm, hilf mir!" Dann ging der Alledjenu voran an der Spitze der Leute. Und alle Leute folgten ihm. Der König konnte aber nun in jedes Land gehen, in welches er wollte; er konnte Krieg führen, gegen wen er wollte; er gewann überall unter der Führung und mit der Hilfe des Alledjenu Gogobirri den Sieg. So kam es, daß niemand es mehr wagte, gegen den Gobir-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

könig Krieg zu führen. Alle Leute in seinem Lande waren zufrieden und glücklich.

Der Adjingi (Priester) des Bori (s. Kapitel 11 im Gobirlande) kam eines Tages zum König und sagte: „Mein König! Du bist der König aller Leute. Aber wir bitten dich, du möchtest uns gestatten, deinen Alledjenu in unsere Mitte zu nehmen, damit er mit uns sei." Der König sagte zum Adjingi: „Ich kann diesen Alledjenu nicht von mir lassen und nicht verleihen, denn ich habe selbst sehr gelitten, bis ich ihn gewann." Der Adjingi sagte: „Was du diesem Alledjenu geopfert hast, das ist nichts anderes, als wir sind, nämlich dein Eigentum. Darum bitten wir dich: Leih uns deinen Alledjenu Gogobirri." Der König sagte: „Ich kann diese Bitte nicht erfüllen, denn was der Alledjenu verzehrt hat, bis ich ihn gewann und seit er bei mir ist, das könnt ihr nicht aufbringen. Ihr würdet dem Alledjenu nicht genug geben können, und er würde uns verlassen!" Der Adjingi sagte: „Wenn du uns den großen Alledjenu nicht geben willst, so gestatte, daß die Kinder deines Alledjenu mit uns spielen." Der König sagte: „Darüber kann ich selbst nichts sagen. Ich will mit dem Alledjenu selbst sprechen."

Der König ging zum Alledjenu Gogobirri und sagte: „Der Adjingi des Bori ist zu mir gekommen. Er wollte erst, daß du zu den Leuten gehst. Ich habe ihm gesagt, daß die Borileute dir nicht genug zu essen geben können. Nun bittet mich der Adjingi, daß deine Kinder mit dem Bori spielen sollen. Was meinst du hierzu?" Der Alledjenu Gogobirri sagte: „Ich kann selbst nicht mit den Leuten gehen. Aber meine kleinen Jungen können mit ihnen sein." Der König ging zum Adjingi zurück und sagte: „Der Alledjenu selbst will nicht zu euch kommen. Aber seine kleinen Jungen können mit euch spielen. Ich selbst kann auch nichts anderes tun, als was der Alledjenu will. Von jetzt ab mögen also seine Jungen zu euch kommen, wenn ihr (im Kultus) die Goye (die Geige) streicht." Weiter sprach der Alledjenu zum König: „Also, meine Kinder mögen im Bori tanzen. Aber jedes meiner Kinder soll wie ich selbst mit einer Lanze (maschi) gehen. Jeder, der den Tanz mir (zu Ehren) tanzen will, muß einen Speer in den Händen haben." — Wenn seitdem der Alledjenu Gogobirri einen Menschen befällt, läuft der mit einem Maschi, einem Speer in der Hand zu einer Kuka; an der Kuka führt er einen (pantomimischen) Tanz auf und verzehrt von den Blättern des Baobabbaumes.

Als der König der Gobirrawa, Bauwa Dan Goinki, starb, stürzte die große Kuka des Alledjenu Gogobirri, die bis dahin immer stehend

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

auf den Felsen umhergewandert war, um. Sie lag nun da. Sie ist aber nicht tot. Sie wandert heute noch mit allen Blättern (also frisch belaubt) auf der Felsplatte umher. Sie geht aber nicht mehr stehend, sondern sie geht seit dem Tode des Königs liegend.

□ □

4. Djengere, der Alledjenu-König. (Heidn. Haussa, Ibi). — Djengere ist der König aller Alledjenu (dies kann mißverstanden sein). Djengere ist der König der Borileute (das ist sicher richtig). Er kommt aus einem Lande, das liegt weit, weit im Osten. 4. Djengere, der erste unter den Alledjenu.

Dort in dem weit weg liegenden Lande im Osten stand ein großer, großer Baum, der hatte eine große Höhle, in die konnten mehrere Menschen hineintreten. So groß war die Höhle. Es kamen aber nicht viele Menschen dahin. Die Menschen fürchteten sich. Es kamen immer nur drei Männer. Diese drei Männer traten dann in (oder vor?) den hohlen Baum. Und dann sprachen sie in den Baum; und in dem Baume war die große Sache. Die große Sache sprach aus dem Baume, sie antwortete, wenn die drei Männer etwas fragten. Die große Sache antwortete den Männern stets, wenn sie fragten.

Die drei Männer kamen (einmal) zu dem Baum und baten die große Sache herauszukommen. Sie sprachen: „Wir bitten dich! Komm heraus und lebe mit uns." Die große Sache antwortete nicht. Sie baten abermals: „Wir bitten dich! Komm heraus und lebe mit uns!" Die große Sache antwortete nicht. Die drei Männer baten und baten. Die große Sache antwortete aber nicht und sprach nichts.

Die drei Männer fragten: „Was müssen wir tun, daß du zu uns herauskommst?" Da sprach die große Sache und antwortete: „Ihr müßt mir einen schwarzen Bullen (baki-n-sa), einen schwarzen Hahn (baki-n-kasa), einen schwarzen Ziegenbock (baki-n-aquea) geben. Gebt mir das. Dann ist es mir lieb. Dann werde ich auch (eines Tages) heraustreten." Die drei Männer warfen sich nieder und sagten: „Wir danken! Wir danken! Wir danken!" Dann gingen sie fort.

Die drei Männer gingen hin und brachten einen schwarzen Bullen, einen schwarzen Hahn und einen schwarzen Ziegenbock. Sie schlachteten die drei Tiere, dann gingen sie wieder nach Hause. Am anderen Tage kamen die Männer wieder und brachten einen schwarzen Bullen, einen schwarzen Hahn und einen schwarzen Ziegenbock. Sie

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schlachteten die Tiere und gingen dann wieder heim. Die drei Männer kamen am dritten Tage wieder und opferten abermals einen schwarzen Bullen, einen schwarzen Hahn und einen schwarzen Ziegenbock.

Die drei Männer opferten. Danach kam die große Sache heraus. Sie saßen um den Baum vor der Höhle. Der Adjingi der Leute sprach wieder. Die große Sache trat aus der Höhle des Baumes heraus und setzte sich zu ihnen. — Sie sprach mit den Männern und sagte: „Ihr Männer, merkt dieses: Ich komme am Freitag (Djimoa) heraus. Freitag und Donnerstag (Alamiß) sind meine Tage. Also geht jetzt wieder heim und kommt am nächsten Freitag um die siebente Stunde abends wieder. (Almuru.) Wenn ihr dann kommt, werde ich wieder herauskommen und werde mit euch hierüber sprechen. Nennt dann meinen Namen. Ruft mich bei Namen. Ruft: „Djengere!" Dann werde ich kommen. Tut so!" Die Männer warfen sich nieder und sagten: „Nagode! Nagode! Nagode!" Der Alledjenu Djengere ging wieder in den Baum. Die Männer machten sich auf den Weg und gingen wieder in die Stadt zurück.

Sie warteten bis zum nächsten Freitag, dann gingen sie wieder in den Busch und setzten sich wieder an den großen Baum mit der großen Höhle nieder. Die Männer setzten sich nieder. Einer von ihnen hatte eine Goye (Geige) mitgebracht, einer hatte eine Schlagkalebasse mit Stäben mitgebracht. Die Männer setzten sich am Baume nieder; der eine spielte die Violine, der andere schlug die Kalebasse. Sie riefen mit dem Spiel (die Namen der Götter des Bori werden im Rhythmus oder Gesang, jedenfalls durch Spiel gerufen) den Djengere. Sie sahen aber die Gottheit (Alledjenu) nicht. Als Djengere dann kam, trat er einen von ihnen mit dem Fuße. Die anderen Männer sahen es nicht und fühlten es nicht. Der Alledjenu warf aber den Getretenen nieder und nahm in seinem Kopfe Platz. (Der Mann ward also besessen!).

Der Besessene sah den Gott und begann zu sprechen. Er sprach mit dem Adjingi, und dieser fragte den Besessenen, was er brauche. Der Gott sprach durch den Besessenen und sagte, was er brauchte, und was nun werde (also Zukunftsprophezeiung). Djengere sagte aber zu dem Adjingi durch den Besessenen, er solle alles das allen Leuten sagen. Der Adjingi sagte es allen Leuten. Die Leute brachten schwarze Bullen und schwarze Hähne und schwarze Ziegenböcke und sagten zum Adjingi: „Opfere diese Tiere dem Alledjenu Djengere." Der Adjingi nahm sie an und brachte die Opfer zu Djengere, an den großen, alten Baum und opferte sie da.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Familie derer, die im weit entfernten Osten (= gabas) so von Djengere inspiriert (wörtlich niedergeworfen) wurden, heißt heute noch Jan-gabas (Leute aus dem Osten). So wie es damals war, so blieb es. Wenn der Alledjenu Djengere, der oberste der Alledjenu, Opfer wünscht oder den Borileuten etwas prophezeien will, wenn er sagen will, daß dieses oder jenes Unglück durch ein Opfer abgewendet werden könne, dann verkündet er das in Inspiration durch ein Mitglied dieser Familie (Jan-gabas) dem Adjingi der betreffenden Gemeinde, und der sagt dann alles dem Volke so, daß es die Leute verstehen.

Wenn die Djengereleute durch ihren Alledjenu inspiriert werden, kann man das daran erkennen, daß sie in großer Hast Massen von Gautas (weißen Tomaten) verschlingen und Gia (Sorghum-Bier) kübelweise hinuntergießen. Dann rauchen sie auch Tabak und haben außerdem während der Inspiration mächtig geschwollene Hoden.

□ □

5. Kundari, der Alledjenu der Leprakranken (heidn. Haussa; Ibi). — Der Alledjenu Kundari ist der gleiche, der in anderen Provinzen, wie z. B. in Kontagora, in Samfara, in Kano usw., den Namen Kuturu führt. Dieses aber, weil der Leprakranke Kuturu genannt wird, und weil die Besessenheitsform dieses Alledjenu seinem Opfer die häßlichen Symptome dieser Krankheit aufzwingt. Von Kundari erzählten nun die Abaqua-riga folgendes: Kundari war in alter, alter Zeit ein Mann, ein gesunder, kräftiger Mann, wie jeder andere. (Kundari war also im Beginne kein Alledjenu, sondern ein Mensch). Er sagte zu den Leuten: „Ich übertreffe an Stärke jeden anderen. Ich bin stark und erschrecke nicht. Ich fliehe vor nichts. Vor nichts fliehe ich!" Kundari hatte einen Freund, einen guten Freund, der hieß Pati. Dieser hörte Kundari sprechen und sagte zu ihm: „Du sagst, du fliehst vor nichts. Fliehst du denn auch nicht vor dem Feuer?" Kundari sagte: „Nein, ich fliehe auch nicht vor dem Feuer. Ich renne auch nicht fort, wenn das Feuer hinter mir her ist." Pati sagte: „Dies müßte ich sehen, sonst kann ich es nicht glauben."

5. Kundari, die Gottheit der heiligen Krankheit.

Kundari ging mit Pati einmal auf die Jagd. Sie gingen beide so weit, daß sie ermüdet waren. Dann setzten sie sich im Schatten eines Baumes nieder. Der Baum stand mitten im trockenen Grase. Die trockene Steppe dehnte sich weit, weit aus, so weit als man sehen konnte. Das trockene Gras war am anderen Ende, weit hinten,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

angezündet worden. Kundari war im Schatten des Baumes eingeschlafen. Pati hörte das Feuer in der Ferne knistern und weckte Kundari. Er sagte zu ihm: „Kundari! Kundari! Wache auf! Kundari! Kundari! Stehe auf! Kundari! Das Feuer kommt!" Kundari wachte auf und sprach: „Was ist das für ein Gerede?" Pati sagte: „Das Feuer kommt! Die Leute haben die Steppe angezündet. Nun kommt das Feuer hierher, wo wir sind." Kundari sagte: „Wegen des Feuers laufe ich nicht fort. Laufe du nur zu." Das Feuer war schon ganz nahe. Kundari blieb liegen. Pati rannte fort, so schnell er konnte.

Er lief ein gutes Stück, dann kletterte er auf die Spitze eines Baumes, um von da aus zu Kundari hinüberzusehen. Die Spitze des Baumes war sehr hoch, Pati konnte Kundari sehen. Dieser saß da, wie man am Feuer sitzt, um sich zu wärmen (d. h. in der Hocke, die Arme über den Knien hängend, so daß also Füße und Hände dem Feuer zugewendet sind). Das Feuer kam immer näher auf Kundari zu. Er änderte seine Stellung nicht. Das Feuer war vor Kundari. Er änderte seine Stellung nicht. Das Feuer ging um Kundari herum, es entzündete seine Kleider. Kundari änderte seine Stellung nicht. Das Feuer entzündete seine Haare. Kundari änderte seine Stellung nicht. Er saß mitten im Feuer. Das Feuer fraß die Spitzen seiner Hände und Füße; es verbrannte Kundaris Haut. Er veränderte seine Stellung nicht, aber er starb nicht. Das Feuer hatte Kundari an allen Teilen verbrannt. Er konnte nicht aufstehen, aber er veränderte seine Stellung nicht. Das Feuer zog von Kundari weiter.

Pati stieg von der Spitze des Baumes herab und ging durch die verbrannte Steppe zu Kundari hin.

Der hatte seine Stellung nicht verändert. Pati kam zu ihm und sagte: „Mein Kundari, kannst du mit nach Hause kommen?" Kundari sagte: „Ich kann nicht aufstehen." Pati sah, daß Kundaris Finger und Zehen und Haut verbrannt waren und sagte: „Warte, mein Kundari, ich will in die Stadt laufen und Leute holen. Die Leute sollen dich dann nach Hause tragen." Pati lief fort, lief in die Stadt, rief sechs Männer und sagte: „Nehmt Stangen mit euch und kommt dann mit mir. Kundari ist draußen vom Feuer sehr verbrannt. Wir wollen ihn auf die Stangen legen und nach Hause tragen." Die Männer kamen mit den Stangen. Pati lief mit den Männern dahin im Busch, wo das Feuer Kundari gepackt hatte. Kundari saß unter dem Baume. Er hatte seine Stellung nicht verändert.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Pati sagte zu ihm: „Mein Kundari, lebst du?“ Kundari sagte: „Warum soll ich nicht leben? Ich kann mich nur nicht aufrichten. Ich glaube auch nicht, daß ich gehen kann.“ Pati sagte: „Ich habe sechs Männer und Stangen mitgebracht. Wir werden dich nach Hause tragen.“ Die Männer legten Kundari auf die Stangen. Sie hoben ihn auf und trugen ihn fort. Kundari sagte nichts. Sie trugen ihn in die Stadt. Kundari sagte nichts. Sie brachten ihn in sein Haus und legten ihn auf sein Bett.

Als sie ihn auf sein Bett gelegt hatten, sagte Kundari: „Wenn das Feuer mich tötet (soll bedeuten, wenn ich an den Brandwunden sterbe), werde ich als Alledjenu wiederkommen. Wenn ich dann aber als Alledjenu in irgendein Haus komme, soll alle Welt wissen, daß ich es bin, der da gekommen ist. Niemand soll mich dann verkennen.“

Drei Monate lang lag Kundari auf dem Bette. Während der drei Monate sprach er nicht. Drei Monate lang pflegten ihn die Leute. Nach dieser Zeit starb Kundari. Er sprach bis zu seinem Tode nichts mehr. Kundari ward begraben. Acht Tage nachdem er begraben war, stürzte sein Grab ein. Es entstand eine Höhle. Die Leute kamen an dem Grabe vorbei und sahen, daß das Grab eingestürzt war. Die Leute sahen die Höhle und sagten: „Was dieser Kundari gesagt hat, das ist nun wahr geworden. Er ist nicht mehr in seinem Grabe.“ Alle Leute sagten: „Kundari hat die Wahrheit gesprochen. Er ist nicht mehr im Grabe.“

Acht Tage nachdem sein Grab eingestürzt war, kam Kundari als Alledjenu wieder. Der Alledjenu Kundari kam in Patis Haus und ergriff Pati (ein derartiges „Ergreifen“ oder „Besessen machen“ heißt im Haussa, wenn die besessene Person ein Weib ist: Jakama-ta, wenn es ein Mann ist: Jakama-schi; eine vom Alledjenu Niedergeworfene heißt Jabuge-ta, ein niedergeworfener Mann, Jabuge-schi). Pati wurde also von Kundari ergriffen und begann sogleich zu schreien. Seine Frau hörte ihn schreien, rannte herbei und sagte: „Was ist mit dir, mein Mann! Was ist mit dir!“ Pati antwortete nicht.

Die Frau fragte: „Was ist mit dir? Mein Mann, was ist mit dir?“ Die Frau fragte ihren Mann immer wieder, aber Pati antwortete nicht. Er schrie. Die Frau fürchtete sich, und lief in großer Furcht fort. Sie lief zu einem Jäger und sagte: „Komm nur schnell in unser Haus. Komm nur schnell und sieh Pati. Seit heute morgen sieht mich mein Mann nicht mehr. Er verdeckt die Augen und schreit.“ Der Jäger sagte: „Ich werde sogleich mit dir kommen. Wir wollen Pati gleich ansehen.“ Der Jäger kam mit, sah Pati und sprach: „Wir

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wollen deinen Mann hinsetzen." Der Jäger und die Frau wollten Pati hinsetzen. Es ging aber nicht. Sie konnten Patis Hände nicht öffnen. Die Hände waren geschlossen und hart wie Stein zusammengepreßt. Patis Glieder waren (steif) wie Holz. Er war starr wie ein Toter. Aus seinen Augen aber rannen Tränen.

Der Jäger betrachtete Pati und sagte: „Nun weiß ich alles, was diese Sache anbelangt. Kundari sagte: ‚Ich fliehe auch nicht vor dem Feuer!' Pati sagte: ‚Das müßte ich erst sehen.' Kundari sagte, ehe er starb: ‚Wenn das Feuer mich tötet, werde ich als Alledjenu in irgendein Haus kommen, dann soll alle Welt wissen, daß ich es bin, der da gekommen ist. Niemand soll mich dann verkennen!' Pati sagte dann aber zu den Leuten: ‚Ich glaube das nicht. Kundari kann nicht als Alledjenu wiederkommen.' Pati sagte das, weil er nichts von der Art dieser Menschen weiß. Menschen von der Art Kundaris halten, was sie sagen, wenn sie es wollen. Darum, sage ich, weiß ich alles, was diese Sache anbelangt."

Die Frau sagte: „Abokina! Sage mir, was kann hier getan werden, damit mein Mann wieder gesund wird?" Der Jäger sagte: „Dein Mann ist nicht krank! Du verstehst das nicht. Ich werde aber alles Nötige tun." Er sandte seinen Jungen in sein Haus zurück und sagte: „Geh in mein Haus, nimm da den kleinen Topf mit Magani (Medikamenten) und bringe ihn hierher." Der Junge ging. Der Jäger fragte die Frau Patis: „Kannst du mir ein Huhn bringen?" Sie sagte: „Sicher kann ich ein Huhn bringen." Der Jäger sagte: „Dann gehe hin und bringe es." Die Frau ging und brachte das Huhn. Der Junge kam aus dem Hause des Jägers zurück und brachte den Topf mit Magani. Der Jäger sagte zur Frau: „Nun gib mir noch etwas Sorghum!" Die Frau brachte das Sorghum.

Der Jäger streute das Sorghum auf die Erde und sagte zu der Frau: „Wenn das Huhn nun die Körner der Daua (Sorghum) aufpickt und ißt, so ist das ein Zeichen, daß es Kundari ist, der deinen Mann besessen gemacht hat. Wenn das Huhn aber die Körner nicht aufpickt, dann ist Kundari nicht in deinem Manne." Dann sprach er zu dem Kopfe Patis und sagte: „Wenn du Alledjenu bist, so nimm dies Huhn." Darauf setzte der Jäger das Huhn auf die Erde.

Als er das Huhn der Frau Patis auf die Erde gesetzt hatte, lief das Huhn sogleich auf das Korn zu und begann es aufzupicken. Es pickte in großer Hast sogleich alle Körner auf, die der Jäger hingestreut hatte. Er sagte zu der Frau: „Habe ich es dir nicht gleich gesagt, daß es Kundari ist, der deinen Mann ergriffen hat? Hast du gesehen, daß das Huhn alle Körner aufgepickt hat?"

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Jäger sagte zu der Frau Patis: „Nun bringe mir Wasser!“ Sie brachte Wasser. Der Jäger nahm von den Magani aus seinem Topfe und mischte sie mit dem Wasser. Mit dem gemischten Wasser begann er den Pati zu waschen. Er wusch ihn oben und unten. Er wusch mit dem Maganiwasser Patis ganzen Leib. Er wusch mit dem Maganiwasser alle seine Glieder. Er wusch damit jeden Teil der Haut Patis.

Als er so gewaschen war, begann Pati zu sprechen und sagte: „Heute habe ich Kundari wiedergesehen. Er befindet sich nun wohl. Seine Hände, seine Füße und Haut sind nun wieder wie früher, ehe er verbrannt wurde, Kundari ist wieder gesund!“ Der Jäger sagte zu Pati: „Zur Zeit, da Kundari noch lebte, sagte er dir alles. Er sagte dir, er würde vor dem Feuer nicht weglaufen. Du wolltest ihm das nicht glauben. Er sagte dir, wenn das Feuer ihn töten würde, würde er als Alledjenu wiederkommen. Du wolltest ihm das nicht glauben.“ Pati sagte: „Was du sagst, ist richtig! Du hast recht. Ich wollte Kundari nicht glauben. Er hat mir heute selbst gesagt, daß es so ist. Nun ist es so. Kundari hat mir auch gesagt, er wolle mir und meiner Frau helfen, daß wir in diesem Jahre noch ein Kind gebären. Wir werden in diesem Jahre also noch ein Kind bekommen.“ Der Jäger sagte: „Du glaubst also jetzt das, was Kundari sagt?“ Pati sagte: „Gewiß glaube ich jetzt, was er sagt. Kundari hat auch gesagt, daß ich dem Kinde, das wir in diesem Jahre gebären werden, seinen eigenen Namen geben solle.“ Der Jäger sagte: „Dann tue das, und es wird für euch und das Kind gut sein.“

Danach war Pati wieder gesund. Drei Monate nachher aber war Patis Frau guter Hoffnung. Dann ward nach der Zeit das Kind geboren. Es war aber fleckig, hell und dunkel gefleckt, wie ein Albino. Die Haut des Kindes war gefleckt wie eine Haut, die vom Feuer verbrannt ist. Die Leute wuschen das Kind, sie wuschen es mit Wasser und mit Magani, aber die Haut des Kindes blieb fleckig. Pati wußte nicht, was er mit dem Kinde machen sollte.

Er sagte: „Der Jäger hat mir geholfen. Der Jäger kann sicher auch dem Kinde helfen.“ Er ging zu dem Jäger und sagte: „Das Kind, von dem mir Kundari gesagt hat, ist nun geboren. Das Kind ist aber fleckig, weiß und dunkel, die Haut des Kindes ist gefleckt, wie die eines Albino. Sie ist gefleckt wie eine Haut, die vom Feuer verbrannt ist. Wir haben das Kind mit Wasser und Magani gewaschen. Die Flecken bleiben aber. Kannst du mir nun nicht ein Magani geben, um das Kind gesund und seine Haut gut zu machen?“

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Jäger sagte: „Diesem Kinde kann nur Kundari helfen. Gib also dem Kinde den Namen Kundaris, wie er es dir auch selbst schon gesagt hat.“ Pati ging und gab dem Kinde den Namen Kundaris.

Es war ein Knabe. Der wuchs heran und wurde groß. Als er aber groß war, kam jeden Freitag der Wind (Iska) über ihn. Der Alledjenu packte dann das Kind. Dann konnte der Knabe die vier Finger nicht öffnen (d. h. also, er schloß die Finger krampfartig fest, so daß nur die Daumen nach außen standen und beweglich waren). Das ereignete sich jeden Freitag. Die Leute, die das sahen, sagten zu Pati: „Die Sache, die du da ins Land gebracht hast, ist nicht gut. Sie ist gar nicht gut!“ Pati sagte: „Was soll ich tun? Es ist mein Freund Kundari! Wenn mein Freund zu mir kommt, kann ich es ihm nicht wehren.“ Die Leute sagten: „Gut, wenn du ihn nicht lassen willst, dann mag die Art (= Hali) wenigstens in deiner Familie bleiben. Wir wollen nichts damit zu tun haben.“

Daher kommt Kundaris Krankheit immer in der Familie Patis zum Ausbruch, nie aber in einer anderen Familie.

□ □

6. Serki Rafin, der Alledjenu der Flüsse.

6. Serki-Rafin, der Alledjenu der Flüsse. (Haussa-Kono.) — Nun kommen wir zu einer Gottheit, die anscheinend weitere Verbreitung und wesentlichere Beachtung und Verehrung bei den Borileuten gewonnen hat, als irgendein anderer der Alledjenus. Es ist dies Serki (König) Rafin (der Flüsse). An anderer Stelle wird darauf einzugehen sein, welch ungemeine Bedeutung überhaupt neben den Bäumen die Gewässer in diesen Mythologien haben. (Siehe Dodo und Baschama am Benue.) Hier nun das, was die Kanoleute über den Flußgott zu sagen haben. Es ist eine längere Ueberlieferung.

Eine Frau war schon drei Jahre mit ihrem Manne verheiratet, hatte aber immer noch kein Kind. Sie sagte (eines Tages) zu ihrem Mann: „Ich will meinen Wassertopf nehmen, hinab zum Flusse gehen und Wasser heraufbringen.“ Der Mann sagte zu seiner Frau: „Laß das! Warte damit! Die Sonne steht nun gerade in der Mitte (d. h. es war Mittag). Es soll niemand zum Wasserholen gehen, wenn die Sonne in der Mitte steht. Niemand tut das. Tue du es auch nicht. Warte damit.“ Die Frau sagte: „Was soll ich denn tun? Ich habe kein Wasser für meine Arbeit. Ich habe alles Wasser heute morgen verbraucht. Ich will meine Arbeiten jetzt machen. Ich

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

will nicht warten bis nachher." Der Mann sagte: „Gehe nicht!" Die Frau sagte: „Ich will gehen. Ich muß meine Arbeit verrichten." Der Mann sagte: „Geh nicht!" Die Frau sagte: „Ich will gehen. Ich muß gehen. Ich will meine Arbeit verrichten." Sie nahm ihren Wasserkrug und ging zum Flusse hinab. Der Weg zum Flusse war ganz kurz.

Der Mann wartete auf die Frau. Die Frau kam nicht wieder. Der Weg zum Flusse war ganz kurz. Der Mann wartete sehr lange — die Frau kam nicht wieder. Die Sonne war schon bis dahin (etwa 2 Uhr) herabgekommen — die Frau kam nicht wieder. Der Mann sagte: „Ich muß sehen, wo meine Frau bleibt. Ich habe meiner Frau gesagt, daß niemand mittags Wasser holen soll. Es ist etwas geschehen. Ich will gehen und sehen, wo meine Frau ist." Der Mann ging zum Flusse hinab. Er kam an den Fluß und sah seine Frau. Sie stand bis an die Hüften im Wasser und konnte nicht mehr aus dem Wasser herauskommen. Die Frau wurde im Wasser festgehalten. Sie war im Wasser festgehalten und schrie. Die Frau schrie und schrie. Der Mann sah, wie seine Frau im Wasser festgehalten wurde und schrie auch. Dann lief er fort.

Der Mann lief in die Stadt zurück zu seinem Vater und sagte: „Mein Vater! Heute mittag wollte meine Frau im Flusse Wasser holen. Ich sagte ihr: „Laß das! Warte damit! Es soll niemand zum Wasserholen gehen, wenn die Sonne in der Mitte steht!" Meine Frau saget: „Ich will gehen! Ich will meine Arbeit verrichten." Meine Frau ging; ich wartete auf sie. Ich wartete lange. Ich bin dann soeben hinabgegangen, um nach ihr zu sehen. Ich habe meine Frau gesehen. Sie steht bis an die Hüften im Wasser und kann nicht mehr aus dem Wasser herauskommen. Sie steht im Wasser und schreit und schreit." Der Vater des Mannes sagte: „Ich werde mit dir hinab zum Flusse gehen und diese Sache ansehen."

Der Mann ging mit seinem Vater zum Flusse. Der Vater sah, wie die Frau im Wasser stand. Die Frau stand bis an die Hüften im Wasser und konnte nicht fort. Sie schrie und schrie. Der Vater sagte: „Ich will deine Frau herausziehen." Er ergriff sie und wollte sie herausziehen. Die Frau schrie und schrie, der Vater zog; er zog stark, konnte aber die Frau nicht herausbekommen. Die Frau wurde im Wasser festgehalten und konnte nicht herausgelangen. Der Vater sagte: „Was soll ich da tun? Ich kann sie nicht herausziehen!" Die Frau schrie und schrie. Der Mann schrie. Der Vater sagte: „Was soll ich da tun?" Die Frau stand im Wasser. Der Mann stand am Ufer. Der Vater stand am Ufer.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dann (nach langer Zeit) konnte die Frau aus dem Wasser kommen. Niemand hielt sie. Niemand half ihr. Die Frau konnte herauskommen. Als sie aus dem Wasser kam, war sie ganz trocken. Das Kleid der Frau war trocken. Die Hüften der Frau waren trocken. Die Frau war nicht ein wenig feucht. Sie ging mit dem Manne und mit dessen Vater nach Hause. Als sie nach Hause kam, legte sie sich nieder.

Als es (am gleichen Tage) dunkel wurde, sprang die Frau von ihrem Bette auf und schrie. Sie weinte und schrie: „Ich muß zu meinem Ehemann am Fluß! Ich muß zu meinem Ehemann an den Fluß!" Die Leute sagten: „Was willst du?! Dein Ehemann ist doch nicht am Flusse, dein Ehemann ist doch bei dir im Hause!" Die Frau weinte und schrie: „Ich muß zu meinem Ehemann an den Fluß! Ich habe am Flusse einen Ehemann, der diesen hier weit übertrifft." Sie weinte und schrie und lief hinaus. Die Frau lief zum Flusse hinab. Sie kam an den Fluß und weinte und sagte: „Serki Rafin! Ich bitte dich! Serki Rafin! Ich bitte dich. Hilf mir, daß ich bald ein Kind erhalte. Ich bin schon drei Jahre verheiratet und habe noch kein Kind." Serki Rafin sagte: „Gehe in dein Haus. Sage zu deinem Manne, daß ich zu euch kommen will, wenn er mir das geben will, was ich brauche. Wenn dein Mann mir das gibt, will ich zu euch ins Haus kommen. Dann soll dein Mann noch einmal dich umarmen, und dann wirst du guter Hoffnung werden. Ich will immer bei euch bleiben, aber ihr müßt mir immer das meine geben." Die Frau sagte: „Ich will sogleich nach Hause zurücklaufen, und will das meinem Manne sagen."

Die Frau lief nach Hause. Sie kam zu ihrem Manne und sagte zu ihm: „Mein Mann! Serki Rafin will zu uns ins Haus kommen, wenn du ihm das gibst, was er braucht. Du sollst mich dann einmal umarmen, und dann soll ich guter Hoffnung werden." Der Mann sagte: „Es ist gut, ich will gerne dem Serki Rafin das geben, was er nötig hat. Warte aber. Ich will erst mit meinem Vater reden." Der Mann ging zu seinem Vater und sagte: „Serki Rafin will zu uns ins Haus kommen, wenn ich ihm das gebe, was er braucht. Ich soll dann noch einmal meine Frau umarmen, und dann soll sie guter Hoffnung werden." Der Vater sagte: „Weshalb soll es nicht so werden? Weshalb soll Serki Rafin nicht kommen? Ich bin ein reicher Mann und kann dir alles geben, was er braucht." Der Mann ging zu seiner Frau und sagte: „Gehe hin und sage dem Serki Rafin, er solle kommen; ich könne ihm alles geben, was er braucht."

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Frau lief zum Flusse und sagte zum Serki Rafin: „Komm mit mir! Mein Mann wird dir alles geben, was du haben willst. Komm mit in unser Haus und wohne mit uns!“ Serki Rafin sagte: „Es ist gut, ich werde meinen Boten mit dir senden. Mein Bote soll mit deinem Manne sprechen.“ Die Frau ging mit dem Boten. Nur sie und niemand außer ihr konnte Serki Rafin und seinen Boten sehen. Der Bote kam mit der Frau in das Haus und sagte zum Manne: „Serki Rafin braucht weißen Stoff, weiße Kauri, weißen Widder und andere weiße Tiere. Aber wenn du Serki Rafin weiße Tiere opfern willst, so mußt du immer ein männliches und ein weibliches (also ein Pärchen) weißes Tier opfern.“ Der Mann sagte: „Das will ich tun!“

Der Bote ging zu Serki Rafin zurück und sagte zu ihm: „Du wirst erhalten, was du brauchst.“ Serki Rafin kam in das Haus. Nur die Frau konnte ihn sehen. Der Mann opferte Serki Rafin weißen Stoff, weiße Kauri, weißen Widder und andere männliche und weibliche weiße Tiere. Nachts umarmte der Mann seine Frau. Serki Rafin machte ein Magani (Medikament) für die Frau. Er machte in einer Topfschale Feuer; auf das Feuer schüttete er Pulver. Es stieg Rauch auf. Die Frau setzte sich über den Topf, aus dem der Qualm aufstieg. Sie schlug ihr Kleid um sich und um den Topf. Aller Qualm stieg ihr in den Mund, und sie atmete ihn ein.

Serki Rafin sagte: „Ich werde nun wieder gehen. Dein Wunsch wird sehr bald erfüllt werden.“ Er ging wieder in das Wasser zurück. Schon nach einigen Monaten stand das freudige Ereignis nahe vorher. Serki Rafin kam aus dem Wasser zurück (also befiel die Frau wieder). Sie schrie laut auf: „Holt eine Goye (Geige). Ich will tanzen. Holt eine Goye. Ich will tanzen.“

Die Leute sagten: „das ist nicht gut. Warte, bis du dein Kind geboren hast. Dann kannst du wieder tanzen. Wenn du heute tanzest, gibt es ein Unglück.“ Die Frau schrie: „Holt eine Goye! Ich will tanzen. Holt eine Goye! Ich will tanzen!“ Die Leute holten eine Goye. Sie spielten die Goye, und die Frau tanzte zur Goye. Es schadete ihr nichts; sie blieb gesund. Sie gebar ein Kind, das war gesund. Seitdem spielt man die Goye, wenn ein Mann oder eine Frau von einem Alledjenu befallen wird.

Einige Haussa nehmen an, daß Serki Rafin eine Frau im Wasser habe, die auch ein Alledjenu ist. Dieser Alledjenu heißt Magadja Rafin.

□ □

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

7. Einwanderung der Haussa-Alledjenu über den Benue nach Kororofa im Süden.

7. Legenden von der Wanderung der Alledjenu unter Asamas Führung über den Benue nach Kororofa (heidn. Haussa; Wukari). — Auf der (nördlichen) Seite des Benue lebten vordem folgende Alledjenu: Adara, Jimoa, Bakoka, Babuke, Gunga, Dungudjirri, Baru, Sogo, Arri, Dauwa, Djibirri(n), Auta, Agurmaje, Wauwa, Rigadja, Korro (männliche Alledjenu), ferner: Asana, Adama, Moremu, Nassara, Sosonni, Asumi, Kumatu, Asulpa (weibliche Alledjenu). Sie waren anfangs alle im Busch. Dauwa war verheiratet mit Nassara. Sogo (od. Sogbo) war verheiratet mit Asumi, Djibirri(n) war verheiratet mit Kumatu, Wauwa war verheiratet mit Asana, Arri war verheiratet mit Adama, Rigadja war verheiratet mit Moremu, Korro war verheiratet mit Asulpa. — Sosonni aber war Mauwakaschi (d. i. verrückt). Sie lief darum nackt umher. (Es ist eine auffallende Erscheinung, die nicht allein mit den verschiedenen, psychologischen Eigenarten des Wahnsinns zusammenhängt, daß man im Sudan häufig die Wahnsinnigen, man möchte sagen, prinzipiell unbekleidet herumlaufen läßt.) Alle anderen waren aber in weiße Kleider gehüllt. Sie trugen alle nichts Schwarzes an sich.

Asama (auch wohl Aschama) brachte alle diese Alledjenu von der anderen (nördlichen) Seite des Benue herüber, und das kam so: Die Alledjenu lebten drüben (im Norden) im Busch und konnten nicht herüberkommen. Sie saßen auf der anderen Seite des Flusses, und auch in der Zeit, als das Wasser fiel, konnten sie nicht herüberkommen. Asama kam nun aus dem Flusse. Er sah die 24 Alledjenus, kam zu ihnen und fragte sie: „Was macht ihr hier denn alle miteinander? Weshalb sitzt ihr denn alle hier auf dem Flußufer?“ Die Alledjenu sagten: „Wir möchten gerne über den Fluß. Wir können aber nicht über den Fluß kommen. Der Fluß muß geschlossen werden. Sonst können wir nicht hinübergehen.“ Asama fragte: „Ist das alles?“ Die Bori sagten: „Ja, das ist alles.“ Asama sagte: „Dann werde ich euch den Weg zeigen!“

Asama hob sich empor und wurde höher und höher gehoben. Er stieg auf wie eine Rauchsäule und wuchs höher auf als die höchsten Bäume. Dann beugte er sich weit hinüber über den Fluß, so daß er das Ufer berührte, während er mit dem anderen Teil auf dem anderen Ufer stand. Er lag über dem Flusse, wie ein Regenbogen, er war über dem Flusse wie eine Brücke über einem Bach. Darauf schritten alle die Alledjenu über Asama und den Fluß hinüber, und so kamen sie über den Benue nach dem Lande im Süden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mit den Alledjenu waren auch die Aku (die Masken; hier sind sie Aku-ma genannt) an das andere (nördliche) Ufer des Benue gekommen. Sie wollten auch über den Fluß hinüber. Die Alledjenu gingen alle über Asama wie über eine Brücke über den Fluß. Asama sagte zu den Aku: „Macht, geht auch schnell hinüber." Der erste Aku sagte aber: „Ich brauche diesen Asama nicht. Denn ich bin selbst ein Baba mutum (großer Mann). Ich brauche diesen Asama nicht. Ich gehe allein über den Fluß hinüber." Dann ging Aku auf dem Wasser des Flusses. Als er auf dem Flußwasser war, kam aber Kada (das Krokodil) und packte ihn an der rechten Hand. Kada biß Aku die rechte Hand ab. Asama sah das und sagte zu Aku: „Habe ich dir nicht gleich gesagt, du solltest mit meiner Hilfe über meine Brücke gehen? Hast du nun gesehen, was Kada mit dir gemacht hat? Wer ist nun der große Mann, mein Aku?" Die Alledjenu sagten aber zu ihm: „Asama, wir bitten dich! Hilf ihm, daß ihn nicht der Kada tötet. Wir bitten dich! Hilf ihm!" Asama sagte: „Es ist gut. Ich will ihm helfen, aber ich tue es nur, weil ihr mich bittet." Asama ging hierauf in das Wasser, ergriff den Aku bei der Hand und zog ihn an das Südufer des Kogi (Flusses). Danach mischte sich Aku unter die Alledjenu.

Die Alledjenu traten zusammen und sprachen miteinander. Dann kamen sie zu Asama und sagten: „Asama, du bist nun unser Herr. Wenn du nicht gewesen wärst, wären wir niemals über den Fluß gekommen. Du hast uns aus dem Busch drüben an dieses Land gebracht. Wo du nun hingehst, da wollen wir auch hingehen. Führe uns, wohin du willst." Asama sagte: „Ich danke euch. Ich will gerne für euch sorgen. Aber ihr seht: niemand hat mir Essen gegeben, ich selbst habe nichts zu essen; wovon soll ich nun euch geben? — Ich will mich aber umsehen, kommt mir nach! Ich will euch führen." Die Alledjenu sagten: „Wir werden dir überallhin folgen."

Asama schritt voran und ging weiter in das Land hinein (also vom Flusse weg). Die Alledjenu folgten ihm in langer Reihe. Asama ging durch den Busch hin, die Alledjenu folgten ihm in langer Reihe. Asama ging auf das Land mit den Farmen zu, die Alledjenu folgten ihm in langer Reihe. Asama ging zu den Farmen, alle Alledjenu waren hinter ihm. Auf den Farmen arbeitete ein Mann, ein Abaqua-riga (heidnischer Haussa). Der hob den Kopf und richtete sich auf. Er sah die lange Reihe der Alledjenu mit Asama an der Spitze und sagte: „Was ist das? Das habe ich noch nicht gesehen, das ist mir fremd. Ich will aber stehen bleiben und die Sache herankommen lassen."

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Mann blieb stehen und wartete ab, bis Asama und die Alledjenu ganz nahe herangekommen waren.

Dann fragte der Mann Asama: „Was für Leute seid ihr? Wer bist du, der den anderen vorangeht? Wer sind die anderen? Wohin wollt ihr gehen?" Asama sagte: „Ich gehe an der Spitze dieser Leute, aber ich brachte sie nicht hierher. Sie konnten nicht über den Fluß kommen. Darauf kam ich aus dem Flusse und machte mich zur Brücke. So gingen sie herüber auf diese Seite des Flusses. Aku kam dann auch mit, als der Kada ihm den rechten Arm abgebissen hatte. So sind wir hierher gekommen. Ich habe aber nichts, um diesen Leuten Essen zu geben. Ich habe selbst nichts zu essen. So bringe ich denn diese Leute in euere Stadt." (Mit dieser Stadt ist das jetzige Wukari gemeint, das in alter Zeit nicht von Jukum, sondern von den „heidnischen" Haussa, den Abaqua-riga bewohnt war!)

Der Mann sah die Alledjenu und hörte, was Asama zu ihm sagte. Er sagte zu Asama und allen anderen: „Es ist gut. Kommt denn mit mir. Ihr könnt alle miteinander in meinem Gehöfte wohnen." Asama sagte: „Wir kommen mit dir. Gehe nur voran."

Der Mann ging voran; Asama und die Alledjenu und Aku kamen ihm nach. Er ging mit allen in die Stadt und zu seinem Gehöfte; Asama und die Alledjenu und Aku folgten ihm. Der Mann ging auf seinen Hof; Asama und die Alledjenu folgten ihm. Aku blieb draußen stehen. Der Mann sagte: „Dieses hier ist mein Gehöft, hier könnt ihr bleiben." Asama sagte: „Sollen wir unter dem Himmel bleiben? Kannst du uns nicht ein Haus geben?" Der Mann sagte: „Was für ein Haus willst du haben?" Asama sagte: „Für mich lasse ein Haus aus Sana bauen. (Sana ist das Sekkomattenwerk der Mande und Adamauafulbe. Auch die Joruben nennen es Sana, haben aber diese Wandart früher nicht gekannt; die Jukum nennen es Akung.) Das ist gut für mich." Der Mann sagte: „Das sollst du haben." Er brachte Stangen und Sekko und baute ein Haus aus Sekkowänden auf, mit einem Dache darüber. Asama ging in das Haus und sagte: „Dieses Haus ist gut für mich."

Der Mann fragte ihn: „Was ist nun mit diesen Leuten (den Alledjenu)? Wollen wir nicht ein Haus für sie suchen?" Asama sagte: „Es ist sehr gut, wenn du das tust. Suche ihnen ein gutes Haus." Der Mann sagte: „Sie müssen aber ein anderes Haus haben als du?" Asama sagte: „Ja, baut diesen Leuten ein gutes Haus, denn sie kommen von weit her." Der Mann sagte: „Die Leute sollen ein anderes Haus haben." Dann rief er seine Leute und brachte Lehm und Wasser. Er bereitete alles zu, dann begann er die Arbeit.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Mann baute dann ein großes Haus mit Wänden aus Lehm. Es war ein großes Haus und nur für die Alledjenu. Er fragte: „Ist das gut?" Der Asama sagte: „Es ist recht gut." Dann gingen die Alledjenu in ihr Haus.

Der Mann ging und bereitete Bier. Er kam zu Asama und brachte es ihm. Asama sagte: „Was ist das?" Der Mann sagte: „Das ist Gija (Bier)!" Asama sagte: „Laß das, in meinem Lande wird kein Bier getrunken." Der Mann fragte: „Was willst du denn zu essen haben?" Asama sagte: „Laß mir Furra (Mehlklöße) mit Pfeffer und Tschita bereiten. Mische das und bringe es mir. Das ist das, was ich in meinem Lande gewohnt war zu essen. Anderes brauche ich nicht." Der Mann sagte: „Das sollst du haben." Er bereitete das Furra und daraus den Brei und brachte den Brei Asama. Der sagte: „Es ist gut so. Ich danke dir."

Der Mann fragte: „Was essen denn deine Leute, die Alledjenu?" Asama sagte: „Gib ihnen nur Tschikaffa (Reis) und Djoro (Penisetitum), sowie Suma (Honig). Bier trinken sie auch nicht. Schlachte ihnen aber Sakara-ja (roten Hahn) oder Rago (Schafbock). Stoße das Korn im Mörser. Mische das Mehl mit Honig und tue das Fleisch des Hahnes oder Widders dazu. Dann koche das. Das ist das Gericht, das den Alledjenu am liebsten ist." Der Mann sagte: „Das sollen deine Leute erhalten." Er ging hin, bereitete das Essen für die Alledjenu, und sie aßen.

Als die Alledjenu gegessen hatten, fragte der Mann den Asama: „Wo willst du mit allen diesen Leuten noch hinziehen?" Asama sagte: „Wo sollen sie hingehen? Wenn ihr uns gut haltet, wenn ihr uns genug zu essen gebt, können wir bei euch bleiben. Die Sache ist dann nicht unsere, sondern euere (soll heißen: entscheidet ihr darüber)." Der Mann sagte: „So bleibt bei uns, wir wollen euch immer zu essen geben, was ihr braucht." Asama sagte: „Es ist gut. Wir bleiben."

Der Mann ging, kam dann wieder zu Asama zurück und sagte: „Was ist das mit Aku? Aku steht noch draußen vor dem Gehöfte." Asama sagte: „Ich will hingehen und mit ihm sprechen." Er ging hinaus und sagte zu Aku: „Die Alledjenu und ich bleiben hier. Komm, bleib mit uns zusammen." Aku sagte: „Nein, ich mag diese Abaquariga nicht. Ich will nicht mit euch zusammenbleiben, denn ihr trinkt kein Bier. Ich gehe lieber zu den Jukum. Die Jukum sind mir angenehmer. Bei den Jukum bekomme ich mein Bier." Aku ging weg zu den Jukum. Der Mann sagte zu Asama: „Halte diesen Aku

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nicht zurück. Laß den Aku allein gehen. Gehe auch nicht mit dem Aku fort. Bleibt ihr anderen bei mir. Wollt ihr anderen denn bei mir bleiben?" Asama sagte: „Wir wollen diesen Aku fortgehen lassen. Der Aku ist anders als wir sind. Wir anderen wollen aber bei dir bleiben." So blieben Asama und die Alledjenu in dem Gehöfte der Abaqua-riga wohnen. Aku aber kam auf diese Weise zu den Jukum.

Asama und die Alledjenu wohnten nun bei dem Abaqua-riga-Manne. Die anderen Leute der Stadt sahen das und sprachen unter sich: „Soll dieser eine Mann denn alle für sich allein haben?" Sie kamen zu dem Manne, bei dem Asama und die Alledjenu wohnten und sagten zu ihm: „Abokina (mein Freund)! Du hast jetzt viele Freunde bei dir. Willst du nicht jedem von uns einen Alledjenu überlassen? Glaubst du nicht, daß für jeden Alledjenu besser gesorgt werden kann, wenn jeder sein eigenes Gehöft hat?" Der Mann sagte: „Dies ist nicht meine Sache (zu entscheiden). Ich will aber Asama fragen." Der Mann ging zu Asama und sagte: „Die angesehenen Leute der Stadt sind zu mir gekommen und haben mich gefragt, ob ich nicht jeder angesehenen Familie einen Alledjenu überlassen wolle. Das ist aber nicht meine Sache. Sage du mir die Antwort." Asama sagte: „Das ist auch nicht meine Sache. Ich will aber mit den Alledjenu sprechen. Sie können sagen, was sie wünschen." Darauf ging Asama zu den Alledjenu und sagte: „Die angesehenen Leute der Stadt sind gekommen und haben gebeten, daß jeder von euch in eine angesehene Familie kommen möchte." Die Alledjenu sagten: „Dann sollen wir also auseinander gehen?" Asama sagte: „Ihr könnt selbst bestimmen, was ihr wollt." Die Alledjenu besprachen sich und sagten: „Es ist gut. Jeder von uns wird in sein eigenes Haus gehen. Es muß aber gut für uns gesorgt werden."

So zerstreuten sich die Alledjenu unter die einzelnen Familien der Abaqua-riga. Zu den Jukum ging aber keiner von ihnen. Zu den Jukum ging nur Aku. — — — —

□ □

8. Der schmutzige Jato kommt mit Asama.

8. **Wie der schmutzige Jato mit Asama nach Wukari kam** (heidn. Haussa; Wukari). — Es kam aber mit Asama und den anderen 24 Alledjenu noch ein Alledjenu nach Wukari, der sich von den anderen abgesondert hatte und doch zuletzt sich wieder mit ihnen vereinigte. Die anderen Alledjenu konnten ihn nicht leiden, aber er langte doch mit ihnen zusammen an und darüber gibt es folgende Ueberlieferung:

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Magadja und der Adjingi des Bori in Illorin.

(Photogr. von Albrecht Martius.)

UB | Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

An dem Tage, als die anderen Alledjenu mit Asama über den Kogi (den Benue) zogen, war auch ein anderer Alledjenu bei ihnen, der hieß Jato (auch Jatari genannt, in Kano als Jangare, in Kontagora als Senserri, auch als Sensere bekannt). Die Alledjenu waren alle zusammen noch auf dem Nordufer, aber nicht mehr weit vom Kogi entfernt, da sprang ein Leopord, auf der Jagd nach einem Jambirri (auch Chambirri, d. i. der Husarenaffe), durch den Busch. Jato sah den Jambirri, sah, wie der Leopard ihn jagte und sagte: „Das muß ich sehen!" Er sprang auf.

Agondaua war der Führer der Alledjenu. Er sah, wie Jato aufsprang, um zu dem Jambirri hinüberzulaufen, und sagte zu ihm: „Laß ab!" Jato aber lief von dannen. Agondaua sagte zu den anderen Alledjenu: „Laßt den Jato hinter dem Jambirri herlaufen! Er ist verrückt! Was verlieren wir an diesem Jato?" Jato rannte hinter dem Jambirri her. Die anderen Alledjenu zogen aber zum Flusse hinab. Sie warteten am Flusse. Asama kam und setzte die Alledjenu über.

Als sie auf der anderen Seite des Benue waren, sagten sie untereinander: „Wir werden nun Essen finden. Was soll aber aus Jato werden? Soll Jato im Busche verhungern? Wir können Jato nicht so verlassen; denn er ist verrückt." Die Alledjenu sprachen mit Agondaua. Der sagte: „Es ist gut, ich werde mit Asama sprechen." Er kam zu Asama und sagte: „Einer unserer Kameraden ist drüben geblieben. Er ist verrückt. Er wird verhungern, wenn er allein im Busch bleibt. Abokina (mein Freund)! Wir bitten dich: Gehe zurück und hole ihn auch herüber." Asama ging zurück ans Ufer und wartete am Südufer des Benue auf Jato.

Nach einiger Zeit kam dieser am Nordufer des Benue an, über und über mit dem Kot des Jambirri beschmiert. Er hatte dem Jambirri das Fell abgezogen und hatte es über die Schulter gehängt. Als er am anderen Ufer des Flusses ankam, rief Asama hinüber: „Willst du nun über den Fluß herüberkommen, wie die anderen Alledjenu? Oder willst du nicht?" Jato sagte: „Abokina, sei nur nicht ärgerlich. Wenn ich nicht mit den anderen Alledjenu hinübergekommen bin, so geschah das nur, weil ich den Jambirri so sehr liebe. Ich liebe ihn mehr als alles andere. Darum mußte ich sein Fell haben. Nun habe ich aber das Fell, und nun bitte ich dich, auch mich hinüberzubringen wie die anderen Alledjenu, Abokina, ich bitte dich." Asama sagte: „Ich will dich herüberbringen. Du bist aber über und über mit Kot beschmutzt. Du mußt dich also erst waschen, ehe ich dich herüberbringe. Denn du beschmutzest mir sonst

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

meine Kleider." Jato sagte: „Abokina, sieh! Jeder hat seine Sache. Das hier ist die meine. Ich kann mich nicht waschen. Bringe mich doch so hinüber." Asama sah, daß Jato verrückt war und brachte ihn auf das andere Ufer. Als er ihn herüber gebracht hatte, zeigte er Jato die Stadt und sagte: „Sieh dorthin. Siehst du die Stadt?" Jato sagte: „Ja, ich sehe diese Stadt." Asama sagte: „Gut. Gehe in diese Stadt. Gehe allein hin, denn ich mag nicht mit dir gehen, wo du so beschmutzt bist. Gehe also allein hin in diese Stadt. Frage nicht viel. Gehe auch nicht viel umher, sondern gehe gleich geradeaus. Dann kommst du an das Haus Agondauas. Agondaua wird dir dann zeigen, wo ihr wohnt, wo du zu essen bekommst und was du zu tun hast. Gehe nun!" Jato ging.

Er ging allein in die Stadt. Er ging durch die Straßen der Stadt, ging aber nicht in das Gehöft Agondauas, das Asama ihm gezeigt hatte. Er ging überall herum, ging in kein Gehöft, fragte niemand, und die Leute wichen ihm aus, weil er mit dem Kot des Jambirri beschmutzt war. Als es Abend war, wurde Jato hungrig und sah sich nach etwas um, was er essen könnte. Aber er sah nichts. Er suchte und kam dahin, wo die Leute sich entleerten. Er sah den Menschenkot und begann ihn zu essen. Er schmierte sich mit dem Kot ein.

Als es Nacht war, kam Asama zu Agondaua und sagte: „Ist denn Jato noch nicht hier?" Agondaua sagte: „Wir haben Jato nicht gesehen, seit er auf der anderen Seite des Flusses dem Jambirri nachgelaufen ist. Hast du ihn denn über den Fluß gebracht?" Asama sagte: „Gewiß habe ich ihn heute morgen in der Frühe über den Fluß gebracht. Ich zeigte ihm den Weg zu deinem Hause. Das war heute in der Frühe. Jetzt ist es Nacht und lange Zeit nach der Stunde des Essens." Agondaua sagte: „Dieser Jato ist verrückt, er wird wieder irgend etwas getan haben. Man kann mit diesem Jato nichts machen." Asama sagte: „Wartet nur! Euer Jato wird schon kommen."

Jato lief nachts in der Stadt umher und fragte die Leute: „Wo wohnen die Alledjenu?" Die Leute sagten: „Es ist unsicher, wo die Alledjenu wohnen. Sie wohnen bald hier bald dort." Jato sagte (bei sich): „Diese Leute sind dumm, sie wissen nichts von den Alledjenu." Er lief weiter. Er traf eine Frau und fragte sie: „Es sind viele Fremde in der Stadt angekommen. Ihr erster ist Agondaua. Weißt du, wo Agondaua wohnt?" Die Frau sagte: „Ja, ich weiß es. Komm nur mit mir. Ich will dir den Weg zeigen." Sie ging voran. Jato folgte ihr. Sie führte ihn bis zu dem Ge-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

höfte. Vor dem Sauri (Durchgangshaus) des Gehöftes blieb sie stehen und sagte: „Da gehe nur hinein. Da drinnen wohnen deine Kameraden. Ich selbst will aber nicht mit hineingehen." Jato sagte zu der Frau: „Nein, gehe nicht fort, du darfst nicht so weggehen. Du mußt mir den Weg hineinzeigen, denn ich kann nicht allein hineingehen. Ich bitte dich also, gehe voran!" Die Frau ging voran und zeigte ihm den Weg.

Jato ging hinter der Frau her durch den Sauri und kam hinter ihr her in das Gehöft, in dem Agondaua und die anderen Alledjenu waren. Agondaua sah die Frau des Jato, er sah, daß Jato mit Menschenkot beschmiert war, und sagte zu der Frau: „Frau, was soll das! Mit diesem Manne wollen wir nichts zu tun haben. Siehst du nicht, daß er von oben bis unten mit Menschenkot beschmutzt ist? Riechst du nicht, daß er schon von weitem nach Menschenkot stinkt?" Die Frau ging nicht, Jato ging nicht. Agondaua schrie: „Seht ihn! Sein Mund ist mit Kot beschmiert. Er stinkt. Bringt ihn weg. Es ist ihm gesagt worden, daß wir hier gutes Essen haben. Wir warteten auf ihn vom Morgen bis zum Abend. Er kam nicht vom Morgen bis jetzt, wo es Nacht ist. Er konnte Gutes bei uns essen. Er beschmutzte sich aber mit Kot. Nun wollen wir nichts mehr mit ihm zu tun haben. Bringt ihn weg!"

Jato ging. Er ging wieder in die Stadt und lief wieder in den Straßen herum. Er lief durch diese Straße, er lief durch jene Straße, er lief immer umher. Da traf er eine Frau, die warf er nieder. (Das ist nicht wörtlich als „handgreiflich" zu verstehen. Es will besagen, daß er die Frau besessen machte. Man nimmt an, daß die von Jato ergriffene Frau zunächst zu Boden stürzte und sich in konvulsivischen Zuckungen hin und her wand). Darauf wurde die Frau auch verrückt. Die Frau lief auch dahin, wo Menschenkot lag und begann auch, ihn zu essen und sich damit zu beschmutzen. Sie lief auch in den Straßen umher und beschmutzte sich in gleicher Weise wie Jato. Die Frau lief in ihrem Schmutze durch die Straßen und schrie.

Die Verwandten der Frau hörten sie schreien. Sie kamen heraus und fanden sie. Sie sahen, daß die Frau verrückt war, sie sahen, daß sie Kot gegessen hatte und sich mit Kot beschmutzt hatte, von oben bis unten, und sagten: „Was ist mit dir?" Die Frau antwortete nicht. Sie fragten immer wieder: „Was ist mit dir?" Die Frau antwortete nicht. Die Frau griff in den Kot, der da lag und rieb sich über und über damit ein. Der Mann der Frau sagte: „Sie ist niedergeworfen."

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Mann ging zu Asama und sagte: „Meine Frau war bis heute sauber und klug. Heute aber ist sie niedergeworfen. Sie läuft in der Stadt umher. Sie sucht Kot, sie ißt Kot, sie beschmutzt sich über und über mit Kot. Sie ist verrückt. Was ist mit meiner Frau? Was kann ich für meine Frau tun?" Asama sagte: „Das ist Jato. Das hat Jato getan, der die Frauen verrückt macht." Die Leute der Stadt standen umher und sahen die Frau. Sie sagten: „Das ist eine schlechte Sache. Das ist eine sehr schlechte Sache. Wir haben nie eine so schlechte Sache hier gesehen, ehe die Alledjenu in diese Stadt kamen."

Asama sagte: „Das ist nicht meine Angelegenheit. Das ist nicht die Angelegenheit der Alledjenu. Wenn ihr weiteres darüber wissen wollt, müßt ihr zu Agondaua gehen. Der ist das Oberhaupt der Alledjenu. Fragt Agondaua. Wißt ihr, wo er wohnt?" Die Leute sagten: „Ja, wir wissen, wo er wohnt. Wir wollen mit der Frau zu ihm gehen und ihn fragen." Die Leute gingen. Die Frau lief in der Stadt herum und schrie.

Der Mann der Frau kam mit den Leuten zu Agondaua und sagte: „Agondaua, höre mich. Ich habe eine Frau, die bis heute sauber und klug war. Heute ist sie aber niedergeworfen. Sie läuft in der Stadt umher. Sie sucht Kot. Sie ißt Kot. Sie beschmutzt sich über und über mit Kot. Sie ist verrückt. Wir waren bei Asama. Der sagte, das habe Jato getan. Jato macht die Mädchen verrückt. Asama sagt, das sei nicht seine Sache, ich solle zu dir gehen und dich befragen. Kannst du mir sagen, was hier geschehen kann?" Agondaua sagte: „Ja, das ist eine Sache, die Jato getan hat. Es ist richtig. Ich werde ein Magani zurecht machen." Der Mann sagte: „Ich danke dir. Ich danke dir." Agondaua rief vier Alledjenu und sagte zu ihnen: „Jato hat eine Frau niedergeworfen und verrückt gemacht. Die Frau läuft in der Stadt umher, sucht Kot, ißt Kot, beschmutzt sich mit Kot. Ich will der Frau ein Magani geben. Geht hin und greift die Frau." Die vier Alledjenu gingen, fingen die Frau und brachten sie zu Agondaua. Dieser fragte den Mann: „Ist das die Frau, die du meinst?" Der Mann sagte: „Ja, das ist meine Frau." Agondaua fragte die vier Alledjenu: „Habt ihr Jato in den Straßen gesehen?" Die vier Alledjenu sagten: „Ja, wir haben Jato in den Straßen gesehen. Er sitzt draußen im Kot." Agondaua fragte die vier Alledjenu: „Wenn ich euch dahin sende, werdet ihr dann Jato noch finden?" Die vier Alledjenu sagten: „Ja, wir werden ihn noch finden." Agondaua fragte die vier Alledjenu: „Wenn ich euch den Auftrag gebe, Jato zu fangen und hierherzu-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bringen, werdet ihr ihn dann fangen und hierher bringen können?" Die vier Alledjenu sagten: „Ja, das werden wir können." Agondaua sagte: „Dann bringt Jato hierher." Die vier Alledjenu gingen.

Sie fanden Jato und sagten zu ihm: „Komm mit uns. Agondaua will mit dir sprechen. Komm mit uns." Jato sagte: „Gewiß werde ich mit euch kommen. Zeigt nur den Weg." Die vier Alledjenu führten ihn. Jato kam zu dem Gehöft Agondauas. Der fragte ihn: „Hast du diese Frau niedergeworfen?" Jato sagte: „Gewiß habe ich diese Frau niedergeworfen. Sie gehört jetzt zu meiner Familie." Agondaua sagte: „Was machst du, Jato! Wir sagten dir, du sollst den Jambirri lassen. Du aber ließest den Jambirri nicht. Du kleidest dich in sein Fell. Du beschmiertest dich mit dem Kot des Jambirri. Wir sagten dir, daß du bei uns wohnen könntest, daß du viel gutes Essen haben könntest, so viel du willst. Du aber liefst durch die Straßen. Du suchtest menschlichen Kot. Du begannst menschlichen Kot zu essen und dich über und über damit zu beschmutzen. Wir jagten dich deshalb schon einmal weg. Jato, laß das!" Jato sagte: „Gewiß, ihr jagtet mich fort. Wie soll ich das denn aber lassen?! Wie k a n n ich denn das lassen? Das gab mir Gott! (Gott wird von den Borileuten des Benue meist mit Allah, zuweilen allerdings auch mit Feri-una (Pharao) bezeichnet, welch' letzterer Bezeichnung aber die meisten das Recht absprechen.) Gott gab jedem seine Art. Jeder von euch hat seine Art. Jeder von euch behält seine Art. Warum soll ich nun von meiner Art lassen?" Agondaua sagte: „Du hast diese Frau niedergeworfen. Laß von dieser Frau!" Jato sagte: „Was soll ich?" Agondaua sagte: „Laß von dieser Frau!"

Jato sagte: „Warum soll ich von dieser Frau lassen? Hat nicht jeder seine Familie? Will nicht jeder seine Familie haben? Und warum soll i c h nicht meine Familie haben?! Ich will meine Art und meine Familie (hier im Sinne religiösen Zusammenhanges gemeint) haben, wie ihr das auch wollt. Denn jeder von euch will das auch. Ich bin zufrieden, wenn ich mit den Kleidern des Jambirri bedeckt bin, und wenn ich mich mit menschlichem Kot bestreichen und ernähren kann. Laßt mich also!"

Agondaua sagte: „Jato, dann sage mir das eine: Ist es dir denn wenigstens recht, wenn ich dich bitte, diese Leute nur kurze Zeit zu nehmen? Ist es dir denn wenigstens recht, wenn ich dich bitte, nur kurze Zeit in ihrem Kopfe zu sein? Ist es dir denn nicht wenigstens recht, wenn ich deinen Leuten (also den von Jato Besessenen) eine Medizin gebe? Ich will ihnen dann eine Medizin geben, die ich in das Feuer werfe. Sie sollen den Kopf darüber halten und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

meine Medizin einatmen. Willst du, Jato, wenn ich dies tue, dann von diesen Leuten lassen?" Jato sagte: „Ich bin zufrieden, wenn ich nur kurze Zeit im Kopfe dieser Leute bin. Gib ihnen also die Medizin, wie du es mir gesagt hast. Mich laß aber sonst nach meiner Art und mit meiner Familie leben!" Jato lief danach davon. Er lief auf die Straße und lief durch die Straßen umher.

Agondaua sagte zu den Leuten: „Nun kann ich dieser Frau die Magani geben, die sie wieder vernünftig machen."

Er zündete ein Feuer an, warf ein Magani auf das Feuer und sagte: „Nun soll die Frau sich darüber setzen." Die Frau setzte sich über das Feuer. Sie hatte ihr Tuch über dem Kopfe und atmete die Medizin ein. Die Frau wurde wieder klug, und Jato ließ von ihr ab. Sie ging gesund von dannen.

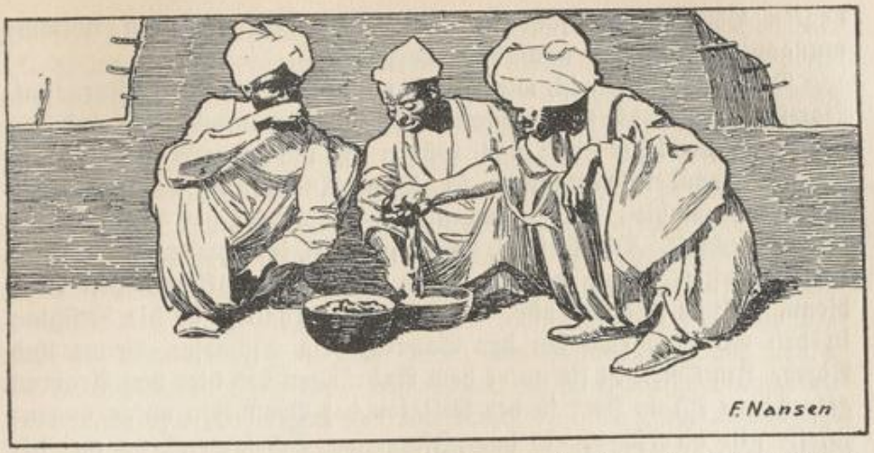
Seitdem werden die Frauen, die Jato gern hat, von Zeit zu Zeit von ihm gepackt.

□ □

Das sind einige Beispiele aus einer umfangreichen Legendensammlung. Die meisten Legenden erzählen, wie die Alledjenu die Menschen befallen, weil sie sich in Liebe zu den Menschen hingezogen fühlen. Betrachten wir nun die eigenartige Religion der Liebe und Besessenheit.

■ ■

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Leute des Asar oder Zar (im Westen Bori genannt) nehmen vor der „Sitzung" ein Mahl ein.

(Nach einer in Omdurman von Editha Frobenius aufgenommenen Photographie gezeichnet von Fritz Nansen.)

Elftes Kapitel.

Die Religion der Besessenheit,

zumal bei den Haussastämmen.

Der afrikanische Schamanismus und die Grundlage der Religion der Alledjenu. — Einteilung der Alledjenu in schwarze und weiße. — Austreibung unerwünschter Besessenheit. — Dämonenzitierungen. — Prophetische Tätigkeit. — Subachen. — Alledjenu und Subachen. — Die Verbreitung der Besessenheitsreligion. — Formen der Religion in Nubien. — Herkunft und Alter. — Wanderung.

Der afrikanische Schamanismus. Grundlagen des Bori.

In diesem Kapitel ist es meine Aufgabe, den Bori zu behandeln, dessen wichtigstes Aktenmaterial in den Legenden liegt. Einige von diesen sind in dem vorigen Kapitel wiedergegeben. Der Bori hat eine im Sudan weit verbreitete Religion, von der bisher nicht viel mehr bekannt geworden ist, als der Sinn des Ganzen und eine Liste von Geistern, die Dr. Alexander zusammengestellt hat. Der Bori ist als Religion vom Nil bis zum Niger, von den Ländern der atlantischen Küste bis zu den Stämmen der Sahara verbreitet. Nirgends hängen ihm die „uralten", kleinen Splitterstämme an, überall sind es die herrschenden, weit ausgedehnten Völker, vor allem aber die Bewohner der großen Städte, soweit sie nicht Islamiten sind, die dem Bori huldigen. Er ist aber als Religion nicht nur seiner emi-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nenten Verbreitung, sondern auch seiner ursprünglichen Abstammungsverwandtschaft nach hochinteressant.

Die Borireligion ist, wie gesagt, von Nubien aus über Kordofan, Dar-fur, Wadai, die Bornustämme bis zu den Haussavölkern und von der Tschadsee-Niger-Linie nach Süden bis über den Benue und bis zu den Joruben verbreitet, in ihren Ausläufern aber noch bis nach Senegambien hin zu erkennen. Der Name der Religion als solcher wechselt. Die Geister, von denen wir im vorigen Kapitel die verschiedensten kennen gelernt haben, heißen fast allenthalben Alledjenu, Djinne, Djenni usw. Am klarsten erhalten ist die Religion in den Gebieten zwischen der Sahara, dem Tschadsee, Benue und Niger. Im Osten ist sie unter dem Andrängen des hier von Arabern getragenen Islam stark in der Religion des Propheten aufgegangen; ja, sie gilt hier sogar als der „Islam der Schwarzen", da nur die schwarzen, älteren Völker ihr noch anhangen, nicht aber die jüngeren, aus dem Norden vorgedrungenen Stämme. Im Westen ist der Bori teilweise (bei den Mande) mit den alten Bundorganisationen der älteren Stämme verschmolzen, teilweise (bei den Songai) als heidnische Religion im schroffen Gegensatze zum Islam getreten und so die Religion der Zurückgedrängten geworden. Diese Art der Verbreitung lehrt uns, daß der Bori nicht mit dem Islam zusammen ins Land gekommen sein kann. Diese Religion der Besessenheit ist also eine eigene Religion, und als solche bezeichne ich sie als afrikanische Variante des „Schamanismus".

Vergegenwärtigen wir uns, daß der Sudan vier Religionen von wesentlicherer Bedeutung beherbergt, nämlich als jüngste den Islam, als älteste den tellurischen Manismus, als dritte die Sozial-Kosmogonie der atlantischen Stämme, als vierte endlich diesen Schamanismus, dessen Stellung unter den anderen eine ziemlich klare ist, wenn auch selbstverständlich hierbei allenthalben die verschiedenen Zweige der Weltanschauung sich mehr oder weniger innig berühren und ein Bestreben zeigen, sich miteinander zu verflechten. In reinster Form haben die Haussa den Bori bewahrt, und da ein Teil von ihnen sich vor dem Eindringen des Islam über den Benue in das alte Reich Kororofa zurückzog, so vermögen wir bei diesem am klarsten die alten Formen zu erkennen. Wir werden also bei diesen Benue-Haussa den besten Einblick in die ursprüngliche Bedeutung und den ursprünglichen Sinn des Bori gewinnen können. Wir wollen aber nicht vergessen, daß diese Religion in Ibi und Wukari (also im alten Kororofa) das Gebiet der atlantischen Sozial-Kosmogonie betrat, und daß sich demnach selbstverständlich eine Mischung zwischen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Bori- und Atlantis-Religion ergeben hat. Diese Vermischung erkennen wir daran, daß die eingewanderten Bori-Alledjenu in der Sechszehn- oder Achtzahl auftreten, daß die düsteren, schwarzen Geister in weiße verwandelt, vor allen Dingen aber die ursprünglich dämonischen Erscheinungen in Maskenformen aufgegangen sind.

Der Schamanismus brachte nach dem Sudan in erster Linie die Idee der Verwandlungsfähigkeit nach den Gesetzen der Hinzuziehung übersinnlicher Geister oder Kräfte. Die Chronik des Kororosareiches, die ich unter den westlichen Jukum entdeckte, schildert uns, wie der König von Kororosa und der von Bornu sich zu verwandeln vermochten, und daß sie in der Verwendung der Kräfte sich zu überbieten trachteten. Aehnliches erzählen die Ueberlieferungen der Songai (am Niger) und der Tommo (in den Humboribergen). Wer von diesen Völkern mit den Dämonen in Verbindung steht, wird der magischen Kräfte teilhaftig, die hier eine ebenso große Rolle spielen, wie in den Legenden der innerasiatischen ural-altaischen Stämme oder im Sange des Bagda-Gesser-Khan. Durch die von den Dämonen freiwillig vorgenommene Wahl ihres Lieblings wird der Schamane auserlesen und muß seinen Beruf oft gegen seinen Willen ausführen. Er wird eben von einem Geist ergriffen und leidet unter der Besessenheit. Der eigentliche, uns in diesem Sinne verständliche Schamane ist mit diesem Schamanismus, also mit dem Bori, in Afrika eingezogen.

Die Grundlage des Bori ist ein Animismus, eine Anschauung, welche jeden Gegenstand, zumal Teile der Natur, wie Steine, Bäume und Flüsse, durch bestimmte Geister oder Dämonen beseelt sein läßt. Diese Geister sind die Alledjenu, und zwar nimmt man von ihnen zwei verschiedene Arten an, nämlich schwarze, die im Busch, in den Bäumen und in Steinen, und weiße, die in Flüssen leben. Die schwarzen werden mit schwarzen, die weißen gemeiniglich mit weißen Opfern bedacht. Diese Alledjenu nehmen nun von den Menschen Besitz, machen sie also „besessen". Zuweilen wird die Besessenheit gewünscht und von dem zitierten Dämon erbeten, zuweilen aber ergreift dieser auch aus eigenem Antriebe und aus reiner Liebe zu dem betreffenden Menschen dessen Körper. Dann kann der Priester mit dem Dämon durch den Mund des Besessenen sprechen, verkehren und Rücksprache nehmen. Hierzu gehört aber vor allen Dingen Musik, meist die einfache Gitarre, zuweilen die Geige des Sudan, die Goye. Nur selten, und zwar aus der Sahara, hörte ich von der Verwendung der Trommeln. Schon dieser Grundzug sichert dem Bori ein eigenes Gebiet, das er allein beherrscht. Der Islam,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die Religion des Propheten, der sich beim Laute einer Flöte die Ohren zuhielt (so unmusikalisch war er), begnügt sich mit dem gerufenen Gebetsrhythmus, der Manismus und die Sozial-Kosmogonie kennen nur Glocke und Trommel. Lediglich der Bori erfordert Saiteninstrumente.

An seiner Spitze stehen zwei Priester, ein männlicher und ein weiblicher, von denen jener als Adjingi, diese als Magadja bezeichnet wird. Besonders die Erziehung und Belehrung der Magadja erfordert eine bestimmte Prüfung. Adjingi und Magadja scheinen niemals miteinander verheiratet zu sein, sind aber in ihrer Amtsübung durchaus voneinander abhängig. Keiner von beiden kann etwas ohne den anderen unternehmen. Als Zeichen der Würde oder als Vermittlung der geistigen Tätigkeit werden bestimmte Speere oder eigentümlich geformte eiserne Geräte verwendet. Bei den Bassariten fand ich die Erklärung, daß der Mensch, der von den Geistern zum Schamanen erkoren wird, auf dem Acker kleine Eisen, Agomma genannt, findet, welche ihn verfolgen, bis er sie an sich nimmt und dadurch seine Wahl zum Priester dieser Religion anerkennt. Diese Eisen wachsen dann, in die Hütte gestellt, zu langen Latten mit oberen, seitlichen Ausläufern heran. Sie heißen bei den Joruben Ille und sind das Symbol der Kraft des Ada-usche. Sie sind es, welche in der Beninliteratur die geistreiche Bezeichnung „Fetischbäume" erhalten haben.

Sein übliches Auftreten auf den Straßen läßt den Bori nicht als eine sehr tiefsinnige oder sinnreiche Gesellschaft erscheinen; sein Gebahren gemahnt vielmehr an kunstfertige Gauklervorstellungen. Martius hat in den Akten einen Bericht über seine Beobachtungen in Ilorin niedergelegt, der dies illustriert. Er lautet:

Am Nachmittage, es sind kaum mehr als zwei Stunden bis Sonnenuntergang, versammeln sich die Borileute zum Tanze. Bald erklingen Geige (Goye) und Gitarren (Molo), begleitet von den Kalebassen (Koko), die entweder mit einem Stöcklein geschlagen, oder, wenn sie mit Rillen versehen sind, vor die Brust gehalten und beim Umherdrehen mit den Fingernägeln gekratzt werden, wodurch ein surrendes Geräusch entsteht. — Da erhebt sich die Magadja. Zwei Gürtel aus Stoff, in die Amulette eingenäht sind, trägt sie über Brust und Hüften zusammengeknotet (Damara heißen diese Gürtel), in der Hand hält sie einen dünnen Bronzestab. Kaum daß sie die Füße vom Boden hebt, schreitet sie langsam vorwärts; bald werden ihre Bewegungen lebhafter, stampfend folgt sie dem rascheren Takte der Musik. Plötzlich tut sie einen Sprung und läßt sich mit ge-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

spreizten Beinen auf die Erde fallen, um sich sofort wieder zu erheben und das Schauspiel zu wiederholen. Man bringt einen großen Mörser. Die Magadja besteigt ihn und wagt auch von hier aus den Sprung, so daß bei ihrem Fall die harte Erde zittert. Drei-, viermal noch wiederholt sie das, bis sie ermattet in die Arme ihrer Begleiterinnen sinkt, die sie beruhigend mit einem Tuche bedecken, während jetzt die bisher atemlos zusehende Menge durch reichlich gespendete Kauri und Kola der Tänzerin und der Musik dankt. Dann treten Novizen auf, junge Mädchen, die in die Tanzkunst des Bori einzudringen versuchen. Mit leicht wiegenden Schritten, ein Tuch in der Hand, tanzen sie nach Musik und knieen dann bei der Magadja nieder, die gleichsam segnend die Hände auf ihren Rücken legt. Schon tanzt wieder eine andere Borifrau, einen Bronzestab in die Seite gestemmt, den verzückten Blick nach oben gewendet. Während alles dessen steht der Adjingi teilnahmlos an der Seite. Nun geht es aber wie ein Krampf durch seinen Körper, mit zuckenden Händen greift er in die Luft und stammelt unverständliche Worte. Schon macht die Menge vor ihm Platz, und einige Frauen verdecken ihn mit Tüchern. Bald ist der Anfall vorüber, und der Adjingi beginnt sich zu kleiden. Brust und Leib werden bedeckt mit Tüchern, die man vorn knotet, darüber werden mehrere „Damara" gegürtet. Der Adjingi nimmt seinen Stab zur Hand und erscheint vor den schützenden Tüchern der Frauen, um in dieser Ausstaffierung den Tanz und den kühnen Sprung von dem Mörser, oft sogar von einem Baume oder Hausdach auszuführen, ohne dabei Schaden zu nehmen.

Inzwischen ist die Dunkelheit hereingebrochen, der Adjingi heimst die letzten Kauri und Kola ein; befriedigt verläßt die Menge den Platz. Am nächsten Morgen rief ich die Magadja und den Adjingi zu mir. Sie sollten vor mir, ungesehen von profanen Augen, ihre Vorführungen vom Abend vorher wiederholen. Sie waren gegen Geld, viel Geld, und gute Worte nicht dazu zu bewegen; der Alledjenu war nicht über ihnen. — —

Lassen wir uns durch diese äußerlichen Gaukeleien nicht beirren, sondern hören wir, was die Borileute über interne Zeremonien zu berichten wußten, nachdem es gelungen war, ihre Freundschaft zu gewinnen.

Sehr wichtig ist die Zweiteilung, der alle Alledjenu unterworfen sind. Es gibt (wie bereits erwähnt) weiße und schwarze Alledjenus. Der Angabe der Ibileute zufolge wohnen die wei-

ßen Alledjenu durchweg im Wasser und heißen ihrer Farbe entsprechend Farifaru (weiß-weiße), während die schwarzen Alledjenu durchweg im Busch hausen und ihrer Farbe nach Babaku (schwarz-schwarze) genannt werden.

□ □

Heilung eines von einem Babaku Besessenen.

1. Girrika-Zeremonie in Wukari. Folgende Schilderung der Heilung eines von einem Babaku Befallenen und Krankgemachten erhielt ich in Ibi:

Einem Manne, der nachts ausgeht, kann zustoßen, daß ein Babaku ihm begegnet und ihn krank macht. Der Alledjenu kann dann weiterziehen, dem Manne aber ist der Verstand geraubt, er ist krank. Seine Familie, zu der er in diesem Zustande zurückkehrt, weiß nichts rechtes mit ihm anzufangen. Sobald die Ursache als Angelegenheit eines Alledjenu erkannt ist, geht sie aber zu der „Gusulfa", d. h. der „alten Frau", die die Stellung einer Magadja im Bori einnimmt. Diese nimmt den Kranken in Empfang und ruft ihren Partner, den Adjingi, herbei. Adjingi und Magadja können nichts ohne einander tun. Es besteht ein merkwürdiges Verhältnis zwischen den beiden, das aber genau dem entspricht, das der Legende nach Djengere und Magadja verbündet, d. h. keins von beiden kann etwas ohne das andere ausrichten. Immer, wenn ich meine Unterredungen mit den Borileuten hatte, kamen beide, nie wollte der eine Teil ohne vorherige Rücksprache mit dem anderen etwas sagen. Sie erwogen stets eingehend, was mitzuteilen sei. War einer von beiden aber zu kommen behindert, dann mußte ich dem anderen meine Wünsche mitteilen, der ging dann zu dem Ferngebliebenen, besprach sich mit dem und kehrte, nun erst zur Auskunft bereit, zurück.

Also unser Kranker ist von seiner Familie zur Gusulfa gebracht, und diese hat den Adjingi benachrichtigt. Sie fordert von der Familie einen roten Hahn; das ist ein Zeichen, daß Feuerzauber zu der Angelegenheit gehört. Der rote Hahn wird ja neben den schwarzen Tieren auch bei der Einweihung der Magadja geopfert. Sie bereitet die Feuer- oder Rauchzeremonie vor, während der Adjingi in den Busch geht und all die Kräuter und Ingredienzien sammelt, die zu der Heilung notwendig sind.

Die Gusulfa nimmt einen Topf, nimmt Schuni (blaue Farbe), Masigi (Rotholzfarbe) und Alli (weiße, aus Knochen hergestellte Farbe). Mit diesem Schwarz (dunkelblau gilt als schwarz), Rot und Weiß

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bemalt sie nun den Topf in Streifen rund herum. Der Topf empfängt die Medizin, wird dann mit weißem Stoff wohl umwickelt und für drei Tage beiseite gesetzt. Drei Tage muß dies Magani (Zaubermittel) in dem Topfe bleiben.

Danach wird der entsprechende Brei für den Kranken zubereitet. Seine Grundlage ist Sorghum. Dem Brei werden beigefügt Albassa (Zwiebeln), Tschita (scharfer Pfeffer), die Baumfrucht Kulla, ferner zu Mehl geriebene Rinde von Wurzeln verschiedener Bäume, und endlich in reichlicher Menge Manschanu, d. i. Kuhbutter. Das alles ist im Medizintopfe gut gemischt und verrührt, ist also ein starker Brei, mit dem der Befallene gründlich eingerieben wird. Man bewahrt aber ein wenig davon auf; das soll der Kranke innerlich nehmen.

Nach der Einreibung erfolgt die heilige Inhalation, die bei Haussa und Nupe einfach Furare heißt. Die Magadja hat in einem Topfscherben Feuer aufgenommen und Pulver von verschiedenen Medikamenten hineingeschüttet. Das muß nun der Kranke einatmen, und zwar anscheinend meist, indem er mit einem Tuch umhüllt wird. Nach gründlichem Inhalieren erfolgt die kultmäßige Speisung des Kranken. Der Rest von dem Brei, mit dem er eingerieben ist, wird mit gekochtem Reis und Wasser gemischt, und dies Gericht ihm verabfolgt. Derart ist dann eine Vorbereitung durch Einreiben, Einatmen und Speisung äußerlich und innerlich erfolgt. Die Hauptsache kommt jedoch noch, indem die Beeinflussung des Kranken auf dem Wege des Gehörs betrieben wird.

„David" wird gerufen. Das heißt: ein Goyespieler, ein Violinist (anderweitig, wie wir sehen werden, ein Gitarrespieler) wird zitiert. Es ist interessant, daß dieser Mann gar nicht Mitglied des Bori zu sein braucht. Es kann ein Mann sein, der zu ihm kaum Beziehung hat. Er muß nur die Weisen des Bori kennen. Denn wenn er nun vor dem Kranken spielt, so hat er die Namen der einzelnen Alledjenu in Musik wiederzugeben. Nämlich dem eigentlichen alten Ritus zufolge, dem ich nur noch Lebenskraft in reminiscentia, nicht in praxi zutraue, hatte jeder Alledjenu seine Töne, Akkorde, Harmonie und Melodie. Es war also eine musikalische Sprache, so wie es eine Flötensprache und eine Trommelsprache heute noch gibt. Daß die Gitarren- und Geigensprache heute noch lebendig ist, glaube ich nicht. Aber aller Tradition nach hat sie bestanden. Solche Dinge habe ich nie als Einbildung erkennen können. Vieles, sehr vieles sprach dafür, daß es einst eine sehr eigenartige Bewandnis mit der Gitarre

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und ihrem Spiele gehabt haben muß. Darauf werde ich später zu sprechen kommen, wenn die „Jägergitarren" der Kanuri und anderer Sudaner zur Sprache kommen werden.

Also der Goyespieler spricht in Tönen die Namen der Alledjenu aus. Und wenn der Name jenes Alledjenu genannt wird, der den Kranken in seinen schlimmen Zustand versetzte, so kommt dieser Alledjenu wieder zurück und „erfüllt den Kranken von Kopf bis zu Füßen".

Hier ist nun eine Unklarheit in diesen sonst so guten Berichten. Bei Beginn der Krankheit, heißt es, sei der Babaku über den Mann gekommen und dann weitergegangen, nachdem er ihn krank gemacht habe. Hier bei der Behandlung durch Geigenspiel heißt es, der Babaku komme zurück, erfülle den Kranken von Kopf bis zu Fuß und ziehe dann wieder weiter. Da mir die akustische Behandlung der Besessenheit überhaupt der integrierende Bestandteil des alten Kultus gewesen zu sein scheint, habe ich vielfach Umfrage gehalten, was mit diesem Satz gemeint sein könne, und habe, um zum Verständnis zu kommen, mir die Symptome der Besessenheit in den verschiedenen Stadien der Besessenheit schildern lassen. Danach möchte ich nun folgendes als Mittellinie aller Angaben aufstellen:

In dem Augenblick, wenn der Babaku den Mann krank macht, schreit dieser auf und gerät in Zuckungen, er verzerrt sein Angesicht und zeigt konvulsivische Zuckungen. Danach aber verfällt er in einen lethargischen Zustand. Damit ist aber offenbar gemeint: Der Babaku wirft ihn nieder und geht dann weiter. Wenn er apathisch daliegt, sagt man, der Babaku sei weitergegangen. Nachher nun, wenn die Musik, sei es durch Violinspiel oder Gitarrenklang, den Namen des Babaku wieder ruft, schreit der Kranke wieder auf, kommt wieder in konvulsivische Zuckungen und ist sehr erregt, fällt dann aber wieder in den Zustand vollkommener Gleichgültigkeit zurück. Das scheint damit ausgedrückt zu sein, daß der Babaku ihn wieder von Kopf bis zu den Füßen ganz erfülle, dann aber wieder von ihm lasse und von ihm gehe. — Es ist also wahrscheinlich eine Art epileptischen Zustandes gemeint, und damit stimmt es überein, daß die Leute mir von einem offenkundigen Epileptiker, den ich in der Stadt Bida sah, sagten, seine Krankheit heiße bobaku. Damals war ich noch nicht in die Mysterien des Bori eingedrungen und deshalb wußte ich nichts von einem Babaku, mit dem wohl dies bobaku identisch ist.

Doch fahren wir in unserer Darstellung der Behandlung des Kranken fort. Nach Bekanntwerden des ursächlichen Alledjenu reibt der Adjingi den Kranken mit Medizin ein, und im übrigen wird

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die Sitzung unter Violinspiel und Schlagen der Kalebassen Tag und Nacht sieben Tage lang fortgesetzt.

Drei Tage nachher wird der Kranke dann in den Busch getragen und gewaschen. Danach läßt der Babaku, der den Mann (kann natürlich auch ein Weib sein) besessen machte, von ihm. Dem Babaku wird dann im allgemeinen ein schwarzer Ziegenbock dargebracht, geschlachtet, gekocht und gegessen. Es darf aber nichts davon mit in die Stadt oder das Dorf genommen werden. Es gilt als unbedingtes Gesetz, daß diese düsteren Opfer und ihre Spuren im Busch bleiben müssen. Kein Topf, kein Geschirr, das zur Opferbereitung benutzt wird, darf mit in den Wohnort der Menschen zurückkehren. — Auch ist dieser Ziegenbock nur das allergelindeste, heute wohl allerdings allgemein als wichtigstes, pars pro toto, gebräuchliches Opfergeschenk. Eigentlich fordert jeder Babaku andere, zuweilen umfangreiche Opfer an männlichen schwarzen Tieren oder Menschen oder Stoff. Das übliche ist aber doch die Reduktion auf den, man kann sagen, symbolischen Ziegenbock.

Nach dem schwarzen Opfer an den düsteren Babaku ziehen die Priester mit dem Kranken und helfenden Mitgliedern der Gemeinde wieder heim. Drei Tage nachher erfolgt dann das Opfer eines weißen Schafbockes. Der schwarze Ziegenbock war für den Babaku, der weiße Schafbock ist für die Farifaru bestimmt. Er wird auch geschlachtet, gekocht und gegessen, und nach diesem Diner erfolgt dann eine große Tanzerei und ausgedehnte Festlichkeit, in deren Verlauf der zweite wesentliche Teil des Kultus stattfindet. Nun nämlich inspiriert ein oder der andere Farifaru häufig und plötzlich bald diesen, bald jenen Festteilnehmer. Der verfällt dann in ein mächtiges Springen, schwingt sich häufig in die Luft und läßt sich plötzlich auf den Hintern zur Erde fallen. — Dieser Teil ist es, der zumal in Spielerei und in die für die Borileute übliche Tanzerei ausgeartet und trivialisiert ist, und daher kommt es, daß man bei Professor Mischlich und bei Dr. Alexander diesen Tanz als eigentliches Symptom des Bori angegeben findet. In Wahrheit ist dieser Tanz das einzige, was die Leute dem Fremden zeigen. Das Wesentliche der Inspiration durch die Farifaru, die den Borileuten sehr erwünscht ist, beruht aber in dem prophetischen Geiste, der sich der Tanzenden bemächtigt. Hierüber werde ich nachher sprechen, wenn ich die Schilderung der Zeremonien der Wukarileute wiedergebe. Nach Beendigung dieses Festes bringen die Borileute dann den Krankgewordenen als geheilt in seine Familie zurück. An der Spitze des Zuges wandern Adjingi, die Gusulsa (die Magadja) und der

Goyespieler. Die Borileute übergeben den Genesenen dann stolz seiner Familie und sagen: „Hier habt ihr euer krankes Kind wieder."

Adjingi und Gusulfa-Magadja erhalten nun Geldgeschenke. Der Genesene ist von nun an Mitglied der Borigemeinde. — Die ganze Zeremonie heißt Girrika. Bei den Joruben, und zwar im Schangokultus, soll es eine ähnliche Zeremonie geben, die Osoudi 'be genannt wird. — — — — — — — — —

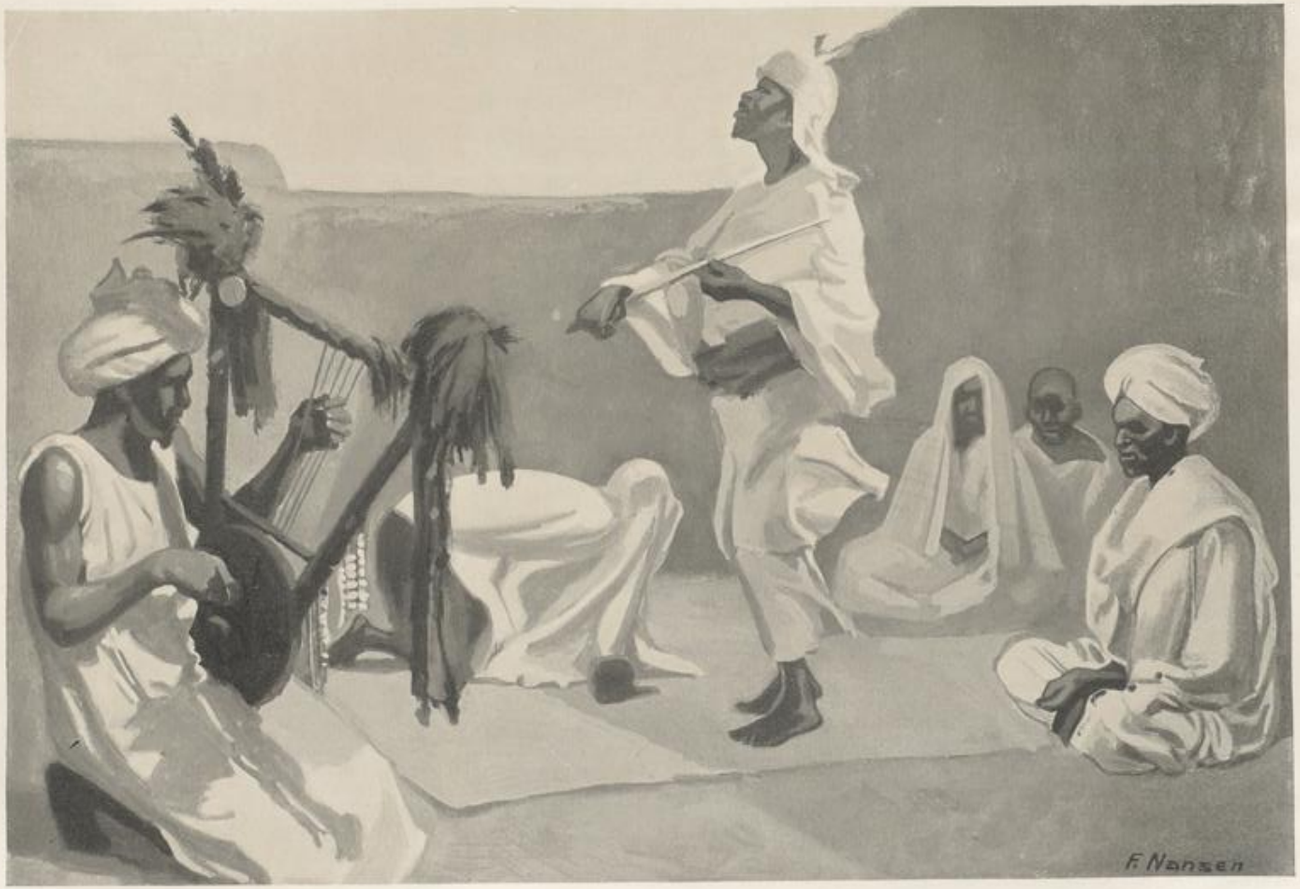
□ □

Unerwünschte Besessenheit in Wukari

2. Verkehr mit den Alledjenu. Den nachfolgenden Bericht über die entsprechenden Kultushandlungen und Anschauungen der Borileute von Wukari will ich so wiedergeben, wie ich ihn selbst erhielt, und nur hier und da die erklärenden Notizen einfügen. Nach dem bisher Wiedergegebenen ist die Darstellung trotz ihrer augenfälligen Naivität, und obgleich mancherlei Kenntnis (die aber im Vorhergehenden geboten sein dürfte) vorausgesetzt wird, wohl leicht verständlich, wenn der Anfang auch mancherlei durcheinander würfelt. Der Bericht lautet:

Bori- und Asamaleute trinken kein Bier. Wenn ein Anhänger des Bori Bier trinkt, kommt der Alledjenu wie ein Wind über ihn. Es wird ihm schwarz vor den Augen. Dann hat ihn ein Alledjenu (wörtlich „der Bori") gepackt. Der Mann fällt wie tot hin. Man fragt nun einen Maiduba (einen Wahrsager, Plural: Maidubi, die eigentlichen Maidubi sind taschenspielfertige Wahrsager, bei denen ich allerhand Kunststückchen sah, aber keine eigentlichen, ernsthaften Wahrsager mehr. Deshalb und da die Abaqua-riga selbst das Orakel nicht besitzen, wenden sie sich im Jukumlande an einen Jukum-Adjo, den sie dann ihrem alten Sprachgebrauche nach Maiduba nennen). Der Maiduba sagt (nach Prüfung des Orakels): „Der Mann ist vom Bori gepackt. Bringt dem Bori ein Opfer (Opfer-saphi)." Dann opfern die Leute Rago (Schafbock und zwar weißen), Sakara-ja (roten Hahn), Suma (Honig), Djoro (Penisetum) und Tschinkassa (Reis) im Daki-nbori, d. i. dem Boritempel. (NB. man sieht, daß hier in Wukari, dem Lande der weißen Wassergötter, der Flußgottheiten, den Farifaru weißer Schafbock geopfert wird.) Danach wird ein Feuer gemacht, in das Medizin geworfen wird. Dann halten die (Bori-) Leute den Kopf des (Schein-) Toten darüber, so daß der Rauch ihm in die Nase steigt. Nach einiger Zeit bessert sich sein Befinden. Der Maiduba weiß dann auch den Namen des betreffenden

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Zar- oder Asartanz in Omdurman.

(Nach Photographien von Editha Frobenius gezeichnet von Fritz Nansen.)

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Alledjenu, der jenen krank gemacht hat, zu nennen. (Diese letzte Angabe halte ich für durchaus falsch, da der Name des Alledjenu ja auch hier auf akustischem Wege festgestellt wird! Siehe wenig weiter unten!)

Jeder Geist des Bori ist wie ein Wind, ist selbst ein Wind = Is(e)ka oder Iska. Jeder Geist der Bori lebt im Busch. Wenn er kommt, wirft er den Menschen nieder. Er wirft (wenn er will) die Menschen nieder und macht sie verrückt. Wenn die Leute dann fragen: „Was ist es mit dem Manne?" — dann sagt man, daß das die Magani (Zaubermittel) taten. Man meint damit den Bori (resp. die Geister des Bori). Man spricht aber „Bori" nicht aus, weil das Aussprechen den strafenden Ansturm der Geister des Bori zur Folge haben würde.

Wenn jemand von einem Geist des Bori im Windsturm niedergeworfen ist, so liegt er zunächst wie tot da. Dann werden der alte Priester der Borisekte (der Adjingi) und die Magadja gerufen. Dann werden die Geiger und Kalebassenschläger gerufen. Der Adjingi sagt zu ihnen: „Setzt euch hier neben den Mann, der vom Winde (Iska) gepackt ist und nennt alle Alledjenu, die im Busche sind." Dann spielen die Goyeleute, und mit den Strichen über die Saiten und mit den Stabschlägen auf den (umgekehrten) Kalebassen, nie aber mit dem Munde sprechen sie die Namen der 24 Alledjenu aus; sie wiederholen für jeden der Namen der 24 Alledjenu das Spiel etwa zehn Minuten lang. Der betreffende Geist des Bori, bei dessen Namenaufspielen nun der Hingestreckte seine erste Bewegung macht, muß es sein, der über ihn gekommen ist.

Dann geht der Alte zum jungen Adjingi (d. i. das jüngere Oberhaupt des Bori. Hier liegt insofern eine lokale Verwicklung vor, als in Wukari ein alter, fast stumpfsinniger Adjingi und ein junger funktionieren. Der Alte hat noch den Kultus zu überwachen, der junge muß aber, da der Alte zu gebrechlich ist, die Opfer ausführen). Dieser junge Adjingi hat alle Opfer für alle Geister des Bori zu verrichten. Alle Geister des Bori haben nur einen Tempel, den er verwaltet. In diesem Tempel steht auch das Heiligtum des Bori. Das ist eine Deckelkalebasse; was darin ist, ist unbekannt. Außen ist um diese Deckelkalebasse weißer Stoff, ein Sack geschlungen. Darum sind Schnüre von aufgereihten Kaurimuscheln gezogen, und darüber in der Runde Bänder aus weißem Stoff befestigt. Dies Heiligtum steht auf einem Stein von guter Form. Darüber ist viel dunkles Blut von Hühnern gegossen; auch kleben Federn daran. Daneben steht, in die Erde gestoßen, ein schön hergestellter Eisenstab, der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

oben in Hörner ausläuft. Von den Spitzen der Hörner hängen Kaurikettchen und lange Stoffstreifen herab.

Wenn der Adjingi nun den Urheber der Besessenheit des Jünglings erfahren hat, geht er in den Tempel und opfert dem Boriheiligtume. Dabei sagt er: „Der Alledjenu Soundso (hier nennt er den durch den Geigenspieler und Kalebassenschläger festgestellten Namen) möge den Burschen lassen. Wir bitten darum. Wir bitten darum. Wir bitten darum. Wir nehmen dir den Burschen nicht mit Gewalt. Wir bitten dich, du möchtest ihn mit deiner Kraft verlassen. Wenn du je aber etwas von ihm wünschest, so komme nur wieder über den Burschen, und wir werden dann alles wissen (d. h.: Du wirst es uns dann aus dem Munde des Besessenen sagen)." Bei diesem Opfer und Gebete darf der Adjingi selbst das Heiligtum des Bori nicht berühren, denn sonst wird er selbst wahnsinnig. Nach diesem Opfer ist dann der Bursche wieder in guter Verfassung. — — — — —

Wir sehen, diese Schilderung deckt sich in wesentlichen Zügen recht gut mit der Darstellung, die mir Abaqua-riga und Voll-Haussa in Ibi von der Heilung der Babakubesessenen gaben. Nur daß es, wie gesagt, in Wukari in alter Zeit überhaupt keine Babaku, sondern nur Farifaru, weiße Wassergottheiten, gegeben zu haben scheint, denen man statt schwarzer männlicher Tiere vor allem weißen Schafbock opferte. — Vielleicht wichtiger aber noch als die vorher beschriebene Entzauberungszeremonie ist die des gesuchten Inspirationsverfahrens. Trat bis hierher die Violine auf, so wird nun die Gitarre erwähnt. Der betreffende Bericht lautet:

Inspirationssitzungen der Borileute in Wukari.

Die alten Mitglieder der Borigemeinde haben eigenes heiliges Gerät, und zwar: die Frauen eine heilige Kalebasse, eine Korriamborri, eine Klapperkalebasse, und die Männer einen Korri-mborri, einen kleinen Bogen mit Pfeilen. — Wenn nun eine alte Frau (es ist dies vor allem die Magadja) mit einem der Geister des Bori, die ja immer im Busche sind, sprechen will, so versammeln sich folgende Leute zu einem Kreise: 1. die alte Frau, die singt und die Kalebasse schlägt, also die Magadja, 2. der jetzt die Opfer gemeiniglich darbringende junge Adjingi, 3. der alte Adjingi (ich wies vorhin schon darauf hin, daß infolge der Gebrechlichkeit dieses alten Herrn der junge Adjingi als ein ungewöhnliches Zuviel in diesem Berichte anzusehen ist), der sich vor Beginn der Zeremonie die Augen mit einer Magani gewaschen hat, weil er sonst den inspirierenden oder den Kreis betretenden Bori nicht erkennen und überhaupt nicht sehen kann, und 4. endlich der Gitarrespieler. Denn bei der Inspiration, bei der gesuchten und erbetenen Besessenheit muß hier ein Maimolu,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ein Gitarrespieler, die Boriweisen schlagen. Diese Gesellschaft von vier Leuten ist im Raume vereinigt und vollzieht hier die musikalische Kultushandlung. Derweilen sitzt draußen vor der Tür die Borigemeinde und wartet nun ab, was sich ereignen wird, d. h. welcher Alledjenu (durch den magischen Bannkreis der vier Zirkelbildenden herbeigerufen) nun ein Mitglied der Gemeinde packen und niederwerfen werde. Denn einer von denen, die draußen sitzen und warten, wird von einem Iska niedergeworfen werden, der aus dem Raume kommt, in dem die vier sitzen. Der Niedergeworfene wird dann sagen, was geschehen wird (d. h. wird prophezeien). Das geht aber so zu:

Die vier Leute sind in dem Raume versammelt. Es tanzt niemand. Auf der Gitarre werden aber vom Maimolu die Namen aller Alledjenu wiederholt, und zwar jeder in minutenlanger Unterhaltung. Die Magadja sitzt inzwischen am Boden und klappert mit der Kalebasse. Dabei spricht sie (laut oder leise?) mit den Lippen die Namen aller Alledjenu immer gleichzeitig mit dem Klang der Molu. Der Adjingi sitzt für sich an der Ehrenstelle. Er sitzt auf einem schönen Fell und hat viele Kolanüsse vor sich stehen.

Wenn nun bei der Aufzählung der Alledjenu der Name des Salala (= Djengere), der das Oberhaupt aller Alledjenu ist, genannt wird, dann verteilt der Adjingi, weil der Salala (man sieht Adjingi = Djengere) sein persönlicher Alledjenu ist, die Kolanüsse unter die Leute (anscheinend auch an die draußen sitzenden). Und danach tritt dann der herbeigewünschte Alledjenu in den Kreis.

Der mir vorliegenden Beschreibung nach nimmt der Alledjenu nun keins der vier zirkelbildenden Glieder in Besessenheit, sondern kommt anscheinend nach Aufrufung des Djengere und opfermäßiger Kolaverteilung „durch die Magadja" in den Raum. Es kann ihn aber niemand sehen oder erkennen als nur der alte Mann, dessen Augen vorher ja mit Magani entsprechend magisch behandelt wurden. Der sieht den Alledjenu herauskommen (wenn ich, wie gesagt, richtig verstanden habe: aus der Magadja) und durch den Raum hinausschreiten zur Gemeinde.

Sobald der alte Mann den Alledjenu erscheinen und hinausgehen gesehen hat, sagt er zum jungen Adjingi, daß der Alledjenu gekommen ist, er nennt ihn auch mit Namen. Der Alledjenu seinerseits bezeugt vor dem Austritt dem Alten nun alle Ehre, beschenkt ihn mit Kola und sagt: „Laß mich nun alles wissen, was geschieht." Dies ereignet sich im Raum.

Nachdem der Alledjenu, unsichtbar für die anderen, durch den Raum der Vier geschritten und hinausgetreten ist, wo die ganze Bori-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gemeinde unter freiem Himmel versammelt ist. Hier nimmt er nun einen Mann oder eine Frau, je nachdem er die Persönlichkeit liebt (oder an diesem Tage bevorzugt) in Besessenheit. Der Alledjenu wird nur über Menschen kommen, die er leiden mag. Dieser Mann oder diese Frau schlägt er zu Boden. Wenn die Person nun so stark mitgenommen wird, daß sie wie wahnsinnig wird, so beschimpfen die Leute den Alledjenu. (Solche Schimpfworte sind aber nicht sehr schlimm. Sie lauten: „Du benimmst dich schlecht!" „Denke doch nicht, daß du unter Tieren wärest!" „Wir geben dir nicht zu essen, damit du tötest!" „Du bist nicht wie ein Freund", usw.) Wenn der Alledjenu aber die Sache leicht macht und den Besessenen nur stumpf und stier werden läßt, dann loben die Mitglieder der Gemeinde ihn und sagen: „Du bist unser Freund! Wir danken dir! Wir danken dir! Wir danken dir!"

Der Besessene wird dann in das Haus gebracht, in dem die Vier den Zirkel bilden. Die rhythmische Musik wird fortgesetzt. Nachdem der schlaffe Zustand des Besessenen eine Stunde gedauert hat, beginnt er zu dem Adjingi zu reden. Es ist aber nicht der Mensch, der spricht, sondern nur die Stimme des Menschen. Auch diese ist jedoch verändert, denn es ist der Alledjenu, der aus der Person spricht. Er spricht über alle Dinge der Stadt, und zwar besonders über Dinge, die kommen werden (prophezeit also die Zukunft). Er erzählt sehr oft von einem großen Unglück, das in Zukunft kommen muß, sagt dann aber auch, durch welche Opfer man das Unglück werde abwenden können, und welchem Alledjenu das Opfer dargebracht werden müsse. Das alles hört der Adjingi von dem Besessenen.

Wenn er das alles gehört hat, geht er hinaus zu den versammelten Borileuten und wiederholt alles, was der Alledjenu durch den Besessenen gesagt hat. Die Borileute rufen: „Man muß es dem König sagen! Man muß es dem König sagen!" Dann stellt sich der Adjingi an die Spitze des Zuges, dem sich alle Borileute anschließen. Die ganze Borigemeinde geht nun zum Hause des Königs. Die Borileute rufen, daß der König sie hören möge. Die Pagen des Königs gehen hinein und sagen ihm, daß die Borileute mit dem Adjingi draußen wären. Der König kommt heraus.

Das Volk begrüßt den König. Dann warf (in alter Zeit) dieser sich vor dem Adjingi und dem Alten der Borigemeinde nieder und erwies ihm die Ehre. Der Adjingi sagte zum König, er solle sich erheben und fragte ihn: „Soll ich dir sagen, was der Alledjenu uns gesagt hat?" Der König sagte: „Kann ich gegen die Alledjenu handeln? Muß ich nicht alles von den Alledjenu hören, was sie euch

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sagen? Warum willst du nun nicht wiederholen, was er euch gesagt hat?" Darauf wiederholt dann der Adjingi alles, was der Alledjenu im Zirkel gesagt hat. Der König muß dann vom Volke das erheben, was zur Deckung der Opferkosten nötig ist, und legt aller Welt eine Toussa (eine Steuer) auf. Sie ist verschiedenartig. Manchmal muß jeder Einwohner so und soviel Bohnen oder jede Frau so und soviele Kauri, oder jeder Mann 13 Kauri, oder jeglicher Einwohner so und soviele rohe Baumwolle oder Holzkohle usw. herbeibringen. Das wird dann alles in einen Korb gefüllt, die erhobene Steuer den Bori überliefert und vom Adjingi zum Ankauf der Opfertiere oder sonst für die Abwendung des Uebels nötiger Opfer verwendet. Das Opfer wird dann vorgenommen, und wenn etwas übrig bleibt, so teilen das die Mitglieder der Borigemeinde untereinander. — — —

In dieser Schilderung nun ist nichts von dem Düsteren und Dunklen enthalten, das der Babakukultus bietet. Sollte hier nicht eine Variante vorliegen? Sollte nicht dieser lichte Kultus damit zusammenhängen, daß die Abaqua-riga unter Asama nur die Farisaru und nicht die Babaku in das alte Kororofareich einziehen ließen?

Um die vorhergehenden Mitteilungen über den Bori bei den alten und neuen Haussastämmen abzuschließen, möchte ich noch auf den Subachismus bei den Haussa eingehen.

□ □

Ueber Subachen im allgemeinen und bei den Haussa.

3. Bori und Subachismus. Als Subachen bezeichne ich Menschen, denen die Fähigkeit zugestanden wird, nächtlicherweile den Körper zu verlassen und in Form eines Vogels oder eines Feuerphantoms aus dem Hause in das Gehöft und die Hütte eines anderen Menschen zu schlüpfen und diesem dann das Blut und die Lebenskraft auszusaugen. Ich habe die Subachen ziemlich eingehend in meiner Arbeit „Kulturtypen aus dem Westsudan", 1910, S. 76—92, behandelt. Der Sudan kennt von diesen Wesen zwei verschiedene Typen. Der im Westen verbliebene Typus ist der eigentliche Subache, der sich zu verwandeln und das Blut und die Lebenskraft auszusaugen versteht. Bei dem östlichen Typus finden wir diese Verwandlungsfähigkeit nicht. Dort zerstört das unheimliche Geschöpf vielmehr den Mitmenschen dadurch, daß es seinen „bösen Blick" auf das arme Opfer wendet.

Subache heißt bei den Haussa Maji oder Maje. Nach der Ansicht dieser Völker wird kein Mensch als Maji geboren. Man erkauft

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die Subachenkunst oder wird mit ihr durch Erziehung und Erwerbung seitens der Mutter begabt. Wir folgen hier der Annahme, daß die Mutter solche Einverleibung ihres Sprossen unternimmt. Betont sei aber, daß gerade so gut der Vater das tun kann. Und wenn ich im folgenden überhaupt von weiblichen Subachen spreche, so wolle man im Auge behalten, daß die Haussa den Männern ebenfalls kannibalische Fertigkeit und Neigung in diesem Sinne und Zusammenhange zuschreiben.

Wenn also eine Haussamutter ihr Kind in die Gemeinschaft dieser Subachen aufgenommen haben will, so geht sie zuerst hin und fängt eine Mudja, eine Eule. Einige Leute behaupten, die Mutter tue das schon vor der Entbindung, andere, sobald sie das Haus wieder verlassen kann. Dieser Vogel wächst durchaus gemeinsam mit dem zugehörigen Kinde auf, sowie bei den Büffelleuten der Nupe das Büffeljunge gemeinsam mit dem Menschlein.

Ferner trägt die Subachenmutter ihr Kind sobald wie möglich zum Serki-majo, dem Oberherrn der Maji, der seiner Stellung nach der Sonja-gatschi der Nupe entspricht, nur daß eben bei den Nupe ein Weib diese Führung hat, die bei den Haussa einem Mann, einem Serki, zukommt. — Die Frau bittet den Serki-majo, daß das Kind auch Maji werden, d. h. daß er das bewerkstelligen möge. Er erklärt sich einverstanden, fordert aber einen kleinen Topf und einen sehr kleinen, gut ausgehöhlten und vorbereiteten Flaschenkürbis. Wenn ihm das Gefäß gegeben ist, zieht er in den Busch und sammelt alle Magani. Diese, die sowohl vegetarischer als animalischer Natur sein sollen, füllt er trocken in den Topf und nimmt ihn mit nach Hause. Inzwischen muß die Mutter des Kindes auf die Subachenjagd gehen. Sie muß nächtlicherweile Menschenblut einsammeln und dieses dem Serki-majo bringen. Dieser gießt den roten Saft auf die Magani und bereitet damit gewissermaßen das Bad, das nun dem Kinde täglich zuteil werden muß.

Den Topf mit Magani und Blut nimmt die Mutter also mit heim und führt nun jeden Tag die Badung des Kindes aus. Diese Badeform hat die Haussaphantasie sich ganz besonders eingehend ausgemalt. Natürlich wird der Maganitopf daheim sehr sorgfältig versteckt gehalten, genau wie die kleine Eule. Das Waschen muß so erfolgen, daß kein Nichtsubache es sieht, auch darf kein gewöhnliches Gefäß als Wanne verwendet werden, sondern dient ein großer Korb dazu. Das Kind muß dabei einen kleinen Breikorb als Kopfbedeckung haben. Die Medizin darf nicht mit der Hand verabfolgt werden, sie wird mit einen kleinen Kalebassenlöffel übergegossen. Das Kind

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

darf dieses Bad nicht allein genießen, sondern immer in Gemeinschaft mit der kleinen Eule, die immer genau so behandelt wird, wie das Subachenkind.

Ist das genügende Zeit mit entsprechender Sorgfalt ausgeführt worden, dann begibt sich die Mutter zu dem Serki-majo und berichtet ihm darüber. Dieser gibt daraufhin nun drei weitere Magani, von denen eines um die Lenden, eines um den Hals, und eines um die Hand gebunden werden muß. Mit diesen drei Kraftspendern am Leibe wird dann das Kind noch in vorgeschriebener Weise sieben Tage lang gewaschen und hat dann die Kraft der Maji gewonnen.

Es fehlt aber noch ein wesentliches Erziehungs- und Kraftmoment. Die Mutter geht also noch einmal zum Serki-majo und fragt ihn, wie es erreicht werden könne, daß der kleine Maji seine Haut ablegen, und wie er durch solches Hautablegen die feuerrote Farbe, die die nächtlichen Blut- und Lebensräuber (auch der Songai und Mande) auszeichnet, gewinnen könne. Der Serki-majo sagt das der Frau. — Mir, dem Forscher Frobenius, hat aber niemand das Geheimnis offenbaren wollen, und so werde ich nie ein echter Haussasubache werden können.

Zur Zeit der Geburt wurde die kleine Eule gefangen, sie wurde auch immer mit der blutigen Medizin gewaschen und damit getränkt und immer sorgfältig versteckt gehalten. Dieser Vogel wird dann später als Bote der Maji verwendet und hat die Aufgabe, nach Raubgelegenheit Umschau zu halten. Sobald er solche ausgekundschaftet hat, kehrt er heim und berichtet seinem menschlichen Zwilligsmaji. Dieser fragt ihn nach diesem oder jenem im einzelnen und bereitet sich dann zum Mordsange vor. Er legt nun seine Haut ab, fordert den Vogel auf, vorauszufliegen und den Weg zu zeigen, und folgt ihm auf seiner Bahn.

Bei den Haussa ist das Jagdgebiet der Subachen keiner Begrenzung unterworfen. Jedes Menschenwild kann zu jeder Zeit erlegt werden. Der Maji kann jedes Geschöpf, ob es mit ihm verwandt ist oder nicht, jeden Mallem, ja jeden anderen Maji töten, und selbst Mitgliedschaft des Bori schützt durchaus nicht vor den Nachtmördern. Der Austritt und Eintritt der Behausung wird vom Maji niemals durch die Türe vorgenommen, sondern stets entweder durch die Dachspitze oder durch die Wand des Hauses. Er fliegt wie ein Feuerfunke durch die Luft, sehr schnell und den Menschen nur kurze Zeit wahrnehmbar. Der Vogel (die Eule) zieht stets vor ihm her und zeigt ihm den Weg.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wenn der Maji dann am Lager des schlafenden Opfers anlangt, nimmt er die kleine Kalebasse, in die nach seiner Geburt durch den Serki-majo die Bademedizin gefüllt wurde, hervor, hält sie an den Kopf des Opfers und fängt dessen Blut auf, das von selbst hinübergleitet, genau wie in einen Schröpfkopf, der ja den Haussa wohl bekannt ist, und den man in der Form eines gekappten, kleinen Hornes in dem Besteck jedes älteren Haussabarbiers sieht. Mit dem Blute in der Schröpfkalebasse zieht der Maji dann wieder ab. Er kann aber auch das Rai, das Leben, aus dem Körper des Ueberfallenen ziehen. Dieses schleppt er dann hinaus und in den Busch, wo er es in einen Menschen verwandelt, den er dann an fremde Leute verkaufen kann. — Das Verfahren erinnert an eine ähnliche Auffassung der Mande, die das „Leben" des Opfers durch die Subachen herausziehen und dann in ein schlachtbares Tier verwandeln lassen. (Siehe die Sunjattalegende. Kapitel: Ein historisches Dichtwerk.)

Behandlung der Subachen durch die Alledjenu der Borigemeinde.

Wenn nun ein Maji auf solche Weise nachts einen Menschen überfallen und sich seiner bemächtigt hat (wenn er erst einmal mit Blutabzapfen begonnen hat, kann er immer wiederkommen), so verändert sich die Farbe des unglücklichen Opfers augenscheinlich. Schon am Morgen nach der ersten Abzapfung ist die Farbe seiner Augen bleicher und seine Haut fahl. Er ist nicht mehr imstande, etwas zu sich zu nehmen. Er ist zeitweilig wie geistesabwesend und schreit. Nachts schreit er oft, und er kreischt dann die Namen des oder (wenn mehrere der blutdürstigen Geschöpfe sich an ihm ergötzen) der Maji heraus, unter denen er leidet. Er schreit dann: „Was habe ich dir getan?" Und so schreit und wehklagt er drei Nächte nacheinander.

Aengstlich betrachtet die Familie den Leidenden und erwägt, was man dabei tun könne. Wenn aber erst die Erkenntnis der Tatsache und die Ueberzeugung von den Machenschaften eines schlimmen Maji reif ist, dann wird sie im allgemeinen beschließen, die Hilfe des Bori in Anspruch zu nehmen.

Der Bori und die Alledjenu greifen ein.

Die Familie kommt zusammen. Sie bringt ein schwarzes Kleid, einen roten Hahn und einen dick bebärteten Ziegenbock (bakin-busuru) auf. Mit diesen Opfergaben begibt sie sich auf den Weg, um die Hilfe der schwarzen Alledjenu zu erbitten. Sie geht naturgemäß zum Vertreter des Alledjenuobersten, des Djengere, also zum Adjingi. Die Familie übergibt die Gaben und sagt etwa: „Es ist da ein junger

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mensch, der hat etwas. Bitte hilf ihm. Wir bitten dich." Es ist bezeichnend, daß hier genau wie bei den Bassariten und anderweitig weder die Bezeichnung Maji, noch der Name des in Frage kommenden Maji, noch der Kranke selbst oder irgendeine Einzelheit vorgebracht wird. Denn diese festzustellen, ist auch hier Sache der geistigen Instanz, an die die Familie sich wendet, und zu der man das Vertrauen hat, sie werde alles allein finden, so daß man sich durch direkte Anklage gar nicht zu kompromittieren und durch Nennung eines unheimlichen Namens gar nicht in die Verlegenheit zu bringen braucht, mit irgendeiner bösen Sache in Konflikt zu kommen. (Das Sprichwort: „Wer Schmutz anfaßt, besudelt sich!" kann bei allen diesen atlantischen Völkern aufs Geistige übertragen werden. Wer nur den Namen einer unheimlichen Sache ausspricht, begibt sich schon in gewissem Sinne in deren Gewalt oder Interessengebiet.)

Und der Djengere weiß von selbst ganz genau, was er zu tun hat. Nach Anhörung der Bitte nimmt er die Opfer in Empfang und bescheidet die Familie dahingehend, daß er die Sache dem Alledjenu Djengere überweisen wolle. Damit ist sie nach Haussaansicht vor die richtige Instanz gebracht. Wenn die Familie gegangen ist, nimmt der Alledjenu Geld (Kauri), Turare-djibida (Zibethkatzensekret) und andere kleine Geschenke und sucht einen Goye-, einen Geigenspieler auf. Er fordert ihn auf, zu einer Sitzung zu kommen, und diese findet dann in ähnlicher Weise statt, wie ich sie schon oben geschildert habe. Nun aber geht die Sache folgendermaßen vor sich.

Im Hause des Adjingi resp. im Sitzungszimmer des Bori versammeln sich die Adjingi, die Gusulsa, der Maigoye (Geigenspieler) und ein Maikossa (Kalebassenschläger). Vor dem Hause kommt die Gemeinde zusammen und harrt der Inspirationen, die nun eintreten werden. In gewohnter Weise spielt die Sitzungsgesellschaft die Namen der Alledjenu, jeden Namen eine Zeitlang, herunter. Wenn das in gehöriger Weise vor sich gegangen ist, wird voraussichtlich Djengere irgendeinen Zuhörer und Tänzer packen und besessen machen. Denn die Leute tanzen bei dieser Gelegenheit draußen vor dem Hause nach dem Takte der heiligen Musik. Sowie Djengere einen Menschen besessen gemacht hat, bringt man ihn herein. Im Hause wird der Besessene dann ehrenvoll aufgenommen und sehr schön gekleidet. Es werden ihm auch in jede Hand Magani gedrückt, die er halten muß. Kurze Zeit danach ergreift dann unter dem Einflusse des fortgesetzten Spielens und Tanzens Alledjenu Djengere eine zweite Person, die nun ebenfalls in das Haus gebracht und in gleicher Weise geschmückt und ausgestattet wird.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

So geht das nun weiter. Die Besessenheiten nehmen mehr und mehr zu. Mit der Zeit folgen die Inspirationen schneller. Jeder Babaku will seinen Mann haben. Denn das ist eine Sache, die die Alledjenu sehr empört; es geht aus den Berichten der Haussa hervor, daß die Alledjenu etwas wie großen Zorn oder Eifersucht oder Wut über solche Menschen- und Seelenräuber empfinden und diesem Gefühl durch allgemeines, gruppenweises Auftreten demonstrativ Ausdruck geben. Es kommt also hier im Boriwesen der gleiche Zug wieder zum Vorschein, der mir im entfernten Westen und Nordwesten so deutlich auffiel: die geistigen Kräfte, sei es Geheimbund, sei es Schamanentum, sei es hier „Daimonen" (Daimonen sind nach Hesiod und Sokrates die „Wissenden"), wenden sich immer wieder gegen diese wunderlichen Phantome, die Subachen, und bringen gerade hier ihre Kraft am ausgesprochensten zur Wahrnehmung und Geltung.

Wenn sich nun alle oder eine genügende Anzahl von Babakus in Menschen inkorporiert haben und diese in das Sitzungshaus gebracht worden sind, beginnt die eigentliche Unternehmung gegen die sträflichen Bluträuber. Der von Djengere Inspirierte sagt: „Ich kenne einen Maji, aber ich kann den Namen des Maji nicht nennen." Danach wird der sonst so unbedeutende, in diesem Sonderfall aber besonders kluge, tapfere und kampfeslustige kleine Babaku Dankajo sagen: „Ich kann den Maji nennen. Ich kenne den Maji. Ich will ihn nennen. Ich kenne den Platz, wo der Maji den kleinen Vogel aufbewahrt, der die Majiarbeit macht. Kommt mit mir." Und Alledjenu Dankajo spricht dann im Sitzungsraume aus dem Munde seines derzeit Besessenen den Namen des Menschen aus, der nächlicherweile als Maji den Kranken, um dessentwillen der Bori zusammentrat, um sein Blut und seine Gesundheit brachte.

Sobald das geschehen ist, wird die Familie des Kranken herbeigerufen. Sie hört vom Dankajo-Besessenen das Gehörige. Dieser setzt sich an ihre Spitze und führt sie zu dem Hause des Bluträubers Die Leute gehen unter seiner Führung zu der Topfstelle des Subachen, denn gewöhnlich hält dieser seine kleine magische Eule unter einem der drei umgestülpten Töpfe, die zum Herde zusammengestellt sind. Wenn der Majimann sieht, was vor sich geht, und was die Besucher hier suchen, dann wird er entsetzt sein. Er wird betteln und flehen, man möge ihm seine kleine Eule nicht wegnehmen. Er wird Gold und alles mögliche bieten und bitten, daß man den kleinen Vogel schone. Der Dankajobesessene wird aber antworten: „Ich kann mich deiner Bitte nicht fügen. Ich kann dir nicht nachgeben. Ich muß

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

heute den kleinen Vogel nehmen. Ich muß den kleinen Vogel vernichten, damit das Böse vernichtet werde." Der Subache wird dann schreien und böse werden, er wird laut heulen und schimpfen: „Ihr lügt! Ihr lügt! Ihr lügt! Ich bin kein Maji! Ich bin kein Maji!" Der Dankajobesessene zertritt aber den Topf, der die kleine Eule birgt, und nimmt den kleinen Vogel heraus.

Dieser kleine Vogel ist klein, sehr klein! Und doch können keine 20 starken Männer ihn heben, so schwer ist er. Nur der Dankajo kann ihn heben. Es ist die Sache des Alledjenu Dankajo, und sein Besessener nimmt ihn auf, als wenn er weggeblasene Spreu vom Sorghumkorn nähme. Wie er ihn aufhebt, wird sich der Maji auf den Alledjenubesessenen stürzen wollen, um die kleine Eule zu verteidigen, um es zu verhindern, daß ihm sein großes Magani, sein Lebensmagani genommen wird. Aber der Alledjenubesessene nimmt den Vogel und stößt den Maji beiseite.

Dann ziehen die Leute mit ihm fort. Niemand kümmert sich mehr um den Maji, ob er nun Mann oder Weib, ob er alt oder jung ist, ohne daß er auf der Richtstätte anwesend zu sein braucht. Der Bluträuber kann daheim bleiben und wird dort draußen gerichtet. Dankajo und die Familie des Kranken bringen den kleinen Vogel auf den Marktplatz. Der Dankajobesessene nimmt eine Igija-Magani, einen Zauberstrick, und bindet dem kleinen Vogel die Flügel auf dem Rücken zusammen. In dem Augenblick, wo dies geschieht, ist auch der zugehörige Maji in seinem Hause, ob Mann oder Weib, ob alt oder jung, in der gleichen Weise gefesselt. Es war niemand bei ihm im Hause. Mit einem Zauberstricke werden ihm auf dem Rücken die Arme zusammengebunden, genau so, wie dem kleinen Vogel die Flügel, ohne daß jemand Hand an ihn legte oder auch nur bei ihm im Hause ist!

In diesem Augenblicke der Fesselung beginnt der Maji seine Generalbeichte. Es ist der gleiche Vorgang, den wir von den Bosso-Soroko kennen, und den auch die Nupe schildern. Der gefesselte Maji beginnt zu reden: „Ich tötete den und den. Ich tötete den und den usw." Er zählt alle auf, die er getötet hat, nennt alle Namen, und viele können es hören. Denn der dem Tode nahe Maji schreit das in die Welt hinaus, und es ist anzunehmen, daß viele Leute draußen lauschen, wenn er im Hause beichtet.

Der kleine Vogel wird nun in den Busch gebracht. Zu dem Maji sagt man: „Mit dir habe ich nichts mehr zu tun!", der kleine Vogel aber wird im Busche getötet. Und in dem Augenblick, da der kleine

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Vogel im Busche stirbt, stirbt auch unbedingt in der Stadt oder dem Hause der zugehörige Maji.

Danach bittet der Kranke, d. h. also der vom Maji seines Blutes Beraubte, daheim, man möchte ihm das Gartenkraut Jakoa kochen und geben. Er empfindet allein dieses Gelüst, und man erfüllt es. Er trinkt und ißt. Dann genest der Kranke.

In seiner Hütte ist also der Subache, der Maji, mit rückwärts gefesselten Armen gestorben. Seine Angehörigen dürfen ihn aber zunächst nicht begraben. Das Volk duldet es nicht. Sie gehen nun zum König und sagen: „Unsere Schwester (oder Mutter oder Vater, oder wer es nun sonst ist) ist gestorben. Wir können sie nun nicht begraben. Wir bitten dich, daß du es erlaubst." Der König wird zunächst auch nicht die Genehmigung geben wollen. Dann sammelt aber die Familie viel Geld, es muß eine Summe von einer Million Kauri zusammenkommen. Erst wenn diese Summe überreicht worden ist, kann der gestorbene Maji begraben werden.

Der Bori aber bringt die oben genannten Opfer im Busche dar.

□ □

Verbreitung und Herkunft der in Zentralafrika Bori, in Nubien Asar oder Desatir genannten Besessenheitsreligion.

4. Die Herkunft des Bori. Woher stammt nun diese eigenartige Religion der Besessenheit? In Kordofan unterhielt ich mich eines Tages über den Ursprung dieser eigenartigen, den eigentlichen Afrikanern ursprünglich nicht eigenen und sicherlich erst in historischer Zeit aufgepfropften Religion. Der befragte Mann sagte: „Diese Geister sind Winde; sie sind aus Persien gekommen." Ich legte der Angabe zunächst keinen Wert bei, jetzt aber, beim Nachschlagen meiner Akten finde ich doch verschiedene Punkte, die mir die Bemerkung beachtenswert machen. Da haben zunächst die Haussa neben dem Worte Alledjenu für ihre Dämonen noch die Bezeichnung Iska, d. h. Wind. Die Borileute in Bornu erklären, daß die Alledjenu oder Djindi genannten Geister mit den Dämonen ihrer Religion nichts zu tun hätten, daß diese vielmehr Kaime oder Karua genannt würden und in Winden kämen. Die Muntschi am Benue haben mancherlei Kulturgut von den aus dem Norden stammenden Nachbarn übernommen. So wundert es mich nicht, wenn in ihren Volkserzählungen unflätige Dämonen auftreten, die als Winde oder Wirbelwinde erklärt werden. In den Stücken aus der Mossigeschichte, die ich in dem Kapitel „Ein Geschlecht von Kaisern und Königen" wiedergegeben habe, zeigen die zauberkräftigen Herrscher mehrfach ihre Macht, indem

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sie Winde heraufbeschwören, die die überfallenen Völker mit Krankheiten schlagen. Also allenthalben erkennen wir bei näherem Zuschauen eine altertümliche Form der Anschauung, die, genau entsprechend der Angabe meines persischen Freundes in Kordofan, die Dämonen als Winde und Luftgeister auffaßt.

Damit ist ein Hinweis auf östliche Länder geboten, dem wir folgen müssen, wenn wir die ursprünglich dem Bori verwandten Religionsformen finden wollen, und dem wir um so unbedenklicher folgen dürfen, als wir fürs erste nicht gezwungen sind, den afrikanischen Boden zu verlassen. Denn auch einige Stämme in Kordofan besitzen genau wie die Nubier die Borireligion, bezeichnen sie aber als Desatir und sagen, daß die Dämonen der Besessenheit mit Wirbelwinden kämen.

So sind wir zwanglos in dem Osten angelangt, aus dem die Borileute Westafrikas nach übereinstimmenden Angaben diese Religion empfangen haben wollen. Am Nil ist die Besessenheitsreligion aber sehr weit verbreitet. Schon der alte W. Ch. Plowden schildert sie als „Zar" und weitverbreitete Religions- und Kulturform in Abessynien. Enno Littmann hat sie neuerdings bei den heidnischen Kunama studiert. Bei einigen Fundji heißt sie Bum, auch in Kordofan gilt sie als sehr alt. Bei Schillukstämmen und Dinka, wie überhaupt bei Niloten, konnte ich sie nicht finden. Von der Basis Abessynien-Kordofan ist die Religion dann im vorigen Jahrhundert in starker Bewegung nach Norden gerückt und war um 1875 in Oberägypten schon so verbreitet, daß die Regierung sich veranlaßt sah, gegen ihr Vordringen Maßnahmen zu ergreifen. Während der große Kenner Aegyptens E. W. Lane sie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Unterägypten überhaupt noch nicht kennt, ist sie dort als „Zar" heute so verbreitet, daß sie nicht nur in den Unterschichten des Volkes, sondern auch in gebildeteren Volksklassen eine große Rolle spielt. Paul Kahle hat über die „Zar"-Beschwörung eine Arbeit veröffentlicht, aus der wir das Wesen der ägyptisch-abessynischen Besessenheitsreligion bis in bedeutende Feinheiten hinein erkennen können. (Zeitschrift: „Der Islam 1912.")

Auch in den Nilländern stehen an der Spitze der einzelnen Gemeinden der Besessenheitsreligion ein Priester und eine Priesterin, die weder miteinander verwandt noch verheiratet sind. Die Priesterin heißt in Kordofan Amena, in Aegypten einfach Schecha. Sie spielt die erste Rolle und quirlt z. B. in Nubien mit einem Stocke (der aber nicht wie im Sudan aus Eisen, sondern aus Holz besteht) Erde auf, deren Geruch ihr die Namen der krankheitserregenden Geister

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

verrät. Hier und da werden die dämonischen Geister in schwarze (Desatir tumburra) und weiße (Desatir buri) eingeteilt, sonst sind sie mehr landschaftlich gruppiert. Zur Behandlung der Befallenen werden an bestimmten Orten zu bestimmten Zeiten Opfer- und Beschwörungsfeste veranstaltet, die ein bis sieben Tage in Anspruch nehmen. Eine Verschiedenheit der Opfertiere und Farben konnte ich in den Ostländern nicht wahrnehmen, wohl aber, daß auch hier der Erfolg der Beschwörung von richtiger Kleidung der Befallenen und von der musikalischen Wirkung abhängt. Auch hier hat jeder Dämon seine eigene Melodie, die in südlichen Ländern auf einem lyrenartigen Saiteninstrument, in nördlichen dagegen auf Trommeln hervorgerufen wird. Nur wenn die dem Geiste eigene Melodie gefunden ist, kann eine Verständigung mit ihm erzielt werden. Vor allem ist es aber auch hier die „Liebe" zu den Menschen, die die Geister veranlaßt, ihre Opfer zu befallen.

Alles in allem ist damit wohl zur Genüge gezeigt, daß Zar und Desatir nichts anderes sind als Bori. Hier nun können wir also auch den Verbreitungserscheinungen entsprechend Gesichtspunkte zur Lösung der Herkunftsfrage des Bori aufsuchen. Das Gesamtbild ist sehr klar. Die Verbreitung der Besessenheitsreligion setzt in Afrika in den Ländern der Ostseite ein, zieht sich am mittleren Nil durch den Sudan bis zum Niger, erlebt hier im Haussadreieck eine besonders starke, territoriale und innere Kraftentwicklung und verklingt dann nach dem Westrande zu. Ich betone aber, daß diese Religion nicht dem Nordrande angehört, denn sie fehlt in Tunis und Algier; sie fehlt auch den älteren sudanischen Splitterstämmen. In geschichtlicher Hinsicht wird sie mit Wellenbewegungen in Verbindung gebracht, die im siebenten Jahrhundert den Sudan durchzittert haben. Doch ist es hier nicht unsere Aufgabe, Daten zu geben oder zu suchen. Mit geschichtlich-periodenweisem Aufbau werden wir uns im abschließenden Kapitel beschäftigen.

Ist die afrikanische Verbreitung ihrem ganzen Wesen nach klar, so bedeutet die Religion ihrem inneren Sinne nach jedoch unbedingt eine absonderliche Erscheinung, die jedenfalls nicht in Afrika ihren Ursprung genommen hat. Gegen eine ursprünglich afrikanische, indogene Entwicklung spricht die Tatsache, daß die benachbarten Länder im Osten sehr ähnliche und verwandte Erscheinungen in älterer Zeit schon gezeitigt haben. Das Hauptinstrument der Besessenheitsreligion ist überall auf der Mittelstraße ein Saiteninstrument. Das Saiteninstrument stammt aus Asien. Wo Trommeln vorkommen, sind es tamburinartige Typen, die nicht eigentlich afrika-

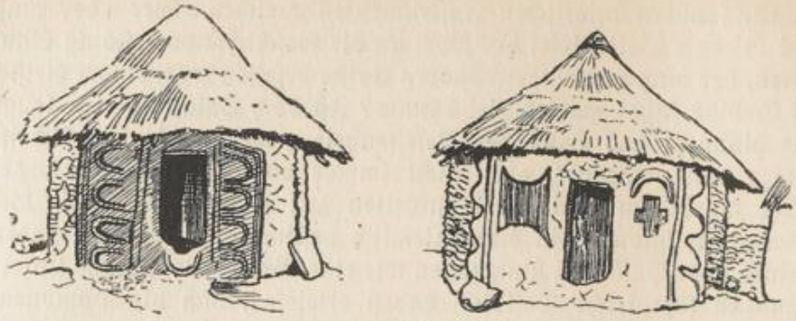
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nischen, sondern asiatischen Instrumenten gleichen. Wer aber muß nicht bei dem Saitenspiel des Bori an die Geschichte vom König Saul denken, der auch von einem düsteren Geiste besessen war, einem Geiste, den Davids süßes Harfenspiel bannte? Ist doch Palästina eine lange Zeit hindurch das Land der Besessenheit gewesen, die der Schrift zufolge von „Engeln", aber nicht immer von Engeln Gottes, gebracht wurde und heilige Krankheiten zur Folge hatte. Die Besessenheitsreligion ist in einer ziemlich bestimmt zu umschreibenden Periode über Palästina hingezogen wie eine Wolke. Gründliche Untersuchungen (vergleiche Delitzsch) haben erwiesen, daß die Dämonenlehre vermutlich unter persischem Einfluß sich in Palästina erst nach der babylonischen Gefangenschaft eingebürgert und ausgebreitet hat. Zur Zeit Christi hat sie wohl den Höhepunkt ihrer Wirkungskraft dort erreicht, und heute ist sie in Palästina wieder verschwunden.

Persische Einflüsse! Auch in Persien finden wir weiße und schwarze Dämonen vom Alledjenutypus. Persien ist das Nachbarland des ural-altaischen Schamanismus, dessen in Urzeiten noch lebendig gewesene Formen allerhand sonstige Einflüsse zeigen, im ursprünglichen Wesen aber doch dem Schamanismus der Afrikaner sehr nahestehen. Hier machen wir Halt. Unsere Arbeit muß überall abbrechen, wo außerafrikanisches Quellgebiet erreicht ist. Unsere Aufgabe ist gelöst, wenn wir die Fäden der Weltgeschichte der Kultur bis zu dem Punkte verfolgt haben, wo sie von auswärts in unseren Erdteil hineingeführt worden sind.

Die Perspektive ist eröffnet. Wir sehen einen starken Strom von Osten her in den Erdteil eindringen, dessen Macht längst vergangenen Zeiten angehört. Wir sehen seine Wanderstraße auf der Nordaxe des Erdteiles, und zwar im Gebiet der Ostströmung, durch den Sudan nach Westen verrinnen, und wir fragen uns, ob auf diesem Wege nicht noch andere Kulturgüter Einzug gehalten haben, deren Wesen historisch feststellbar ist. — Das ist das wesentliche Ergebnis der Untersuchung über das Wesen und die Einwanderung der Religion der Besessenheit.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Nupehäuser mit vorislamischer Fassadenornamentik.
(Gezeichnet von Carl Arriens.)

Zwölftes Kapitel.

Der Untergang einer Dynastie.

(Ein Jahrhundert der Nupegeschichte.)

Die Thronfolgefehden unter den Nupe. — Auftauchen der Fulbe unter Mallem Dando. — Die ersten Intrigen. — Das Reich wird geteilt. — Der gewaltige Etsu Zado verjagt die Fulbe. — Neue Zwistigkeiten und Intrigen der Fulbe. — Der Haussageneral Omar schafft Ordnung. — Erlöschen der Edegi-Dynastie. — Die Fulbeintrigen wenden sich gegen Omar. — Endgültiger Sieg der Fulbe. — Aufstände der Nupe und Sklavenkriege der Fulbekönige. — Charaktere auch unter „Negern".

Es ist eine Sammlung bunter Bilder, die an uns vorübergeglitten sind. Erst zogen wir von der Provinzial- zur Hauptstadt, um das Leben unserer Tage in jenen fernen Sudanländern mitzuerleben; dann vertieften wir uns in das Widerspiel der von Nordwesten auf libyschen Bahnen hereinströmenden, den Islam tragenden Wellen gegen die widerstrebenden und erfolgreich aufbäumenden Ostkulturen; diese älteren, von einem Oststrome getragenen Kulturen müssen allerhand höchst bemerkenswerte Eigenarten besessen haben, und den dritten Teil, der der Prüfung von religiösen Legenden und Religionsformen gewidmet war, konnte ich mit einem Hinweis auf

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Dynastien
I. Dynastie Rupeta oder Ruba
II. Dynastie Bini oder Joruba
III. Dynastie des Edegistammes (Alt-Nupe- und Keda-Mischung)
IV. Dynastie Fulbe der Familie des Mallem Dando

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Herrscher des Nupereiches
von 641—1912 n. Chr.
Erkundet von Leo Frobenius in den Jahren 1908—1912.

Die Dynastien	Zahl der Herrscher	Jahreszahlen in christlicher Zeitrechnung	Die Herrscher	Zahl der Regierungsjahre	Datierungsweise
I. Dynastie Nupeta oder Nuba	1	641—662	Ilisu Napata oder Nupeta, kam mit Kisra aus dem Osten. Während Kisra in Borgu blieb und von da aus das Jorubaland unterwarf, gründete Napata unter den Gwarristämmen das Nupereich	21	Die Zahl 641 ist gewonnen durch die bestimmte Angabe: „19 Jahre nach der Hidschra"
	2 bis 36	662—1275	Fünfunddreißig Herrscher aus Napatas Stamm, deren Namen auf einer Lederhandschrift verzeichnet sind, die im Grabe Edsu Jados ruhen soll	—	
	37	1275—1284	Edsu Bake, dessen Vater noch aus der Napatafamilie stammte, dessen Mutter aber schon eine Binifrau war; er und seine Nachfolger zahlten bald an Bini, bald an Ida Abgaben	9	
II. Dynastie Bini oder Joruba	38	1284—1295	Edsu Landu	11	
	39	1295—1320	Edsu Schemä	25	
	40	1320—1327	Edsu Djuo	7	
	41	1327—1358	Edsu Gäni	31	
	42	1358—1361	Edsu Daji	3	
	43	1361—1369	Edsu Magälla regierte in Abhängigkeit und als Vasall. Die Oberherrschaft hatte der Atta in Ida, an dessen Hof auch sein Neffe und Nachfolger als Geisel und Friedensbürge lebte	8	
	44	1369—1437	Edsu Edegi, aus dem Napatastamm. Er machte Nupe wieder mächtig und unabhängig	68	
	45	1437—1473	Edsu Saduja ging nach Attagara, wo er 30 Jahre lebte, kam dann nach Nupe zurück und regierte dort noch 6 Jahre	36	
	46	1473—1482	Edsu Schoa-Schaba	9	
	47	1482—1517	Edsu Sangala oder Sanganala	35	
	48	1517—1562	Edsu Djibuga	45	
	49	1562—1571	Edsu Mama Mwuari	9	
	50	1571—1580	Edsu Abdalla	9	
	51	1580—1616	Edsu Tjadji	36	Die Jahreszahlen sind gewonnen durch bestimmte Angaben über die Regierungszeit der verschiedenen Könige
III. Dynastie des Edegistammes (Alt-Nupe- und Keda-Mischung)	52	1616—1634	Edsu Ibrahima	18	
	53	1634—1638	Edsu Isa (oder Ederisa)	4	
	54	1638—1659	Edsu Audu (oder Abdulahi)	21	
	55	1659—1663	Edsu Bakr (oder Abu Bakar)	4	
	56	1663—1699	Edsu Djiberin, nahm den Islam äußerlich an	36	
	57	1699—1707	Edsu Nasu, wurde nach 8jähriger Regierung abgesetzt und verdrängt durch den Usurpator:	8	
	58	1707—1723	Edsu Suberu, ein reicher Emporkömmling	16	
	59	1723—1729	Edsu Mohamma Lasia, Sohn des Vorigen. Nach ihm kam wieder der rechtmäßige König zur Regierung	6	
		1729—1747	Edsu Nasu kommt nochmals zur Herrschaft	18	
	60	1747—1755	Edsu Ali kam an Stelle Audus zur Herrschaft	8	
	61	1755—1763	Edsu Mohamma, wurde von Jimada entthront, kam aber später nochmals zur Regierung	8	
	62	1763—1779	Edsu Jimada, der brüderliche Usurpator, und zwar dessen erste, ungültige Periode	16	
		1779—1785	Edsu Mohamma gewinnt wieder die Oberhand, wenn auch nur für 6 Jahre, wird dann entthront	6	
		1785—1799	Edsu Jimada, zweite gültige Periode, wird dann verbannt und lebt noch bis 1812	14	
	63	1799—1806	Edsu Abudu Ramanu, wurde nach kurzer Herrschaft von Mallem Dando abgesetzt und getötet, regierte, als Jimada noch lebte	7	
	64	1806—1830	Edsu Madjia	24	
	65	1830	Emir Madjigi starb im Jahre seiner Ernennung	0	
IV. Dynastie Fulbe der Familie des Mallem Dando	66	1830—1846	Emir Usman Saki, erste Regierungszeit in Rabba	16	
		1846—1857	— in der Verbannung	11	Die Jahreszahlen sind bestätigt durch Heranziehung bestimmter Daten der Forschungsgeschichte, die den Eingeborenen bekannt sind
		1857—1859	— zweite Regierungszeit in Bida	2	
	67	1859—1873	Emir Massaba	14	
	68	1873—1884	Emir Umoru	11	
	69	1884—1895	Emir Maliki	11	
	70	1895—1897	Emir Bubakr	2	
	71	1897 bis heute	Emir Mamadu oder Mohammadu bis 1912	15	

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

west- und innerasiatische verwandte Erscheinungen, die mit dem nächstwohnenden Arabertum und mit dem Islam nichts zu tun haben, abschließen. Uebersehen wir diese bunte Folge, so wird uns das Volk der Mande mit seinem Reichsgründer, Emir Diarra zum Vorkämpfer der im Sudan jungen islamischen Weltanschauung, das Volk der Mossi mit seinem gewaltigen Recken Uidi Rogo zum Vertreter der Existenzrechte einer älteren, von Osten aus reich genährten Kultur.

Und dieser Kultur und ihrer Geschichte will ich den letzten Teil dieses Buches widmen. Ich will die Geschichte des Sieges des Islam über einen der merkwürdigsten Staaten der Ostströmung, über das Nupereich, schildern —, die Geschichte eines Kampfes, der etwa hundert Jahre gewährt hat, und dessen Endresultat war, daß die siegreiche islamische Dynastie das alte Kulturgut in Staatsbildung, Organisation und allerhand Kunstfertigkeiten übernahm und neu belebte, ohne imstande zu sein, mehr als eine prononciertere malikitische Anschauung und Rechtspflege wie sie alle islamischen Westländer beherrscht, durchzuführen und durch straffes Regiment, wenn auch vieles zerstörend, doch die alten Einrichtungen im Prinzip zu kräftigen, d. h. also, daß die an sich aktivere aber im Prinzip doch ärmere westliche Kulturströmung das Alte nicht wegräumte, sondern der älteren, intensiveren Ostkultur im Daseinskampfe die Kräfte stählte.

In den vorigen Kapiteln haben wir uns mit Religionsgeschichte beschäftigt. Jetzt wenden wir uns zur politischen Geschichte, und zwar zur Geschichte eines Volkes, einer Nation, deren Wurzeln weit in der Tiefe lagern. Das Nupevolk besitzt schriftliche und mündliche Ueberlieferungen über seine Vergangenheit in Fülle. Nur ist der Reichtum recht verzettelt, und die auseinandergebrochenen Stücke sind an den Bruchstellen meist so abgeschliffen, daß es nicht immer leicht ist, sie in Mosaikarbeit richtig wieder zusammenzufügen. Ja, den abgesplitterten Fuß der schönen Vase fand ich gar nicht einmal bei den Nupe, sondern an zwei jenseits der Grenzen Nupes gelegenen Punkten, bei Bussa- und bei Nassarrawaleuten. Die Gründungslegende, die im übernächsten Kapitel eingehend geschildert werden wird, läßt den ersten Nupekönig, der Ussu Napata hieß, mit Kisra aus Osten kommen. Seine Dynastie ging unter, indem der letzte der Familie eine Yorubafrau heiratete. Es folgte eine Periode der Abhängigkeit von den Südländern, nämlich von Bini, worunter wir wohl mit Recht Benin verstehen, und Attagara, welches den Atta der Igarra in Ida meint. Vordem war der Süden abhängig gewesen von Nupe, nun befreite er sich und zwang den Norden, vor allem das Nupereich, unter

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

seine Herrschaft. Dieses Wechselspiel hat einen Nachklang hinterlassen in der Anordnung der Beamtenschaft, wie ich im Nachfolgenden leicht zeigen kann.

Ueber die Edegilegenden vergleiche Kapitel 15, Nr. 8.

Aus diesem Zustande erlöste Edegi, der als Geisel am Hofe in Ida lebte, das Nupeland. Eine Unzahl von Legenden hat sich um die Gestalt dieses Vaterlandsbefreiers gebildet. Er und seine Nachkommen waren wohl imstande, dem Lande für einige Jahrhunderte Selbständigkeit und kräftiges Auftreten nach außen, Neuausbildung der alten Handfertigkeiten und intensive Ausnutzung der Feldwirtschaft zu sichern. Aber dieser Edegistamm litt von vornherein an einem Uebel, nämlich an einer Unsicherheit in der Thronfolgefrage. Und daran ging die Dynastie zugrunde.

Die Thronfolgeform im Nupereiche.

Der alte Lille in Mokwa begann seinen Bericht über die geschichtliche Entwicklung des Nupelandes mit den fast klassisch klingenden Worten: „In alter Zeit (NB. der Bini-Dynastie) war hier (im Nupeland) kein Recht des Vaters; nur die Mutter und ihr Bruder hatten etwas über die Kinder zu sagen." Das heißt also, dem Vater folgte nicht der eigene Sohn in der Herrschaft, sondern der Sohn der Schwester. So wurden die beiden Söhne Edegis: Ebako und Ebagi nicht Könige in Gbarra, der ersten Residenzstadt der Edegiperiode, sondern sie wurden mit dem Mokwa-Rabe-Distrikt beliehen, während Ramatu, die Schwester Edegis, anscheinend in Gbarra als Königin thronte und ihren Sitz dann, als ihr Sohn mündig und Oberherrscher wurde, nach Sugurma verlegte. — In der alten guten Edegizeit erledigte sich die Thronfolge auf dieser Grundlage durchaus glatt und selbstverständlich. Dann aber rückte das Patriarchat dem Nupelande näher und näher. Waren es die Songai, die es brachten? War es eine vorislamische Sozialanschauung, die die patriarchalische Idee, diese lockende Annehmlichkeit für väterlichen und mütterlichen Ehrgeiz einführte? Jedenfalls ist soviel sicher, daß schon vor der eigentlichen Nupezeit Abweichungen von matriarchalischer Erbfolge vorkamen, daß z. B. bereits der Edsu Masu gegen den Willen seiner Familie und seines Volkes seinen Sohn Audu zum Saba, d. h. Thronfolger, ernannte, ja, es scheint sogar, als ob die patriarchalische Erbfolge im Lande älter gewesen und nur von den Herrschern der Bini-Dynastie zugunsten der matriarchalischen abgeschafft worden sei. — — — — — — —

1785—1830. Jedenfalls setzte die Unglücksperiode der letzten 100 Jahre mit einem solchen Bruch des Erbschaftsgesetzes ein und hörte mit dem endgültigen Verbot des altehrwürdigen Matriarchates auf. Im Jahre 1785 wurde Jimada definitiv der Edsu des Nupe-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

landes. Er regierte bis 1799 und zwar zumeist in der Stadt Ragada bei Patigi. Seine älteste Schwester war verheiratet mit einem gewissen Umoru, einem vornehmen Manne vom Edegistamme. Als dessen Sohn gebar sie Madjia, der demnach nach dem Edegigesetz der eigentliche Thronerbe war. Elf Jahre aber, nachdem er König geworden war, ernannte Jimada nicht Madjia, sondern seinen eigenen, noch ganz jungen Sohn Issa (nach Fulbeaussprache Edrissu) zum Saba.

Daraufhin erklärte Madjia seinem Oheim den Krieg. Die eigene Mutter soll ihn zu solchem Vorgehen aufgestachelt, und die vornehmen Familien, die streng auf Einhaltung des Gesetzes sahen, sich ihr angeschlossen haben. Edsu Jimada wird in der Ueberlieferung als ein ungeschickter Mann dargestellt, von dem nur einmal gesagt wurde, er habe zwar viele Weiber, aber wenig Kinder gehabt, während Edsu Madjia, sein Neffe, wenig Frauen und 300 (!) Kinder gehabt haben soll. Diese so schon gebotene Verwirrung erklärt uns die Tatsache, daß ein gewisser Abudu Romanu eine Gegenpartei aufzubringen wußte, deren Macht nicht unbedeutend war und erst 1806 von Mallem Dando gebrochen wurde.

Im Jahre 1802 besiegte Madjia den Edsu Jimada endgültig und tötete ihn, wie es heißt, eigenhändig. Er wurde zum König ernannt und auch als König anerkannt, natürlich mit Ausnahme der Anhängerschaft des getöteten Jimada. Diese Leute nahmen sich vielmehr des offiziell zum Saba erhobenen jungen Sohnes Edsu Jimadas, des Issa an und brachten den Knaben nach Ademalelu, wo er versteckt gehalten wurde, damit der als grausam geltende König ihn nicht töten könne.

Damit wäre nun auch diese Episode überwunden und gleich vielen ähnlichen älteren ohne Nachwirkung verlaufen gewesen, wenn sich nicht inzwischen eine andere stille und unscheinbare Gesellschaft im Nupelande eingefunden hätte, die neue Strömungen hervorrief. Das waren die Fulbe. Sie tauchten hier ebenso leise und unmerklich auf wie anderweitig. Das Jahr ihres Eintreffens konnte ich nicht erfahren, aber nach der Angabe eines in Kabba aufbewahrten Manuskriptes langte Mallem Dando im Jahre 1806 im Nupelande an und begann seine Tätigkeit damit, daß er den Edsu Abudu Romanu, der damals die Oberhand hatte, durch „Zauber" tötete.

Das Auftauchen und die Einmischung der Fulbe. — Mallem Dando.

Die Fulbe erzählen: Zwei Brüder, die Söhne des Fulbe Fate zogen von Gandu nach Süden; beide waren Mallem. Der eine, Mallem Allimi, ging nach Ilorin, schmeichelte sich durch seine Wunderkunst bei den Joruba schnell ein und ward König. Dieser Mallem

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Allimi war ein Magier, ein Wulli. Der andere, jüngere, Mallem Dando oder wie die Nupe ihn kurzweg nennen „Manko", ließ sich mit einigen Anhängern in Rabba nieder. Aber während der ältere Bruder das Ziel aller Fulbeemigranten jener Zeit schnell erreichte und König von Ilorin wurde, geriet Mallem Dando bald mit Edsu Madjia in Konflikt. Der Grund des Streites ist sehr durchsichtig. Erst kamen die Leute zu Edsu Madjia und sagten: „Es hat sich ein Fulbe-Mallem in Ilorin und ein Fulbe-Mallem in Rabba niedergelassen." Darauf Edsu Madjia: „Sagt mir, ob er und seine Leute Gutes tun." Die Leute sagten: „Sie tun Gutes!" Nach einiger Zeit kamen die Leute wieder zu Edsu Madjia und sagten: „Der Fulbe Mallem, der sich in Ilorin niedergelassen hat, hat die Joruben als Monafiki (Hetzer) bezeichnet und gegeneinander aufgebracht, und jetzt ist er König von Ilorin." Da sagte Edsu Madjia: „Dann nehmt Pferde und Waffen und verjagt die Fulbe, die sich im Nupelande, in Rabba, niedergelassen haben."

Das ist verständlich. Der Erfolg des einen Bruders machte dem anderen die schnelle Vollendung seines Werkes unmöglich. Und ebenso selbstverständlich ist es, daß Edsu Madjia die Fulbe aus Rabba vertreiben ließ und daß die vertriebenen Nupe-Fulbe sich zu den erfolgreicheren Ilorin-Fulbe zurückzogen, um hier eine neue Angriffsmethode auszuhecken. Edsu Madjias Truppen verjagten Mallem Dando aus Rabba nach Ilorin und verfolgten sie bis dorthin, um womöglich auch dieses gefährliche Nachbarnest auszunehmen. Mallem Allimi nahm die fliehenden Rabba-Fulbe freundlich auf. Er sagte zu ihnen: „Ich bin Wulli (Magier), ich schütze euch. Kein Pfeil soll euch hier treffen. Ihr aber könnt die Nupe, wenn sie hierher kommen, mit der bloßen Hand fangen." Als die Nupesoldaten Edsus Madjias vor Ilorin erschienen, versammelte Mallem Allimi alle Fulbe um sich und ritt aus dem Tore den Nupe entgegen. Da flohen sie, und die Ilorin-Fulbe verfolgten sie bis Eggan am Niger. Madjia selbst soll in Rabba die Rückkehr seiner Truppen abgewartet, und als die Nachricht vom verlorenen Gefecht kam, sich nach der Jebbagegend, nach Batsua, dann nach Laquata gewandt und drei Monate dort gelegen haben.

Die Ilorin-Fulbe waren nun bei weitem nicht mächtig genug, um gegen die Nupemacht selbst einen Vorstoß unternehmen zu können, und so nahmen sie denn ihre Zuflucht zu einer List, zu dem berühmten Lehrsatz: „Teile und herrsche!" Als Mallem Dando mit dem Scheich Allimi in Ilorin zusammen war, fragte Allimi den jüngeren Bruder: „Gibt es denn keinen Nupe, der ein Recht und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

den Wunsch hat, in Nupe König zu werden?" Darauf sandte Mallem Dando eine Botschaft nach Gbarra und ließ sagen: „Allah hat mir gesagt, daß Issa (Edrisu), der Sohn Edsu Jimadas, König über das Nupeland werden wird." Das hörten die Nupe in Gbarra und die alten Leute, die den Sohn Edsu Jimadas in Ademalelu versteckt hatten. Die alten Leute sagten: „Vielleicht können wir Edsu Jimadas Sohn so als Edsu einsetzen. Die Fulbe müssen die Erlaubnis eines Nupekönigs haben, um wieder ins Land und nach Rabba kommen zu können. Sie werden also den Edsu Issa unterstützen. Wir wollen uns an sie wenden." Die Alten sandten an die Fulbe nach Ilorin einen Boten, der mit ihnen verhandelte. Die Fulbe sagten: „Edsu Issa soll unser König werden. Wir wollen ihm in diesem Kriege helfen." Es ward eine Kriegsmacht aufgebracht, deren Grundstock Nupe des Ostens bildeten; aber auch Joruben aus Ilorin fochten unter der Führung der Fulbe mit. Jedenfalls gaben diese mit ihrem Organisationstalent den Ausschlag. Madjia wurde von Issa geschlagen und zog sich nach Mule in die Sugurmaregion zurück; als dann die Fulbe mit Edsu Issa noch weiter vorrückten, ließ er sich bis nach Angbarra im Gebiete der Kambarri oder Kambali zurückdrängen.

Danach ging der siegreiche Edsu Issa nach dem Osten zurück. Er ließ sich in Edda in Trans-Kaduna (westlich von Bida) nieder und befestigte den Ort mit einem Wall. Mallem Dando hatte sich nach Issas Erfolg wieder in Rabba niedergelassen, alle anderen Fulbe nahmen, der alten Fulbepolitik entsprechend, am Hofe des neuen Königs in Edda Wohnung. Hier hetzten sie den König weiter gegen Madjia auf, denn es war selbstverständlich, daß ihr Ziel war, die Könige der alten Nupedynastie gegeneinander aufzuwiegeln, sie gegenseitig zu Tode zu hetzen. Eines Tages nun unterhielten sich die Fulbe in einem Hause hierüber. Ein im Hofe befindlicher alter Sklave des Edsu Issa hörte, wie einer von ihnen sagte: „Diesen Edsu Issa werden wir leichter überwinden, als den Edsu Madjia." Da ging er zu seinem Herrn und hinterbrachte ihm die Worte der Fulbe. Edsu Issa gab darauf den Befehl, die Fulbe aus Edda zu vertreiben.

Er rüstete einen starken Kriegshaufen aus und sandte ihn gegen Rabba, um gegen die Fulbe einen vernichtenden Schlag zu führen. Es gelang auch, die Stadt einzuschließen. Sie war stark befestigt und leistete Widerstand, war aber schlecht verproviantiert. Edsu Issa hoffte sie aushungern zu können. Dem kam aber Mallem Dando zuvor. Er sandte nachts einen Boten nach dem Norden zu Edsu Madjia und ließ ihm sagen: „Komm nach Rabba und falle Edsu Issa in den Rücken. Dann kannst du ihn vernichten." Edsu Madjia kam, und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

kaum tauchte er auf, so zog sich die ganze Mannschaft Edsu Issas ohne Bogenschuß nach der befestigten Stadt Edda zurück. Aber ihr Herrscher flüchtete, sobald er vom Bündnis der Fulbe mit Edsu Madjia Kunde erhielt, Hals über Kopf aus Edda nach Esa; das liegt nahe bei Eting und Charati, einem Platze an der projektierten Eisenbahnlinie. Als Edsu Madjia ihn verfolgte, brach er wieder auf und zog sich nach Osten zurück, wo er in Ekadji Aufenthalt nahm. Das liegt bei Kadja im Gebiete von Agaye.

Madjia kehrte zunächst nach Rabba zurück, und schloß mit den Fulbe Freundschaft. Um den Frieden mit ihnen zu besiegeln, schenkte er ihren angesehensten Männern drei seiner eigenen Töchter zu Frauen. Die erste erhielt Mutafa, der ein junger Sohn des Mallem Dando, aber kein kriegerischer Mann, sondern ein sehr angesehener und einflußreicher Priester war. Die zweite erhielt Usman Saki, einer der älteren Söhne des Dando und später erster König in Bida. Die dritte gab er dem Majaki betitelten Kriegshauptmann der Fulbe, namens Uallagau, der mächtig, aber mit der Familie Mallem Dandos nicht verwandt war. Nachdem die großartigen Hochzeitsfeste vorbei waren, begab sich Edsu Madjia wieder auf den Kriegszug, suchte Edsu Issa auf und trieb ihn über den Niger bis nach Toji.

In dieser Zeit starb nun der Mallem Dando, und die Fulbe sandten deswegen nach Gandu Boten, die alle Vorgänge schilderten und um weitere Instruktionen baten, und während Edsu Madjia so hinter Edsu Issa herjagte, fiel inzwischen in Rabba die Entscheidung. Die Boten aus Gandu kehrten zurück, und mit ihnen kam ein hoher Abgesandter des Gandukaisers. Zu einer Unterredung nach Rabba gerufen, traf Edsu Madjia daselbst eine ganze Armee gepanzerter und gewappneter Reiter als Begleiter des Ganduboten. Die Schilderung von dem Pomp, den dieser entwickelte, hat sich noch im Volksgedächtnis erhalten. Dem Edsu Madjia wurden prachtvolle Gewänder geschenkt, wie er sie vorher nicht gesehen hatte, um damit die bittere Pille, die bitterste, die ihm zuteil werden konnte, zu verzuckern. Der Gandukaiser erkannte nämlich seine Herrscherwürde in dem Sinne der alten Nupedynastie nicht an. Der Ganduboten erklärte, der Islam könne eigentlich nur den Sohn als Nachfolger anerkennen, nicht den Neffen; im Sinne des Islam sei also tatsächlich Edsu Issa König, und zwar dies selbstverständlich in der alten Edegistadt Gbarra. Da er, Edsu Madjia, aber mit den Fulbe Freundschaft geschlossen und ihnen seine Töchter zu Frauen gegeben habe, so wolle man ihm das Sugurmagebiet als Königreich überlassen. Im übrigen solle das Nupeland, soweit es um Rabba gelegen sei, von Madjigi, einem

Die erste Aufteilung des Nupelandes zwischen den Nupeprätendenten und Fulbe.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Sohne des verehrungswürdigen, verstorbenen Mallem Dando verwaltet werden, Madjigi solle nach Gandu kommen, um sich weitere Instruktionen zu holen.

Diese Entscheidung war so schlau wie nur irgend denkbar. Sie erhielt die beiden feindlichen Parteien aufrecht, schränkte beider Machtsphäre gebührend ein und gab den Fulbe die Zügel in die Hand. Und unter der Maske des pomphaften Wohlwollens gegen Edsu Madjia gewann die Fulbegesellschaft so die Herrschaft.

Eine möglicherweise später eingeflochtene Ueberlieferung hat noch folgende Einzelheiten aus der Friedenstagung verzeichnet. Als die Vornehmen unter dem Vorsitze des Ganduboten und in Anwesenheit des Edsu Madjia über diese Dinge verhandelten, soll ein Fulbejüngling dem Madjia eine demütigende, schimpfliche Geste gemacht haben. Ein junger Nupe, der hinter Edsu Madjia stand, soll sich da voll Wut den Finger abgebissen und ihn mit den Worten dem Fulbe ins Gesicht geschleudert haben: „Nimm erst dieses! Später werde ich dir Pfeilspitzen zu fressen geben.“ Der Fulbe, der die verächtliche Gebärde machte, soll der spätere König Usman Saki, der Nupejüngling der fürchterliche Edsu Zado gewesen sein.

Alle Teile waren mit der Entscheidung einverstanden, weil sie sich wohl oder übel dem Willen der Fulbe fügen mußten. Edsu Madjia kehrte nach Sugurma zurück und verbrachte seine Tage dort in Frieden. Er soll nur noch kleine Sklavenzüge gegen die Kambarri unternommen haben. Edsu Issa ging nach Gbarra und baute die Befestigung der Stadt aus. Madjigi, der Sohn Mallem Dandos, ging nach Gandu, um sich seine Bestätigung zu holen. Er kam mit großer Feierlichkeit von dort zurück und starb drei Tage später. Darauf wurde Usman Saki Herrscher in Rabba. — — — —

1830—1846. Rabba entwickelte sich sehr schnell zu einer der ersten Städte des ganzen Sudan. Damals blühten noch viele Städte Nupes; vor allem das kunstgewerblich so bedeutsame Gbarra. In jener Zeit, sagte ein alter Nupe, hatte das Nupeland noch 120 Städte, die so groß waren, wie heute Bida. Nupe brachte mehr Kleider hervor, als die Haussaländer. Aber an der Spitze aller Nupestädte stand Rabba. Es war uralt, stammte aus der Zeit vor Edegi, war aber nicht so alt wie Mokwa, das als seine Mutterstadt bezeichnet wurde. Und Rabba wurde erst durch Edsu Madjia (oder Magia) mit einem Ebang (Wall) versehen, und zwar um den Anfang des Jahrhunderts, ehe noch die Fulbe nach Ilorin vertrieben waren. Diese, zumal Mallem Dando und seine Söhne, hatten Edsu Madjia bei

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dem Bau der Festungswerke und bei der Errichtung des Palastes mit Rat und Tat zur Seite gestanden. In jener Zeit war Rabba schon so groß und seine Bevölkerung so wohlhabend und dicht, daß daselbst 1400 Pferde standen.

Als nun Usman Saki in Rabba König ward, das war um das Jahr 1831, nahm die Bedeutung der Stadt noch zu. Dieser Herrscher muß, besonders in seiner Jugend, einen ungewöhnlich starken Einfluß auf seine Altersgenossen ausgeübt haben. Schon als sein Vater vor seiner Vertreibung als einfacher Mallem in Rabba lebte, versammelte sich allabendlich die Jugend um Usman Saki, dem sie auf den Fingerwink gehorchte. Er war kein großer Krieger, sondern ein Redner, ein geschickter Demagog, ein Mann, der die Masse in ihren Empfindungen zu leiten verstand, dabei aber ebensowenig ein anständiger Charakter wie irgendeiner seiner Brüder oder Nachkommen. Als er nun Edsu war, übte er seinen starken Einfluß aus, die Bedeutung Rabbas zu heben, und allgemein wird gesagt, daß Usman Saki in den ersten 16 Jahren seiner Regierung die Bedeutung des Nupelandes wesentlich gesteigert hat. Man sagt, daß er mehrfach seinen jüngeren Bruder Massaba arg geschädigt habe, weil der im Nupelande selbst Sklavenzüge veranstaltete. Er hoffte offenbar, das reiche Land allmählich auf friedlichem Wege unter seine Hoheit zu bekommen, und sagte deshalb zu seinen Brüdern: „Wenn ihr Sklaven jagen wollt, geht zu den Bunu, geht zu den Kukuruku, aber laßt die Nupe in Frieden! Die Nupe sollen Kleider machen, damit wir reich werden!“ Er sandte seinen Bruder Massaba nach Ladé, um von da aus gegen Bunu und Igbirra Raubzüge zu unternehmen.

Usman Saki wollte das Nupeland auf seine Weise in die Hand bekommen. Man sagt, er habe Edsu Madjia zu vergiften versucht. Einmal soll statt des Königs eine Frau gestorben sein, einmal aber soll Massaba, der Bruder des Herrschers Usman Saki, dem Sohne Edsu Madjias, dem Zado, eine Warnung gesandt haben. Und mit diesem Edsu Zado tritt dann die charaktervollste, imposanteste, in ihrer brutalen Art wirklich einzig großartige Gestalt des Dramas auf die Bühne.

Der gewaltige Edsu Zadó; letzter Aufschwung der Nupekraft.

Im Jahre 1847 starb der Edsu Madjia in Sugurma eines natürlichen Todes, nachdem zwei Versuche Usman Sakis, ihn und seinen Sohn zu vergiften, gescheitert waren. Sowie er tot war, sandte Massaba an seinen Bruder Usman Saki die Botschaft: „Edsu Madjia ist gestorben. Nimm die goldenen (?) Krakras (Trompeten), den silbernen (?) Sattel und die anderen Schätze Edsu Madjias in Besitz,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

denn sie sind zu gut für die Nupe!" Er sandte aber auch eine Botschaft an Edsu Zado und ließ ihm sagen: „Mein Bruder hat mich schlecht behandelt. Er hat deinen Vater und dich vergiften wollen. Laß uns Freundschaft schließen. Mein Bruder Usman Saki wird jetzt sowieso gegen dich ziehen, um dir die goldenen Trompeten, den silbernen Sattel und die anderen Sachen wegzunehmen."

Man erzählte mir von Zado eine sehr charakteristische Geschichte. Wenn sie möglicherweise nicht wahr ist, so beleuchtet sie doch die Gestalt dieses Königs, wie sie heute noch im Kopfe alter Nupe lebendig ist, ausgezeichnet. Edsu Zado sagte, als sein Vater gestorben und die Botschaft Massabas angekommen war, zu seinen Freunden: „Ich will das Nupeland wieder für die Kinder Edegis den Fulbe entreißen. Zehn mutige Männer sind mir mehr wert als 100 mit schwachen Herzen. Macht morgen früh auf der einen Seite der Stadt Kriegslärm und sagt: „Usman Saki kommt!" Kommt dann zu mir auf die andere Seite und helft mir die Tapferen von den schwachen Herzen scheiden!" So geschah es. Als die Nachricht vom Herannahen Usman Sakis auf einer Seite Sugurmas auftauchte, flohen alle Feiglinge zum anderen Tore hinaus. Auf dieser Seite lag aber Zado mit seinen Getreuen im Busch und schoß einen Flüchtling nach dem anderen nieder.

Dann nahte die Truppenmacht Usman Sakis in Wirklichkeit, und Zado nahm einen kleinen Sohn und eine Tochter an sich und — floh! Es war die grauenvollste Flucht, von der ich je gehört habe. Mit seinen beiden Kindern und seinen Getreuen floh der König zu dem berühmtesten Magier des Landes. Er floh nach Kanji oder Kanschi, das ist eine Ortschaft, die bei Bussa auf einer Insel des Niger liegt. Er kam zu den als Magier bekannten Leuten und bat: „Helft mir gegen Usman Saki!" Die alten Leute sagten: „Was können wir, die Alten, dir, dem Könige helfen? Bist du nicht stärker als Usman Saki, wie sollen wir es sein? Wenn wir dir nun aber eine Tschigbe (magisches Instrument; im Haussa: Magarri oder Aschri) geben, wird die dir nützen?" Edsu Zado sagte: „Das ist es, was ich von euch haben will." Die alten Leute fragten: „Willst du nun deinen ältesten Sohn und deine älteste Tochter uns geben?" Edsu Zado sagte: „Ich habe sie deswegen mitgebracht. Nehmt sie."

Alle Leute von Kanji kamen zusammen. Es wurde ein großes Feuer angezündet. Edsu Zado stand neben dem Feuer, und über diesem töteten die Kanjileute Edsu Zados Sohn und Tochter. Der Vater stand daneben. Sie zogen die Haut vom Rücken des Sohnes und spannten sie über eine Trommel. Der Vater stand daneben. Sie

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zogen die Haut vom Rücken des Mädchens und spannten sie über eine Trommel. Sie verbrannten die beiden Leichen, mischten die Asche mit magischen Mitteln und füllten sie in die Trommelsärge. Dann pflockten sie die Häute fest. Edsu Zado stand daneben. Er sah bei allem zu. Als die Trommeln fertig waren, gaben sie ihm die Kanjileute, und er nahm sie und sagte zu seinen Leuten: „Sagt in allen Nupestädten, welche Tschigbe ich jetzt habe. Diese Trommeln sollen geschlagen werden, bis Rabba zerstört ist!"

Die Nachricht von diesem fürchterlichen Opfer, das der König Zado der Nupedynastie dargebracht hatte, verbreitete sich mit Windeseile über das ganze Land. Von allen Seiten strömten die Leute zusammen, denn derartige grauenvolle magische Instrumente mußten den Sieg bringen. Nur die Mokwaleute blieben dem König Usman Saki treu. Sie kamen von Mokwa nach Rabba und sagten zu ihm: „Der Edsu Zado kommt! Er hat seine eigenen Kinder geopfert. Alle Nupe kommen zu ihm." Usman Saki fragte die Mokwaleute: „Weshalb geht ihr denn aber nicht zu Edsu Zado?" Sie sagten: „Wir können dich nicht verlassen, um zu Edsu Zado zu gehen!" — Die Fulbe haben diese Treue der Mokwaleute später in schändlicher Weise vergolten!

Der König Usman Saki stellte ein größeres Heer auf und sandte es unter Soadjia nach Jebba, um erst diesen Vorposten Edsu Zados zu brechen. Dieser sandte der Stadt eine starke Hilfsmannschaft, der Soadjia wurde mit List auf die Insel gelockt, überwältigt und gefesselt. Dann schlugen die Nupe den erschrockenen, führerlosen Heerhaufen und brachten Soadjia nach Jeni, das nahe Sugurma liegt. An diesem Platze hatte Zado seine Hauptkräfte vereinigt.

Dieser Soadjia war bei den Nupe ganz besonders verhaßt, denn er war der Haufenführer Usman Sakis, und wurde von ihm bei jeder Gelegenheit zur Abstrafung unbotmäßiger Nupe ausgesandt. Er hatte dann ganze Ortschaften vernichtet, die Bewohner in die Sklaverei verkauft und sich so bereichert. Als nun Usman Saki nach dem hinterlistigen Wegfange seines Generals bei Jebba eine noch bedeutendere Heeresmacht nach Jeni schickte, ließen die Nupe Zados an Soadjia ihre ganze Wut aus und erschreckten durch außerordentliche Brutalität ihre Gegner.

Angesichts der Rabbaleute ward ein großes Feuer entzündet. Zuerst zeigten Zados Leute ihnen den gefangenen Soadjia und schrien: „Den habt ihr uns geschickt! Nun nehmt ihn euch doch wieder." Sie trommelten auf den beiden heiligen Trommeln, tanzten um das Feuer und sangen: „Hier! das ist der Soadjia, der immer

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die Leute gefangen und verkauft hat. Er hat sich mit der Arbeit viel Geld verdient. Nun wollen wir sehen, wie er sich im Feuer fühlen wird." Dann schlugen sie Soadjia die Arme ab und warfen sie ins Feuer. Sie schnitten ihm die Füße ab und warfen sie ins Feuer. Dann schnitten sie den Leib in der Mitte quer durch und warfen beide Teile ins Feuer, so daß alles verkohlte. Zado stand bei alledem daneben und schaute zu.

Als der Soadjia so geopfert und verbrannt war, ergriff das Heer Zados die Waffen und stürmte auf das Lager der Rabbakrieger los. Die erschreckte Armee wurde geschlagen und eilte nach ihrer Hauptstadt zurück. Usman Saki rüstete noch ein Heer aus. Edsu Zado, dem nun immer mehr Kriegslustige zuströmten, führte seine Tuppen von Jeni zwischen Bokani und Mokwa (näher diesem Platze) hindurch nach Kwota. Der Maejaki (oder Majaki = General) Usman Sakis, Dagaua mit Namen, führte seine Armee ebenfalls dahin und in Kwota kam es dann zum dritten Gefechte, das Zado selbst leitete und gewann. Der Rest der Leute Usmans floh nach Rabba. Eine Armee konnte dieser nicht mehr aufstellen. Alle Beredsamkeit, alles Aussenden von Boten nützte nichts mehr; Edsu Zados Name war überall gefürchtet. Niemand wagte ihm mehr in offenem Gefecht entgegenzutreten. Ganz Trans-Kaduna fiel ihm zu, und nun unternahm er den letzten Schritt: er belagerte Rabba.

Die Stadt war ohne Herrn. Usman Saki hatte es vorgezogen, beizeiten das Weite zu suchen. Er entfloh erst nach Agaye, von da aus auf Umwegen dann nach Gandu. Erst hoffte er, hier mit neuen Mitteln ausgerüstet zu werden, aber seine Kriegsuntüchtigkeit war wohl zu deutlich; auch entwickelten sich die Verhältnisse im Nupelande und unter den Fulbe des Nupelandes so eigenartig, daß Usman Saki elf lange Jahre in Gandu im Exil verbringen mußte, und erst 1858 nach Nupe zurückkehren konnte.

Die Belagerung von Rabba spielt in der Erinnerung der alten Nupe eine ganz eigenartige Rolle. Man erzählte mir gern davon. Zado hatte um die Stadt regelrecht eine neue gemauerte Angriffsbefestigung errichtet. Er hatte überall Posten, die regelmäßig abgelöst wurden. Wer aus der Stadt entweichen wollte, wurde gefangen und verkauft. Auch die Wasserseite ward abgesperrt. Aber der Hunger fing bald an die Einwohner zu quälen. Es starben viele. Die Leute begannen einander totzuschlagen, teilten untereinander das Fleisch der Erschlagenen und verzehrten es. Zuletzt entfloh der Rest der Ueberlebenden auf eine nicht erklärliche Weise. Edsu Zado zog in die Stadt ein und zerstörte sie bis auf den Grund. Er sagte: „Nun

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

habe ich meinen Willen erreicht. Diese Leute werden mir nichts mehr tun. Jeder kann jetzt heim und an seine Arbeit gehen!" Damit entließ er sein Heer.

Nach meiner Berechnung müßte die Einnahme und Zerstörung Rabbas 1847 stattgefunden haben. May hat sie auf 1846 angegeben (siehe P. Constantin Meyer, Erstehungsgeschichte und Staatenbildungen des Westsudan, S. 55). Das ist ein so geringer Unterschied, daß mir diese Genauigkeit für die Richtigkeit des Ganzen eine wichtige Probe mit günstigem Resultate darstellt. — Mit dem Untergange Rabbas und dem ersten Sturze der Fulbedynastie endet der zweite Abschnitt der Fulbeperiode. —

1846—1852: Dies war der letzte Augenblick, in dem Gelegenheit zur Neuschöpfung oder zur Wiederherstellung des alten Nupereiches gegeben wurde. Die Fulbe waren nach Süden über den Niger gedrängt und ihre Macht gebrochen. Der eigentliche Nupeherrscher vom Fulbezweig war nach Gandu entflohen; in Ladé am Südufer des Niger weilte nur noch sein Bruder Massaba, ein Ränkeschmied erster Ordnung, ein blutjunger Geselle, aber weder Krieger noch Organisator. Er hatte die letzten Anhänger seines Vaters um sich versammelt und führte ein nur auf persönliche Bereicherung hinzielendes Räuber- und Sklavenjägerleben.

Also das eigentliche Nupeland war frei. Im Westen herrschte Edsu Zado, im Osten Edsu Jissa, ein Sohn des inzwischen verstorbenen Edsu Jissa. Einige Berater sollen dem Edsu Zado geraten haben, erst nach Gbarra zu marschieren und den Edsu Jissa zu töten, dann den Krieg gegen Massaba zu beginnen. Im Interesse und Sinne der glücklichen Entwicklung des Nupestaates wäre dies fraglos richtig gewesen, denn Edsu Zado hätte ohne Zweifel beide Gegner mit seinem persönlichen Geschick, mit der Menge seiner Truppen und vor allen Dingen mit dem ungeheueren Ansehen, das ihm alle Nupe entgegenbrachten, ohne große Schwierigkeit beiseite gedrückt. Aber er war kein zielbewußter Fulbe, sondern eben ein schwerfälliger Nupe, ein Mann, der sich genug getan hatte. Er lehnte alle derartigen Ratschläge ab, denn er wollte nun in Frieden leben.

Edsu Zado lebte nicht lange. Er starb um das Jahr 1850, und zwar in der Stadt Borodji (oder Borodgi), die zwischen Ebako und Gjerkum liegt. Da diese Stadt auf dem Wege nach Gbarra gelegen ist, behaupten einige, er habe sich doch noch zu dem Kriege gegen Edsu Jissa entschlossen. Mit seinem Tode war das Unglück des Nupe-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

landes besiegelt. Nunmehr zog der Zerstörungsgeist mit Riesenschritten ein. Die nun folgende Zeit ist es gewesen, in der das arme Nupevolk am meisten gelitten hat. Mit erstaunlicher Geschicklichkeit manöverierten von da an die Fulbeintriganten, in deren Händen die schwächlichen letzten Nupekönige nicht viel mehr als Schachfiguren waren.

Kleinliche Herrscher; Zerfall der Nupekraft.

Nach Edsu Zados Tode wurde dessen Sohn Surugi König. Er muß ein kümmerlicher Patron gewesen sein. Sein Vater hatte ihm eingeschärft: „Geh nie mit einem Fulbe!" Kaum war der Vater gestorben, so erschien eine Botschaft der Fulbe bei ihm. Edsu Surugi nahm sie an. Er weilte damals in Jangi, nahe Rabba und soll den Gedanken gehabt haben, diese Stadt neu aufzubauen. Die Fulbebotschaft kam von dem Ränkeschmiede Massaba. Dieser hetzte Surugi zu dem Schritt, den Zado hätte tun müssen, zum Kriege gegen Edsu Jissa. Ob aber ein Zado den Krieg unternahm oder ein Surugi, war eine ganz verschiedene Sache. Zado war Krieger, erfahren, angesehen, großzügig; Surungi war jung, unerfahren, kleinlich und entbehrte noch jedes Ansehens. Wenn Zado sich zum Kriege entschlossen hätte, hätte er ihn zum Abschluß großzügiger Pläne aus dem Wunsche seines Nupeadels heraus unternommen; Surugi aber begann den Zug auf Anraten des Erbfeindes der Nupe, auf Rat der Fulbe, und in dieser Tatsache allein lag schon die Ursache des Unterliegens. Massaba hatte Surugi sagen lassen: „Ich möchte mit dir Freundschaft machen. Behalte dir das Nupeland; ich will dann Kaba und die Igbirraländer nehmen; du mußt aber als mein Freund alleiniger Herrscher des Nupelandes sein. Edsu Jissa mußt du vernichten. Er besitzt in Gbarra die Fahne, den Ring und das Bett Edegis (gewissermaßen die Kroninsignien). Diese Dinge gehören in deinen Besitz. Gehe hin und hole sie. Wenn du Edsu Jissa geschlagen hast und die Fahne, den Ring und das Bett Edegis hast, dann komme zu mir nach Ladé. Dort wollen wir dann Freundschaft schließen." Und Edsu Surugi fiel auf diese Intrige glatt hinein. Er antwortete Massaba: „Ich komme!"

Kaum hatte dieser die Zusicherung in der Tasche, so sammelte er alle Anhänger der Fulbe und die Freunde des verjagten Usman Saki und marschierte nach Süden ab. Er unternahm einen Sklavenraubzug in die Gegend von Kaba. Surugi aber marschierte gegen den König Jissa, der in Gbarra residierte. Massaba behielt die Bewegungen der gegen einander aufgehetzten Vettern im Auge. Kaum war er seiner Sache sicher, so sandte er eine Nachricht nach Gandu, die lautete: „Die Nupekönige sind wieder im Streite gegeneinander.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Es ist an der Zeit, einzugreifen und die Fulbeherrschaft wieder herzustellen." Der damalige Ganduherrscher — nach Nupeangabe Malle-Halelu — fragte erst Usman Saki, ob er die Gelegenheit ergreifen wolle, nach Nupe zurückzukehren. Dieser sagte, er wolle erst zurückkehren, wenn der Krieg zu Ende sei, und schlug den jungen Umoru als tüchtigen Führer vor. Umoru aber lehnte ab, da er sich mit Massaba überworfen habe (?) und nun nicht Seite an Seite mit ihm kämpfen könne. Darauf bestimmte der Emir von Gandu, daß Situ, der Fulbekönig von Ilorin, die Nupeangelegenheit ordnen solle. Dieser kam der Aufforderung sogleich nach, traf mit vielen Reitern und großem Trosse in Nupe ein und schlug Surugi. Mit seinem Heere nach Jeni geflohen, starb Surugi noch im selben Jahre, und zwar anscheinend eines natürlichen Todes. Situ „ordnete" inzwischen die Verhältnisse im Nupelande nach seiner Weise. Er raubte und plünderte allenthalben und begann somit die endgültige Verwüstung, die dann andere fortsetzten.

Als Edsu Surugi gestorben war, ernannten die Westnupe Masa zum König. Edsu Masa erklärte ebenfalls in Jeni residieren zu wollen. Die Nachricht ward nach Gandu gesandt, der Emir bestätigte die Wahl Edsu Masas und rief Situ zurück, zumal Massaba, der alte Intrigant, nach Gandu gemeldet hatte, Situ vernichte das Nupeland derartig, daß wohl im nächsten Jahre keine Abgaben an Gandu würden gezahlt werden können. Damit trat etwa 1853 wieder eine Friedensperiode in Westnupe ein. — — — — —

Der Haussageneral Omar übernimmt im Fulbeauftrage die Ordnung der Verhältnisse. Untergang der letzten Nupekönige.

1852—1856. Mit dem Ganduheere war unter Situ ein außerordentlich tüchtiger General gekommen, ein Haussaführer mit Namen Omar. Er war bald durch seine Geschicklichkeit berühmt geworden, und als Situ nach Ilorin zurückkehrte, wußte Massaba diesen tüchtigen Mann zu überreden, in seinem Dienste zu bleiben und den Befehl über seine Heerhaufen in Ladé zu übernehmen.

Dieser Omar ist in diesem Jahrhundert der zweite wirklich großartig veranlagte Mann, dessen Charakter einige sehr bemerkenswerte Züge zeigte. Omar war ritterlich, das geht aus dem Vertrage hervor, den er mit Massaba schloß, und das geht aus der Art des Zwiespaltes hervor, der ihn später von ihm trennte. Er erklärte sich bereit, die Truppen des Massaba gegen die Nupe zu führen, bedingte sich dabei einen bestimmten Lohn aus, erklärte aber, *sich nicht auf Sklavenraubzüge einlassen zu wollen*. Diese Angabe der Nupe ist hochinteressant. Man ersieht daraus, daß auch damals (schon oder noch?) vornehmere Gesinnungsart in diesem Stücke Afrikas wohl vorkam. Daß die Fulbe im Gegenteil den Omar als einen blut-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

triefenden Tyrannen schildern möchten, entbehrt jeder Begründung. Daß Omar wirklich in seiner Ritterlichkeit auch den Nupe zusagte, und daß sie Massaba wegen seiner Grausamkeit haßten, geht daraus hervor, daß sie später Omar gegen Massaba zum Nupekönig wählten, daß sie sich ihm anschlossen und ihn erst verließen, als er seinen letzten Pyrrhussieg gewonnen hatte.

Diesen wertvollen Mann also fesselte Massaba an sich, und sowie er diesen tüchtigen General hatte, wagte er es zum ersten Male, einen Krieg gegen die Nupe zu führen. Er brach ihn vom Zaune. Er sandte von Ladé aus an Edsu Jissa nach Gbarra den Befehl: „In Zukunft sind die im Nupelande wachsenden Kolanüsse (die sogenannten Labodji) an mich abzuliefern." Edsu Jissa ließ erwidern: „Mein Vater, der immer ein Freund der Fulbe war, hat die Labodji gegessen. Ich, der ich immer dein Freund war, werde die Labodji auch essen dürfen." Er wußte noch nicht, daß Massaba den General Omar engagiert hatte.

Deshalb erschrak er, als ihm gemeldet wurde: „Massaba hat Omar gegen dich gesandt." Omar war sehr gefürchtet. Jissa ging nach Lobodji und befestigte diese Stadt. Aber er vermochte sich nicht gegen den gefürchteten General zu halten. Der Krieg dauerte nur fünf Monate. Edsu Jissas Hilfsquellen in Lobodji waren erschöpft, seine Leute flohen, er selbst mußte fliehen, und Edsu Masa öffnete ihm die Tore Jenis. Jissa schlüpfte unter den Schutz, den der Vertreter der feindlichen Vettersfamilie ihm bot, und damit hatte die erste Episode dieser Periode ihren Abschluß gefunden.

In dem Kriege gegen Jissa soll nun Massaba mit seinen Leuten immer den Spuren des Omar gefolgt sein. Er erhielt bei den Nupe den Namen Makundumu (Hyäne), weil er überall da, wo Omar das Land unterworfen hatte, sich beeilte, nach rechts und links seine Sklavenzüge zu unternehmen. Er muß fürchterlich gehaust haben, denn das Gedächtnis an seine Grausamkeit haftet heute noch in den Köpfen des Volkes fester, als irgendein anderes Ereignis. Aber augenscheinlich hatten die Nupe das Vertrauen zu ihrer Edegidynastie verloren. Das natürlichste wäre gewesen, daß alle alten Familien sich zu gemeinsamem Vorgehen gegen die feindlichen Eindringlinge um Edsu Masa geschart hätten, zumal ja auch Edsu Jissa jetzt in Jeni blieb. Aber das Vertrauen nach dieser Seite fehlte. Auf der anderen Seite muß schon damals die Achtung vor Omars ritterlicher Kriegskunst groß gewesen sein, denn eine große Deputation von Nupeedlen kam nicht zu Edsu Masa, sondern zu Omar, dem fremden Feldherrn der Fulbe aus dem Haussalande.

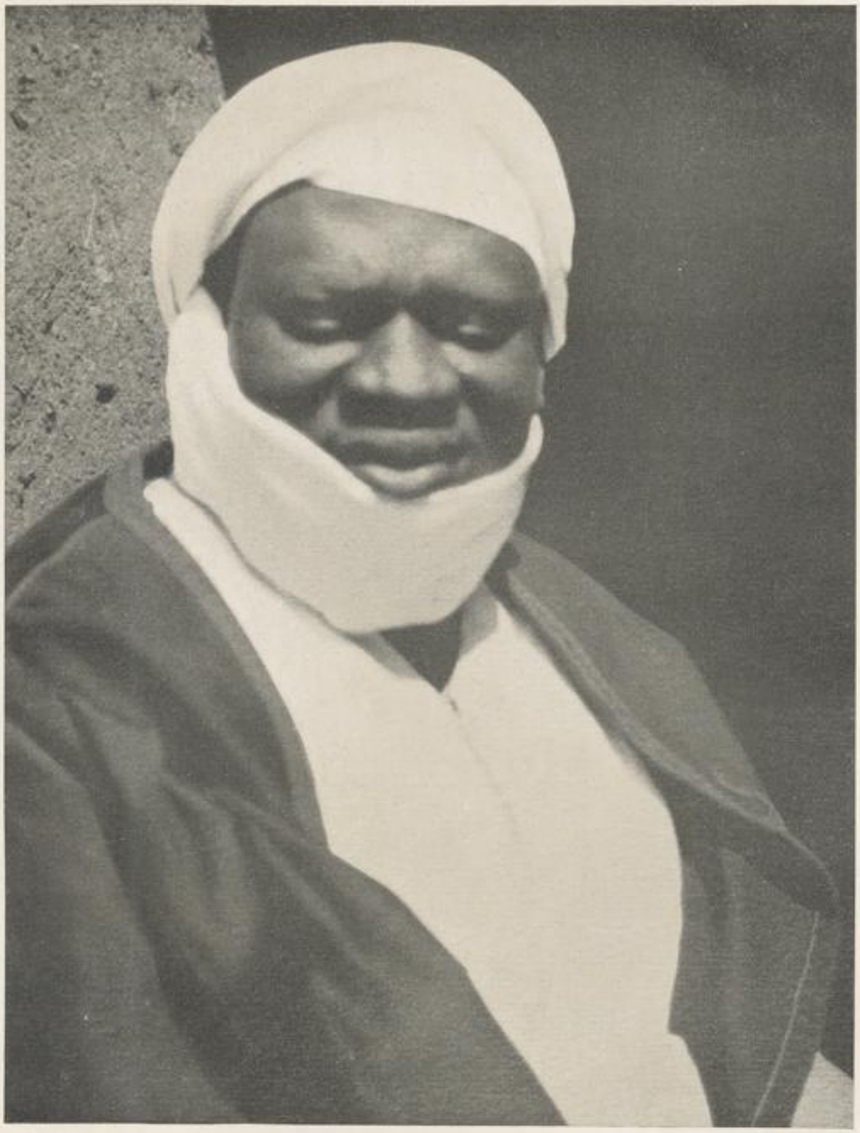
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Nupe sagten zu Omar: „Wir bitten dich, eine Botschaft nach Gandu zu senden. Wir bitten den Emir von Gandu, dich zu unserem Edsu zu ernennen. Wir werden, wenn Massaba so weiter unsere Familien und Farmen vernichtet, alle zugrunde gehen." Omar aber sagte: „Gut, ich will euch helfen." Er hielt Wort. Er sandte seine Heeresmacht zurück und marschierte gegen seinen eigenen Herrn, den Fulbe Massaba. Er ließ ihm sagen, daß er, Massaba, selbst den Vertrag gebrochen habe (?). Von nun ab sei er (Omar) König des Nupelandes. Gleichzeitig sandte er einen Boten mit ausführlicher Erklärung nach Gandu. Der Emir von Gandu war zu klug, so schnell eine Entscheidung zu treffen. Er wollte abwarten, auf welche Seite sich der Sieg neigen würde. Inzwischen ward Massaba nach Mali (oder Mari) gedrängt. Sein Onkel, der Nupekönig von Ilorin, nahm dann den Flüchtigen auf.

Aber nach Omars Botschaft traf noch eine andere Nachricht in Gandu ein. Madjigi, der erste Fulbekönig von Rabba, der daselbst drei Tage nach seiner Bestallung starb, hatte unter anderem zwei Kinder hinterlassen, einen Sohn Moru oder Umoru und eine Tochter Abiba, die unverheiratet blieb. Umoru war mit Usman Saki nach Rabba vertrieben, Abiba aber war in Nupe geblieben. Sobald nun Omar den in der ganzen Familie Mallem Dandos anscheinend gleich unbeliebten Massaba vertrieben hatte, sandte Abiba eine Botschaft an ihren Bruder, die lautete: „Der Haussa Omar hat unseren Onkel Massaba vertrieben. Es ist kein Fulbe mehr in Nupeland. Komm!" Diese Depesche zeigt so recht das solidarische Gefühl der Fulbe, das übrigens in der Geschichte der Senegal-Nigerländer ebenso klar und deutlich auftritt, wie in den Niger-Benuegebieten. „Es ist kein Fulbe mehr im Lande" ist immer die Aufforderung, einen Angelhaken auszuwerfen, der die respektive Landschaft dem Fulbemagen sichern soll. Umoru machte sich sogleich auf den Weg, traf in Mali und Mari ein und sammelte hier die Weiber, Kinder und Sklaven Massabas auf. Er sandte diesen Besitz seinem Oheim nach Ilorin und stieß dann mit dem von Gandu mitgebrachten Volke zu Omar.

Eine Aufklärung zu gewinnen über das Verhältnis, in dem Omar und Umoru anfangs standen, und wie sich dieses umbildete und entwickelte, war ganz außerordentlich schwierig. Die Angaben der Fulbe und Nupe waren sehr widersprechend. Aber ich glaube aus allen Mitteilungen den einen Schluß ziehen zu können, daß Omar durch die Ankunft des Prinzen nicht sehr beglückt war und auch wohl nicht sein konnte.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Einer meiner Nupefreunde, den ich in El-Obeid wiedersah.
(Photogr. von L. Frobenius.)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wenn Umoru auch wohl nicht als offizieller Gesandter des Gandu-Emirs, als Familienersatz für den augenblicklich unmöglich gewordenen Massaba, übersandt wurde, so lag doch in den Empfehlungen, die er mitbrachte und in dem reichen Trosse, den der Emir ihm zuteilte, ein Wink für Omar, der summa summarum, wenn auch nicht in Worte gefaßt, lautete: „Du bist ein tüchtiger General, aber wenn es sich darum handelt, einen König einzusetzen, dann werden wir Fulbe doch einen aus unserer Mitte wählen." Und Omar folgte dem Winke. Er sagte zu Umoru: „Wenn ich hier Serki oder Edsu (König) werde, sollst du mein Jerima oder Saba sein!" Und der Fulbe Umoru soll darauf geantwortet haben: „Ich glaube nicht, daß du das willst." — Dieses in der Tradition bewahrte Gespräch und einfache Ueberlegung scheint mir zu ergeben, daß das Verhältnis des Generals zum Prinzen von Anfang an kein sehr erfreuliches gewesen ist. Im übrigen erwies sich Umoru, der später fürchterliche Emir Umoru, schon damals im Intrigenspiel seiner übrigen ehrenwerten Familie durchaus ebenbürtig. Er sandte an Edsu Jissa, der zu Edsu Masa geflohen war, heimlich und ohne Kenntnis Omars eine Botschaft, die lautete: „Wenn du König über Nupe werden willst, so liefere uns Edsu Masa aus, komme uns entgegen! Richte deine Botschaft an Omar."

Omar hatte nach dem Kriege mit Edsu Jissa erst in Ischegi (oder Etschegi) bei Sagbe und Kutigi gelegen, sich dann bei Tatungbafu (bei Dabba) gelagert und hielt dies Lager ein Jahr. Hier kam Umoru zu dem General, hier spielte sich die oben entwickelte Besprechung ab, von hier aus sandte Umoru seine verräterische Botschaft an Jissa, und hier traf auch Edsu Jissas Antwort aus Jeni ein. Er ließ Omar sagen: „Mein Vater war ein Freund der Fulbe. Edsu Masas Vater Zado war ein großer Feind der Fulbe, wie kein zweiter. Ich will euer Freund sein, und weil ich glaube, daß ihr mich ebenso freundlich bedenken werdet, wie meinen Vater, sage ich dir, Omar, daß Edsu Masa einen Krieg gegen dich plant und Edsu von ganz Nupe werden will. Komm also!"

Und Omar fiel gerade so auf die List des Umoru herein, wie der dumme Edsu Jissa. Er setzte sich mit Umoru und seinem Heere in Bewegung und traf prompt in Etzegi(ng), das etwa zwei englische Meilen von Jeni entfernt liegen soll, ein. Die Nupe forderten nun Edsu Masa auf, gegen den Feind zu ziehen. Anscheinend hätte die Sache zunächst gar nicht schlecht gestanden, aber Masa hatte allzuwenig vom kriegerischen Geiste seines Vaters geerbt. Er selbst blieb mit seinen Kerntruppen in dem wohlbefestigten Jeni, sandte kleine

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Kriegshaufen hier und da zur Beunruhigung des Lagers von Etzegi(ng) aus und schob dadurch die Entscheidung sechs Monate lang hinaus. Dann aber entschied eine große Verräterei den Untergang der Edegi-Dynastie ein für allemal.

Eines Tages verließ Edsu Jissa die Stadt Jeni, in der Masa ihm großmütig Unterkunft gewährt hatte, und zeigte Omar den Weg durch die Befestigung. Omar holte zu einem gewaltigen Streiche aus, die Nupe wurden geschlagen und flohen Hals über Kopf nach Kpatatschi bei Lieba. — Edsu Masa floh ganz allein zu Pferde aus Jeni und erreichte glücklich Sugurma. Hier sah ihn eines Tages ein Haussa, der erkannte den König und schlug ihm auf dem Marktplatze unversehens den Kopf ab. Den Kopf brachte er Omar. — So endete der letzte König aus der Edegi-Dynastie.

Damit war die Nupemacht endgültig gebrochen. Die alten und edlen Nupeleute flohen über den Niger zu den Borgana Borgus. Sie nahmen den Weg über Bussa. Dort drüben ernannten sie aber nicht wieder einen Edegisprossen zum Könige, sondern Baba, den Sohn Schaibus. Die Wahl fiel auf ihn, weil Schaibus Frau, Babas Mutter, eine Borgana war, und dadurch hofften die Nupe eine freundlichere Beziehung zu ihren derzeitigen Gastfreunden zu gewinnen. So floh der letzte Nupekönig dahin zurück, wo zwölf Jahrhunderte vorher die Gründer des Reiches hergekommen waren. Wunderliches Spiel des Schicksals!

Der treulose Jissa wurde von Freund und Feind verachtet, er lief immer in Omars Gefolge mit und starb als mißachteter Mann in Bida.

1856—1859. Omar zog nach Mofange, von hier nach Modschupa ins Kambarriland. Er unterwarf diese Landstriche, machte dann Kehrt und marschierte nach Satagi, dann nach Mule und endlich nach Egbe(ng) oder Egbei, nahe Sugurma. Als ich die ersten Berichte über diese Episode hörte, fiel mir schon eine eigentümliche Inkonsequenz auf. Während Omar im Munde des Volkes für die vorhergehenden Zeiten als eine ganz außerordentlich sympathische Figur erhalten ist, machen ihn viele Erzählungen für die Zeit nach der Vertreibung des Nupekönigs zu einem Scheusal ersten Ranges, zu einem Bluthund. Daß dem ganz auffallende Tatsachen zugrunde liegen, geht daraus hervor, daß die Nupe kurze Zeit später von Omar abfielen.

Die siegreichen Fulbeintrigen. — Die Fulbe gegen den Haussageneral.

Glücklicherweise erzählte mir ein gesprächig gemachter, auf die List seines Volkes stolzer Fulbe, wie der Vorgang in Wahrheit war.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Genau wie vordem Massaba, so zog auch jetzt der Prinz Umoru hinter dem Soldatenkönig her. Und genau wie vordem der gute Onkel Massaba, so vernichtete jetzt der liebe Neffe aller Orten jedes Besitztum. Umoru, der wahrscheinlich der grausamste aller Fulbefürsten in Nupe war, begnügte sich nicht mit der Ausraubung der Eingeborenen und mit dem Einfangen von Sklaven; er ließ Menschen zusammenbinden und ins Feuer werfen; er stieß alten Leuten die Augen aus, schnitt Geschlechtsteile ab, goß Häuptlingen flüssiges Zinn in den Mund. Einmal trieb er einer Frau, die nach der Sitte eine Ortschaft regierte, einen Eisenpfahl in den Unterleib und sagte: „Mit diesem Gliede wirst du einen eisernen Sohn gewinnen." Alle diese Scheußlichkeiten beging er aber „im Auftrage des Edsu Omar". Er ging dabei mit der raffiniertesten Schlauheit vor, die man sich denken kann. Einmal fing er öffentlich „im Auftrage Omars" einen hochangesehenen Mann ein und ließ ihn in der Sonnenhitze an einen Pfahl binden. Nachts schlich er sich dann zu ihm, schnitt ihn los und ließ ihn schnell fliehen; doch dürfe es nie jemand erfahren, daß er, Umoru, aus gutem Herzen und gegen den Willen Omars ihn freigelassen habe. Derart wußte er Omars ansehnliche Stellung zu untergraben. Er sagte zu den Nupeführern: „Früher war Omar milde, bis ihr ihm geholfen habt, die Nupekönige zu vertreiben. Jetzt aber will er das Land ausrauben. Ich muß für ihn alles wegnehmen und wegfangen. Ich muß ihm alles abliefern. Omar ist schon ein reicher Mann, aber er wird euch noch alle vernichten."

Umoru bereitete sein Feld sorgfältig vor. Immer mehr Nupeführer schlossen sich den nächtlichen Versammlungen, die er veranstaltete, an. Die Verschwörung wurde auch so geschickt geheim gehalten, daß ihre Frucht voll ausgereift war, als Omar seine Faust zu schütteln begann. In Egbei hörte er von den Räubereien Umorus, rief den Prinzen zu sich und machte ihm Vorhaltungen. Dieser aber warf die Maske der Bescheidenheit ab und beschimpfte Omar. Er sagte: Er, der Omar, habe hier nichts zu sagen, könne nie König werden, denn sein Vater sei nur ein Krämer gewesen; wenn der Krämersohn auch als General eingesetzt sei, so werde er doch nie ihm, dem Umoru, dem Sohne des Fulbe, des ersten Fulbekönigs in Nupe, etwas vorschreiben können. —

Der General rief zu den Waffen, er wollte Umoru mit seinen Fulbe- und Ganduleuten verjagen, wie er schon Massaba verjagt hatte. Da mußte er wahrnehmen, daß seine Leute ihn im Stich ließen. Alle Nupe gingen zu Umoru über. Omar war verraten. Umoru verjagte seinen General.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Omars Flucht wurde mir von einer alten Frau sehr anschaulich geschildert. Er war in einem letzten Gefecht, das er gewagt hatte, nach Daba verdrängt worden und sagte seinen letzten Getreuen nachts, sie sollten sich halten und nicht schlagen. Sie sollten sich vor Umorus Truppen immer zurückziehen, bis er mit einer neuen Macht, die er nun sammeln wollte, wiederkehre. Dann floh der General, nur begleitet von seiner Frau und seinem Sohne Alliadji, nach seiner Vaterstadt im Kamukuland. Dort warb er. Es scheint in jenen Zeiten nach den Fulbe-Haussakriegen und bei dem Vordringen dieser Staatsgründer nach Adamaua zu sich eine Art Landsknechtstum ausgebildet zu haben, eine Art Söldnerwesen. Diese Söldlinge liefen bald zu dieser Partei, bald zu jener, immer dahin, wo eine reichliche Beute zu erhoffen war.

Omars Name war nun damals schon berühmt in den Haussaländern. Sein Aufruf führte nicht nur sofort eine bedeutende Macht zusammen, sondern zog wie ein Magnet auch nachher noch Leute zu ihm, als er wieder im Nupelande angelangt war. Bei seinem Eintreffen lag Umoru selbst in Edjigi, sein Heer aber bei Tatung. Omar drang auf dies ein und warf es nach Daba zurück, griff es hier nochmals an und drängte es nach Sakbe. Hier stieß zwar Umoru zu seinen Leuten, aber viele Nupe und alte Omar-Anhänger hatten sich doch mittlerweile den Fall schon näher überlegt und waren zu der Ueberzeugung gekommen, daß es doch wohl mit Umorus Warmherzigkeit gegenüber den Nupe eine eigene Bewandtnis habe. Viele Nupe liefen hier in Sakbe schon zu Omar über.

Hier kam es dann auch zu einer wirklichen Schlacht. Auf beiden Seiten soll mit großer Bravour und schweren Verlusten gekämpft worden sein, und wenn Omar siegte, so war es entschieden ein Pyrrhussieg. Es war offenbar, daß seine Söldlinge wohl einmal die Masse der Nupe, die zu Umoru stand, zurückdrängen konnte, zweimal aber nicht. Denn des Söldlings Gewinn und Vorteil bestand darin, daß der Feind in rasender Eile davonlief. Dann konnte man Beute machen, Sklaven fangen und plündern. Aber Omar vermochte nicht die Nupe und Fulbe in die Flucht zu jagen. Er drängte sie gewaltig beiseite, aber dann zog sich Umoru anscheinend sehr wohlgeordnet über den Kaduna nach Bida zurück. Als der General das gesehen hatte, soll er sehr traurig gewesen sein. Als er in sein Lager kam, begrüßten ihn alle Männer und Weiber jubelnd als Sieger mit dem Zuruf: „Saki! Saki! Saki!“ Omar aber stieg ab, ging zu seiner Frau hinein und sagte: „Packe deine Last. Gehe zu

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

deiner Mutter zurück. Mit diesen Soldaten werde ich nicht zweimal siegen können." Wenn dieser kleine Zug wahr ist, so wirft er wieder ein klares Licht auf die Ungewöhnlichkeit dieses „Negers". Ist er aber erfunden, so ist die Erfindung sehr gut in das Bild eingefügt, das das Volk sonst von ihm hat.

Genau so wie Omar sah auch Umoru die Sachlage an. Er schlug in der Nähe Bidas sein befestigtes Lager auf, während Omar Bida selbst besetzte und auszubauen begann. Das Lager Umorus lag auf dem Hügel, auf dem heute die englische Residenz sich befindet. Umoru befestigte sein Lager. Omar griff diese Befestigung an, und Umoru zog seine Truppen heraus. Er überließ die befestigte Stellung dem Feinde und ging nun selbst nach Bida hinein, das er weiter ausbaute. Somit tauschten sie die Stellung aus. Uebrigens nutzte Umoro die Zeit von fünf Monaten, die er der feindlichen Macht gegenüberlag, so gut wie möglich aus. Er sandte an sämtliche Angehörige seiner Familie Botschaften. Zuerst schickte er nach Gandu an Usman Saki die Botschaft: „Komm jetzt. Der Sieg ist bald gewonnen. Ein Nupekönig ist nicht mehr. Bring aber doch lieber Edsu Baba mit. Du sollst dann Emir von Nupe sein." Nach Ilorin aber schickte er die Nachricht an Massaba: „Wir wollen unseren alten Streit vergessen. Das Emirat von Nupe ist eine allgemeine Fulbesache. Deshalb muß dein Bruder, Usman Saki, jetzt Emir werden. Der Sieg wird bald gewonnen sein. Komm also!"

Der gute Umoru wird wohl ganz genau gewußt haben, daß er sich auf das wirkliche Kommen seines Oheims nicht verlassen konnte, daß dieser vielmehr wie ein Aasgeier aus sicherer Ferne aufpassen würde, bis der Löwe wirklich verschieden wäre. So kam es auch. Aber doch hatte Umoru seine Absicht vollkommen erreicht: Die Aasgeier hüpften um einige Flügelschläge näher, als sie Wind von dem Todesröcheln bekamen. Und das erschreckte nicht Omar, wohl aber die Nupe.

Usman Saki brach von Kabi bei Gandu, wo er nun elf Jahre im Exil gelebt hatte, auf. Ein Beamter des Emirs von Gandu begleitete ihn. Er sandte eine Botschaft an Edsu Baba, der auch von der Konzentration der Fulbe hörte und seine ganze Macht ihm zur Verfügung stellte. Und Usman Saki sandte diese Truppen, die aus den letzten Anhängern der Madjiafamilie bestanden, in der Richtung nach Bida ab. Er selbst folgte diesen Truppen in guter Entfernung und traf erst im letzten Augenblick auf dem Felde der Entscheidung ein. Aehnlich machte es Massaba. Die Ilorin-Fulbe stellten ihm

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

einige Truppen, die schickte er nach Bida zu Umoru und blieb als vorsichtiger Mann in der Ortschaft Edschu am Niger.

Als Umoru sich so seinerseits durch Truppen, vor allem aber durch das Gerücht vom Heranrücken weiterer Fulbeführer gestärkt sah, holte er zu einem letzten Schlage aus. Er rief alle Nupeführer zusammen und sagte zu ihnen: „Wenn ich noch einmal geschlagen werde, dann werdet ihr diesen Omar mit seinen Straßenräubern zum Herrn haben. Dann müßt ihr euch eines solchen Herrn schämen. Wenn ihr mich verlaßt, werde ich vielleicht geschlagen, dann werden aber die anderen Fulbe und Edsu Baba kommen und euch vernichten!"

Es kam zur Schlacht. Omar lagerte am Tschekten-, Umoru am Landrubach. Die Nupe Umorus griffen die Söldlinge Omars an. Dieser ward geschlagen und zog sich zum Bakobache zurück. Die Flucht ward allgemein. Als Omar mit seinem Pferde durch den Tschatschakebach schwimmen wollte, wurde Roß und Reiter von den geschwollenen Wellen fortgerissen; seine Leiche ward von zwei Soldaten Umorus aufgefischt und dem siegreichen Fürsten überbracht. Dieser ließ sie enthaupten und den Kopf auf dem Wall Bidas aufstellen. Die einzige, wirklich edle Erscheinung in dieser Geschichte von 100 Jahren verkam und verscholl wie eine versoffene und aufgespießte Ratte.

Das Nupeland hatte aber endgültig seinen Zwingherrn. Das war im Jahre 1857.

□ □

Der große Eroberungskrieg war zu Ende. Edsu Baba, dem falsche Versprechungen gemacht waren, sah sich gänzlich eliminiert. Er verkroch sich an den Grenzen „seines" Reiches und wartete auf bessere Zeiten. Umoru aber, der wirkliche Sieger in diesem Kriege, ließ nun seine Brüder zu sich kommen. Er sagte: „Usman Saki ist von uns der Aelteste; er ist von Mallem Hallelu noch zum Emir von Rabba bestimmt gewesen. Er war 16 Jahre Emir in Rabba. Wir wollen ihn nun zum Emir in Bida machen. Wenn Massaba damit einverstanden ist, dann will ich dich als zweiten anerkennen und dritter sein." Die anderen waren damit einverstanden und so ward, während Edsu Baba in Zuafu (im Abevalande nahe Bokani) weilte, Usman Saki König von Nupe.

Die Fulbe als Könige. Sklavenkriege.

Er herrschte darauf noch zwei Jahre und lebte mit den Nupe in Frieden. Er blieb überhaupt immer in Bida, sandte aber seine Brüder zur Fehde aus, denn das „wirtschaftliche System" dieser Reichsgründer beruhte auf Sklavenkriegen und Lösegeldern. Zuerst

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

brach Umoru allein auf. Er hatte einen tüchtigen Kameraden in Naqua Madje, einem Sohne des Sokotofürsten. Der hatte zwar nur 20 Pferde, soll aber ein sehr tüchtiger Krieger gewesen sein. Mit ihm zusammen führte Umoru einen fröhlichen Kriegszug ins Gwariland und wählte das dort gelegene Buji zum Ausgangspunkte seiner Razzien.

Dann kehrte er nach Bida zurück und bereitet eine zweite Kampagne vor, auf der ihn diesmal auch Massaba begleitete. Die beiden Fulbe bezogen in Dem bei Minna ein Lager, hatten aber kaum die Vorbereitungen zum ersten Kriegszuge getroffen, so erreichte sie die Nachricht vom Tode Usman Sakis. Massaba wollte nun eiligst nach Bida zurückkehren, um sich krönen zu lassen, aber Umoru überredete ihn, noch zu bleiben, da er auch im Kriegslager zum Emir erhoben werden könne. So geschah es. Die Fulbe stürzten erst auf Minna. Ein Teil der Eingeborenen eilte fliehend auf die Berge und wurde da durch Aushungerung vernichtet, ein anderer ward gefangen und versklavt; Minna ward zerstört; dann kehrten sie nach Bida zurück.

1859—1873. Massaba ward also auf einem Kriegszuge Emir. Die Periode seiner Regierung war dementsprechend. Der Emir von Gandu bestätigte ihn nach seinem Eintreffen in Bida, und dann folgten drei Jahre des Friedens.

Das Blut der Erobererzeit wallte aber noch. Drei Jahre nach seiner Ernennung beschloß Massaba eine große Unternehmung zur weiteren Ausdehnung des neuen Nupereiches. Er richtete sie nach Südosten, in welcher Gegend noch außerordentlich wohlhabende, kulturstarke und kulturalte Völker wohnten, schlug in Kwalleke ein Lager auf und ließ Umoru nach allen Seiten Raubzüge in die Gebiete der Bassa, Igbirra und Korro unternehmen. Umoru verwüstete in gewohnter Weise den Wohlstand dieser Länder aufs gründlichste und machte den ganzen Länderstrich tributpflichtig. Massabas Plan der Ausdehnung seiner Macht war somit nach dieser Richtung erfüllt. Er sagte aber: „Ich will selbst den Wukarifluß (den Fluß, an dem Wukari liegt) sehen!“ Und somit machte er selbst im Gefolge des siegreichen Umoru einen Inspektionsritt bis Wukari und kehrte dann nach Bida zurück. Im ganzen währte der Krieg fünf Monate.

Kurze Zeit darauf ward Massaba von Wanderlust ergriffen. Er beschloß eine Reise nach seiner Vaterstadt Gandu, brach auf und kam mit seinem prächtigen Gefolge bis Kontagora. Hier erreichte ihn die Nachricht vom Verscheiden des derzeitigen Gandukönigs

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Hallelu. Deshalb kehrte er um und nach seiner Hauptstadt zurück. Ein Jahr weilte er nun in Bida, ohne Wanderungen und kriegerische Unternehmungen zu beschließen, dann aber tauchte im Südosten eine bedeutende Gefahr für das Nupereich auf. Massaba hatte selbst die Ausdehnung Nupes nach Süden durch Erwerbung des Landes der Jagbatschi und der Bunu vervollständigt. Dieses Vorgehen der Nupe-Fulbe und auch der Ilorin-Fulbe hatte eine gewisse Gegenbewegung von Seiten der Joruben zur Folge. Vor allem tat sich ein ganz großer Sklavenjäger und -Händler der Joruben Ibadans hervor, ein gewisser Adje. Dieser hatte eine Kriegsmacht von etwa 4000 Flinten, und da er außerdem die Schießpulverzufuhr von der Küste her bedeutend leichter hatte, als die Nupe und Fulbe, so war sein Auftreten in Bagi im Akokolande (nahe Burnu) für diese durchaus nicht unbedenklich. Die Leute Adjes standen zudem im Rufe jugendlicher Kraft, Frische und Unbeugsamkeit. Also schlossen sich alle Fulbe zusammen, sobald die Nachricht von dem weiteren Vordringen Adjes nach Norden drang. Sollte doch einem Gerücht zufolge Adje mit dem letzten, mißvergnügten, weil verdrängten Nupekönige, mit Edsu Baba, wegen eines Trutzbündnisses gegen die Fulbe verhandelt haben.

Sogleich sandte Massaba Umoru gegen Adje und regelte auch einen regelmäßigen Nachschub von Waffen, Munition und Truppen über den Koarra. Ferner rückte Usman Lusadi, der Maejaki des Herrn von Ilorin, zu Hilfe heran, so daß sich Adje bald arg bedrängt sah. In seiner Not sandte er eine Botschaft nach Ilorin an den Bale, da er trotz der Vorzüglichkeit seines Fußvolkes bei dem Vorrücken dieser Reitermassen den Widerstand aufgab. Sein Gesuch an den Ibadankönig ging dahin, zu intervenieren und Frieden zu stiften, ehe der eigentliche Krieg ausbrechen würde. Ogumula-Are, der König (are = Bale) von Ibadan, erklärte sich hilfsbereit und sandte an Umoru die Nachricht, daß er Adje aus dem Akokolande nach Ibadan zurückziehen wolle, wenn die Fulbe vom Kriege abließen. So geschah es denn auch, denn die Fulbe fühlten sich diesen Waffen gegenüber durchaus nicht ganz sicher. Der Zug ward abgebrochen. Umoru kehrte nach Bida zurück.

Der große Nupeaufstand.

Aber er war noch keine vier Freitage nach Bida zurückgekehrt, da traf wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel die Nachricht vom Aufstande des gesamten Transkaduna daselbst ein. Anstifter waren einige alte Nupehäuptlinge, denen die Art der Abgabeneinziehung durch Wegfang armer Leute nicht zusagte. Die Alten hatten den Edsu Baba aufgestachelt, sich zu erheben und insgeheim den Aufstand

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sehr geschickt organisiert, als Umoru ins Akokoland abgereist war. Der einzige alte Nupe, der das fruchtlose des Unternehmens einsah, war der Ndeji (älteste) des Königs Baba. Er wohnte in Boada, von wo er eine warnende Botschaft an Baba, der in Egbe (oder Egbeng) residierte, sandte. Edsu Baba antwortete darauf, indem er mit seinen Truppen von Egbe aufbrach und gegen Boada zog. Der Ndeji floh nach Bida zum Fulbeherrscher, und dieser sandte sogleich einen Kriegshaufen unter der Anführung eines gewissen Massalatschi gegen die Aufständigen. Die Hauptmasse der Truppen sollte folgen.

Es war das aber in der Höhe der Regenzeit, und die Nupe hatten nicht ohne Berechtigung geschlossen, daß in dieser Zeit die Kriegsführung nicht so ganz leicht sein würde. So kam es denn, daß die Hauptmacht Massabas in Jipa Lager beziehen mußte. Aber er wollte nicht lange zögern. Er forderte den Wasserhäuptling Kuta von Moregi auf, Boote auf dem Koarra zu stellen, rüstete also eine Flotte aus, die vor allem auch reichlich Pulver ins Aufstandsgebiet bringen sollte. Tschoada, Kutas Bruder, wurde Admiral dieses Unternehmens, war aber nicht vorsichtig genug. Er näherte sich allzusehr dem feindlichen Gestade, Babas Leute gaben einige geschickte Schüsse ab, und ein Pulverschiff ging in die Luft. Tschoada kam ums Leben.

Als Massaba das hörte, kam er selbst nach Jipa. Er brachte Umoru mit und übertrug ihm das Kommando. Dieser rückte nach Bjegi, ward der Situation aber nicht Herr, so daß Massaba zum zweiten Male auf den Kampfplatz kam und nach Kascheka marschierte. Umoru aber legte derweilen den Oberbefehl über seine Truppen in die Hände seines Bruders Kotu. Inzwischen konzentrierte sich die Nupemacht in Mule (oder Mulo); nur der feige Baba selbst hielt sich abseits. Er war in Egbe geblieben. Massaba kehrte wieder nach Bida zurück, und Umoru leitete die letzte, entscheidende Schlacht ein.

Diese spielte sich am Ekuflusse, an dem auch Sugurma liegt, ab, und zwar bei der Stadt Badji. Als Umoru ankam, fand er den Ort so gut wie menschenleer, setzte über und kampierte nachts auf dem anderen Ufer. Die Nupe folgten am anderen Tage und ließen beim Uebergang ihre Pferde zurück. So hatte Umoru bei einem plötzlichen Angriffe die Sache leicht; er schlug Babas Heer, schlachtete viele Menschen und machte ebenso viele zu Gefangenen.

Edsu Baba, dessen Kriegführung hauptsächlich im Fliehen bestanden zu haben scheint, zog sich auch hier schnell genug über den Koarra nach Liaba zurück. Umoru rückte erst wieder in Massabas

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Hauptlager und von da aus mit frischen Truppen ins Sugurmagebiet ein. Nun erfolgte die Bestrafung der Aufrührer. Es sollen 703 Ortschaften im weiten Umkreis um die ebenfalls der Zerstörung anheim gegebene Stadt Sugurma in fulbischer Art von Grund aus zerstört worden sein und fand ein so grausiges Gemetzel statt, daß der Rest der Nupe über den Koarra zu Baba entwich. Auf diese Hilfe gestützt, rief Edsu Baba die Joruben, Borgana und andere zum Kampfe auf. Wirklich hatte er wieder eine Streitmacht zusammengebracht, da tauchten Umoru und Massaba in Kamja (Bedegebiet in Nupe) auf. Baba hatte den Mut, nach der Liabavorstadt auf dem Norduser des Niger überzugehen. Dort stießen die Heere aufeinander. Der erste Kampftag verlief ohne Entscheidung; es fiel sogar ein angesehener Nupefürst, so daß die Stimmung in Umorus Nachtlager nicht die rosigste war. Aber dieser Edsu Baba war zu feige. Nachts entwich er über den Niger. Nun sandte Umoru an seine Joruben eine Botschaft: „Kennt ihr kein Geld?" Die Joruben sagten: „Wir wollen doch Geld!" Antwort: „Dann fangt Babas Leute und macht (sie zu) Sklaven." So wurden Babas Joruben-Verbündete die schlimmsten seiner Verfolger. Umoru machte einen Vorstoß über den Niger, und es entwickelte sich eine allgemeine Sklavenfängerei. Dann ging Umoru zurück nach Kamja, wo Massaba noch immer das Hauptlager innehatte. — Edsu Babas erster Versuch sich zu erheben, war gescheitert.

Die in Kamja vereinten Nupefürsten kehrten aber nicht nach Bida zurück. Es entwickelten sich damals im Anschluß an den Nupeaufstand Unruhen im Jauri-Kambarrilande. Jauri gehörte nicht zum Nupeemirat, sondern ward von einem Fulbe namens Mamadu Me-karifi, einem Regio, regiert, der der Kämpfe offenbar allein nicht Herr ward. Kotu blieb also im Hauptlager, Massaba stieß nach Salka im Kambarrilande vor, folgte dann aber einer Einladung des Jauri-Emirs und ging nach Mamba. Darauf erhob sich der in Ibeto ansässige Oberhäuptling der Kambarri, Ibellu, und versuchte die Fulbe Mamadu Me-karifi und Massaba zu bekriegen, aber Massaba wandte sich gegen ihn, und der Jauri-Emir trieb ihn fort.

In jenen Tagen vereinigten sich dann viele Fulbe in der Stadt Ibeto, im Kambarrilande. Es waren da Massaba und Umoru aus Bida und der Emir Mamadu Me-karifi aus Jauri-Mamba. Dann kam aus dem Süden der Jerima des Florinreiches, Alleu mit Namen, der selbst nie König wurde, da er Vaterbruder des nachfolgenden Königs Mama und Vater des darauffolgenden Königs Sule war.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Allen brachte die Abgaben für Gandu (Abgabe = Edu, in Haussa = Sandu, in Joruba = O'ole). Dann kam aber auch als vierter der Manso (Tributeintreiber, in Nupe = Tutschi, in Joruba = Unipasche) aus Gandu, nahm von den Vertretern aller drei Emirate den Sandu in Empfang und kehrte heim.

Auch die anderen trennten sich. Massaba kehrte mit Umoru nach Bida zurück, das keiner von beiden zu Massabas Lebzeiten wieder verließ, wenn Massaba auch noch mehrere Kriegs- und Sklavenzüge in das Kukuruku-, Igbirra- und Akokoland aussandte.

Ausdehnung des Nupe-Emirates; letzte Fulbekönige.

1873—1884. Zu Massabas Zeiten erreichte Nupe die größte Ausdehnung, eine Gestalt, die es nach allgemeiner Volksvorstellung als Emirat heute noch hat, wenn England auch durch die Abtrennung vieler Provinzen die Verwaltung gänzlich geändert hat: Im Norden gehörten 200 Kambelli- oder Kambarri-Ortschaften zu Nupe, die andere Hälfte zum Emirat Jauri. Ebenso zahlte von den Gwari die südliche Hälfte an Nupe, die nördliche dagegen, die unter Naqua Madje, also der Kontangara-Provinz stand, an Sokoto Tribut; die angesehene Stadt Sadi gehörte dagegen zu Nupe. Das eigentliche Reich der Konso oder Kororofa (Korrorauwa) war Saria zuzurechnen, wogegen Bassa (westlich Igbirra) alle Kabba oder Bunu, Kukuruku und bei diesen (Kukuruku) zumal Alagwele (oder Alagwete) und Jagba (bei den Nupe Jagbatschi) zum Nupe-Emirate gehörten. Ebenso zahlten unter den Joruben nur die Mesi an Nupe Tribut, wogegen Ilescha, Ife und Ibadan dem Ojoreiche zugehörten. Am Niger selbst rechnete man Jebba und Tscheragi zu Nupe, Bussa aber zu Borgu, und dies wurde von einem wenig bedeutenden Fulben namens Kaoje regiert.

Dies war der Umfang des Nupereiches, das Umoru um 1873 übernahm. Sein Vorleben war nicht der Art, daß er zu einem friedlichen Emir prädestiniert gewesen wäre. Das erste Jahr seiner Regierung verbrachte er im Kriege mit Igbirra und führte ihn im Bündnis mit Ibadan- und Ilorinleuten. Im nächsten Jahre trieb ihn ein Befehl aus Gandu gegen Djirro im Haussalande, und dann sehen wir ihn auf eigene Rechnung gegen den Häuptling Anifi von Oka im Akokolande aufbrechen. Dieser Kriegszug dauerte fünf Monate und ließ den vergifteten Pfeilen der Akoko viele Nupe zum Opfer fallen. Umorus Leute kamen in eine schwierige Lage, aber die alten Nupeedlen überschätzten die Schwierigkeit. Sie reizten den braven Edsu Baba auf, sich nochmals zu erheben und vergaßen, daß dieser alt, die Nupe kriegerisch verbraucht und die Fulbeherrschaft

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schon genügend befestigt war. Die größte Torheit beging anscheinend der Emir von Kontangora, Bubaker, der Sohn Nagua Madjis, der alte Kampfgenosse Umorus. Er muß mit seinen alten Nupefreunden zerfallen gewesen sein, denn er unterstützte den dummen Edsu Baba. Als echter Fulbe sandte er allerdings auch an Umoru die Mitteilung, daß Edsu Baba einen neuen Kriegszug begonnen hätte.

Umoru empfing die Nachricht der neuen Erhebung der Nupe in Oka. Sogleich brach er den Akokokrieg ab und eilte heim. Edsu Baba war nach Mogua gegangen, von da nach Laboji und hatte hier alle seine Leute versammelt. Als dann aber Umoru von Bida herannahte, floh er nach Sugurma. Die Fulbearmee zog nach Liaba, dem alten Stützpunkte Edsu Babas, und hier fiel er denn auch seinem Schicksal anheim. Der letzte König der Nupe wurde getötet.

Diesen Krieg führte Umoru nicht selbst, sondern Maliki, der Sohn Usman Sakis war sein Maejaki, Saba Maliki führte den Vernichtungskampf am Koarra, und es wird behauptet, daß die ersten Europäer in Lokoja oder Gbebe (Maibirra?) zwei Dampfer zur Verfügung gestellt haben, auf denen Maliki übersetzte, um gegen die Aufrührer vernichtende Schläge zu führen. Jedenfalls war dieses Aufbäumen der Nupe ebenso sinnlos wie erfolglos.

Eine Einzelschilderung aus diesem Kriege verdient aber noch Beachtung, weil sie als Beispiel ein scharfes Licht auf die in diesen Ländern übliche Kriegsführung wirft. Eine Nachricht davon, daß Edsu Baba in Mokwa Unterkunft gefunden hätte, war natürlich auch nach Bida gelangt. Darauf sandte Umoru einen Fulbe, namens Usman Zadu, mit vier Reitern zur Erkundung nach Mokwa. Die erbosten Mokwaleute ergriffen die Kundschafter, legten sie in Fesseln und schlugen ihnen die Köpfe ab. Umoru ward das hinterbracht. Er sandte sofort einen Kriegshaufen und ließ Mokwa ausplündern und zerstören. Man brachte den heute noch lebenden Lille und alle angesehenen Leute nach Bida. Dort wurden dem Lille Makule, dem Schechu Magani, dem Goro Dadan und dem Mama Ndatschako die Köpfe abgeschlagen und die blutigen Häupter dann auf dem Marktplatze auf den vier Ecken einer erhabenen rechteckigen Tafel aufgestellt. Das sollte zur Warnung dienen. Alle anderen Mokwaedlen, auch der Lille, wurden nach dem Haussalande in die Verbannung gesandt, und von da kamen sie erst nach der englischen Okkupation nach Mokwa zurück. — Ueberhaupt kann man wohl mit Recht sagen, daß zur Zeit des Eingreifens Englands das Nupeland so gründlich zerstört und entvölkert war, wie nur denkbar.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Während Maliki in Lafia am Niger gegen die letzten Reste der Nupeempörung kämpfte, starb Umoru in Bida.

1884—1895. Maliki, der Sohn Usman Sakis, eilte heim, ward Nupeemir und als solcher von Gandu bestätigt. An sich war er von allen Fulbe der beste und menschlichste. Allerdings ließ er Sklavenkriege führen, aber Nupe schonte er. Seine ersten vier Sklavenkriege führte Mamadu, der Sohn Massabas, nämlich:

1. einen Krieg gegen die Jagba oder Jabatschi,
2. einen Zug gegen die Kotonkarifi am Benue,
3. einen Zug von Banigi aus ins Bassaland,
4. einen solchen von Tauari aus ins Bassa- und Igbirraland.

Dann starb Mamadu und ernannte Bukari, den zweiten Sohn Massabas, zum Saba und Kriegsherrn. Der führte nun den fünften Feldzug gegen Ibe im Kukurukulande.

Im allgemeinen gilt Maliki als ein großer Freund der Weißen. Er führte als Emir nie einen Krieg.

1895—1897. Bubakar oder Bukari, der Sohn Massabas, ward das Opfer Mamadus. Dieser, der Sohn Umorus und heutige Emir, ist seinem Vater durchaus ebenbürtig. Zur Zeit des Andrangs der Engländer war er schon ein Intrigant sondergleichen. Bukari trug die Kosten; er ward 1897 abgesetzt und starb im Januar 1901 zu Lokodja in der Verbannung.

1897 bis heute. Nach Entthronung Bukaris ward Mamadu 1897 Emir und ist es noch heute. Die Geschichte seiner Regierung werden am besten die Engländer schreiben können. Ich habe nie einen so knausrigen Fürsten kennen gelernt wie diesen Mamadu.

□ □

Wenn ich im vorhergehenden einem Ausschnitt aus der Geschichte des Sudan einmal einen breiteren Raum eingeräumt habe als sonst in diesem Werke, so geschah es nicht nur, um, dem Faden unserer Darstellung folgend, einmal ein eingehendes Bild der Kämpfe zwischen den Vorkämpfern der West- und der Ostströmung zu bieten, nicht nur, um die eminent zähe Widerstandskraft der Ostvölker zu kennzeichnen, sondern ich benutzte diese Gelegenheit auch, um zu zeigen, daß auch in der Geschichte dieser Länder und Völker Charaktere und Persönlichkeiten als markante Erscheinungen auftreten und

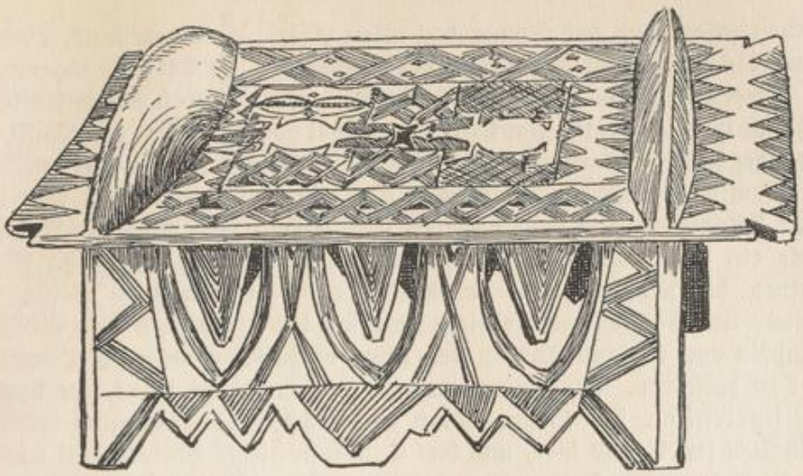
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wirken. Wir sehen hier genau wie in Europa bedeutende und unbedeutende, charaktervolle und charakterschwache Männer wirken, sehen Leidenschaft, Edelmut und Gemeinheit spielen unter jener Rasse wie unter unserer; wir erkennen die ungeheure Unterschiedlichkeit zweier Rassen unter den „Negern", der Fulbe und Nupe, die so verschieden sind, wie nur je zwei Völker in Europa.

Nun aber wollen wir diese geschichtlichen Beispiele abbrechen und uns dem Aufbau der Staaten der Ostströmung zuwenden.

■ ■

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Geschnitzter Häuptlingsstuhl der Nupe, etwa 1 m lang. Von dieser Art soll auch ein alter Thron der Nupeherrscher gewesen sein.

(Gezeichnet von Carl Arriens.)

Dreizehntes Kapitel.

Die afrikanische Kaiserpfalz.

Gliederung des Beamtentums des Mossireiches. — Der Kaiser und seine Macht. — Die höchste Macht und die größte Abhängigkeit des Kaisertums. — Die Beamtenschaft im Nupereiche. — Zwei Beamtenarten. — Kaiserliche Machtinsignien. — Der Hofnarr. — Frage nach dem Ursprung des Erzbeamtentums. — Verbreitung der Staffelform des Beamtentums. — Herkunft der Erzämter aus Nubien.

Wir haben beim Blättern im bunten Bilderbuche des Sudan nun schon mehrere bedeutsame Wesenszüge der Lebensformen, der Entwicklungsgeschichte gefunden. Wir haben es beobachtet, wie der stark ost-westwärts gerichtete Strom sudanischer Kräfte dem von Nordwest eindringenden islamischen Geiste Widerstand bot; wir sahen, wie die Macht des Islams nicht imstande war, diese Richtungstendenz zu beeinflussen; wir erkannten, wie eine von Osten gekommene Religion unter dem Einflusse des Islam nicht unterging, sondern sich nur ihm anpaßte; und nun werden wir sehen, daß die islamische Kraft auch dann, wenn sie die alten Dynastien und das alte „Heidentum" überwunden hat, doch nichts anderes vermochte, als sich mit dem starken Wesen der ost-westlichen Sudankräfte zu vereinigen. Wir

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

werden sehen, daß der Typus der alten Reiche weiter bestand, auch dann, als der Islam wie ein farbiger Schleier sich darüber lagerte.

Zwei Bilder aus dem historischen Wirken der älteren Sudankräfte habe ich in den vorigen Kapiteln vorgeführt: die Reaktion des Mossitums gegen den Islam und die Vernichtung der Edegi-Dynastie durch die islamischen Fulbe. Den Namen nach sind die regierenden Mossi heute Islamiten, und dem äußeren Eindrucke nach stellen die Nupe heute ein rein islamisches Reich dar. In Wagadugu und Bida erscheinen die Moscheen als die Mittelpunkte des heutigen Geisteslebens. Und doch vermochte diese Religion des Propheten trotz eines Kampfes von tausend Jahren den alten Staatsbau weder hier noch dort zu zerstören. Der Innenbau dieser alten Reiche ist es, der uns hier interessiert. Die Organisation der Regierungsgewalt und ihres Hofhaltes fesselt uns hier, und das Studium dieser Materie soll uns zeigen, von welcher Seite und auf welchem Wege die jüngste Stärkung der sudanischen Reichskräfte kam, jener Kräfte, die einst organisierend den konstruktiven Halt und Zusammenhang im Sudan, will heißen, in dem in volkstümlichem Sinne höher entwickelten Sudan, schufen. Und gleich hier im Beginn der beiden abschließenden Kapitel gebe ich mich der Hoffnung hin, daß es mir gelingen möge, die Eingliederung der Formen auch in historischer Beziehung datenmäßig zu gewinnen. Prüfen wir also die Staatsform der Mossi und der Nupe, die wir aus einer größeren Reihe gleicher Bildungen herausgreifen, bezüglich der Frage, von wannen die Kräfte kamen, die sie in Stand setzten, den Stürmen des Islam zu widerstehen. Ein Jahrtausend ist vergangen, seitdem die erste Handelsniederlassung propagandierender Islamiten an der Grenze des Sudans gegründet wurde, ein Jahrtausend lang hat der Islam an dem Werke der Religionspropaganda gearbeitet, und nach diesem einen Jahrtausend sehen wir dennoch heute die gleiche Reichsform, die gleiche politische Organisation bestehen, die früher schon dem Sudan eine bedeutende Macht und hohe Pracht verliehen haben muß. Die Herkunft dieser Kraft kennen zu lernen, scheint mir eine Aufgabe von nicht zu unterschätzender Bedeutung zu sein.

□ □

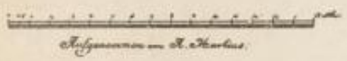
Die Hof-Beamtenschaft des Mossi-Kaisers; das Palatium.

Zum ersten also vergegenwärtigen wir uns das Leben, wie es am Hofe der Kaiser von Wagadugu sich abspielte.

Jeden Morgen, nach Sonnenaufgang, erscheint heute noch in der Hofburg des Mogo-naba eine lange Reihe höherer Würdenträger,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

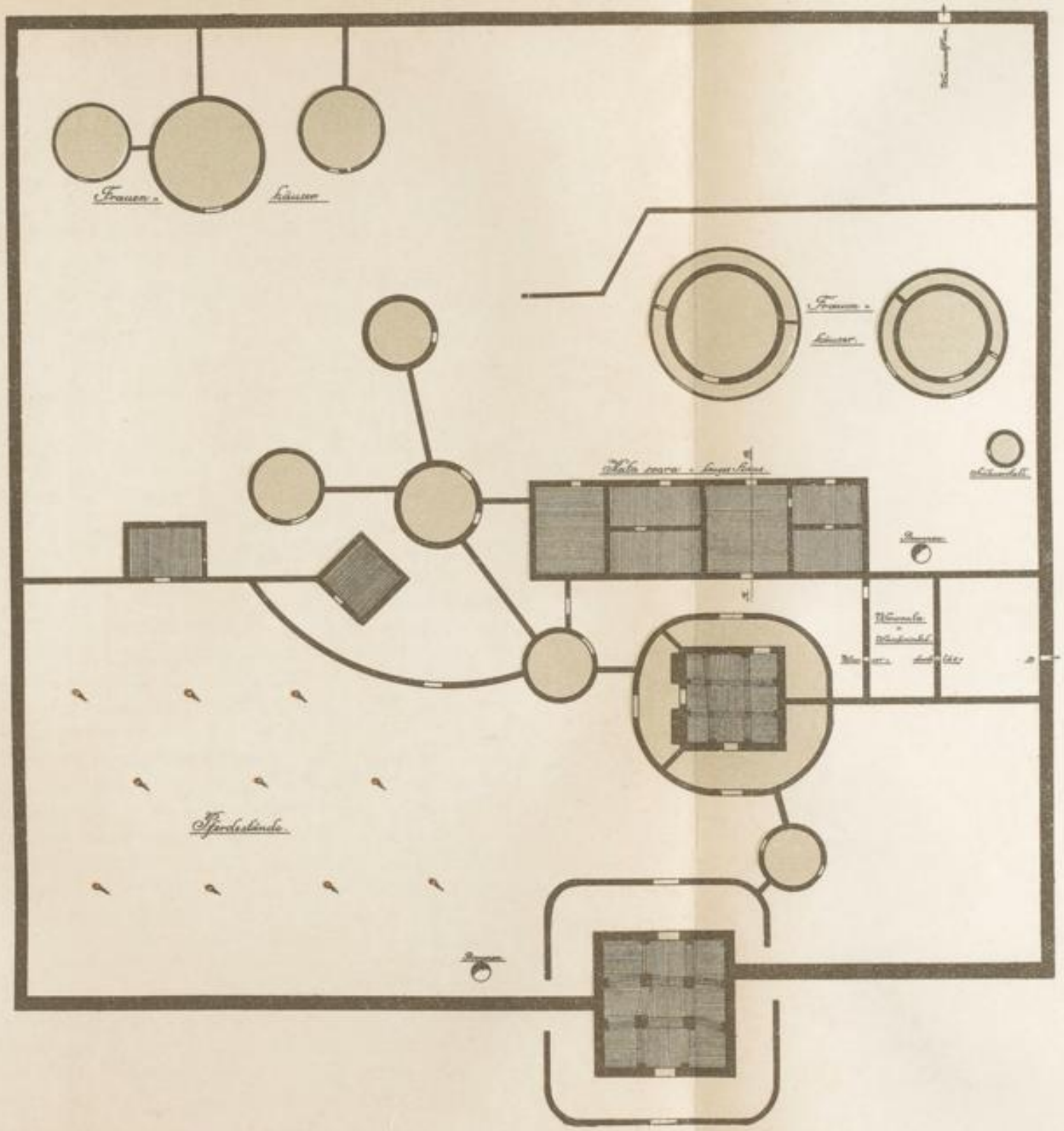
Gehöft des Benu zu Bida.



Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Ch.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Gehöft des Benu zu Bida.



Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Ch.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

entbietet dem Herrscher, zur Erde fallend, sie mit der Stirn berührend und mit den Fäusten, den Daumen nach oben gerichtet, schlagend, ihren Gruß. An der Spitze dieser zahlreichen hohen Beamten stehen vier Männer, die schon in der ältesten Geschichte des Reiches eine Rolle gespielt haben. Das sind der Tansoba-naba, der Uidi-naba, der Lachale-naba und der Gunga-naba. Im Nachfolgenden werden wir sehen, daß die Träger dieser hohen Titel nicht nur als sehr würdige Herren angesehen werden, sondern daß ihre Macht ihnen auch unter Umständen gestattete, den Kaiser zu entthronen.

Jeder von ihnen hat seine spezielle Aufgabe. Der Tansoba-naba ist der oberste Kriegsherr. Aber nicht nur das. Wenn ein Mogo-naba stirbt, so führt der Tansoba-naba in Stellvertretung die Regierungsgeschäfte, bis der Nachfolger des Kaisers ernannt ist. Fast noch bedeutsamer ist der Uidi-naba, der Reichs-Stallmeister. Er war früher in gewissem Sinne derjenige, der das Reich außerhalb der kaiserlichen Hofburg regierte, und er war stets von seinen Amtskollegen gefürchtet. Der Lachale-naba hat die Aufgabe, jeden Morgen die Tagesbefehle zu empfangen, soweit sie das Regiment der Hofburg, die Einnahmen aus der Provinz, die Arbeitsdispositionen usw. angehen. Der Gunga-naba hat mit den kleinen Fürsten der Provinz zu verhandeln. Er hat die Aufrührerischen oder Unbotmäßigen zu zitieren oder zur Ordnung zu rufen. Auch wenn die Verhandlungen sich zerschlagen, führt er die Vertretung der kaiserlichen Gewalt weiter, indem er an der Spitze der Expedition marschiert, welche die Ordnung wieder herbeiführen soll. Er schlägt denen, die Widerstand leisten, die Hände ab und führt die so Verstümmelten dem Kaiser zur letzten Gerichtssitzung vor.

Die zweite Klasse von Beamten beginnt mit dem Kammsoga-naba, dem Ober-Eunuchen, dessen Amt selbstverständlich nicht wie das der übrigen Würdenträger erblich ist. Er erscheint jeden Morgen als erster bei Hofe und hat die Verantwortung für die Instandhaltung der Hofburg und das Treiben in ihr. Als dem Leiter der öffentlichen Arbeiten folgt eine ganze Reihe von untergeordneten Beamten seinen Winken. — Der Nemm-naba ist der Aufseher der Küchen. Bei ihm und bei den folgenden Beamten dürfen wir aber nicht annehmen, daß sie dieses Amt wirklich selbst ausüben. Sie haben ihre eigenen Angestellten und können gewissermaßen als Inspizienten der kaiserlichen Hofburg und vor allen Dingen des Haremdepartements bezeichnet werden. Allmorgendlich erkundigt sich der Poi-naba bei der ersten Frau des Kaisers nach den Vorgängen, etwaigen Streitigkeiten unter den Weibern, etwaigen Erkrankungen, die auf Verzauberung schließen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

lassen, und nach derartigen interessanten Geheimnissen mehr. An wichtigen Tagen wird dann eine der Damen nach der anderen vernommen und ihre Zufriedenheit oder Unzufriedenheit festgestellt. — Im Range folgt ihm der Bendere-naba, der Reichstrommler-Meister, auch wohl als kaiserlicher „Oberschmeichler" zu bezeichnen. Er tritt jeden Morgen und bei allen feierlichen Gelegenheiten an, singt mit näselnder und monotoner Stimme die Namen des kaiserlichen Stammbaumes, berichtet über die großen Taten der Ahnen und erfreut sich der Gnade, von Zeit zu Zeit mit Geschenken — einem wertvollen Kleide oder irgendeinem Kleinod — bedacht zu werden, vorausgesetzt, daß er genügend schmeicheln kann! — Hochwichtig ist das Amt des Ballum-naba. Er verrichtet die Opfer über den kaiserlichen Heiligtümern, die er zum Teil in einem Winkel aufspeichert, zum größten Teil aber in alle Winkel des außerordentlich weit verzweigten Gehöftes verteilt. Vor allen Dingen ist es seine Obliegenheit, den Ahnengeistern der Herrscherfamilie, den Tjim-se, periodenweise die richtigen Opfer darzubringen. — Der Samande-naba führt die Jugendgespielen des Herrschers, die jungen Leute gleichen Alters, an. Er ist der Oberherr aller Söhne aus den ersten Adelsfamilien. Wenn die Altersgenossen des Kaisers sich dessen würdig erweisen, erhalten sie vom Herrscher eine Frau geschenkt. Sie bleiben seine Freunde und sind unter der Leitung des Samande-naba meist in der Umgebung Seiner Majestät.

Der Dapoë-naba ist der Scharfrichter des Reiches und außerdem Oberherr der Sklaven und Haushörigen, — der Uidi-danga-naba Chef der Pferdeknechte, — der Kamboë-naba Herr der unteren Trommelbeamten.

Die dritte Rangklasse der hohen Herren beginnt mit dem Gannaba, der seinen Namen vom Schild (= gongo) hat. Er führt Gäste vor, beaufsichtigt aber auch die Ehrengäste und bringt ihnen nach Art echt afrikanischer Diplomatie nicht immer nur Segen. — Der Djukugo-naba begleitet den Herrscher auf der jährlichen Pilgerfahrt zu den Ahnengräbern und wischt ihm unterwegs mit dem Wedel den Schweiß von der Stirn. — In der Reihe folgt ihm der Oberwächter der kaiserlichen Gräber, der einen ganzen Stab von Dienern hat, deren jeder eines der kaiserlichen Ahnengräber bewacht. Ferner ist da der Oberherr der Märkte, der Wächter des kaiserlichen Köchers, ein Naba der Bohnen, ein Oberherr der Bogorebäume, ein Wächter der Reinlichkeit des kaiserlichen Thrones, ein Oberschlächtermeister, ein Beaufsichtiger der Klarheit des kaiserlichen Trinkwassers, der Chef der Küchenabfallhaufen, der Beaufsichtiger des kaiserlichen Gestüts,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ein Leiter der Hühnerställe, ferner der Inhaber des Rechtes von Rinderdiebstählen und der Oberwächter der Schibutterbäume, dem sich der Oberherr der Baobabs würdig anschließt. Ihm folgt im Range der Sattelaufleger, der Oberaufseher der kaiserlichen Getreidespeicher, der der kaiserlichen Polizeispitzel, der Oberaufseher der Flechtmatten und Häuserwände des Palastes, — der Leiter der Fischerei, der Mehlbreiopferer, der Oberjagdmeister, der Herdenversorger, der Oberherr der Korbmacher. Dann der Chef der kaiserlichen Scherzmacher und Taschenspieler, der Reichsdachdecker, der Verwalter der kaiserlichen Aecker, der kaiserlichen Wildlieferanten, der Oberaufseher der Jahreszeitenopfer, der Obermeister der Bronzegießer, der Zunftherr der Eisenschmiede, und endlich ein Naba, der die Aufgabe hat, die Gegend im Süden Wagadugus frei von wilden Tieren zu halten.

Dieser Klasse schließen sich Leute an, welche den oberen Beamten unterstellt sind, z. B. ein Obertorwächter, ein Oberwegweiser und ein Spielmann der Lunga-Trommel sowie ein Kalebassenpauker, die sämtlich unter dem Bendere-naba stehen. Da sind ferner die Trommler, welche den Nebentakt im Konzert angeben, die Bläser der Antilopenhörner usw.

Mit dieser Aufzählung sei die Reihe der Würdenträger des kaiserlichen Mossireiches und ihrer Funktionen zunächst abgeschlossen, und nunmehr wollen wir sehen, ob es gelingt, den einzelnen Puppen einen lebendigen Hintergrund und Aktionsboden zu schaffen, indem wir die allgemeinen Einrichtungen des Kaiserhofes und Kaiserreiches betrachten.

□ □

Das Leben der kaiserlichen Mossipfalz; der Kaiser und seine Macht.

Auf den ersten Blick möchte es erscheinen, als ob der Mogonaba, oder sagen wir kürzer der Mossikaiser, ein durchaus unabhängiger Herrscher mit absoluter Machtvollkommenheit sei, dem niemand in seine Willensäußerungen hineinzureden hat. Vielfach erzählen sich das die Sudanbewohner, sagen es auch die Mossi, und wo sie solche Ansicht hören, bestätigen sie sie aufs kräftigste. Und doch ist das in den letzten Jahrhunderten sicherlich nicht der Fall gewesen. Es mag dann und wann unter den Herrschern dieses Reiches ja einmal eine Persönlichkeit gegeben haben, deren Wucht die Schranke des ganzen Hofschranzentums durchbrach; im allgemeinen gilt aber auch hier der Satz, daß der Besitz leicht abhängig und unfrei macht. Und wer einen so enormen Hofstaat, einen derart mächtigen Adel „besitzt", wie der hohe Herrscher der Mossi, dem bleibt nicht mehr viel wirkliche Freiheit.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Also lassen wir uns durch den ersten Eindruck nicht täuschen, der besonders in vergangenen Zeiten, zumal gelegentlich großer Feste, an denen kein Mangel gewesen sein mag, ein ganz imposanter gewesen sein muß. An jedem Morgen wird es bunte, interessante Bilder gegeben haben. Versuchen wir uns diese ins Leben zurückzurufen.

Der erste, der am Morgen dem Könige seine Aufwartung machte, war der Obereunuch, der Kammsogo-naba, nachdem der ungefährliche Zwitter alle Frauenhäuser besichtigt und die „eheliche" Reinheit des Harems festgestellt hatte. Er hatte, wenn er vor den Kaiser trat, auch schon eine Promenade rund um die Hofburg unternommen und festgestellt, ob nicht irgendwelche Zaubermittel in nächtlicher Stunde irgendwo angebracht seien, oder ob nicht irgendeine Beschmutzung stattgefunden habe. Ueber den allgemeinen Befund berichtete er dann dem Herrscher, der danach irgendeine Speise, Reis oder sonst etwas Leckeres, zu sich zu nehmen pflegte. Inzwischen trat der Bendere-naba mit seinen Trommelgenossen an, und dann führte der Kammsogo-naba eine Gruppe der Herren nach der anderen vor den Kaiser.

Zuerst kam er mit dem Nemm-naba; der brachte eine Kalebasse voll Dolo (Bier) und einen Topf mit 100 Kolanüssen. Gleichzeitig erschienen darauf Uidi-naba, Lachale-naba und Gunga-naba, und der Kaiser verteilte die vom Nemm-naba gebrachten Gaben unter sie und den Kamm-sogo-naba. Gleich danach erweiterte sich der Empfang. Der Nemm-naba brachte wieder eine Schale mit Bier und einen Topf mit 500 Kolanüssen. Nun erschienen Samande-naba, Ballum-naba, Dapoë-naba, Uidi-banga-naba und Samande-nabila-naba, und unter diese verteilte der Nemm-naba dann, was er aus dem kaiserlichen Schatze eben an Dolo und Kola brachte. Zum Schlusse brachte er noch Bier für den Bendere-naba und für den Poë-naba. Doch diese beiden erhielten keine Kola, die sämtlichen noch antretenden übrigen Naba überhaupt nichts. Unter den beiden zuletzt genannten herrschte der Unterschied, daß der Bendere-naba den Vortritt hatte.

In der Umgebung des Kaisers denke man sich eine Menge von 20 bis 40 „Pagen", die geschäftig hin- und hereilen. Nähern oder entfernen sie sich vom Herrscher, so dürfen sie nur mit gekrümmtem Rücken gehen. Wollen sie den Kaiser ansprechen, so sinken sie zu Boden, entweder auf die Knie, oder aber die Knie seitwärts legend. Sie berühren die Erde mit der Stirn und schlagen den Erdboden mehrmals mit den Fäusten, die Daumen gen Himmel gerichtet. Wollen sie danken, so legen sie Erde auf ihren Kopf. Wenn der Kaiser trinkt, reiben sie taktmäßig die Handflächen aufeinander, als wollten sie

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

eine Pille drehen. Wenn der Herrscher sich erhebt, um sein Wasser abzuschlagen, wird ein Zeichen gegeben. Einer setzt sich in gleicher Stellung hinter ihn und ahmt, ohne eine ernsthafte Handlung auszuführen, die Tätigkeit des Herrschers nach. So gab es eine Unzahl von kleinen zeremoniellen Vorschriften, und es mag schwer sein, sie alle zu sammeln, zumal heute schon ein großer Teil in Vergessenheit geraten ist.

Besonders feierlich war der große Empfang immer am Sonnabend! In der Hofburg befindet sich ein Gebäude, das heißt Sibirri-Sango. Darin ließ der Mogo-naba an jedem Sonnabend einen Ochsen schlachten, ihn zerlegen und das Fleisch kochen. Die zubereitete Speise ward sogleich gehäufelt, wobei von vornherein für jeden der Würdenträger eine Gabe vorbestimmt war. Sobald das fertig war, führte der Kammsogo-naba die hohen Würdenträger gemeinsam hinein, und ein jeder nahm seinen Anteil. Danach wurde der niedere Adel, Mann für Mann, einzeln vorgelassen, daß er seinen Anteil nehme und beiseite bringe. Dieses Fleischgericht konnten die Herren sogleich verzehren, sie konnten es aber auch mit nach Hause nehmen.

Der größte Akt solcher Art spielte sich ab, wenn der Tansoba-naba zu Hofe kam. Das scheint selten genug gewesen zu sein. Der hohe Herr Generalfeldmarschall war nach dem Herkommen nur einmal im Jahre zum Hofbesuche verpflichtet, und viel häufiger scheint er auch nicht angetreten zu sein. Traf er aber mit seinem — wie man heute noch stolz rühmt — prächtigen Gefolge ein, so entstand eitel Freude, und der Kaiser verfehlte nicht, Ochsen und Hammel zu schlachten und weit und breit der Lustbarkeit Raum zu geben. Der aufmerksame Beobachter erkennt in dieser fast übermäßigen Freudenbezeugung beim Erscheinen des Reichsfeldherrn das Zeichen einer gewissen Schwäche des Kaisertums.

Eine mir nicht ganz verständliche Zeremonie fand am Hofe von Wagadugu in alten Zeiten an jedem vierten Morgen statt. An diesem Tage sattelte nämlich der Uidi-kim-naba die kaiserlichen Rosse wie zu einer weiten Reise. Eine Frau des Herrschers — wie gesagt, eine einzige, aber ich kann nicht sagen, ob es eine bestimmte war — packte ihre Kalebassen und Holzschalen zusammen und machte sich auch reisefertig. Das alles war aber nur Zeremonie. Weder der Kaiser noch irgend jemand anders dachte daran, eine Reise zu unternehmen, wohl aber sammelten die Höflinge je nach Vermögen Gaben an Kaurimuscheln, wünschten glückliche Reise usw. Dann ward wieder abgesattelt. Diese Zeremonie hieß Ibigo-wefo (oder uëfo).

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die oben aufgezählten Beamten repräsentierten den größten Teil der Höflinge, aber nur einen Bruchteil der eigentlichen Naba. Die große Zahl der Naba-Ritterschaft war als Distrikts- und Dorfchefs über das Land verteilt; im Norden gab es vier Kantonchefs, Bussuma-naba, Mani-naba, Kajo-naba, Jatenga-naba. Diese Gruppe scheint insgesamt den Namen Gobo-Ga geführt zu haben. Den Westen, das Taoregebiet, beherrschten die vier Distriktchefs Poa-naba, Surugu-naba, Damongo-naba, Lale-naba. Den Süden, Ritigo genannt, verwalteten fünf Distriktchefs, Tuili-naba, Manga-naba, Giba-naba, Nobore-naba, Bere-naba. Janga, den Osten, beherrschte Mere-naba, Sorogo-naba, Boyole-naba und Uijego-naba, also wieder vier Distriktchefs. Die vier Provinzen der Himmelsrichtungen nannte man Gissa Nasse (nasse = vier), eine einzelne Siga jimmeri (jimmeri = eins). Die Distriktchefs wurden als Kumbeba (Singular: Kumbeima) bezeichnet. — Die Verteilung der Provinzen unter die Würdenträger bestand früher nicht. Sie wurde erst durch die französische Administration durchgeführt, um die hohen und höchsten Hofbeamten für ihren Verlust an Ansehen zu entschädigen. Nach dieser französischen Umformung regiert der Kammsogo-naba heute die Ostprovinz, der Uidi-naba die Nordprovinz, der Gunga-naba die Südprovinz, der Lachale-naba die Westprovinz, und jeder ist für die Handlungen der seit alten Zeiten darin angestellten Kumbeba verantwortlich. Jeder Kumbeima hatte seine Jikardamba (Sing.: Jiri-soba), d. h. Dorfchefs unter sich.

Im allgemeinen waren alle Nabaämter erblich, aber es gab Ausnahmegesetze, und auch die Distrikt- und Dorfchefs hatten sonderlich ausgebildete Gerechtsame. Wenn ein Jiri-soba bei seinem Tode einen tüchtigen Sohn hinterließ, so ward dieser eo ipso Nachfolger seines Vaters. War das nicht der Fall, so bestimmte der Kumbeima über die Erbfolge. Schwieriger war die Sache betreffend die Erbfolge der Kumbeba. Nehmen wir z. B. die Gobo-Ga, die Nordregion. Wenn der Kajo-naba oder der Mani-naba starb, hatte der Bussuma-naba Erbfolgebestimmungsrecht und behielt sich das letzte Wort in der Bestätigung der Wahl des Bruders oder Sohnes (des Verstorbenen) vor. Er war also dem Kajo- und Mani-naba gewissermaßen übergeordnet. Wenn der Bussuma-naba starb, erfolgte effektive Bestätigung des Nachfolgers durch den Mogo-naba. Wenn aber der Jatenga-naba starb, verblieb dem Mogo-naba nur eine nominelle Bestätigung des Nachfolgers. In Wahrheit hatte er nicht hineinzureden, denn wenn schon der Bussuma-naba nie zu Hofe kam, und sein Gebiet nur sehr locker am Reiche hing, so war der Jatenga-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

naba, der sich selbst Mogo-naba nannte, so selbständig, daß an eine wirkliche Beeinflussung gar nicht zu denken war.

Die Selbständigkeit der entfernter wohnenden großen Naba war so bedeutend, daß sie untereinander oft und lange genug Krieg führten, und daß der Kaiser in Wagadugu sich wohl hütete, dazwischen zu treten. — In Wahrheit war das wirkliche Kaiserreich Wagadugu recht klein und wurde nur durch einen Tribut, ein Abgabensystem, zusammengehalten, dessen einzelne Ziffern so niedrig waren, daß sie uns in gewisses Erstaunen setzen.

Die höchste Abgabe leistete der Bulese-naba, nämlich ein Pferd und 400 000 Kauri, d. h. letztere in unser Geld umgesetzt etwa 300 Mark. Der Kupela-naba, der Tenkodugu-naba, der Bussuma-naba, der Manga-naba, Mege-naba, Tuli-naba, Bagamini-naba usw. sandten je ein Pferd und 100 000 Kauri d. h. etwa 75 Mark. Der Jatenga-naba und der Dissam-naba sandten ein Pferd und eine Barre Salz, d. h. für einen reichen Mann wie den König von Uahiguja eine Bagatelle; des ferneren: der Dulugu-naba zehn Ochsen und 100 000 Kauri, der Kumbissiri-naba ein Pferd und 50 000 Kauri, der Bore-naba einen Ochsen und 5000 Kauri, der Binde-naba einen Hammel und 2000 Kauri, der Giba-naba einen Ochsen und 50 000 Kauri, der Toise-naba gar nur 10 000 Kauri usw. usw. Nach dem System, daß viele Kleinigkeiten sich zu großen Mengen vereinen, repräsentierte das alles zusammen genommen ja eine ganz hübsche Einnahme, aber im einzelnen kann man in Anbetracht des Reichtums dieser Länder doch die Abgaben nicht als hoch bezeichnen.

Im übrigen bestand eine der bedeutendsten Einnahmen des Hofes in der Sklavenjagd, die früher ziemlich regelmäßig im Lande der „nakten" Busangsi mit reichem Erfolge betrieben wurde.

Die größeren Naba waren im allgemeinen zu einer selbst zu regelnden Erbfolge berechtigt. Sie galten eigentlich durchweg als Mitglieder einer Familie. Nur der Uorro-dogo-naba oder Wagadugu-naba stellte eine Ausnahme dar. Seine Gerechtsame sind ganz besondere. Von diesem alten Herrn, der gewissermaßen Bürgermeister war, nahm man an, daß er genau in allen alten Familiengerechtsamen betreffend die mögliche Verteilung der Aecker, die Lage der alten Gräber usw. unterrichtet sei. Er hatte demnach auch verschiedene Opfer zu regeln.

Wunderlicherweise hatte der Mogo-naba an die Familien fast aller großen Würdenträger seiner Umgebung, obgleich sie mehr oder weniger nahe mit ihm verwandt waren, bestimmte Rechte. So waren

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die Töchter der Großwürdenträger eo ipso seine Bräute und wurden als seine Weiber dem kaiserlichen Harem zugeführt. Aber er konnte auch den niederen Hofherren die Töchter einfach fortnehmen und sie seinen Günstlingen und Rittern zu Weibern geben, und das war eines der Mittel des Mogo-naba, sich populär zu machen.

Höhepunkte kaiserlicher Machtvollkommenheit bei den Mossi.

Hieran anschließend wollen wir zur höchsten Machtäußerung des Mogo-naba übergehen, zu seinem Rechte als Gerichtsherr. Wir werden hier eine Sitte und Anschauung wahrnehmen, die uns nicht wenig in Erstaunen setzen muß, da sie in japanischer Ritterlichkeit verständlich, bei afrikanischem Sklavengeiste aber sehr auffallend ist. — Wenn der Mogo-naba einem aufsässigen oder unbotmäßigen Vasallen die Aufforderung zukommen läßt, sich nach Wagadugu zu begeben, ist dieser sich natürlich über das, was ihm widerfahren wird, sehr bald im klaren, und es muß schon ein sehr mächtiger Herr sein, wenn er nicht zu der Ueberzeugung neigt, daß seine Tage gezählt sind. Denn solche ernste Botschaft sendet der Kaiser doch nur dann, wenn er sich der zustimmenden Ansicht seiner Umgebung sicher ist. Dem Vornehmen, der sich dessen bewußt ist, stehen nun zwei Möglichkeiten einer anständigen Erledigung der Sache offen.

Die vornehmere, stolzere Möglichkeit beruht darin, nicht zu Hofe zu gehen; und wer die Konsequenzen solcher stolzen Ablehnung auf sich nimmt, gilt auch nach seinem Tode als ein sehr angesehener Mann. Der Mogo-naba wartet einige Zeit, ob der Zitierte seinem Befehle Folge leisten wird. Währt es ihm zu lange, oder bekommt er gar von ihm die Antwort, er würde nicht kommen, so sendet er an den Ungehorsamen eine zweite Botschaft. Diese besteht aus einem Pfeilbündel (das einfach „Loko" genannt wird und nur in Leinwandstreifen eingewickelt, nicht in einen Köcher gesteckt ist). Die Pfeile sind schwer vergiftet. Ist der Empfänger tapfer und ritterlich gesinnt, so ergreift er die Pfeile und stößt sie sich in die Wade. Kurze Zeit später stirbt er. Einen solchen Mann nennt man „Kumenge"; er ist sehr angesehen. Die Sitte hat viel Aehnlichkeit mit dem Harakiri der Japaner.

Vollführt der Gerufene und Unfolgsame den Todesstoß nicht, sondern verharrt er verstockt in trotziger Ablehnung aller Beziehungen, so kann er sicher sein, daß nach einiger Zeit ein dritter Abgesandter des Mogo-naba mit genügender Truppenmacht erscheint, um ihn aus seinem Neste aufzustöbern und nach Gefangennahme ohne großes Zeremoniell hinzurichten. Dieser Tod ist weit weniger ehrenvoll, ja gilt sogar als schmachvoll. Die Güter des Gerichteten fallen dem Groß-naba, dem Kaiser, anheim.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wattepanzerreiter aus Kano.

(Nach Aquarell von Carl Arriens.)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die zweite Möglichkeit, sich anständig aus der Affäre zu ziehen, besteht für den Zitierten darin, der ersten Aufforderung nachzukommen und zu Hofe zu reiten. Seine Absicht ist dann, sich zu verantworten. Dies Vorhaben ist eigentlich nur dann aussichtsreich, wenn der Mann eine den anderen weit überlegene Persönlichkeit ist. Denn wenn er von dem Mogo-naba gerufen wird, kann er ziemlich überzeugt davon sein, daß die Großwürdenträger des Hofes in Wagadugu mit dem Mogo-naba Hand in Hand gehen. In deren Interesse liegt es ja, daß das Ansehen des Kaisers im Lande möglichst hoch steht, und daß er gute Einkünfte hat. Und wenn der Mogo-naba nicht sehr beschränkt ist, so weiß er die „Ergebenheit" seiner Großwürdenträger sich dadurch zu erhalten, daß er sie an seinen Einkünften teinehmen läßt. — Demnach sieht sich der wegen irgendwelcher Ungehörigkeiten zu Hofe Gerufene, wenn er sich verantworten will, nicht etwa nur der Gerechtigkeit des Mogo-naba als angeblich einzigen Herrn über Leben und Tod gegenübergestellt, sondern er hat die Macht des ganzen Hofstaates mit der Wucht seiner Persönlichkeit zu beugen, um die Hoffnung zu gewinnen, wieder heimkehren zu können. — In der Hofburg wird er vom Mogo-naba selbst empfangen und durch den Dapoë-naba unter Beisitz des Kamboë-naba verhört. Mit ziemlicher Sicherheit ist anzunehmen, daß sein Unrecht festgestellt und seine Verurteilung entschieden wird. Er wird getötet. Gewöhnliche Sterbliche werden einfach totgeschlagen und den Geiern und Schakalen zum Fraße hingeworfen, vornehme Nabas werden anständig begraben. Die Hinrichtung erfolgt durch einen Schlag mit dem Dori (auch Dore oder auch Kukurri) genannten Werkzeug in den Nacken. Dieser Dore ist die Kolbenkeule der Mossi, mit der sie auch wohl werfen und auf 15 bis 20 Meter Entfernung Perlhühner, Karnickel und sonstiges Niederwild zur Strecke bringen. — Es ist zu bemerken, daß die Art, wie die sakralen Menschenopfer hingerichtet werden, von dieser Art nur durch die Zahl und Richtung der Schläge abweicht.

Der kriegerischen Eroberung des Landes und dem aus solcher Reichsgründung sich ergebenden Recht entsprechend, gehörte aller Landbesitz wenigstens nominell dem Mogo-naba. Da seine Macht aber durch die tatsächliche Betätigung des einflußreichen Adels aufrechterhalten und garantiert wurde, so verschob sich dieses Besitzrecht natürlich nicht unwesentlich —, und zwar um so mehr, je entfernter die Herren Nabas von der Residenz Wagadugu, von den Akkumulator der Nabamacht entfernt waren —, zugunsten des Landadels, der Kumbeba und Ikardamba, der Distriktchefs und der Dorfchefs.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Daraus ergibt sich, daß jeder Bauer oder Ackerbesitzer dem Dorfnaba seine Abgabe zahlte, daß diese Abgabenverpflichtung mit dem Anbaurechte sich vom Vater auf den Sohn vererbte, usw. Der Dorf- oder Distriktchef aber ist seinerseits wieder dem Mogo-naba verpflichtet. Stirbt eine Besitzer- oder Anbauerfamilie aus, ohne daß sich ein direkter Erbe findet, so geht der Besitz genau wie bei Malinke und anderen Mandestämmen in die Hände des Herrschers, hier des Mogo-naba, über. Das Ganze stellt sich also wie ein großes Lehnswesen dar und war der ihm eigentümlichen Entwicklung unterworfen.

Wollen wir den Mogo-naba auf der Höhe seiner Macht sehen, so müssen wir uns die Bilder des Hofzeremoniells vergegenwärtigen, die kaiserlicher Pomp an hohen Festtagen auch in Innerafrika vorzuführen vermag. Da ist z. B. das in der ersten Hälfte des Januar gefeierte Fest Tigirre, das zeitlich dem großen Feste der Mohammedaner entspricht. Aber so sind die Neger überall: Die großen Feste feiern sie mit, auch wenn sie nichts von der fremden Religion wissen wollen, der sie entsprungen sind. Und am Mohammedanismus wollen die heidnischen Mossi nicht weiter teilnehmen, als bei dem Feiern der großen Feste. Darum identifizieren die Mossi ihr uraltes „Tigirrefest" mit dem Jahresfeste der Mohammedaner, und also gerade zu dieser Zeit opfert der Mogo-naba 40 Stück Rindvieh. Unter feierlichen Zeremonien opfert der Sankuija-naba nach den vier Himmelsrichtungen je ein Huhn. Alle Nabas werden zu Gaste geladen, und von allen Seiten kommen die Gäste herbei, um sich an den Gerichten zu erlaben, die aus den 40 Stück Rindvieh gekocht werden. Es soll ein großes und sehr buntes Fest sein.

Die weitaus bedeutendste Entfaltung des Pomps eines Mossikaisers brachte aber in alten Zeiten die Begehung des Basaga (oder Bagarasa), des eigentlichen Festes der Könige, mit sich. Der Zeitpunkt für das Fest war gegeben, wenn allenthalben im weiten Umkreise von Wagadugu die Ernte eingebracht war, also um die Mitte des November. Alle Mossi, ob der Reichshauptstadt nah, ob fern, begingen dieses Fest, und jeder Hausherr, d. h. Inhaber eines Gehöfts, opferte drei Hühner. In der Nacht vor dem eigentlichen Feste wurden allenthalben Mehlspeisen bereitet und bei dem Feste den Armen vorgesetzt, damit es niemand gäbe, der an diesem Tage darbe, unzufrieden sei und einen Fluch auf die Erde herabwünsche. — Wenn der Hof- und Gehöftsherr sich nun an das Opfer machte, so begann er damit in seinem eigenen Hause. Ein Huhn ward im Innern geschlachtet, ein zweites Huhn ward draußen vor dem Kraaleingange geopfert, ein drittes und letztes Huhn wurde noch weiter draußen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

auf dem Kreuzwege, d. h. da, wo der Weg zum Gehöfte sich von der Hauptstraße abzweigte, dargebracht. Jedesmal, wenn ein Huhn hingeschlachtet ward, nannte der Opfernde die Namen seiner Väter und seiner Urväter, einen nach dem anderen, soweit er sie wußte. Dann betete er etwa folgendermaßen zu ihnen: „Meine Väter (Seelen der toten Altvorderen), ich bereite hier ein Huhn vor, damit ihr eine Freude habt. Ihr habt mir eine gute Ernte gegeben. Ich habe diese Ernte eingebracht. Nun sorgt, daß ich das Mehl in Gesundheit verzehre. Gebt, daß ich auch im nächsten Jahre eine gute Ernte habe, daß mein Haus gut sei, sorgt für Kinder usw.!" und dann folgt die Aufzählung alles dessen, was schwarzen Herzen not und lieb ist. Feiert derart das ganze Land, so ist natürlich die Schlemmerei am kaiserlichen Hofe ganz besonders großartig. Der Mogo-naba selbst schlachtete (früher) zu Beginn des Festes höchst eigenhändig sieben Stück Rindvieh, murmelte wie jeder seiner Untertanen die Namen der Ahnen herab und sprach die gleichen Bitten aus wie jener. Die ganze Nacht hindurch ward gekocht und gesotten, und am anderen Morgen standen dann gewaltige Massen von Speise zur Atzung der Würdenträger in großen Holzschalen, sowie nicht zu vergessen größere Mengen von Hirsebier zur Durststillung, bereit. Und der Mogo-naba konnte sicher sein, daß die Zahl seiner Gäste am anderen Tage eine sehr große sein würde. Jeder große Würdenträger erhielt seinen Anteil, ein gut Häuflein Fleisch und Brei, und da keiner annehmen konnte, daß er diese Massen an Ort und Stelle verzehren könne, so hatte jeder ein Ränzlein, eine Seitentasche mitgebracht, die das aufnahm, was nicht mehr durch die Gurgel in die natürliche Tasche herunterzubringen war. Der Bendere-naba hatte an dem Tage mit seinen Gehilfen schwere Arbeit, es war ein Getrommel stundein, stundaus. Aber dieser weniger musikalisch als rhythmisch und memorial veranlagte Großwürdenträger wurde dann auch für seine Arbeit durch das Geschenk eines neuen Kleides beglückt, das der Mogo-naba wohlweislich schon zurechtgelegt hatte.

Nach allgemeiner Sättigung, und nachdem allseitig in würdiger Weise dem guten Biere Ehre angetan war, sank die hohe Versammlung vor dem Mogo-naba auf die Knie, berührte die Erde mit der Stirn und klopfte den Boden mit den Fäusten. Alle Nabas sprachen ihren Dank und danach ihre Wünsche für gutes Ergehen, Glück, Reichtum, Kinder, Weib, Knecht, Magd, Vieh usw. aus. Dann löste sich die Hofgesellschaft auf, und der Mogo-naba konnte sich nun unbeschadet seines Ansehens im stillen Kämmerlein bis zur völligen Bezechtheit einem weiteren Biergenusse hingeben.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

An den Gräbern der Ahnen ward an diesem Tage nicht geopfert.

Dieses Basaga-Fest stellte den Höhepunkt der kaiserlichen Macht im Mossireiche dar. Es wurde vom Mogo-naba festgesetzt, abgehalten und abgeschlossen, wenn für alle Welt die Ernte und für ihn die ehrerbietige Gefolgschaft seines Adels gesichert war. Es war für die Mossi mehr als das Neujahrsfest, denn der Mogo-naba schuf mit der Festsetzung des Basaga-Festes eine ganz scharfe Gliederung des Jahres. Ehe es nicht gefeiert war, durfte niemand die neue Feldfrucht zu Brei oder Bier nutzen, durfte niemand sein Haus ausbessern, das übel genug in der Regenzeit gelitten hatte, durfte niemand ein neues Dach auf sein Haus setzen. Das alles konnte erst nach dem Basaga-Feste geschehen. Mit der Abhaltung des Basaga trat das Volk in eine neue Periode des Reichtums und Wohllebens ein.

□ □

Die Begrenzung der kaiserlichen Machtvollkommenheit bei den Mossi.

Ich habe die Höhe der kaiserlichen Macht skizziert. Jetzt will ich zeigen, wie geteilt sie war, wie weit die Abhängigkeit dieser irrtümlich als absolut bezeichneten Macht reichte. Oben betonte ich, daß im allgemeinen der zur Verantwortung nach der Reichshauptstadt gerufene Naba sich darüber klar war, daß er nicht nur dem Zorne des Kaisers gegenübertrat, sondern daß dieser mehr oder weniger identisch war mit dem Willen und Regierungssystem der Großwürdenträger. Denn wehe dem Mogo-naba, der mit dem Willen seiner hohen Hofbeamten in Widerspruch kam oder gar grundsätzlich deren Macht und Einfluß zu brechen vorhatte. Derartiger kaiserlicher Wille arbeitete zunächst erfolglos gegen eine zähe, kautschukartig nachgebende aber doch widerstrebende Macht, und wenn er diese ihn umgebende Wand der Gummizelle, aus deren Innerm heraus er regierte, zerreißen wollte, dann war anzunehmen, daß seine Regierungszeit kurz begrenzt war.

Fanden die hohen Würdenträger bei ihren regelmäßigen, nach ihren Angaben alle vier, nach anderen alle sieben Jahre stattfindenden Zusammenkünften, die ausdrücklich diesem Zweck dienten, daß der derzeitige Mogo-naba „ungerecht" oder „zum Nachteile des Mossivolkes" regiere, daß er z. B. in manchem Falle allzu streng, in anderen allzu leichtsinnig handele, — fanden sie, daß er seinen Großfürsten gegenüber nicht freigebig genug sei, oder daß er alte Gerechtsame beschneiden wolle, — fanden sie, daß er dann und wann zu grausam sei, oder selber „zu wohlhabend" würde, ohne an die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Verwandten zu denken, — fanden sie Summa Summarum und klar ausgedrückt, daß der Herrscher sein Reich nicht in ihrem Sinne regiere, so bildete sich zunächst eine gewisse Mißstimmung, und aus dieser um sich greifenden Verstimmung kristallisierte sich dann zuletzt als fester Kern ein Quatrumvirat der Opposition heraus; d. h. wenn das Mißvergnügen der hohen Würdenträger wuchs, so versammelten sich eines Tages der Tansoba-naba, der Uidi-naba, der Lachale-naba und der Gunga-naba zu ernstem Ratschlage. Bei der Beratung präsidierte der Uidi-naba. Als zu beantwortende Frage ward der Satz aufgeworfen, ob die vier hohen Herren es dulden könnten, daß der Mogo-naba das Land in dieser Weise weiter regiere. Der betreffende Mogo-naba, dessen Herrscherqualität derart von diesen machtvollen und egoistischen Adelsvertretern in Frage gezogen wurde, muß eine sehr hervorragende und auch fernwirkende Persönlichkeit gewesen sein, wenn dieser „Reichsrat" zu dem Beschlusse zusammenkommen sollte, die Sache liegen und gehen zu lassen. Im allgemeinen war, wenn diese Zusammenkunft und Fragestellung überhaupt stattfand, die Antwort schon vorher bestimmt und lautete: „Der Mogo-naba muß seine Politik ändern!"

Der Tansoba-naba ward mit dem delikaten Auftrage betraut, diesen Beschluß dem Herrscher zu unterbreiten. Er machte sich auf den Weg, erwies, vom Herrscher empfangen, dem Mogo-naba alle zeremonielle Ehre und trug, wenn dem Genüge getan war, ihm vor, daß der Rat der vier Großfürsten zusammengetreten sei, beratschlagt habe und ihm hiermit die und die Botschaft sende. Er sagte z. B.: „Dein Vater und Großvater waren vor dir Kaiser. Alle deine Väter haben gut gehandelt. Du handeltest noch besser. Du handeltest ganz ausgezeichnet. Aber deine Mossi sind dumme Kinder, die es nicht verstehen, daß du hier und da auch einmal strafen mußt. Was können wir deinen Mossi sagen? Gib uns eine Antwort, die wir erwägen wollen." Dann rechtete er mit dem Kaiser in höflicher Form. Und wenn der Kaiser verstockt war, so kehrte er zu den drei Ratgebern zurück und sagte ihnen: „Der Mogo-naba hat mir eine unhöfliche Antwort gegeben." Darauf beschlossen dann die vier Naba den Tod des Kaisers.

Nun gingen alle Vier, Tansoba-naba, Uidi-naba, Lachale-naba und Gunga-naba, zum Mogo-naba und sagten ihm: er regiere das Land ganz anders als seine Väter und als es Sitte sei; er sei ein so vorzüglicher Mogo-naba, daß er das Volk nicht verstehe; seine verstorbenen Väter sähen, daß er, der Mogo-naba, für die Lebenden zu gut sei, es wäre besser, wenn er die Toten regiere, und seine

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Väter bäten ihn, den Mogo-naba, die Menschen zu verlassen, und zu ihnen, den Toten, zu kommen. Sie seien also nach langer Ueberlegung zu dem Beschluß gekommen, ihn aufzufordern, sich selbst zu töten. Täte er es nicht, so seien sie gezwungen, ihn mit Schmach aus dem Lande zu vertreiben und einen wenn auch unwürdigeren Nachfolger zu wählen. — Nachdem sie ihm das gesagt hatten, verließen sie ihn.

Man sieht, es war bei aller Energie und allem Egoismus des hohen Adels doch viel Anstand bei der Sache, und das Vorgehen ein durchaus adliges. Es war den höchsten Würdenträgern des Reiches ebenso wie den gewöhnlichen Mossi verboten, die Person des Kaisers anzurühren, und so durfte er weder mit Messer, noch mit Beil oder mit Pfeil oder sonstiger Waffe von den Herren getötet werden. Wenn nun der verfemte Mogo-naba ein feiger Mann war, so floh er außer Landes und verkroch sich scheu irgendwo in einem fernen Winkel. Jeder Mogo-naba hat aber in seinem Hause ein Gefäß mit dem gefürchteten Sinadra-Gift. Das mag in alten Zeiten nicht immer zu den vornehmsten und ritterlichsten Regierungsmaßnahmen verwendet worden sein, und dunkle Andeutungen lassen vermuten, daß es der Mogo-naba nicht nur für sich selbst zu nachgehend geschildertem Zweck zur Verfügung hielt.

War der verfemte Kaiser ein tapferer Mann und ritterlichen Sinnes, so ging er, wenn die vier Würdenträger ihn verlassen hatten, in sein Haus, nahm das Sinadra, trank es und starb. Dann wurde er mit allem Pomp wie jeder andere Mogo-naba begraben. Kein Mensch sprach davon, wie er zu Tode gekommen sei, und auch in den Geschichtsüberlieferungen wird kein Wort von solchem Tode eines Kaisers von Wagadugu erwähnt. Aber das wissen die Mossi und sagen es auch: Mehr als einer ihrer Kaiser hat solcherart den Tod erlitten! —

Ueber die Abhängigkeit des Kaisers vom Haremsleben vergleiche Kapitel 15 Nr. 9.

Wenn früher ein Mogo-naba in Wagadugu starb, ward die Leiche zunächst gewaschen, dann in weiße Beinkleider und weißen Ueberhang gehüllt, und das Haupt mit einer roten Mütze bedeckt. An den Füßen wurden Sandalen befestigt. Die Leiche blieb drei Tage lang über der Erde und wurde im Hause der ersten Frau des Herrschers aufgebahrt. Täglich wurde sie mit Baumbutter eingerieben; alle Leute in der Stadt und auf dem Lande zeigten ernste Mienen, es fand keine Festlichkeit statt; viele Menschen drängten sich in der Stadt zusammen; viele weinten und niemand wagte zu lachen. Alle hohen Würdenträger des Hofes kamen zusammen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mittlerweile ward das Grab ausgehoben. Zunächst ging man mit einem runden Schacht nach unten. Davon zweigte man dann nach Süden hin einen Seitenstollen ab. Und in diesen ward, den Kopf nach Süden gerichtet, die Leiche des Herrschers geschoben. Sein Kopf ward durch ein Lederkissen unterstützt und lag zur Seite gewandt, so daß er auf die rechte Wange zu liegen kam. Hierauf stellte man neben die Leiche eine Barre Salz, Kaurimuscheln, eine Holzschale mit Kolanüssen, einen Topf mit Sorghumbier, sowie zuletzt ein Messer. Der Grabschacht ward nicht zugeschüttet, sondern darüber, wie bei Kornurnen oder bei den Speichern der Habe eine Kuppel aufgewölbt, indem, wie bei der Anfertigung von Töpfen, Tonwülste übereinander gelegt wurden. Diese Kuppel ward aber nicht ganz geschlossen, sondern in der Mitte ein Loch gelassen, das mit einer Steinplatte bedeckt wurde.

Am Grabe wurden zehn Ochsen geschlachtet und geopfert, ihr Blut durch die Oeffnung in der Kuppel in die Grabkammer hinabgegossen. Ebenso brachte jeder, der in Zukunft von dem verstorbenen Herrscher träumte, diesem ein Opfer dar, und zwar, wenn er wohlhabend genug war, einen Ochsen, dessen Blut wieder in die Tiefe gegossen ward.

Eine besondere Sitte beobachteten einige Bammana, die der Bestattung des letzten landesflüchtigen, seinerzeit von der französischen Regierung entthronten Mogo-naba zuschauten. Es war ein etwas brutaler Herr gewesen, der nach der Sitte seine eigenen drei Töchter geheiratet hatte. Als er gestorben war, tötete man ein Pferd und band dessen Schwanz um seinen Arm. Dann tötete man einen weißen Ochsen und hüllte den Toten in dessen Haut. Ob das auch sonst geschieht, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

Sobald der Mogo-naba gestorben ist, tritt ein Interregnum ein. Bis der neue Kaiser gewählt ist, führt der Tansoba-naba die Geschäfte der Regierung. Er versammelte in alter Zeit alle Thronanwärter und befragte (oder ließ befragen) das Erdorakel, d. h. das Bugu-bagare. (Der Befrager selbst wird Baga genannt.) Die Gruppe der Thronanwärter bildeten zunächst die Brüder oder, wo solche nicht vorhanden waren, die Söhne des Verstorbenen. Welches die näheren Umstände der Wahl in alter Zeit waren, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Sicher ist, daß das „Erdorakel" gründlich von der Ansicht der hohen Reichsbeiräte beeinflußt wurde, oder sagen wir, nicht gegen deren Wünsche aussagte. Bei der allgemeinen Gleichgültigkeit und dem Fatalismus der Negerrasse ist anderseits anzunehmen, daß man gegen den einfachen, natürlichen Lauf

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

der Erbschaftsrechte (dem Bruder folgte der jüngere Bruder oder, wenn kein solcher mehr vorhanden war, der älteste Sohn!) nichts unternahm. Daß die Stimmen der hohen Herren nicht wirkungslos über dem Erdorakel verhallten, geht aus einer unscheinbaren, aber doch recht deutlichen Sitte hervor: Der endgültig gewählte neue Mogo-naba verteilte am Morgen nach seiner Wahl folgende kleine Gaben: er legte an der Tür des Samande-naba und an der des Bendere-naba je 2000 Kauri nieder, er überreichte dem Kamsogo-naba 10000 Kauri und sandte dem Uidi-naba 3000 Kauri. Einen Tag später kamen die Herren, um sich zu bedanken und ihre Treue zu versichern. Der Tansoba-naba erhielt nichts, aber dieser hohe Herr hatte eben eine so selbständige Stellung, daß ihm solche Gaben gleichgültig sein konnten. Er kümmerte sich überhaupt recht wenig um seinen kaiserlichen Herrn, und oft genug kam es vor, daß er gleichgültig und hochnäsig seinen eigenen Weg ging, wenn alle anderen Großen des Reiches sich ehrerbietig vor dem Mogo-naba in den Staub der Straße warfen.

□ □

Die Adels- und Beamtenklassen des Nupereiches.

Ein zweites kaiserliches Reichsbeamtentum, ein zweiter kaiserlicher Hofstaat vom gleichen Schlage!

Das alte vorfulbesche Nupereich, so wie es uns aus dem Berichte der ganz alten Leute aus der Geschichte entgegenblickt, war eine Despotie reinsten Wassers. Gewiß zeitigten noch in dem Lande die Empfindungen und Einrichtungen alter Familienverbände in Insurrektion, in Bauerntrotz und Stammesfehde ihre selbständigen Blüten, gewiß mag in jener alten Zeit das Nupevolk noch vielmehr als heute davon entfernt gewesen sein, eine einheitliche Nupenation dargestellt zu haben — alles das ist zwar unsicher, an sich aber doch wahrscheinlich —, ganz gewiß ist aber, daß in jener vorfulbeschen Zeit das ganze Volk durch die eine weit bedeutungsvollere und stärkere Empfindung zusammengehalten wurde, die aus der mehrere Jahrhunderte hindurch ungestörten Herrschaft der Edegi-Dynastie entsprang. Es vermochte durch mehrere Jahrhunderte hindurch bis zu sagenhaften Helden der Vergangenheit über eine lange Reihe von Regenten desselben Stammes, derselben Herrscherfamilie zurückzublicken, und daraus entsprang unbedingt ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, der traditionellen Anhänglichkeit, und wenn es auch eine Vergangenheit ist, die sich in Brutalitäten äußerte! Selbstverständlich waren Mitglieder des Volkes und die

Reiter mit Kettenhemd und Kettenkappe in Tschamba.

(Photographiert von Leo Frobenius.)

UB | Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Anhänger des einen Königsstammes, der länger als ein Jahrtausend sproßte und nicht verfaulte und nicht verdarb, durchaus geneigt, an der Kraft der Despotie gelegentlich ein wenig zu rütteln. Im allgemeinen fühlte das Volk sich aber doch unter der Leitung dieser Dynastie, je länger sie blühte, desto selbstverständlicher, wohl. An der Spitze des Nupereiches stand ein Kaiser, eine in ihrer Machtvollkommenheit imposante Gestalt. So wie durch diesen einen Mann die Staatsmaschine regiert und geleitet ward, war sie den anderen despotischen Reichen dieser Länder anscheinend sehr ähnlich, vor allem aber für die Verwertung durch die Fulbe sehr geeignet. Diese fanden die ganze Organisation so praktisch, daß sie nach Ueberwindung des „Heidentums" nichts besseres tun konnten, als die ganze Reichsmaschinerie genau so zu lassen, wie sie sie vorfanden. Die Dynastie änderte sich, der Innenbau blieb derselbe. Ja, sogar die Reichsfassade scheint mir gegen früher nicht sehr verändert worden zu sein; denn in den Fulbekönigen von heute, die über das Nupereich herrschen, rinnt auch Nupeblut! Also ward nur die Fassade neu angestrichen und im übrigen das Gebäude so belassen, wie es früher war.

Und es war ein mächtiger Apparat von Beamten, sowohl erblichen wie gewählten, die dem Edsu, dem Kaiser, bei der Regierung über dieses durchaus nicht sehr ausgedehnte, aber außerordentlich volkreiche Land behilflich waren. Als Grundsatz können wir, glaube ich, feststellen, daß von den vielen hohen Würdenträgern, die ich nachher aufzuzählen habe, nicht einer einen besonders ausgesprochenen Willen haben durfte, daß vielmehr der Despot absolut und allein herrschte, ohne sich im geringsten hineinreden oder irgendeine Abänderung gefallen zu lassen. Das ist der große Unterschied des Reichsapparates im Nupelande und jenes des Mossivolkes. Und der Unterschied ist sehr einfach zu verstehen. Die Mossikönige beliehen ununterbrochen ihre Söhne mit Provinzen und machten sie verhältnismäßig selbständig, die Edegiherrscher dagegen verzichteten auf die bedeutende Rolle ihrer Nachkommen. Es folgte, wie wir sehen werden, gesetzmäßig einer nach dem anderen, und demnach war die Zersplitterung des Reiches in Teilherrschaften eingesessener Angehöriger nicht notwendig.

Das Nupebeamtentum gliederte sich in alter Zeit ganz haarscharf, erstens: nach der Geburt, und zweitens: nach dem Range. Der Geburt nach gab es die Djitsu (zusammengesetzt aus Edji = Sohn, und su = Herrscher), und die Edji-Saraki (zusammengesetzt aus Edji = Sohn und Saraki = angesehener Patrizier). Das Wort Saraki, welches in der Bezeichnung der Patrizier enthalten ist, ist

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

in Zusammenhang zu bringen mit dem Haussawort für König = Serki. Die Djitsu als Adlige und die Edji-Saraki = Patrizier stehen sich verbindungslos gegenüber. Sie waren in alten Zeiten die beiden Hauptklassen der leitenden Kreise, und aus ihnen gingen dementsprechend die beiden Hauptklassen der Beamtenschaft hervor. Kein Mitglied einer dieser beiden Klassen konnte eine Stelle erhalten, die der anderen Klasse zukam, aber jede von ihnen zerfiel wieder in zwei Gruppen, eine obere und eine untere. Die Mitglieder der oberen Gruppe, sei es nun der Djitsu oder der Edji-Saraki, wurden als Enako, die der unteren als Enagi (oder Enaki) bezeichnet. Die Enaki der Sarakidsu der im kaiserlichen Dienste stehenden Patrizier spielten eine so untergeordnete Rolle, daß sie im Hofchargenverzeichnis gar nicht mehr aufgeführt werden, während viele der Enako der Sarakidsuklasse eine so hohe Stellung einnahmen, daß jeder Prinz vor ihnen Kotau machen mußte. Um das Verhältnis der einzelnen untereinander verständlich zu machen, will ich zunächst einmal die Chargen der Hofbeamten gruppenweise aufzählen:

Erstens: Klasse der Djitsu, Gruppe der Djitsu-Enako: Saba, Botun, Makun, Nokodji, Luqua, Rani, Tschetscheko, Netsu, Nadjenu, Benu (oder Bennu), Gara, Tschekwa, Nepherma, Neïdja, Naquena, N'kotschi, Zoëda, Nbandoma. — Das ist die Gruppe der höchsten Würdenträger des Reiches. Von ihnen steht in der bestimmten, hier aufgeführten Reihenfolge ein jeder unter dem ihm vorangehend Genannten. Ihr Aufrücken kam in alter Zeit am besten in der Thronfolge zum Ausdruck. Starb der Kaiser, so ward der Saba Edsu, und der Botun rückte in die Stellung des Saba, des Thronfolgers, ein; der neu ernannte Kaiser setzte dann einen neuen Botun ein, der Theorie nach den dem Botun folgenden Makun, so daß dann die ganze Reihe heraufrückte und alle Nachfolgenden die Stelle der Vorgesetzten einnahmen. In Wahrheit wurde die Reihenfolge aber wohl häufig unterbrochen. Nur Saba und Botun galten als unverrückbare Größen. Wenn diese beiden einmal in ihre Stellung eingesetzt waren, konnten sie nicht wieder umgewechselt werden. Dagegen hing die Stellung der anderen doch sehr von der Gnade des Kaisers ab. Die hier aufgeführten Bezeichnungen sind Titel und keine Namen. Die Verwendung der Beamten fand in der Weise statt, daß der Herrscher die Leute als Stadtherren und Provinzverwalter mit der Vertretung seiner Interessen hier und da betraute. Denn der Theorie nach war der Edsu der Inhaber aller Macht über alle Personen und Besitztümer seines Landes, und die oben genannten hohen Herren verwalteten nur seine Omnipotenz

und nahmen die Steuern und die Abgaben für den Kaiser ein. Die Edu, die gezahlte Abgabe, war der eigentliche Ausdruck der Lehnspflicht. Die Verteilung der Abgaben erfolgte etwa folgendermaßen: Von jeder Summe, die 100 Mark betrug, erhielt der Herrscher selbst 40, der Enako 20, die kleinere Beamtenschaft insgesamt 35 Mark und der einkassierende Bote 5 Mark als Tutschi, als Botengeschenk. Nach diesem Prozentsatze wurden in alter Zeit anscheinend alle Verwaltungsausgaben gedeckt. Wenn z. B. der Edsu einem Enako 20 Mark schenkte, so mußte der seinem Enaki 2½ Mark davon abgeben, so daß ihm selbst nur 17½ Mark blieben. Im übrigen stehen diese hochedlen Herren durchaus nicht in so gewaltigem Ansehen, als man denken möchte. Denn wir werden später sehen, daß nicht sie, sondern die Sarakidsu dem Herkommen nach den König krönten, und mit Ausnahme des Edsu, des Saba und des Botun mußte jeder Djitsu, wenn er einem Saraki begegnete und zu Pferde saß, absteigen und Kotau machen. — Fernerhin pflegten alle diese hohen Herren gemeiniglich nicht in der Provinz, die sie zu verwalten hatten, sondern in der Reichshauptstadt zu wohnen, in der ein jeder seinen weitausgedehnten Palast inne hatte.

Zweitens: Klasse der Djitsu, Gruppe der Djitsu-Enegi. — Dieses sind ungefähr 20 hohe Herren, von denen jeder ebenfalls seinen eigenen Namen führt. Auch sie sind alle Nachkommen des Herrscherstammes und finden ihre Anstellung sowohl im Kriege als in kleineren Provinzstädten, unter der Leitung eines Enako, der ihnen auch von den ihm zufallenden Einnahmen die entsprechenden Prozente abzugeben hat. Im übrigen steht von ihnen dem Range nach jeder über allen in der Rangliste folgenden Personen.

Drittens: Klasse der Sara-Kitsu, Gruppe der Enako, und zwar in der Zivilverwaltung. — An der Spitze steht der Ndeji, ihm folgt der Neffene, Mansoqua, Tschapako, Tsada, Makama, Bana, Ndasa, Tscheteko. — Dieses sind zwar „nur" Saraki, aber doch die höchsten Beamten des Reiches. Der Ndeji ist derjenige, der den neuen Edsu krönt; die vier ersten der Reihe sind die ständigen Berater des Kaisers. Sie haben es ihm zu sagen, wenn er einen Irrtum begeht, haben ihn zu ermahnen, wenn er allzu grausam oder sinnlos regiert; sie sind die höchsten aller Beamten. Die fünf ihnen folgenden Herren werden als Gesandte in Vertrauenssachen verwendet. — Diese enorm hohe Stellung der Saraki ist um so erstaunlicher, als die Klasse ebensowenig wie die prinzliche irgendein anderes Recht hat als das, welches der Herrscher jedem

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

einzelnen von Fall zu Fall einräumt. Die Saraki dürfen nicht den Wohnort wechseln ohne Genehmigung des Kaisers oder seiner Verwaltungsbehörden. Ein Teil von ihnen ist steinreich. Es gibt Saraki, die hunderte von Sklaven, Weibern und dann noch die hohe und angesehene Stellung bei Hofe haben, und dennoch sind sie ebensowenig wie die Djitsu viel mehr als Hörige. Für jeden, der sich mit linguistischen Untersuchungen beschäftigen möchte, gebe ich an, daß anscheinend das Wort Djitsu im Haussa Dan-Serki, im Joruba Oma-ba, daß das Wort Edji-Saraki im Haussa dem Dan-Sarakuma und im Joruba Omo-lagba entspricht. — Alles in allem können wir diese Gruppe als die der höchsten Verwaltungsbeamten erklären.

Viertens: Klasse der Sarakitsu, Gruppe der Enako, und zwar der Palastverwaltung. — Diese Sarakitsu der Oberklasse werden später auch als Esa-Tschusi, als die ersten, großen Palastdiener der Herrscher, dann auch als „Taschen des Kaisers" oder als „Kronrat in Privatverwaltungsdingen" bezeichnet, und diesem Ausdruck entspricht auch die übliche Verwendung einiger dieser Herren. An ihrer Spitze stehen: 1. der Gabissoidi, der Botenmeister, der die Fremden vorführte und versorgte; 2. der Natoaki, der für Speise und Trank des Hofhaltes, in neuerer Zeit auch für den Harem zu sorgen hatte; 3. der Sonaji, der oberste Stallmeister, der aber auch die Fürsorge für das kaiserliche Paradebett resp. den Thron hat; 4. der Soajatsu, der für allen anderen Besitz und den Hausbestand der Hofhaltung zu sorgen hat; ihm war z. B. auch die Fürsorge der wichtigen Kolanußdarbringungen übertragen. Dieses waren in der ältesten Zeit die vier Erzämter, die mit kriegsgefangenen Häuptlingen besetzt wurden — also mit Sklaven der vornehmsten Art. Es waren Ehrenstellen, da mehr die Titel als Verpflichtungen zu wirklicher Arbeitsleistung mit der Verleihung verbunden waren. Unklar bleibt es mir, ob die Stellen früher erblich waren oder nicht. In dem letzten Jahrhundert wurde ihre Stellung mehr und mehr herabgesetzt, und zwar zum Besten der Eunuchen, der Dansitsu; diese, an deren Spitze nun auch gleiche oder ähnliche Namen auftauchen, verdrängten die alten „vier Oberherren". In alter Zeit wurden also die vier Erzämter von großen Männern hoher Stellung eingenommen, heute von vier weniger geachteten Eunuchen ähnlichen Namens. — Außer diesen vier spielten früher am Hofe noch eine bedeutende Rolle: der Masentelli, der private Schätze und das Mobiliar des Kaisers verwaltete; der Santalitsu, der die spezielle Aufsicht über die Pferde hatte, der Wambei, der als Aufseher der Sklaven wirkte; der Tschigilla als

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Oberherr der Kutipriester und Reichsheiligtümer, soweit sie sich im Palaste des Herrschers befanden.

Fünftens: Klasse der Sarakitsu; Gruppe der Enagi, und zwar Militärverwaltung. — Dies ist die Gruppe der militärischen Oberverwaltung. Der Soa-sudsu entspricht dem haussanischen Majaki, er ist also Generalfeldmarschall und führt als solcher heute unter den Fulberegenten den Titel Majaki. Die anderen wurden je nach ihren Fähigkeiten verwendet, meist als Haufenführer im Kriege, für Verpflegungsbeschaffung, am häufigsten aber als Anführer von Raubzügen, von Sklavenjagden, zu welcher Aufgabe mehr Verschlagenheit als große taktische und strategische Kenntnisse gehörten. Im übrigen wurden gerade zu der Nachfüllung dieser Gruppe am häufigsten fremde Elemente herangezogen, teils, weil ihre Sterblichkeit ziemlich groß war, teils weil sie am leichtesten und häufigsten Empörer hervorbrachte, teils weil kriegerische Tüchtigkeit sich nicht so gut vererbt, wie verwaltungstechnische Geschicklichkeit, und zuletzt, weil häufig auch aus den Reihen der einfachen Soldaten militärische Genies ganz von selbst sich herausentwickelten.

Sechstens: Klasse der Sarakitsu; Gruppe der Enagi, und zwar der Danitsu. — Diese Eunuchen sind: 1. der Nda-toaki, 2. der Soma-ji, 3. der Gabi-ßoedi, 4. der Somfara-ko, und haben folgende Aufgaben: der erste von ihnen ist der „Sprecher", der zweite der Bote des Herrschers, der die Befehle im Palaste weiterträgt, der dritte empfängt alle Bittsteller, Offiziere und Beamte und berichtet darüber dem Könige, er hat allein die Genehmigung, das Schlafzimmer des Königs zu betreten. Der Vierte endlich informiert den Herrscher in allen Fragen der Geschenke an andere Fürsten und entspricht dem Tschiroma der Haussa. Alle diese vier sind, wie gesagt, Eunuchen, die ihre gründliche Verstümmlung schon in der Kindheit erlebten. Sie bildeten unter den ersten Fulbefürsten die nächste, intimste Umgebung des Herrschers und waren nach jeder Richtung die Bevorzugten der ganzen Beamtenschaft. Sie sind es, die die alten Inhaber der Erzämter der Nupedynastie zurückgedrängt haben.

Außer diesen männlichen Beamten findet noch eine größere Anzahl von Frauen Verwendung im Staatsdienste, doch würde es zu weit führen, ihrer hier noch eingehend zu gedenken.

□ ⊡

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Insignien der Edsuwürde und das Leben bei Hofe; der Hofnarr.

Nun der Nupekaiser selbst.

Ich erwähnte, daß der Edsu der alten Zeit ein wahrer Despot war, und daß er sich außer vom Ndeji und vom Wauwa-tsu, dem Hofnarren, von keinem Menschen etwas sagen ließ. Seine Despotie und das Recht zu solcher war durchaus anerkannt. Die geschichtliche Aufzeichnung und Tradition der Nupe weist nichts von unnatürlichen Todesfällen durch Vergiftung, wie bei den Mossikaisern und den Jorubaherrschern, auf. Wenn in der Chronik des letzten Jahrhunderts mancher mißlungene Versuch in dieser Richtung vorgenommen worden ist, so wird er wohl mit Recht auf den Einfluß der Fulbe zurückgeführt. Um so auffallender ist in diesem streng despotischen und aristokratischen Regiment die hohe Stellung der Sarakitsu, und zumal des Ndeji. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Djitsu und die Sarakitsu aus den Beamtenkörpern zweier verschiedener Zeiten zusammengeflossen sind. Gleich hier will ich auf die große Verschiedenheit aufmerksam machen, die später eingehender zu erörtern ist. Die Djitsu standen genau so einer unter dem anderen, wie dies betreffend die Beamtenschaft der Joruben von mir geschildert wurde. Die Sarakitsu dagegen waren nicht in der gleichen Weise nach dem System der Reihenfolge belehnt, standen auch absolut nicht schroff einer unter dem anderen und nahmen mehr oder weniger gleich wichtige Stellungen ein. Die Parallele zu den Sarakitsu finden wir hauptsächlich in den nördlichen Ländern, zumal bei den Haussa.

Diese Zweiteilung, von der die eine Linie mehr nach dem Süden, zu den Joruben, die andere mehr nach dem Norden und zu den Haussa deutet, wird um so wichtiger, als die eigentlich kaiserlichen Insignien, die Institutionen, die wir im Nachfolgenden kennen lernen werden, von den Sarakitsu verliehen wurden. Soweit sich das Volk überhaupt an solche Dinge und an ihren Ursprung erinnern kann, gehörten die nachfolgend aufgezählten Eigentümlichkeiten nicht der südlichen Kulturverwandtschaft, sondern der des Nordens an:

Die Königsburg, die Emitsu, war stets ein gewaltiger, mit mächtigen Verteidigungsmauern umgebener, mit weiten Höfen und Baulichkeiten angefüllter Bezirk. Durch eine oder mehrere Durchgangshallen (Katamba genannt) gelangte man in das Sigifa, das eigentliche Wohnhaus des Herrschers. Offizielle Besuche empfing er in der Katamba, in der sich alle Staatsaktionen abspielten, während das Sigifa dem Privatleben gewidmet war. In hohem Grade interessant ist das Zeremoniell und die Summe der kaiserlichen Insignien.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wenn der Kaiser Besuch empfing, pflegte er auf einer Art hohem Ruhebett aus Bambusstäben (Gado), halb liegend, halb aufgestützt zu sitzen. Unter ihm war dann eine Matratze ausgebreitet. Die Gado (oder Gada) war reich mit Metall beschlagen, mit Bronzefüßen versehen und in gewissem Sinne Symbol der Herrscherwürde: der Thron der Nupekönige. Wenn der Edsu starb und sein Nachfolger bestätigt werden sollte, so geschah das in der Weise, daß der Ndeji den Thronfolger aufforderte, auf der Gado Platz zu nehmen.

Der Edsu pflegte in alter Zeit nicht selbst zu sprechen, wenn er in der Versammlung der Adeligen weilte und die Regierungsgeschäfte zu erledigen hatte. Er lehnte dann mit dem einen Arm auf dem Soa(n)susu genannten Beamten, und zwar auf ihm oder an ihm. Durch einen Druck, den er auf diesen Würdenträger ausübte, veranlaßte er ihn zum Sprechen in seinem Namen. Der Mann wußte dann des Königs Willen und sprach ihn aus. — Drei wesentliche Insignien schmückten den alten Nupe-Edsu und waren gleichzeitig die Symbole seiner Würde:

1. Sein Haupt zierte ein Reifen aus Gelbguß mit überlaufenden Bogenbändern. Dies Metallgerüst war mit Seide ausgeschlagen und hieß in Nupe Malsasing.

2. In der rechten Hand ruhte eine steinerne, mit gelbem Metall geschmückte Kugel, etwa 20—25 cm im Durchmesser. Diese im Metallkleide mit Mustern versehene Kugel hieß Rogo. Auch der Thronfolger, der Saba, führte eine solche. Diese war aber anscheinend etwas kleiner und wurde von ihrem Träger außerdem in der linken Hand gehalten.

3. Endlich ein Stab, Tsukunsu genannt, den der Kaiser in der linken Hand zu tragen hatte. Es gab ein großes Exemplar und ein kleineres. An der Spitze waren diese Stäbe mit einer Metallkrönung in Form irgendeiner Figur geschmückt, die mir aber niemand mehr beschreiben oder klar verständlich hat schildern können.

Wohl nicht ohne Recht bezeichne ich diese Reichskleinodien als Krone, Reichsapfel und Szepter. Sämtliche Stücke galten als uralt. Sie wurden schon lange vor Edegi von den Nupekaisern getragen, als sie noch in Gbara und anderweitig residierten. Edegi soll sie aus den Händen der alten Familien empfangen haben, als er nach seiner Landung nach Westen hin durch das Land zog. Die alten Leute sagen, die drei Reichskleinodien sowie der alte Kaiserthron seien noch zur Zeit der Fulbekriege vorhanden gewesen, dann aber, als Massaba sich der Schätze bemächtigen wollte, in einer der Grab-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

höhlen der alten Kaiser versteckt worden. Solange die Fulbe oder irgendein anderes Volk sie nicht zu finden vermögen, solange sei das Nupereich nicht unterworfen. Im übrigen sprechen schon aus diesem Grunde die alten Leute mit größter Zurückhaltung von den Gegenständen. Wenn es bekannt wäre, wo sie sind, würde es nicht ratsam sein, dies öffentlich zur Kenntnis zu bringen. Eines Tages sprach ich in Lokoja ganz unvorsichtig in großer Harmlosigkeit die Namen der Reichskleinodien in Gegenwart eines Nupe aus Sugurma, der auf der Durchreise war, aus. Er erhob sich in großem Zorn und erklärte, daß die Leute, die mir von diesen Dingen überhaupt erzählt hätten, schlechte Menschen gewesen sein müßten, die den Tod verdienten. Dann ging er von dannen. Ich vermochte ihn nicht zu bewegen, zurückzukehren.

Zu diesen Insignien scheint noch der Ifingoa, ein Goldring, gehört zu haben, der aber den Fulbe in die Hände fiel. Der Saba trug einen gleichen, aus Silber bestehenden Ring am linken Arm.

Diese Schilderung des Kaiserhofes würde unvollkommen sein, wenn ich nicht den Wauwa-tsu erwähnen wollte.

Der kaiserliche Hofhalt war in alter Zeit stets ausgezeichnet durch einen Hofnarren. Sein Name war in Nupe Wauwa-tsu, in Haussa Wauwa-serki, in Joruba Asiri-oba. Wauwa heißt soviel als „verrückt". Aber der Mann war ganz und gar nicht verrückt. Im Gegenteil nahm man an, daß er sehr gescheit war; er durfte sich nur die erdenklichsten Verrücktheiten herausnehmen. Den letzten Hofnarren der kaiserlichen Nupe hielt nach altem Vorbilde der Fulbefürst Maliki. Daher lebt die Erinnerung an die Eigentümlichkeiten und die Aufführung eines solchen Individuums noch sehr lebendig im Volke.

Ein Wauwa-tsu war im allgemeinen ein wenig mißgestaltet, sei es zwergenhaft, verkrüppelt, wasserköpfig, oder sonstwie entstellt. Er trug auffallende Kleider, Kleider, in denen er den Kaiser karikierte. Mit seinem Witze geißelte er ebenso die Schwächen der Großen des Reiches wie die des Herrschers selbst. Waren des Edsu Kolanüsse, die an die Leute verteilt wurden, schlecht, so brachte er irgendwelche stinkenden Früchte, schüttete sie vor dem Kaiser und den Beamten aus und sagte: „Seht hier meine Kolanüsse! Sie sind nicht so sehr ausgezeichnet, aber immer noch besser, als die, die euch der Edsu gibt." Kam der Herrscher in lässiger Kleidung in den Sitzungssaal, dann erschien der Hofnarr mit einem Blätterkranze und mit Blätterbüscheln statt eines Gewandes. Dann sagte er: „Sieh, Edsu, ist meine Krone

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nicht schön? Sind meine Kleider nicht schön? Ich habe nicht soviel Geld dafür auszugeben wie du für die deine, aber sie sind nicht so schmutzig."

In alter Zeit (nur die Geschichte, nicht die Persönlichkeit sind im Gedächtnis bewahrt worden) hatte ein Kaiser einen überaus grausamen und gewalttätigen Saba (Thronfolger), der die Menschen vergnüglichkeitshalber morden und leiden ließ. Niemand wagte dem Kaiser über das Gebaren des Saba zu berichten. Eines Tages war große Versammlung aller Edlen; Kaiser und Saba waren anwesend. Da erscheint der damalige Hofnarr des Kaisers mit einem gefüllten Beutel. Der Kaiser fragt ihn: „Was hast du in dem Beutel?" Der Hofnarr: „Ach, du bemitleidenswerter kleiner Bruder! Ich habe Medikamente darin." Der Kaiser: „Warum bin ich bemitleidenswert? Für wen sind die Medikamente?" Der Hofnarr: „O, du bemitleidenswerter kleiner Bruder, hast du denn nicht schon lange gemerkt, daß du blind bist?" Der Kaiser: „Was, ich blind?" Der Hofnarr: „Ja, mein kleiner Bruder, aber gleich wirst du gesund werden. Trinke nur dieses. Iß nur das!" Der Kaiser aß und trank, und dann zog der Hofnarr drei kleine Mäuse aus dem Sack und sagte: „Nun bist du nicht mehr bemitleidenswert, mein kleiner Bruder. Nun kannst du sehen. Nun siehst du hier die drei kleinen Mädchen von Bassa, wie sie unser guter Saba jeden Freitag am Röststäbchen röstet. Du bist erstaunt? Du glaubst es nicht? Sagte ich dir nicht, daß du blind und bemitleidenswert warst, ehe du meine Medizin erhieltest? Nun siehst du es. Wie du dich freust! Ich freue mich auch. Die Bassamädchen freuen sich auch. Nun nimmt unser guter Saba die drei Bassamädchen, schneidet ihnen den Bauch auf. Du siehst es jetzt? Nicht wahr, du hast es vorher nicht gesehen! Du warst eben vorher blind! Unser guter Saba schneidet ihnen so den Bauch auf und freut sich an den schönen Sachen, die herauskommen. Dann wirft er sie fort. Nun nimmt er drei andere Bassa. Früher hattest du, mein kleiner Bruder, gedacht, daß ich Mäuse aus dem Sacke nehme. Heute, wo du wieder sehen kannst, weißt du, daß unser guter Saba nach den drei Bassamädchen drei Bassabuben nimmt. Nicht wahr, jetzt siehst du, daß ich drei Bassabuben in der Hand habe? Nun will ich einmal sehen, mein kleiner Bruder, ob du nun schon besser sehen kannst. Ich will jetzt gar nichts mehr machen. Sage du mir nur, was du siehst!" Der Kaiser sagte: „Ich sehe, daß unser guter Saba es mit den drei Bassabuben ebenso macht, wie mit den drei Bassamädchen!" Der Hofnarr sagte: „Mein lieber, kleiner Bruder, wie freue ich mich! Wie freut sich unser Saba. Es freuen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sich alle Bassa." — Von da an stellte der Saba seine neronischen Grausamkeiten ein.

Eine andere, wenn auch weniger gut bewahrte kleine Legende zeigt die ganze Macht, die einem solchen Hofnarren eingeräumt ward. Einer der alten Kaiser war sehr geizig. Er versuchte sich immer darum zu drücken, den Großen die dem Herkommen nach ihnen zustehende Morgenspeise reichen zu lassen. Er kam daher immer sehr spät aus dem Schlafgemach in die Katamba, in der die Adeligen schon lange versammelt saßen. Als er eines Tages wieder so spät kam, ging der bereits anwesende Wauwa-tsu hinaus, ging über den Hof, öffnete die Tür zum Schlafgemach des Königs und rief ganz laut hinein: „Mein Bruder Edsu! Du brauchst heute nicht zu kommen. Ich kann alles für dich besorgen." Dann kam der Hofnarr zurück. Er setzte sich nun auf den Thron des Königs und sagte: „Heute werde ich eine neue Sache einführen. Ihr alle wißt, daß ich ein armer Edsu bin. Ihr aber seid die reichen Saraki und die reichen Enako und die reichen Enaki. Bis jetzt habe ich euch immer sehr wenig und schlechtes Essen gegeben. Von jetzt ab bringt nicht nur am besten jeder sein eigenes Essen mit, sondern auch noch soviel mehr, daß meine 100 Zinnschüsseln (wundervolle gegossene große Becken, die mehrere Kilo Brei und Fleisch faßten und früher morgens gefüllt in die Versammlung herausgereicht wurden) damit gefüllt werden können. Das verteile ich dann unter meine Leute. So wollen wir es in Zukunft machen." Aber der Hofnarr und die Volkserinnerung weiß, daß es von dem Tage an mit dem Geize des Kaisers aus war.

Diese Hofnarren waren also eine so merkwürdige Einrichtung, wie man nur eine finden konnte. Sie waren unantastbar. Wenn ein Großer, von ihm derart angeführt oder angeärgert, den Wauwa-tsu kränkte, konnte der kleine Unhold den Enako töten und wurde nicht zur Rechenschaft gezogen. Aber just, wie wir dies aus europäischer Vergangenheit wissen, just ebenso erschien unter der Maske freimütig frecher oder freimütig törichter Ausdrucksweise die Aeußerung der Volkskritik, die es sonst nicht wagen durfte, dem gewaltigen Despoten nahe zu treten.

□ □

Verbreitung und Herkunft der Formen der kaiserlichen Pfalz des Sudan.

Schließen wir damit die Beschreibungen ab. Im wesentlichen sind mit den Schilderungen aus Mossi- und Nupeland die typischen Züge innersudanischen Kaiserhofhaltes gegeben, wenn auch die eine

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und die andere Entwicklungslinie hier und da bezeichnendere und geschichtlich treuere Formen zeigen mag. Im allgemeinen wiederholt sich vom Mossiland nach Osten zu das Bild wieder und wieder in gleichen Farben, der Verwandschaft nach so unverkennbar, daß es sich wohl lohnt, nach dem Wege der Verbreitung Umschau zu halten, ehe wir das Originalbild, die Stammform der vielen Kopien aufsuchen.

Ich wies schon darauf hin, daß Djitsu und Sarakitsu in ihrem Zusammen- und Nebeneinanderleben an einem Hofe das Zusammenströmen zweier Staatsformen verraten. In der Tat gehört die Djitsu-, die Staffelform den Völkern an, die in irgendeinem Zusammenhange mit den von Joruba-Benin geleiteten Völkern standen, und die auch sonst Kulturbeziehungen nach dieser Quelle hin zeigen. Ich fand diese Staffelform am Benue bei den Jukum, in Kamerun bei den Bamum, bei bestimmten Organisationen der Loangoküste, und ganz im Süden an dem weitest vorgeschobenen Punkt dieses atlantischen Kulturkreises. Die Djitsu repräsentieren im Nupereiche also ein genau der geographischen Lage und dem geschichtlich schwankenden Abhängigkeitsverhältnis entsprechendes Belegstück der Beziehung zur Bini- und Jorubadynastie.

Die Sarakitsu sind dagegen Belege der Beziehung Nupes zur Ostströmung. Dies Beamtentum erblicher Hörigenschaft gehört durchaus allen Völkern an, deren Staatenbildungen auch sonst die Symptome der Beziehung zur Ostströmung besitzen. Von Westen nach Osten zu finden wir es bei allen Mossi, Dagomba (von hier auch bis nach Aschanti wirkend), Gurma, Borgu, Haussastaaten. Es war mit seinem ausgebildeten Vier-Erzämtertum bei allen Völkern des Tsadseebeckens, bei Kanuri, Bagirmi, Kanembu usw. eingewurzelt. In Wadai existierte es; in Dar-Fur waren die vier Provinzen noch in Händen der vier Erzfürsten. Nach Süden verläuft es sich in uralten Staatenbildungen. Ich konnte es da noch bei Djur, Bum und bestimmten Typen Loangos nachweisen, die auch sonst Zuflüsse aus dem Oststrome empfangen haben.

Von Westen mit dem Islam kann dies Erzhörigentum nicht gekommen sein. Der Islam besaß es nicht, und die Mande hatten es nie, haben die Form sogar bei den südwestlichen Songai vernichtet. Auch aus dem Norden kam es nicht. Tlemsen empfing es selbst, gab es aber nie weiter. Den von Norden kommenden Reisenden fiel die Einrichtung direkt als eine Absonderlichkeit auf. In Fessan erstarb die Institution, und der doch wahrlich in allen nordafrikanischen Ländern wie kein zweiter praktisch erfahrene Gerhard Rohlfs

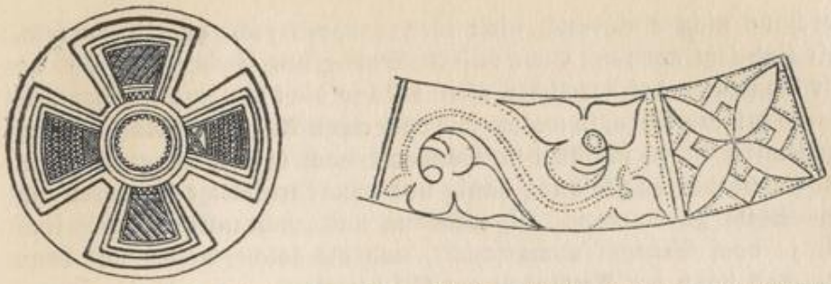
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schrieb darüber: „Diese Würde findet man nur noch in den Negerreichen Zentralafrikas (womit hier der Süden gemeint ist); daß sie auch in Fessan bestanden haben, wo überhaupt die ganze Hofeinrichtung von ehedem ein negerisches Gepräge zeigte, ist ein deutlicher Beweis, daß früher das Negertum viel weiter nach Norden geschoben war." — Also diesem vielerfahrenen Mann erschien das Erzämtertum so fest mit dem Wesen der staatenbildenden Sudaner verbunden, daß er glaubte, es als eine „Negerinstitution" ansehen zu müssen.

Wir wissen, daß dem nicht so ist. Die Nasarrawaleute erzählten: Als Ussu Nupeta, nachdem er mit Kisra aus Osten gekommen war und das Nupereich unter den Gwari gegründet und 21 Jahre regiert hatte, starb, wurden mit ihm vier Leute begraben, die als seine Diener mit ihm aus Osten gekommen waren. Das waren der Saraki, der ihm Essen bot, der Saraki, der ihm Trank bot, der Saraki, der ihm das Haus ordnete und der Saraki, der ihm die Pferde beaufsichtigte. Deren Söhne verrichteten aber dem Nachfolger des Ussu Nupeta die gleichen Dienste. —

Verlängern wir diesem Hinweise entsprechend die Linie der Erscheinungen, der Quelle der Ostströmung entgegengehend nach Osten, so kommen wir nach Nubien. Im Jahre 641 kam Nupeta nach Nupe. Schlagen wir nach. Wir finden, daß in der Tat damals in Nubien eine vollentwickelte Pfalz, ein Erzämtertum wie nur irgendwo anders im byzantinischen Einflußgebiete entwickelt war und gepflegt wurde.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Ornamente auf dem Boden und auf dem Rande nupescher gegossener Zinnschüsseln.
(Gezeichnet von Carl Arriens.)

Vierzehntes Kapitel.

Byzanz.

Was der Islam, und was wir im Sudan sahen. — Die Kisralegende. — Welches ist das Land Napata? — Die Bedeutung Nubiens in der Weltgeschichte. — Die geschichtlichen Grundlagen der Kisra-Napatawanderung und ihre Niederschläge in der Tradition auf der Wanderbahn. — Das Christentum im Sudan. — Byzantinisch-christliche Sitten in Innerafrika. — Byzantinisch-persische Kunstgewerbe in Innerafrika und deren Mischung mit atlantischen Elementen.

Zusammenfassung. Was der Islam, und was wir im Sudan sahen.

„Ein einziges, weites, ebenes und einförmiges Land ist der Sudan, er ist immer gleich, bis man nahe zu Mekka kommt, da erst wird er anders!" — So schilderte mir ein Pilger das Land, das er zwischen dem Senegal und dem Nil durchwandert hatte. Es war ein islamischer Pilger, der alles gesehen hatte mit den Augen des Islamen.

Wir aber haben nun ebenfalls diese Wanderung vom Senegal bis zum Nil zurückgelegt. Wir wollen allerdings — das haben wir gleich anfangs gesagt und betont — nicht nach Mekka pilgern, vielleicht deshalb also, weil wir somit als moderne Ungläubige diese ewige, uralte Wanderstraße vom Senegal zum Nil zogen, vielleicht deswegen könnte es sein, daß uns das Land ja auch weit, aber

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

durchaus nicht einförmig, nicht eben, sondern recht hügelig vorkam. Wir sind jetzt nahe am Ende unserer Wanderung, recht nahe. Und da wir die Fluten des herrlichen alten Nils so dicht vor uns im Sonnenglanze glitzern sehen, so wollen wir doch einen Augenblick Rast machen. Unziemlich ist es ja für den Wanderer nach afrikanischem Brauche, mit staubbedeckter Kleidung hastig und ohne sorgfältige Vorbereitung eine Stadt zu betreten. Als bedachte und nachdenkliche Leute sind wir ja vom Senegal abmarschiert, und als solche wollen wir denn auch das Land der Aethiopen am Nil betreten.

In dem gelehrten Artikel, den ich im Jahre 1891 in einer Zeitung fand, und den ich als historisches Denkmal an der Spitze des gesamten Werkes abgedruckt habe, steht der Satz: „— Nach allem, was wir von den Forschungsreisenden und Ethnographen aus diesem Erdteil gehört haben, fängt für diese Bevölkerung die Geschichte der eigentlichen Kultur erst mit der Invasion des Islam (statt Mohammedanisierung!) an. Vor den Arabern, die diese Religion und höhere Bildung den Eingeborenen zutrugen, gab es weder eine organisierte Staatenbildung (!), noch eine eigentliche Religion (!), noch ein entwickeltes Gewerbe (!)." — Keine organisierte Staatenbildung, keine eigentliche Religion und kein entwickeltes Gewerbe!

Und was fanden wir?

Wir sind recht weit her vom Nordwesten zum Sudan herabgekommen und im Sudan einhergepilgert, geführt von der islamischen Legende, — kamen also mit dem Einfall des Islams —, und das erste, was wir sahen, war, daß der Islam auf einem alten, uralten Wege kam, daß er die heilige Tradition seiner Ankunft und seines Sinnes in heidnischen, altlibyschen Legendenstoff gehüllt hat, und daß er ihn nur so dem Volksgedächtnis bewahren konnte. Wir sahen, daß der Islam leise kam und auf alten Wegen ging. Wir sahen dann diese Wanderung gehindert durch ein heidnisches Volk, durch eine ganze Welle alter Kultur, die dem Islambrande entgegenschäumte und seine Flammen für lange Zeit verlöschte, und daß dieser erst dann, als er einige Jahrhunderte später unter der glühenden Asche wieder aufloderte, die östlichen Widerstände überwand, daß der Islam sich dann aber an das Staatsgewand der östlichen Reiche so gewöhnt hatte, daß er es nun selbst anlegte und bis heute trägt.

Dem Branden dieser feindlichen Wellen haben wir zugeschaut, und erkennen in dem Wesen eines auf seiner Spitze schaumartig tänzelnden Geistesspukes die Züge jener Geister wieder, die — ach so lange vor Mohammed geboren! — einst durch Davids Harfenspiel gebannt werden mußten. Wir ließen den Blick über die Art der fürst-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

lichen Gefolgschaft hingleiten, und wir sahen die gemäßigten Schritte des byzantinischen Pallatium von Nubien aus dem Islam entgegenschreiten, im Jahre 641 schon am Tschadseebecken, also als die Gewalt der arabischen Völkerwanderung noch unbekümmert um den fernen Süden und Sudan am Rande des Mittelmeeres hinzog. Und war sahen den Islam allenthalben bereit, diese Erbschaft des älteren Byzanz auch heute noch als eine gefällige Sache, als eine beachtenswerte Einrichtung fortzuführen.

Das malikitische Reich der Westströmung hat gesiegt, aber erst nach schwerem Kampfe, und auch dann nur unter Anerkennung der älteren Kulturkraft des sudanischen Ostens. Wohl büßten die Träger einer Ostkultur vieles ein, und zumal an ihren Quellen verlor sie, zweifach bedrängt, alle ihre althistorischen Beziehungen, so daß heute trauriges Oedland die alten Kulturstätten am Nil entlang umfangen hält. Aber herrlich und gewaltig, stark im Bau und mächtig in der Erziehung muß jene Kultur am oberen Nil gewesen sein, und nur so ist es zu verstehen, daß sie imstande war, westlichen Völkern die gewaltige Kraft zu verleihen, die notwendig war, um dem Eindringen des libyschen Islam solange Widerstand zu leisten. Und ein großartiges, uraltes, wohlausgewaschenes und vielfassendes Bett muß es gewesen sein, in dem der Strom von Osten her sich ergoß, so daß trotz der dürftigen, austrocknenden afrikanischen Sonne noch genug von der segnenden Kulturkraft nach Westen kam, um trotz aller Verdunstung auf der weiten Bahn noch die Brunnen des Sudan für ein Jahrtausend zur Genüge zu füllen. —

□ □

Die Kisralegende.

Jene wesentlichen Sagen aus der alten Zeit, von denen man Bruchstücke wohl in allen Städten, vor allem in den heidnischen zwischen Benue und Niger finden kann, lauten zusammengefaßt folgendermaßen: In der Zeit, ehe noch Mohammed Mekka erobert hatte, führte Kisra, der König der Perser (Parsi, Parsaua oder Bagdadschi genannt) mit Anabinuhu (das wäre Noah) Krieg. Anabinuhu (einige sagen nicht er, sondern der König der Ruma sei es gewesen; die Ruma sind die hellenischen Römer) hatte Aegypten (Masr) eingenommen. Kisra siegte erst. Nachher aber siegte Anabinuhu, der mit dem König der Ruma verbunden war. Darauf floh Kisra den Nil aufwärts und kam in das Land des Königs Napata oder Nupeta. Kisra sagte zu dem König: „Ich kann nicht in mein Land zurück-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

kehren, weil der König der Ruma mich dort töten will; erlaube mir, daß ich in deinem Lande bleibe. Ich habe viele Leute mit Lifidi (Wattepanzer) und Sulke (Panzerhemden), die sollen für dich kämpfen, wenn du mich hier läßt." Der König Napata sagte: „Ich will erst mit meinen Alledjenu sprechen; mein Alledjenu ist der Alledjenu Issa." Der König Napata sprach mit dem Alledjenu, und der sagte zu ihm: „Sende Kisra nach Westen und laß ihn alles Land unterwerfen, dann gehe hinter ihm her. Dein Vater wird hier das Land bewachen. Du aber sollst im Westen ein großer König werden."

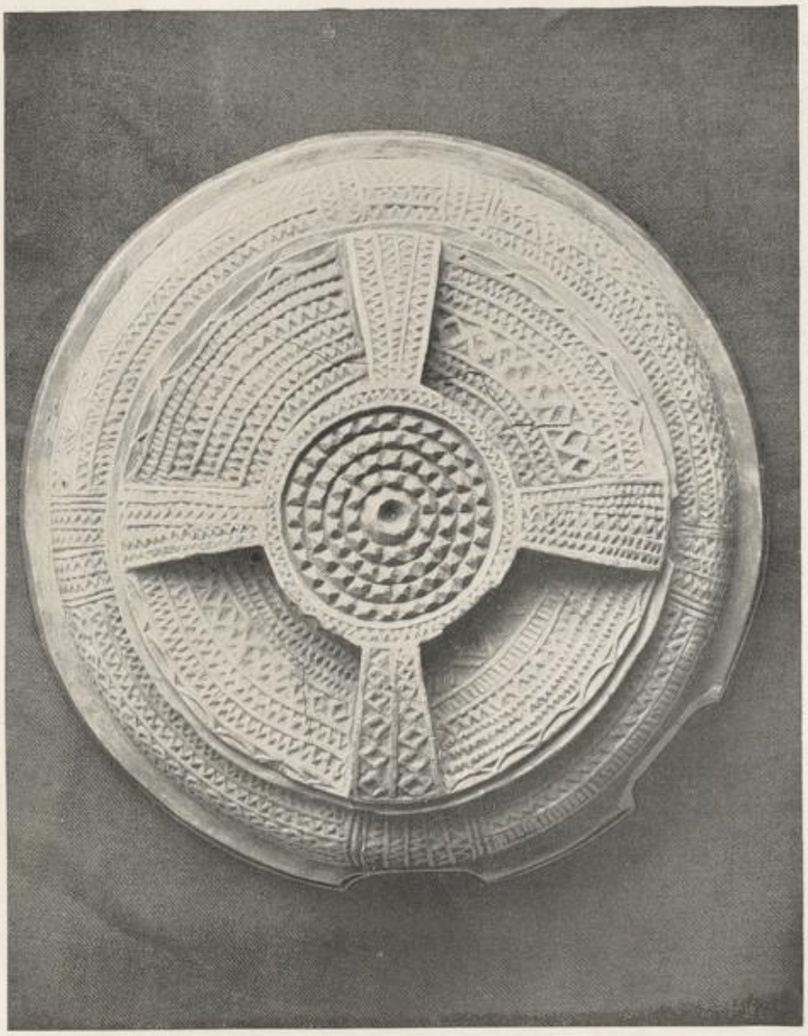
Der König Napata rief Kisra zu sich und sagte: „Gehe du voran, und unterwirf die Völker im Westen. Mein Alledjenu hat mir gesagt, daß ich dir folgen soll." Kisra sagte: „Das will ich tun." Kisra brach mit vielen Leuten und mit seinen Lifidi und Sulke und vielen Leuten Napatas auf. Er kam nach langer Wanderung nach Borgu. (Es ist das Borgu am Niger gemeint.) Napata folgte ihm und kam erst bis Gober. Da nahm er eine Frau. Die schenkte ihm einen Sohn, von dem stammen alle Goberaua ab.

Kisra sandte viele Krieger nach dem Westen. Er eroberte ganz Borgu. Er setzte überall Könige ein, und zwar waren dies (nach den Forschungen von Albrecht Martius 1912) in Boa, drei Tage westlich von Nikki, der König Birjerima (jerima in Haussa = Kronprinz); in Kika, vier Tage westlich von Nikki, der König Bruka; in Lessa, zwei Tage von Kissiden, der König Wagana; in Wu-enu, drei Tage westlich von Nikki der König Kora (dieser Ort Wu-enu ist nicht identisch mit dem nachher zu erwähnenden gleichen Namens!); in Dari der König Jaru; in Borich, fünf Tage von Nikki, der König Sakka; in Teme, vier Tage westlich von Nikki, der König Scheme; in Madegaru, vier Tage von Teme, der König Kora (?). In Nikki selbst wurde als erster König von Kisra Jiro beri eingesetzt, während gleichzeitig in Wu-ene, drei Stunden östlich von Nikki, sein Bruder und später Nachfolger Scheru schikia saß.

Die Legende bezeichnet drei Gebiete als Machtsphäre Kisras: Umaischa oder Amar am Benue (womit die diese Ortschaften umgebenden Landschaften und nicht die Städte selbst gemeint sind), dann Borgu mit der Kontangoraprovinz und mit Gurma, drittens aber endlich Ambara, womit das Land der Joruben gemeint ist.

Allerdings gehen hier die Nachrichten auseinander. Einige Mitglieder meiner zuletzt noch einmal nach Lokoja aus vielen Landesteilen zusammengerufenen Kisrakommission behaupteten, daß Mesi, der Oberherr Kisras, der der gleiche wie Napata sei, die Joruben

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Alte Schale mit dem Sarra oder Starra genannten Kreuz.
(Sammlung der D. J. A. F. E. 1912.)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

unterworfen hätte. Jedenfalls ist soviel sicher, daß das Jorubaland damals eine neue, auf dem Wege über Borgu einfallende Dynastie erhielt. Angaben hierüber fand ich auch im Jorubalande selbst, und werde auch auf diese noch zurückkommen.

Kisra lebte erst zehneinhalb Jahre im Paikogebiet im Gwarilande. Er gründete dann Karischi, eine Stadt, die drei Tagemärsche nördlich von Kontangora im Dakarekarelande liegt. Nachdem er dort viereinhalb Jahre residiert hatte, siedelte er nach Bussa über. Er wohnte bald in Karischi, bald in Bussa. Sein Bruder vertrat ihn überall da, wo er selbst nicht sein konnte. Nachdem er noch sechzehneinhalb Jahre regiert hatte, starb er und ward in Bussa begraben, und zwar 28 Jahre nach der Hidschra (also nach unserer Zeitrechnung im Jahre 650 nach Christi Geburt). Kurz vor oder nach seinem Tode führte einer anderen Legende zufolge Mohammed, der den beiden großen Königen Kisra und Napata gefolgt war, ein Kriegsvolk gegen die Kisraleute. Mohammeds Krieger wurden wieder geschlagen und wagten dann lange Zeit hindurch nichts gegen Kisra, Napata und deren Nachkommen zu unternehmen.

Napata oder Nupeta blieb, wie gesagt, erst längere Zeit in Gober, von wo aus er mehrmals nach dem Osten zurückkehrte und dort (am Nil) nach dem Rechten sah. Nachdem aber Kisras Maejaki (General) alles Land bis zum Benue unterworfen hatte, zog er nach Gbarra und gründete hier im 19. Jahre nach der Hidschra (also um 641 n. Chr.) das Nupereich, das er noch 21 Jahre regierte. Ihm folgte nach seinem Tode sein Sohn. Im ganzen herrschten 34 Nachkommen Nupetas über Nupe, dem in dieser ganzen Zeit auch das Jorubaland tributpflichtig war. Danach gewannen die Joruben wieder die Oberhand. — Als Nupeta starb, wurden mit ihm begraben: der Saraki, der ihm den Trunk geboten hatte, der Saraki, der ihm die Speise gereicht hatte, der Saraki, der sein Haus geordnet hatte und der Saraki, der seine Pferde beaufsichtigt hatte.

Die Nachkommen Kisras sandten alljährlich nach dem Osten zum Flusse Feriunas (das ist Pharaos Fluß, also der Nil) Abgaben. Sie gründeten viele große Städte und Reiche und verbreiteten den Namen Napatas im Lande. Alle Ortschaften, die heute nach Napata heißen, wurden von ihm gegründet. Sie ließen viele Handwerker aus dem Osten kommen, die große Häuser bauten und diese schön ausschmückten. Sie ließen alles, was sie taten, aufschreiben, verwandten aber hierzu nicht Papier, sondern die Felle von Tieren. Die ledernen Handschriften wurden lange aufbewahrt und dann mit dem Edsu Zado begraben, damit sie nicht in die Hände der Fulbe fielen. — So-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

lange die Nachkommen Napatas nach den Gesetzen ihres Vaters lebten, vermochten die Islamiten ihnen nichts anzuhaben. Erst als sie keine Abgaben mehr nach dem Osten zahlten, büßten sie ihre Gewalt ein. — Dies ist der aus Teilstücken zusammengesetzte aber häufig verglichene und im wesentlichen als allgemein verbreitet zu bezeichnende Kern der Tradition über Kisra. Der Sohn Napatas ist so gut wie vergessen. Ueber Kisra können aber viele, sehr viele Leute erzählen, und besonders in den Borigemeinden hat sich eine Unsumme von Legenden erhalten, von denen ich ja einiges in den Kapiteln über den Bori schon geboten habe. Vergegenwärtigen wir uns nun den Sinn dieser Traditionen. —

□ □

Welches ist das Land Napata?

Das Land, aus dem Kisra mit Napata kam, wird im allgemeinen als „im Osten" oder „an Pharaos Fluß" liegend bezeichnet. Die islamischen Legendenerzähler nennen es hier und da auch Misr oder Masr, also Aegypten; doch dürfen wir diese Angaben als eine moderne Vermischung der Begriffe bezeichnen, und zwar dies um so mehr, als die Kisralegende ausdrücklich sagt, daß der Perserkönig erst nilaufwärts geflohen und so nach Napatas Reich gekommen sei, ehe er die Wanderung nach Westen antrat. Napata kann aber nichts anderes sein, als das alte Königreich Nubien. Wenn wir nun den Wert der Kisralegende verstehen und feststellen wollen, ob es sich in dieser Tradition um Niederschläge wahrhaft erlebter geschichtlich tatsächlicher Ereignisse oder aber um junge, mit dem Islam eingezogene (denn auch im Islam spielen die Kisralegenden eine Rolle) Interpollierungen handelt, müssen wir uns dem alten Nubien zuwenden, und uns seine Wesensart und ältere geschichtliche Bedeutung klarmachen. —

□ □

Die Bedeutung Nubiens in der Weltgeschichte.

Nubien ist das Land der Aethiopen der alten Klassiker. Seine Bewohner galten im Altertum als die frömmsten und als die ältesten unter den Menschen. Es ist dies eine Anschauung und Angabe, die den klassischen Schriftstellern von den Aegyptern zugekommen sein muß, die ihrerseits ja als Ansassen des Unterlaufes des Nilstromes deren Nachbarn waren, und im Laufe der Geschichte mit ihnen oftmals in beachtenswerte Beziehung traten. Aus dem

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nubierlande bezogen die Aegypter die schwarzen Sklaven, Elfenbein, Bauholz, Gold usw. Der Verkehr muß ein uralter, die Beziehung oft mehrere Jahrhunderte hindurch eine sehr intensive gewesen sein. Sie erreichte im Austausch der Werte ihre Höhe, als aus dem äthiopischen Nubien um das Jahr 840 vor Christi Geburt eine äthiopische Dynastie den ägyptischen Thron bestieg.

Vielfach wird heute noch angenommen, daß dieses äthiopische Königreich, das bei den Alten je nach der wechselnden Hauptstadt Napata oder Meroe genannt wurde, seine wichtigsten Kulturelemente von den „uralten" Aegyptern erhalten habe. Gleich hier aber, bei der ersten Erwähnung des alten Nubien resp. Napata, dessen Kulturbeziehungen ich im dritten Bande der wissenschaftlichen Ausgabe sehr eingehend zu besprechen haben werde, soll betont werden, daß ich vom ethnologischen Standpunkt aus diese Angabe unbedingt ablehnen muß. Ich verweise hier nur vorübergehend auf die außerordentlich wichtige Tatsache, daß die Nubier schon in allerältester Zeit eine ganz eigenartige und selbständige Religion besessen haben, deren Pflege auch schon auf die alten Klassiker, also auf deren Berichterstatter, die alten Aegypter, den Eindruck unbedingt selbständiger und allerältester Bodenständigkeit machte, daß dieser Religion zufolge der König von den Priestern dem heiligen Tode geweiht wurde, also nicht sein Leben auf natürliche Weise beschloß. Dieses eine Symptom werden wir aber als sicheres Merkzeichen einer ganz bestimmten alten Kultur- und Religionsform erkennen, von der man sagen kann, daß sie höchstens als Urtypus möglich, nie aber als Abwandlungsform, als sekundäre Variante eines Typus wie etwa des ägyptischen, zu bezeichnen ist, wenn überhaupt ein Zusammenhang besteht.

Das zunächst unabschätzbare Alter dieser uralten Religionsart geht aber schon aus der Tatsache des geradezu ungeheuerlichen, nur durch eine Jahrtausende hindurch gepflegte Uebung erklärbaren Konservatismus hervor, der die Sitte bis heute noch bei den Erben dieser Kultur in Schwungkraft erhalten hat. Diese Sitten werden heute, wo die Vorbedingungen für die Lebenskraft solcher alten Kultur und dieser alten Religion allenthalben auf der Erde längst erstorben sind, gewissermaßen nur noch als Versteinerungen verständlich. So tritt uns gleich zu Anfang unserer Betrachtung der Nubier, resp. ihrer Nachbarn, deren wesentliche Eigenart, nämlich die strenge Anhänglichkeit an einfachere religiöse Gesetze, und eine streng rituelle Religion entgegen. Die Hingabe an religiöse Gedanken ist ein sehr altes Erbgut dieser Völker, so daß wir sie in solcher Eigenart durch die Jahrtausende hindurch mit Leichtigkeit

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

erkennen können. Ihre uralte, vorägyptische Religionsübung war den Alten sprichwörtlich.

Als Aegypten Nubien meisterte, nahmen die Nubier die Gedanken der ägyptischen Priesterwelt mit einer Hingabe und Treue auf, die das Volk um den Besitz der Isis-Heiligtümer noch lange nach der Christianisierung wieder und immer wieder kämpfen und ringen ließ. Als die Religion der Götter sich überlebt hatte, haben dann die Nubier das Christentum angenommen, und wir sehen sie schon um das Jahr 547 in engster Beziehung mit Byzanz stehen. Diese Beziehung ward aber nicht auf dem Wege über Alexandrien und Aegypten angeknüpft, sondern direkt auf der Wasserbahn und über das Rote Meer hinweg. Der Islam stürmte heran und bedrängte die Nilländer mit der ganzen Wucht einer Völkerwanderung. Aber Nubien hatte das Bedürfnis nach einer neuzeitlichen Religion schon durch die Beziehung mit Byzanz gestillt; es lehnte demnach mit einer ganz erstaunlichen Energie und mit mächtiger Widerstandskraft die Annäherung und gastliche Aufnahme des Islams ab, und zwar fast ein Jahrtausend lang mit Erfolg. Und als die Islamen begannen, die Christen in Aegypten zu bedrängen, da riefen die Nubier mit Drohungen den Nil hinab ihr energisches und erfolgreiches „Haltet ein und hütet euch!" Und die islamische Regierung Aegyptens hat diese ganzen Jahrhunderte hindurch dieses Christentum in Nubien nicht nur nicht zu verdrängen vermocht, sondern hat auch die Christen in Aegypten aus Furcht vor den christlichen Nubiern geschont. Als aber diese so zäh-treuen Nubier dann endlich infolge mangelnder Kulturzufuhr den Halt verloren und sich dem Islam ergaben, da zeigten sie wieder diese erschütternde Hingabe. Als der Mahdi in Omdurman herrschte, da waren diese Stämme die unterwürfigsten Anhänger, die in der Treue phantastischsten Verteidiger der Religion des Propheten und des Kalifen. In keinem anderen Lande der Neuzeit wäre die Gewaltherrschaft des Kalifen und derartig treue Opferwilligkeit und Freudigkeit der Anhängerschaft möglich gewesen als hier, wo die Tradition und die Anhänglichkeit und Hingabe an religiöse Ideen mit dem Boden verwachsen waren und in das Blut aller Völker übergegangen ist, die diese Länder bewohnten.

Es ist somit eine eminente, gewaltige Kraft, die die Jahrhunderte hindurch hier herrschte und regierte. Eine Urkraft, die jeder eingeführten Pflanze schier unendliche Lebensdauer verleiht, so daß heute noch in der Runde die Nachkommenschaft jeder eingestreuten Kultursamenform nachgewiesen werden kann. Heute noch werden bei den Anwohnern des oberen Nils die alten Feste des ägyptischen Kultus

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gefeiert. In den Nubabergen und bei den nach Süden vorgeschobenen Erben der vorägyptischen Reichsreligion wurden im vorigen Jahrhundert (und werden vielleicht heute noch) nach heidnischem Brauche die Priesterkönige dem Tode geweiht. Der junge Zweig des axumitischen Reiches hat in dem benachbarten Abessinien heute noch die byzantinisch-christliche Form bewahrt. Es ist eine Kraft, die die Fähigkeit nicht nur der Fortpflanzung im eigenen Erdreiche, sondern auch der Forttragung in andere Länder, bis hinüber nach Westafrika, geboten hat. Es ist der Quell der im Laufe eines Teiles unseres Werkes uns so vertraut gewordenen Ostströmung.

Dieses Nubien und Napata im weiteren Sinne ist es, aus dem Kisra mit seinem Oberherrn Nupeta oder Napata einst gekommen sein soll und sicherlich auch gekommen ist. Vergleichen wir nun die historisch bekannten Daten mit der Tradition, so erkennen wir die Tatsache, daß die Kisralegende mit den historischen Vorgängen durchaus und ohne Zwang in Einklang gebracht werden kann, denn:

Die geschichtlichen Grundlagen der Kisra-Napatawanderung und ihre Niederschläge in der Tradition auf der Wanderbahn.

Im Jahre 619 besetzten die Perser, die damals von dem Sasanidensprossen Chosrav II. (das ist Kisra) regiert wurden, Aegypten. Sie wurden im Pharaonenlande nicht unfreundlich aufgenommen. Dennoch gewann aber der tatkräftige Heraklius, der griechisch-römische Kaiser auf byzantinischem Throne wieder die Oberhand, und 629 mußten die Perser Aegypten wieder räumen. In Kordofan, also im Nachbarlande Nubiens und im Süden Aegyptens, gibt es nun aber einen Stamm, der sich selbst Bagada nennt und erzählt, sein Stammherr Bagadi sei mit seinem Weibe, und zwar diese mit einem Kinde auf dem Rücken, dereinst aus Persien nach Aegypten gekommen. Wir finden also in der direkten Umgebung Nubiens Reste persischer Stämme, so daß die Wahrscheinlichkeit, daß zu Heraklius Zeiten nicht alle Perser nach Asien zurückkehrten, viele dagegen in Afrika blieben und nach Süden nilaufwärts zogen, wächst.

Folgen wir diesem Faden, so treffen wir allenthalben auf dem Wege nach Westen auf ähnliche Trümmer.

Ich gehe über die ungenauen Angaben der Foraner hinweg und betrete in Kanem wieder sicheren Boden. Die Volkslegende sagt hier: die Bagdadleute kamen mit Issa (Jesus) nach Kanem und bereiteten das Land vor, so daß, als Mohammeds Mellems von Norden und Westen kamen, schon viele Leute im Lande waren, die schreiben konnten. Erst schrieben sie nach Art der Bagdadleute, dann erst lernten sie arabisch. — Auch hier also sehen wir die Perser als Vertreter des Christentums.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Einen Schritt weiter gehend, erhalten wir in den Haussaländern reiche Ausbeute. Schon unser großer Heinrich Barth stellte fest, daß die Annahme des gelehrten Sultan Bello, die Urstadt der Haussa, das berühmte Gober, sei dermaleinst von Kopten gegründet worden, auch heute noch im Lande herrsche, und daß auch zu seiner Zeit die Stadt noch von Familien geleitet wurde, die zum Geschlechte der Batscheraua gehörten. Ich selbst erhielt als Namen für diese Familie am Niger Bagtschadi, was entschieden mit Bagdatschi zusammenhängt; denn nach Barth beansprucht die gleichaltrige Schwesterstadt Gobers (Daura) den Ruhm, einen eigenen Bekehrer namens Ali-el-Baghdadi gehabt zu haben. In den Legenden der Borileute heißt diese Dynastie: Parsaua. Die Dauralegende, die auch H. R. Palmer, der erste Bearbeiter der Kanochronik kennt, läßt den Gründer der Haussastaaten aus Bagdad kommen und sagt von ihm, daß er zuerst Pferde eingeführt habe. In der islamischen Kanochronik selbst wird aber Bagodda, der Sohn Bauwos, der Enkel des Bayajidda, im Jahre 999 zum Gründer der später so mächtigen Haussastadt Kano. Diese Stadt war aber vor dieser Neugründung durch die persische Dynastie noch so unbedeutend, daß die ersten arabischen Reisebeschreibungen sie gar noch nicht erwähnen. Wir hören nur, daß die persische Gründung vor der Einführung des Islam stattfand; auch gilt Bayajidda als Bagdadschi, und zwar als nicht islamischer. Kano war weit jünger als Gober und Daura, welches die beiden ältesten Städte der Haussastaaten waren, zwei Städte, älter als die alte Hauptstadt Nupes, als Gbarra! Da nun die Gründung Gbarras durch die Kisra-Napata-Dynastie um das Jahr 641, also gleich in der ersten Zeit der persisch-nubischen Einwanderung und Eroberung erfolgt sein soll, so würden wir damit die Datierung der Neugründung Kanos, die um das Jahr 999 angesetzt ist, und die der Chronik nach von einer persischen Dynastie, die schon längere Zeit in den Haussaländern herrschte, erfolgte, sehr gut in Einklang bringen können.

Ziehen wir die Quintessenz aus der Summe dieser zumeist in schriftlichen Aufzeichnungen aufbewahrten Angaben der islamischen Periode, so ergibt sich, daß die hochansehnliche Kultur der Haussaländer von einer Dynastie gegründet wurde, die im wesentlichen als persischen (Parsaua = Bagdadschi) Ursprunges galt, von einer Dynastie, die aber die christliche Religion pflegte, weshalb die Goberleute zu Bellos Zeiten eben noch als Kopten galten. Die Nachkommen dieser Dynastie gründeten die angesehenen Städte der Haussaländer und wurden, als der Islam im 15. Jahrhundert mehr

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und mehr einsickerte, nach dem Gebrauche der arabischen Schriftgelehrten dieser Periode als Bagdadschi bezeichnet.

Das heißt aber, daß auch die älteren schriftlichen Dokumente im wesentlichen das gleiche aussagen, wie die mündlichen Traditionen der Koarraländer (als Koarraländer bezeichne ich die Gebiete, die zwischen Illo und Lokoja am Niger liegen) und des Niger-Benuewinkels. Denn ich habe oben ja schon erwähnt, daß auch nach der Kisralegende Napata in Gober einen Sohn zurückließ. Wir sehen hieraus, daß die Napataleute und die Kisraleute in der Legende und in den Aufzeichnungen zu dem Begriffe Bagdadschi zusammengeflossen sind. Also war, was allerdings die islamischen Schriften sorgfältig zu erwähnen vermeiden, die persisch-nubische Invasion des siebenten Jahrhunderts, die in der Ostströmung kam, eine christliche. Daß Kisra, d. h. also Chosrav, der Perserkönig, diese Kulturbewegung nicht selbst leitete, sondern daß die Bezeichnung Kisra als eine Verallgemeinerung etwa im Sinne eines „Herrn der Perser" gelten darf, versteht sich ganz von selbst. Daß die Perser aber in Aegypten schon eine sehr intensive Fühlung mit den Kopten, d. h. also christlichen Kreisen fanden, die ihnen dann den Uebergang zum christlichen Nubien sehr erleichtert haben muß, das ist eine historische Tatsache.

Die Kisratraditionen vertragen demgemäß den Vergleich mit älterem schriftlichen und historischen Material durchweg und gehen aus der Prüfung mit Glanz hervor. Sie zeigen uns, daß diese starke Strömung, die Reichsgründerkraft mit dem Erzämtertum, aus Nubien, dem alten Napata, kam. Die einzelnen Tatsachen lehren uns ferner, daß diese Verbindung des zentralen Sudan mit Nubien nie ganz aufgehört hat, daß auch das Bewußtsein der Tatsächlichkeit solcher alten Beziehung seitdem nie vollkommen erstorben ist oder sein kann; denn daß die ältere Bezeichnung der Kisraua, Kisratschi, Nupatschi oder Nupetschi später durch die jüngere Form Bagdadschi fast auf der ganzen Linie ersetzt wurde, erhärtet uns, daß die islamischen, jüngeren Einwanderer und Historiker die Tatsache als solche bewußt erkannt und dementsprechend in die Bezeichnungsform, die ihnen geläufig war, übersetzt haben. Nur so verstehen wir außerdem, daß die Daten der Gründung dieser Reiche nicht vergessen wurden, sondern, in die islamische Zeitrechnung übersetzt, durchaus klar erhalten blieben. Wenn der Islam im allgemeinen die Christianisierung nicht erwähnt, so tut er es nach dem Rezept, das er im ganzen Sudan angewandt hat. Dieses islamische Gesetz besteht darin, den Islam, das islamische Leben und die islamische Kultur

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

als erstes Menschenwürdiges hinzustellen und alles ältere als „heidnisch" oder minderwertig zu stempeln oder auch sorgfältig und möglichst schnell aus dem Volksgedächtnis zu eleminieren. Dieses Rezept, welches die Fulbe aus den Mandeländern mitbrachten, veranlaßte sie auch, allenthalben die älteren Schriftstücke und Chroniken nach Möglichkeit zu verbrennen. Sie haben das, wie auch die französischen Forscher im Westen festgestellt haben, überall angewandt. Und wenn es ihnen nun nicht gelang, in den Haussa- und Koarraländern diese Zerstörung vollkommen durchzuführen, so beweist dies ebenfalls wieder die eminente Erhaltungskraft der Kultur der Ostströmung, die eben niemals ihren Beziehungen nach aus dem Bewußtsein der Menschen verdrängt werden konnte. Der entscheidende Einfluß, den der Islam auf diese Traditionen und das historische Zusammenhangs- und Ursprungsgefühl auszuüben vermochte, bestand nur darin, daß er die Namen der älteren Zeit durch diejenigen der islamischen Geschichte und Schreibweise ersetzte.

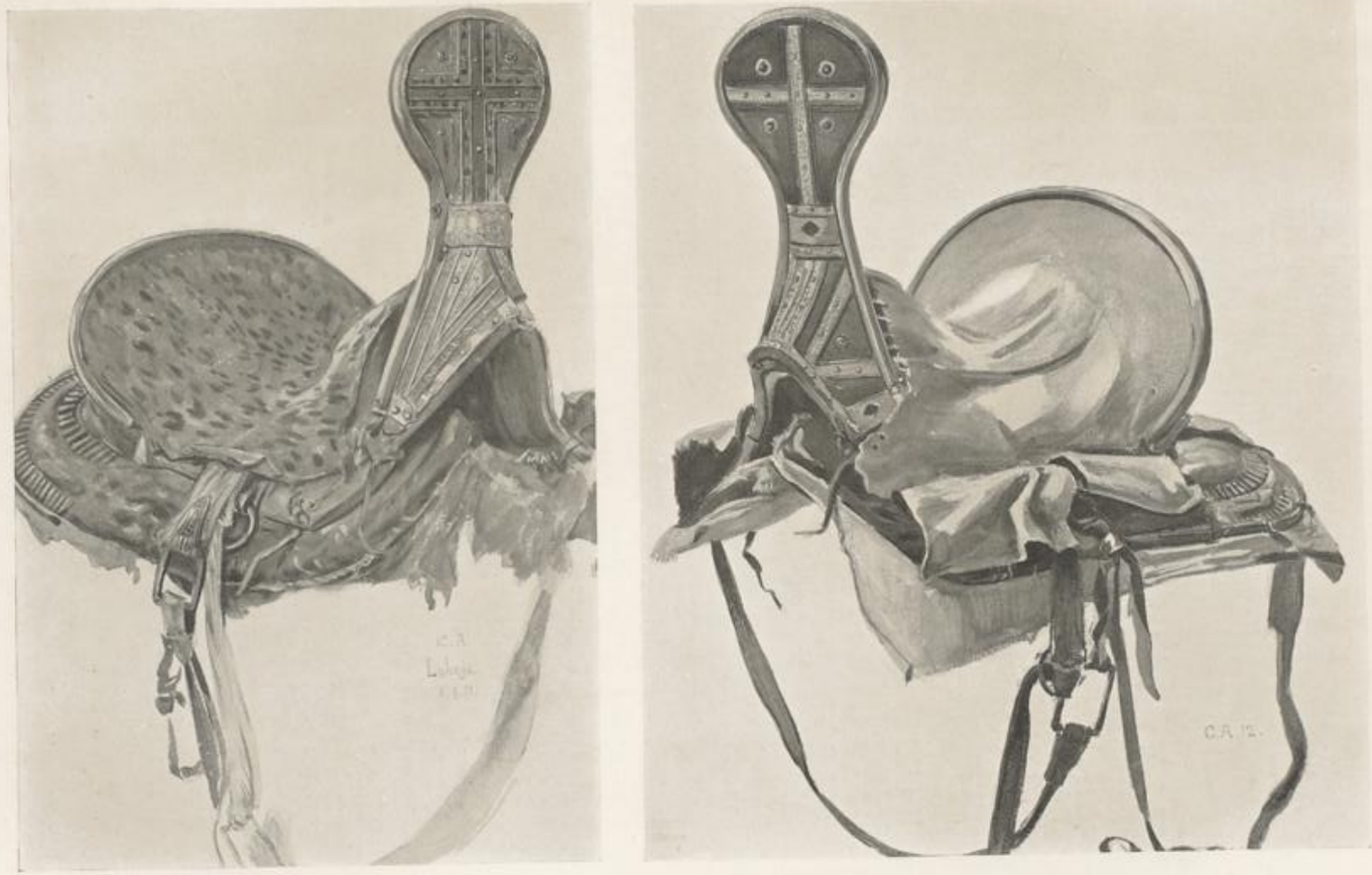
Mit tiefer Bewunderung erfüllt uns aber die Erkenntnis, daß eine erstaunliche Kultur- und Ausdehnungskraft diese alten Nubier zu Leitern der Geschicke der Ostströmung im zentralen Sudan bis zum oberen Niger hin werden ließ, so daß sie imstande waren, eine aus Byzanz stammende Kultur bis in diese fernen Länder zu tragen und so fest einzubürgern, daß sie dem von Nordwesten ausgehenden Eindringen des Islam Halt zu gebieten vermochte. Genau also wie Nubien und das nubische Christentum am oberen Nil das Vordringen des Islam von Aegypten her aufhielt, genau ebenso hat Kisra und die nupisch-persisch-christliche Kultur am unteren Niger, in den Haussaländern und im Nigerbogen dem Islam etwa ein Jahrtausend lang Widerstand zu bieten vermocht. — So werden uns also die Mossi im Nigerbogen zu Trägern der von Byzanz und Nubien ausgehenden staatenbildenden Kulturkraft. Denn diese trieb sie zum Zusammenschluß, wenn sie selbst auch wahrscheinlich Heiden blieben.

⊡ ⊡

Das Christentum im Sudan.

Aber auch der Islam konnte die ältere Vorherrschaft des Christentums im Sudan und in der benachbarten Sahara nicht ganz hinwegleugnen. Nicht nur die Goberaua sind als christlichen Ursprunges bekannt. Schon Ibn-Khaldun berichtet, daß alle südöstlichen Stämme der Sahara christlich gewesen wären, bis auf die heidnischen Senhadja,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Sättel mit Kreuzen auf dem Knauf aus Bussa und Gober.

(Nach Aquarellen von Carl Arriens.)

UB | Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

die die nordwestliche Sahara in Händen hatten und demnach noch nicht von dem Geiste einer jüngeren Religion belebt und am besten prädestiniert waren, den Islam bei der Nordwestströmung in die Mandeländer und in den Sudan hineinzutragen. In der französischen Ausgabe des Tarikh-es-Sudan finden wir, daß Abu-Abdallah-Ez-zohri nach der Pariser Handschrift Nr. 1873, (f°. 5 r°. Linie 13) die Bewohner des Sudan, dessen Hauptstadt Ghana war, bis zum Jahre 469 der Hidschra, d. h. also 1076/77 der christlichen Zeitrechnung, Christen waren und dann erst den Islam annahmen. Hier ist also das, was ich behaupte, aktenmäßig gebucht! Und welchen Weg das Christentum gekommen war, das hat uns der große Reisende Ibn Batutah angedeutet an jener Stelle, an der er vom Unterlaufe des Niger, den er Nil nennt, und von dem er nach der Anschauung der Alten noch annahm, daß er in den Nil flösse, spricht. Er sagt: den Nil heraufreisend käme man nach Caucau (Gao), dann nach Mouli (das sind die Mauli unserer Tage), die den letzten, vom Malireiche abhängigen Distrikt bewohnten, von da nach Yufi (= Nufi oder Nupe), einem der bedeutendsten Königreiche des Sudan, dessen Gebiet aber kein Araber betreten darf, weil er dort totgeschlagen würde. Von da aus flösse der Strom in das Land der Nubier, die dem christlichen Bekenntnisse anhingen. — So knüpft auch die arabische Berichterstattung die Koarrareiche direkt an das christliche Nubien an, und wir bedürfen nicht erst des Zeugnisses des gelehrten Leo Africanus, der feststellt, daß die zwischen Bornu und Nubien gelegenen Landschaften seinerzeit noch christlich gewesen seien. Wie fest die Nigervölker sich mit dem alten Ostlande verbunden fühlten, dafür gibt Heinrich Barth einen guten Beweis an jener Stelle, an der er die östliche Abbiegung des Nigerstromes schildert und berichtet, wie die Songai ihm erzählten: dieses wäre die Stelle, an der die uralte Straße des Pharao vom Nil her ins Nigerland münde. Die Abhängigkeit des Songaiherrschers vom fernen Osten hat sich aber sehr lange erhalten. Sie ist nach den Angaben des Manuskriptes der Pariser National-Bibliothek auf christlich-nubischen Zusammenhang zurückzuführen, und zwar dieses um so mehr, als die Angaben über die Zeit der Gründung der ersten Sadynastie des Songaireiches (Anfang des siebenten Jahrhunderts), genau mit dem Zeitpunkte übereinstimmen, in dem nach der Nupe- und Borgutradition auch diese Reiche gegründet wurden. (Nämlich um 640.) Die wachsende, islamisch gestärkte Gewalt der Westströmung und des

Mandetums hat das Christentum hier zerstört und von Songai nach Borgu zurückgedrängt.

Daß christliche Sitten sich am unteren Laufe des Nil noch lange erhalten haben, werde ich gleich zeigen; aber schon die Literatur gibt uns Hinweise hierfür. Der Gesandte des Beninherrschers erzählte 1486 am Hofe in Portugal, daß der König von Benin von dem mächtigen Herrscher im Osten abhinge, der jeden neuen Thronfolger mit Stab, Helm und Kreuz aus Bronze als Zeichen der Würde beleihe. Dieser König wurde als Ogane bezeichnet. Er zeige sich, so erzählt der Berichterstatter, nie, sondern lebe streng verborgen. — Genau das gleiche wird aber als Sitte des Nachfolgers Kisras in Karischi und in den Staaten Borgus erzählt. Von Borgu aber leiten die Joruben ihre Mesi-Dynastie her, und zwar erzählen sie:

Es hat zwei Schango gegeben, und zwar einen älteren aus dem Jorubalande, den Schango Takpa, und einen jüngeren aus Borgu, den Mesi-Schango. Dieser Mesi sei, sagten sie, an der Spitze der Alledjenu ins Jorubaland gekommen und wäre der erste Mesi (das ist eine jetzt veraltete Bezeichnung für König) überhaupt gewesen. Er hätte alle Mesis als seine Vertreter eingesetzt. Erst hätte Mesi-Schango eine lange Zeit über Schango Takpa geherrscht. Dann seien aber seine Mesi von den siegreichen Takpa verdrängt worden. Schango Mesi, der Gründer des jüngeren Jorubareiches sei als Reiter auf einem Pferde dargestellt. Dieser Mesi-Schango aus Borgu sei es auch gewesen, der von den Leuten verlangt habe, daß sie gut seien und nicht mehr stehlen sollten.

Wenn wir also erst gesehen haben, daß die aus dem christlichen Osten stammenden staatenbildenden Kräfte dem herandrängenden Islam und der arabischen Wissenschaft im Nordwesten bekannt geworden sind, so sehen wir aus diesen letzteren Angaben, daß Gesandte von Benin im Jahre 1486 über die heute noch vorhandene Tradition von der Mesi-Dynastie genau die gleiche Nachricht im Süden erhalten. Die arabischen Mitteilungen und Kisralegenden erzählen uns, wie das Christentum am Südrande der Sahara im zentralen Sudan und nach Nordwesten wirkte. Die Borgu- und Joruba-Beninnachrichten erzählen uns, wie in noch späterer Zeit dieses Christentum von Borgu auf die Küstenländer seinen Einfluß ausübte. Wir gewinnen aber auch noch einen wichtigen Anhaltspunkt in der Datierung. Nach den Angaben des Beningesandten fand diese Beleihung noch im Jahre 1486 statt. Also muß damals noch die Vorherrschaft der Borgu-Dynastie in Wirksamkeit gewesen sein. Das bronzene Kreuz, von

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dem der Gesandte spricht, hängt aber heute noch am Halse des Trägers der Kisra-Dynastie in Karischi.

Die Tradition der Joruben endet in den Worten, daß der Mesi-Schango aus Borgu es auch gewesen sei, der von den Leuten verlangt habe, daß sie gut seien und nicht mehr stehlen und lügen sollten!

Dieser letzte Satz, der mir zuerst am allermeisten fragwürdig und stark nach Missionsküche zu duften schien, muß trotz solchen Verdachtes aber doch wohl als wesentlicher und echter Bestandteil der Mesilegende angesehen werden. Denn ich finde den fast gleichen Satz auch in der ein Jahr früher im Westen aufgezeichneten Schangolegende. Dort heißt es:

Er (der Gottkönig) verlangte als erste Sache die Wahrheit und haßte die Lüge. Er wollte auch nicht, daß die Leute einander vergifteten. Drittens wollte er nicht, daß die Joruben einander bestählen, daß die Städter einer in des anderen Haus dränge und etwas wegnähme, was ihm nicht gehöre. Wenn jemand gegen diese drei Dinge verstieße, würde er von dem Gottkönig Schango getötet werden. — Man sieht, daß auch diese Version einen gleichen Grundgedanken einschließt.

Die ethische Forderung ist hier ganz klar ausgesprochen, und zwar in einer Form, die mit keiner der Religionen des Altertums in Zusammenhang gebracht werden kann, und die sich nur in diesen eigentümlichen Koarraländern erhalten hat. Hier finden wir ähnliche Motive ziemlich weit verbreitet, tief eingebürgert, und zwar genau im gleichen Zusammenhange. Als z. B. der Reichsgründer Djaba — so erzählten mir 1908 die alten Gurmaleute — zur Erde herabkam, sagte er: „Meine Leute sollen nicht Usuano (das sind Subachen, siehe das Kapitel über die Religion der Besessenheit!) werden. Sie sollen auch nicht Djon-djone, d. h. Diebe sein." Ferner sagte er: „Bis heute sind es nicht viele Menschen. Aber es werden ihrer sehr viele werden. Ihr sollt andere Völker bekriegen, aber unter euch sollt ihr immer Frieden halten." — Ganz ähnliche Gebote schreibt die Kisralegende dem Gründer des Borgureiches zu, und zwar an der Stelle, an der sie seine Residentur Karischi schildert. Sie sagt: „Kisra pflegte in einem geschlossenen Raume zu leben, in dem er vor aller Welt verborgen blieb. Wenn die Leute ihm ihre Aufwartung machten, hörten sie seine Stimme hinter der Mauer. Er sagte: „Lügt nicht, stehlt nicht, seit nicht Hetzer und wahret den Frieden untereinander." Jedesmal, wenn die Leute zu Kisra in Karischi kamen, trat ein Bote heraus und zeigte ihnen das Kreuz,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

das Kisra am Halse trug und welches heute noch die Häuptlinge von Karischi als Zeichen ihrer Macht auf der Brust hängen haben. — Endlich kennt auch die Gründungssage Nupes das Motiv; denn sie sagt kurz und bündig: „Nupeta forderte das Gute und verbot das Schlechte."

Demnach drängt sich in den Traditionen aller Völker der Koarraländer das gleiche Motiv hervor, und zwar dies derart einheitlich, daß wir kaum anders können, als einen Zusammenhang anzunehmen, der durchaus wieder die Angaben der Kisralegenden bestätigt. Der byzantinische Same, der in Nubien dem afrikanischen Boden anvertraut war, trug derart am Niger Früchte.

□ □

Byzantinisch-christliche Sitten in Innerafrika.

Jetzt, wo wir die Linie der nubisch-christlichen Einflüsse, soweit sie bis zum Koarra-Niger reichten und hier bedeutsame Umwälzungen hervorriefen, verfolgen können, jetzt werden wir den Ursprung vieler jener merkwürdigen Sitten und eigentümlichen Handfertigkeiten verstehen, die uns als Ausdrucksformen jüngerer und höherer Kultur in diesen Ländern so sehr auffallen und als Fremdkörper im afrikanischen Wesen erscheinen mußten.

Wenn ich dabei ausgehe von dem Quellgebiet Nubien, und zwar von der Erwähnung des Hofbeamtentums in diesem Königreich, so entspricht das nur dem Faden unserer Darstellung. Erst in jüngerer Zeit ist Nubien, ich meine das christliche Nubien der byzantinischen Zeit, dem europäischen Interesse nähergerückt. Erst in jüngerer Zeit hat man jene Lederhandschriften gefunden, welche, wenn auch schwer entzifferbar, doch schon mit dem wenigen, was sie sagen, ein scharfes Licht in die damals hier im oberen Niltal herrschenden Verhältnisse fallen lassen. Professor Karl Schmidt, der Entdecker einiger dieser Handschriften, war so freundlich, mich mit der einschlägigen Literatur bekannt zu machen und hinzuzufügen, was er selbst als Auslegungsresultat gewonnen hat.

Nach alledem ist Nubien nicht von Aegypten aus dem Christentum gewonnen worden, vielmehr wurde es von Byzanz aus direkt missioniert. Und dem entspricht denn auch, daß die Einrichtung des nubischen Königshofes im wesentlichen wie im einzelnen der Einrichtung des byzantinischen Kaiserhofes entsprach. Wir finden dieselben Titel, dieselben Würden, die gleichen Organisationen an Haupt und Gliedern. Das Nubierreich war eingeteilt in vier Pro-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

vinzen, und zwar in Nobadia (oder Nobatia), Balagulia (oder Balakulia), Pacharas und Kurti (oder Gurti), welches sowohl Stadt als Provinz war. Der König von Nubien hatte ein Palladium, eine Pfalz, genau so, wie der Kaiser von Byzanz. Zu uns nach Deutschland kam diese Einrichtung, als Otto der Große die byzantinische Kaisertochter heiratete. Nach Innerafrika kam sie, als Nubien seine Macht weit nach Westen hin ausstreckte, in der Periode, die wir oben skizziert haben. Schon Siegfried Passarge sagte in seiner Schilderung der höfischen Verhältnisse in Adamaua am Benue: „Die Zustände an einem sudanischen Hofe gleichen also völlig denen an den Höfen im mittelalterlichen Deutschland usw." Für uns ist dies nicht mehr merkwürdig. Für uns, die wir den Faden der Entwicklung von Byzanz in der Ostströmung durch Afrika verfolgt haben, ist es klar, daß sich hier bei gleichem Ursprunge und in gleichen Zeitaltern ähnliche Verhältnisse entwickeln und erhalten mußten, wie in Europa, wo in der Tafelrunde eines Königs Artus die gleichen Truchsesse und Mundschenke gleiche Pflichten ausüben, wie am Kaiserhofe in Byzanz.

Aber nicht allein die höfischen Beamteneinrichtungen sind es, die wir auf diese Weise ihrer Entwicklung und Verbreitung nach verstehen können. Ich habe oben schon geschildert, wie der König von Nupe in alter Zeit ausgerüstet war mit Krone, Szepter und Reichsapfel; ich habe geschildert, wie der Narr als Ausgleich volkstümlicher Gerechtigkeitsforderung auch in dem südlichen Erdteile eine Bedeutung gewann.

Vor allen Dingen wesentlich ist es mir aber, daß wir die Zeugnisse des alten Christentums in diesen Ländern in einem Erbgut merkwürdigster Art noch lebendig finden. Die Dynastie, welche aus Napata nach Nupe kam, heißt heute noch im Volksmunde: Issa-tschi, d. h. Issa-Leute. Der Name wurde von Edegi wieder aufgenommen. „Issa" ist nun auch die Bezeichnung, welche die Araber für Jesus haben. Danach wäre anzunehmen, daß auch im alten Nubien Jesus Christus schon unter dem Namen „Issa" verehrt worden wäre, oder aber, daß im ständigen Verkehr mit dem immer mehr die Oberhand gewinnenden Arabertum und mit dem Umsichgreifen der Vorherrschaft der arabischen Sprache der Name Issa im vollen Bewußtsein der Persönlichkeit des Gemeinten schon in älterer Zeit einen älteren Ausdruck verdrängt haben muß. Das Wort „Issa" kommt in außerordentlich vielen und wesentlichen Zusammensetzungen vor. So hat sich eine Legende erhalten, die eine Sitte mit einem bestimmten Vorgange in Zusammenhang bringt, der sich bei der Rückkehr Edegis

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

aus dem Süden und bei der Wiederherstellung der Issa-tschi-Familie erneut haben soll.

Issa hatte einen Mutterbruder (man vergesse nicht, daß damals nach der Einbürgerung der Bini-Dynastie das Mutterrecht vorherrschend geworden war), welcher den Namen Ma-issa hatte. Dieser lebte in Gbarra, als Edegi aus Atagara zurückkam. Als Edegi nach Gbarra kam, sagte er zu Ma-issa: „Warum gibt es hier keinen König? Warum macht hier jeder seine Sache für sich und gehorcht keinem Oberhaupte? Diese Leute haben keine Achtung mehr. Sie sollen nun aber wieder einen Häuptling kennen lernen. Sie sind ungehorsam! Deshalb will ich alle ihre Schuld zusammenfassen und will einen Mann töten! So lernen sie dann meine Macht kennen." Ma-issa sagte zu Edegi: „Wenn du einen töten mußt, so töte mich!" Am anderen Morgen, als alle Welt sich zum Gruße bei Edegi einstellte, blieb Ma-issa weg. Edegi sagte: „Warum ist der Bruder meiner Mutter heute weggeblieben und erweist mir nicht die Ehre? Ihr seht, ihr seid ungehorsam geworden und habt keine Achtung mehr. Geht hin und fangt Ma-issa!" Ma-issa wurde gefangen und zu Edegi gebracht. Ma-issa sagte: „Ich sehe, du mußt einen Mann töten, damit du wieder Ansehen vor der Obrigkeit schafft. So töte mich denn. Wenn du nun aber König des ganzen Nupelandes und dann ein sehr großer König sein wirst, so denke an mich, und wenn dich jemand bittet unter Anrufung meines Namens, und wenn er dir sagt: ‚Im Namen Issas!' — dann schone ihn!" Edegi sagte das Ma-issa zu. Ma-issa wurde getötet. Alle Leute sagten: „Wer sogar seinen eigenen Mutterbruder tötet, der wird niemand anders schonen." Sie gehorchten ihm und nahmen von da vor Edegi die Mütze ab, warfen sich, wenn sie ihn trafen, zur Erde und bestreuten ihr Haupt mit Sand. So ehrten sie ihn. Edegi ward Herr im ganzen Lande. Er richtete sich aber nach den Worten Ma-issas und schonte jeden, der „um Issas willen" um Gnade bat und seine Unschuld beschwor.

Aber ich glaube, noch in anderen merkwürdigen Sitten sind wir imstande, den doch einmal bedeutend gewesenen Einfluß des byzantinischen Christentums nachzuweisen. Es gibt im Nupe- und Haussalande eine Menge von Ortschaften, die im Haussalande als Nassaraua, im Nupelande aber als Sa-ji oder Issa-ji bezeichnet werden. Diese Namen haben die betreffenden Ortschaften der Ueberlieferung nach bei ganz bestimmten, und zwar immer wieder gleichartigen Gelegenheiten erhalten. Noch heute würde unter folgenden Umständen einer Stadt in diesem Teile des Sudan der Name Sa-ji oder Nassaraua gegeben werden. Die Bevölkerung der Stadt B. macht gegen die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Bevölkerung der Stadt A. einen plötzlichen Angriff, überrascht und überrumpelt A. und nimmt alle Einwohnerschaft gefangen, ohne daß weder auf der Seite der Angreifer noch auf der Seite der Ueberfallenen auch nur ein Mann getötet wird. In solchem Falle sagt der Sieger nach einer als uralt geltenden Sitte in der Nupesprache: „Soko tsche mio." Oder in der Haussasprache: „Allah ja tamakeni", d. h. „Gott segne dich!" Dann muß der glückliche Gewinner des Handstreiches nach dem Herkommen alle alten Leute in A. lassen. Er nimmt dann aber alle jungen Leute heraus und siedelt sie in einem neuen Orte C. an, der meist zwischen A. und B. liegt und den Namen Nassaraua oder Issa-ji erhält. Die Bewohner von C. gelten nun als eine Art von heiligen und unverletzlichen Sklaven, und zwar als Sklaven Gottes; die B.-Leute dürfen ihnen nichts tun. Ja, die C.-Leute brauchen nicht einmal eine Abgabe zu zahlen.

Es ist selbstverständlich, daß das Wort Nassaraua in diesem Zusammenhange mit dem arabischen Worte für Christen „Nassara" und das entsprechende Wort „Issa-tschi" mit dem Worte für Jesus Christus, d. h. also Issa, in Zusammenhang zu bringen ist. Diese Gleichverwertung des Wortes für Christus und Christen, welche die Leute mir gänzlich ohne Bewußtsein der Wichtigkeit der Angabe machten, ist um so bemerkenswerter, als sie sich durchaus nicht im klaren waren über die Bedeutung dessen, was sie erzählten. Die Leute selbst wissen nicht mehr, daß in dieser Verbindung Nassara mit Nazarener und Issa mit Jesus zusammenhängt. Die Sitte selbst wird seit ungefähr hundert Jahren nicht mehr geübt und dem Sinne nach jedenfalls lange nicht mehr verstanden. Die letzte Issa-ji-Stadt, die in diesem Sinne gegründet wurde, soll das frühere Kueho, in alter Zeit auch wohl Dangadi, eine am Manjara zwischen Bida und Jauri gelegene Stadt sein; die Einwohner sind Issa-ji oder Issa-tchi seit der Zeit Edsu Madjias, und wurden als solche auch von dem Edsu Zado als heilige Leute aufs energischste verteidigt und geschützt.

Im allgemeinen will ich mich so sehr wie möglich von linguistischen Dingen fernhalten, glaube an dieser Stelle aber doch eine Bezeichnung erwähnen zu müssen, die von größerer Bedeutung sein dürfte. Auf dem Sattelknopfe der Fürsten von Gober, Asben, Bussa usw. war in alter Zeit ein deutlich erkennbares Kreuz dargestellt. Die heutigen Bussaleute nennen dieses Kreuz: Somo. Aus dem Norden erhielt ich aber die Bezeichnung: „Starra", und aus dem Nupeland unter leichter Verschluckung des „t" die Bezeichnung „Sarra". Wenn Heinrich Barth aus diesen Ländern das Wort Mesi

mit dem Messias, Anyellus mit Engel in Verbindung bringt, so glaube ich für dieses „Starra" auch irgendeine Beziehung zu dem griechischen „stauros" (= Kreuz) aufsuchen zu dürfen.

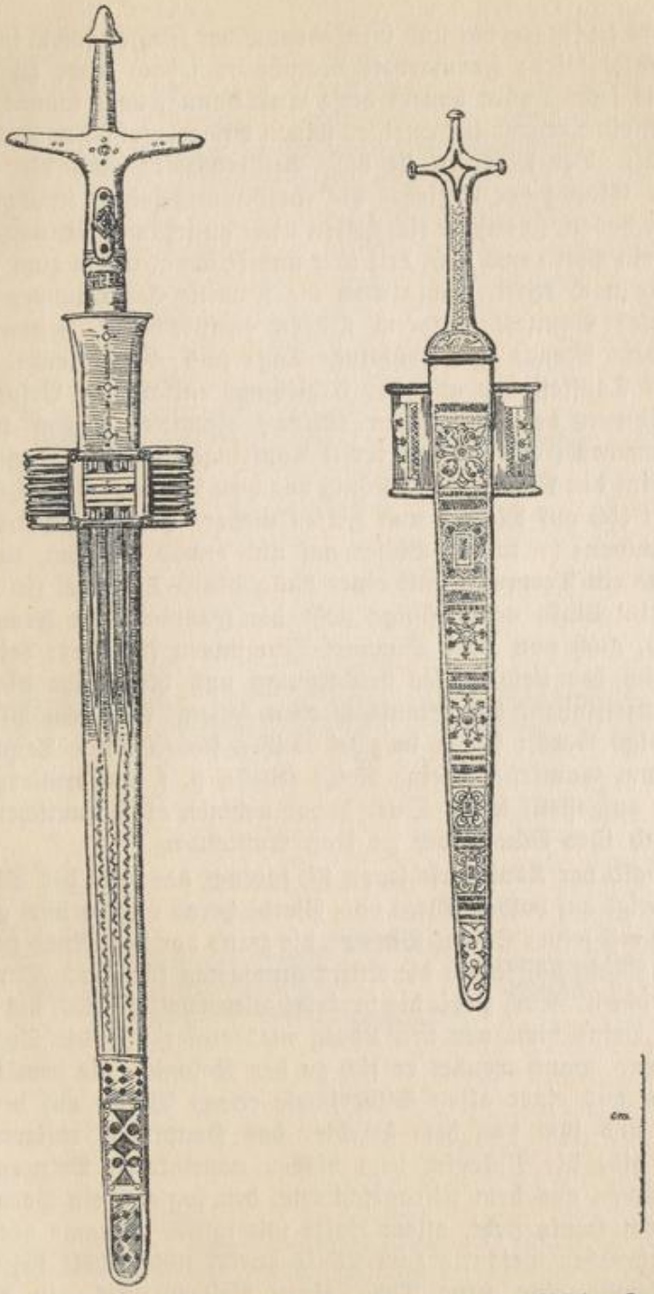
Daß das Kreuz in diesen Ländern eine ganz hervorragende Rolle als heiliges Symbol gespielt hat, darüber kann kein Zweifel sein. Da ich eben schon Edegi und seine Beziehung zum Nachklange des Christentums erwähnt habe, so muß hier darauf hingewiesen werden, daß die Dolche der Nupe, welche so absolut identisch den Kreuzen der Tuareg sind (nur daß letztere noch zusammengesetzt und mit den aufgesetzten gehämmerten Kreuzspitzen verständlicher sind, als die aus einem Gusse hergestellten Nupedolche), im Volksmunde den Namen „Ede-Ssarra" führen. Aus dieser Zusammensetzung erkennen wir die Verbindung des Wortes Ede, resp. Edegi mit Ssarra gleich Kreuz. Das Kreuz als solches mit seinen drei Zacken spielte übrigens eine ganz eminente Rolle. Wir können (siehe die Abbildung S. 353 und 355) die Vererbung dieses kreuzgriffigen Dolches im besonderen am oberen Benue bis in spätere Zeiten hinein erkennen.

Ein Kreuz war auf der Plattform des Bootes angebracht, mit welchem der Kaiser gelegentlich auf dem Benue fuhr oder über einen sonstigen Fluß setzte. Ein Kreuz war an der Zwischenwand, welche das kaiserliche Bett von den umgebenden Räumen trennte, angebracht, und der uralten Sage nach kniete der Kaiser morgens und abends vor diesem Kreuze nieder. Vor diesem Kreuze wurde in alter Zeit am Sonntag oder Donnerstag (in mir unverständlicher Weise wurden diese beiden Tage bei den meisten Stämmen des Sudan leicht miteinander verwechselt) Opfer dargebracht. Vor allen Dingen gehörte zu diesen Opfern in bestimmten Zeiten des Jahres eine heilige Mehlspeise, welche auch den Namen „Issa" führte.

Eine ganz besonders eigentümliche Festlichkeit hat aber Martius bei den Bussaleuten, den Nachkommen der persischen Kisrafamilie, festgestellt. Er erhielt von dem Verlaufe dieses sogenannten Ganifestes folgende Schilderung:

Rings im Lande um Nikki (westlich von Bussa) sitzen die Königsverwandten und Nachfahren Kisras auf mehr oder weniger großen Herrschaften, mit denen sie durch die Huld ihres Königs belehnt worden sind. Unter diesen Familien königlichen Blutes herrscht die Sitte, die Kinder, Knaben von fünf bis sechs Jahren, Mädchen von vier Jahren, untereinander zu einer standesgemäßen Ausbildung auszutauschen. Der fünfjährige Knabe also wird an den Hof eines Verwandten gebracht, wo er als ein Knappe für das Pferd seines

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Dolche der Tuareg und der Nupe mit Nachbildung des altchristlichen Kreuzknaufes. Griff und Scheide des rechten kleinen Nupedolches sind in Gelbmaterial gegossen.
(Gezeichnet von Carl Arriens.)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Erziehers zu sorgen hat und im Gebrauch der Waffen sowie im Reiten unterrichtet wird; Farmarbeit braucht er jedoch nicht zu machen. Fünf bis sechs Jahre dauert diese Ausbildung, doch kommt es auch vor, daß ein strenger Lehrmeister seinen Pflegebefohlenen noch länger zurückhält. Bei Mädchen ist die „Pensionszeit" nach vier Jahren beendet. Glaubt der Erzieher die Ausbildung seines Knappen vollendet zu haben, so daß er sich dessen nicht zu schämen braucht, so gibt er ihm ein Pferd und geht mit ihm und seiner Familie zum nächsten Ganifeste nach Nikki, wohin auch die Familie des Knappen kommt.

Dieses Ganifest (unserem Ostern entsprechend), genannt nach Gani, dem Monat der Frühlings-Tag- und -Nachtgleiche, ist das jährliche Tauffest der aus der Erziehung entlassenen Prinzen und Prinzessinnen der königlichen (Kisra-) Familie. Haben sich alle teilnehmenden Familien mit ihren Täuflingen in Nikki eingefunden, so erscheint des Morgens der König vor dem Torhause seines Palastes und läßt sich auf Matten und Fellen nieder. Hinter ihm stellen sich die Posaunen- (= kakaki) Bläser auf und etwas vor ihm, zu beiden Seiten je ein Trommler mit einer Balabakaru-Trommel (in Haussa: Tambari). Links vom Könige steht die Führerin der Frauen, die Nokogich, auch von zwei Tambari-Trommlern flankiert; bei ihr befindet sich der Leibbarbier des Königs und hinter ihr die Schar der Prinzessinnen, die getauft werden sollen. Auf dem Platze vor des Königs Gehöft stehen in zwei Reihen sieben kleine Tempel, vor denen zum Ganifeste je eine Reihe Kiliku, d. s. uniformierte Leibwächter, aufgestellt wird. Quer davor nehmen die männlichen Täuflinge und ihre Väter hoch zu Roß Aufstellung.

Sobald der König erschienen ist, sprengt der erste der Täuflinge heran, steigt auf halbem Wege vom Pferde herab und berührt grüßend die Erde mit seiner Stirn. Stumm, die Hand vor den Mund gehalten, sitzt der König da, jedoch die Kiliku antworten für ihn: „Der König begrüßt dich!" Noch zwei- bis dreimal wiederholt er dies, bis schließlich der Prinz dicht vor den König niederkniet und die Trommeln anschlagen. Dann wendet er sich zu der Nokogich, die dem vor ihr Knienden aus einer alten Silberschale etwas Wasser auf den Kopf träufelt und ihm von dem Barbier das Haupthaar rasieren läßt. Darauf gibt die Nokogich dem bisher namenlosen Prinzen einen alten Namen aus dem Kisrageschlechte, den sogleich ein Herold, der neben dem König steht, allem Volke mit lauter Stimme verkündet. Dann kehrt der Getaufte zum König zurück und erhält kniend aus dessen Hände eine neue Tobe, einen Reitermantel, ein Schwert und ein gesatteltes Pferd.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Jola *Batta* *Batta* *Batta* *Batta Werre*

Dolche mit Bronzescheiden und Bronzegriffen vom Benue; ¼ der natürlichen Größe. Der Dolch aus Jola mit ursprünglich richtig erhaltenem Kreuzknauf (a, b, c). Auch bei dem in der Mitte abgebildeten Stück sind noch die drei a-, b- und c-Zapfen anders gebildet als die zehn übrigen, zopfartigen.

(Gezeichnet von Carl Arriens.)

Die Kleidungsstücke legt der Prinz sofort an, während die Leibwache (kiliku) einen Kreis um ihn bildet. Die alten Kleider und das alte Pferd des Prinzen erhält die Nokogich, die von diesen Geschenken dem Barbier etwas abgibt. — Er erhält außerdem oft noch Kauri von den Eltern der Täuflinge.

Sind in dieser Weise alle Prinzen getauft und bei dem König in vorgeschriebener Aufstellung versammelt, so kommt die Reihe an die Mädchen, denen gleichfalls das Haupthaar rasiert wird, und die, nachdem die Nokogich ihnen einen Namen gegeben hat, vor dem Könige niederknieen und von ihm mit einem Gewande beschenkt werden. Dann geht man nach Hause. Am gleichen Nachmittag kommen die Männer wieder auf den gleichen Platz, wo sie vom König in Audienz empfangen werden. Einzeln treten sie hervor und knien vor dem Herrscher nieder, der sie begrüßt, Geschenke austeilt, die Täuflinge mit Ortschaften belehnt und seine Wünsche für das kommende Jahr ausspricht. Am folgenden Tage wallfahrtet die ganze Festversammlung nach Jna, das drei Tagemärsche westlich von Nikki liegt, um an dem Heiligtume Tobe einen weißen Stier zu opfern.

Von diesem Heiligtume, das in einer nur mit einem kleinen Fenster, bzw. Einsteigeloch versehenen Hütte (mit dem Namen Bundiru) steht, wird folgendes erzählt: Als einst Kisra und seine Leute in Gabas (Osten) Krieg hatten, waren sie eines Tages auf der Verfolgung ihrer Feinde. Da kamen sie plötzlich an ein großes Wasser, das sich vor den Feinden teilte und sie hindurchließ. Als aber Kisra und seine Leute den Feinden folgten, schlugen die Wellen über ihnen zusammen und viele ertranken. Als nun Kisra schon in Bussa regierte, kam einer seiner Leute — Jerassunu — mit seinem Bruder Schinajenako, die Kisra erst auf der Etappenstraße gegen Osten zurückgelassen hatte, auch nach Bussa. Kisra gab dem Jerassunu ein großes, armlanges Eisen, wie einen Eisenhammer (Schlägel), und befahl, zum Andenken an die im Wasser ertrunkenen Gefährten in Jna ein Heiligtum zu errichten. Darauf bildete Schinajenako das Heiligtum Tobe, d. i. eine männliche, sitzende Figur aus Lehm, mit Hühnerfedern geschmückt, in deren Innerm sich der Eisenhammer befindet. —

□ □

Byzantinisch-persisches Kunstgewerbe in Innerafrika und dessen Mischung mit atlantischen Elementen.

Eigentümlich, wie im Anschluß an dies osterzeitliche, christliche Tauffest die Erinnerung an eine uralte Sage, die Erzählung vom geteilten Meere und vom verschlungenen Heere aufbewahrt ist.

Unwillkürlich werden wir an jüdische Traditionen erinnert, und im Anschlusse hieran muß ich wohl eine Bemerkung erwähnen, die ich nur einmal hörte (von dem Mallem des Malikiquartieres in Bida), daß nämlich die Massaga Nachkommen Anabi Nuhus (Noahs also) und mit Kisra gekommen seien. Ich wiederhole der Ordnung halber diese Bemerkung und füge sogleich hinzu, daß die Massaga selbst die Abstammung von Anabi Nuhu, d. h. also von den Juden, bestritten. Ich erwähne das nur deshalb, weil Paul Staudinger und andere immer wieder auf die große handwerksmäßige und kunstgewerbliche Leistung der Juden in Afrika hinwiesen, und weil ich mich nicht erinnere, im Sudan außer dieser einen Hinweisung von den gewerblichen Leistungen der Juden in alter Zeit gehört zu haben.

Das eine allerdings ist wohl mit Sicherheit zu buchen: Mit der nubisch-persischen Einwanderung trat ein bedeutender Aufschwung des Kunstgewerbes ein. Die Legende selbst erzählt: die Nachkommen Kisras und Napatas ließen viele Handwerker von Osten kommen, die große Häuser bauten und sie schön ausschmückten. — Ein großer Teil des Kunstgewerbes, das in den Koarra- und Haussaländern heute noch blüht, dürfte auf diesen Einfluß zurückzuführen sein. Ja, auf einigen Gebieten können wir direkte Angaben machen.

Zunächst die Weberei. Ein Nikimann, den mir meine Borguexpedition 1909 nach Bassari mitbrachte, gab an, daß in älterer Zeit bei gewissen Festen nur Leder und Fell als Festgewand getragen worden sei, daß aber die Nachkommen Kisras die Baumwolle und den Webstuhl ins Land gebracht hätten. Der erste Teil dieser Angabe muß unbedingt als richtig anerkannt werden. Noch heute sind als Festgewänder bei heidnischen Zeremonien von der Sahara bis nach Mossi und Bussa Lederkleider üblich; diese aber sind libyschen Ursprunges; denn seit alters sind die Libyer bekannt durch ihre geschickte und teilweise sehr kunstvoll geschmückte Lederarbeit und -tracht. Der Webstuhl aber, von dem mein Nikkimann sprach, kann nur der Männertrittwebstuhl sein, über dessen Geschichte in Afrika mir bislang jeder Anhalt fehlt. Noch jüngst hat Stuhlmann betont, daß er in Afrika nicht so sehr alt sein könne. Er sagt sehr richtig: „Erst allmählich scheint sich von Indien aus über Persien und Arabien die Kultur der Baumwolle verbreitet zu haben." („Ausflug in den Aures.") Diese Annahme des großen Pflanzen-Geographen bestätigt die Richtigkeit der Angabe meines Nikkimannes. Denn Trittwebstuhl und Baumwolle müssen ihrer ganzen Verbreitung nach gemeinsam nach Afrika gekommen sein. Nun gehört aber zum Trittwebstuhl un-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bedingt die Männerarbeit. Im Gebiet der afrikanischen Verbreitung des persisch-nubischen Trittwebstuhles sehen wir überall, wo nicht ältere libysche und atlantische Vorkommnisse das Bild verdunkeln, den Mann spinnen, weben, sticken und schneidern. So verstehen wir denn auch die Angabe, daß früher, und zwar vor der Zerstörung der alten Stadt Jauri, in den nördlichen Koarrastaaten eine Familie die Kunst geübt habe, aus Baumwolle Stoffe herzustellen, „deren Fäden aufrecht standen wie bei Gebetteppichen aus dem Norden." Solche Arbeit verrichteten nur die Männer einer Familie.

Das können nicht gut andere als Plüschstoffe gewesen sein, Plüschstoffe, wie sie aus Aegypten und Nubien bei der Ausgrabung christlicher Kirchhöfe in schönster Ausführung zutage gefördert worden sind. Wenn jene plüschstoffwebende Familie nun auch ausgestorben ist, so konnten wir doch aus Ilorin im Jorubalande gleiche Stoffe nach Europa senden, deren Herstellung Albrecht Martius dann an Ort und Stelle studierte. Hier bei den Joruben im Gebiete des libysch-atlantischen Griffwebstuhles ist die Ausführung naturgemäß in die Hände der Frauen übergegangen. Die Ornamente sind aber die gleichen wie bei den koptisch-nubischen Plüschen. Sie gehören dem Bandriemenstil an.

Dieser Bandriemenstil nun aber beherrscht die ganze Ornamentik der Joruben überhaupt. Auf den beifolgenden Tafeln findet der Leser eine ganze Reihe von Jorubaskulpturen mit einer feinen Ausgestaltung, auf einem alten Ifabrette sogar mit Tauben zusammen, dem Lieblingsvogel der christlichen Darsteller. Dieser Bandstil wird aber nach Angabe eines Mannes aus dem Mesilande mit dem König Mesi direkt in Verbindung gebracht, den wir oben als Nachkommen der Borgu-Kisradynastie kennen lernten. Diese Jorubaangabe deckt sich mit dem Wesen der Sache und mit der sonstigen Verbreitung des Stiles vollkommen. Wir finden ihn auf allen Nupe- und Haussakleidern, die mit ihren wunderlichen Ornamenten so vollkommen den Eindruck eines mißverstandenen Schmuckes byzantinischer oder persischer Kleider machen. Der Stil herrscht in der Ornamentierung alter Palastbauten im Nupelande; er tritt hervor auf den Satteldecken aus Borgu; er schmückt die Kalebassen der Völker am Tschadsee; er erscheint hier und da in seinen äußersten Enwicklungsstadien im Bronzetreibwerk und auf den mächtigen Zinngußschalen. Es ist der gleiche Stil, der um den Beginn der christlichen Zeitrechnung aus Westasien nach Nordwesteuropa wanderte und dort umbildend auf die Tierornamentik einwirkte, der in der Riemenform der longo-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

barbischen Ornamentik Triumphe feierte, der am Mittelmeere hinzog, der die Kopten begeisterte, und der uns also alles in allem in diesem Zusammenhange als persisch-byzantinischer Import auch im zentralen und westlichen Afrika verständlich wird.

Dieser Bandstil erscheint, wie gesagt, auch hier und da auf den Bronzetreibarbeiten der Nupe. Hier tritt er aber nun in der Verbindung, respektive Mischung mit anderen Mustern auf, die hier in Zentralafrika gänzlich isoliert sind, wie die ganze Bronzetreiberei überhaupt. Bronzetreiber gibt es vor allem in Bida; es gibt solche aber auch in Kano und Katsena und hat es in der Blütezeit auch in anderen Haussastädten gegeben. Ueberall waren diese Bronzetreiber aber Nupe und wurden überall auch als Nupeleute bezeichnet. Nur im weiten Westen, in Salaga und Dagomba, gibt es Bronzetreiber, über deren Beziehung zu den Nupe ich nicht genügend orientiert bin. Der Stil der Bronzearbeiten dieses Gonjagebietes weicht ein wenig von dem der eigentlichen Nupe ab. Die Ueberlieferung sagt aber, daß die Bronzetreiber Gonjas einst gemeinsam mit denen der Nupe aus dem Osten kamen.

Der Stil dieses Kunstgewerbes zeigt Spiralen und Doppelspiralen, Wellen, Ranken, Beeren und verkümmerte Trauben, Blüten, mehr oder weniger gewucherte Akantusblätter und den Eierstab. Im Prinzip kehrt die Anordnung immer wieder zur Verwertung der Doppelspirale zurück, so daß bei älteren und einfachen Stücken direkt den mykenischen ähnliche Muster erstehen, was natürlich höchstens als Rückfallerscheinung angesehen werden kann. Im Zunft- und Volksgebrauche haben diese Muster durchweg sekundäre Manier angenommen, wie aus den Unterschriften zu ersehen ist. (Katzenfuß, Zitronenkern, Leopardenmuster, Schneckenhaus, Mausebauch, Heuschreckenzahn usw.)

Die Gegenstände selbst sind Speiseschüsseln, Wasserkannen, Büchsen für Bleiglanz (zum Färben der Augenlider), Kolaschalen, Tintenfässer, Löffel usw. Je älter die Stücke sind, desto besser, je jünger, desto schlechter, liederlicher, verkommener. Die besten, die ich sah, stammen aus dem 15. Jahrhundert. Heute werden die Arbeiten gar nicht aus dem vollen Gußstück herausgearbeitet, sondern nur noch aus Blech zusammengelötet, das von der Küste her importiert wird.

Ich habe, soweit ich ihrer habhaft werden konnte, mit den besten Kennern orientalischen Kunstgewerbes wie Sarre, Zittmann, Wulff usw. über diese eigenartigen und schönen Sachen gesprochen,

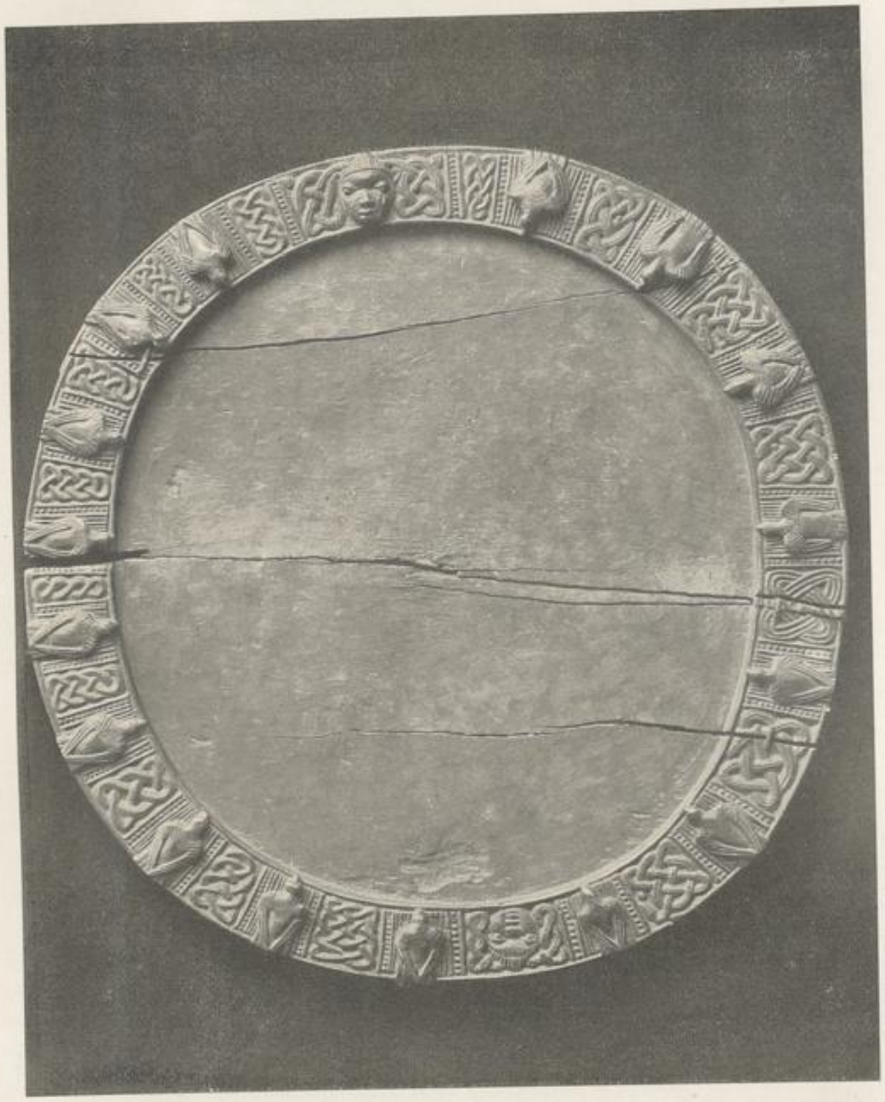
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und um ihr Urteil gebeten. Wenn ich alles, was auch diese Fachleute aussagten, zusammenfasse, so komme ich zu dem Schlusse, daß die ganze Stilform zwar sicher aus dem Orient stammt, aber ein durchaus afrikanisches Gepräge angenommen hat. Manches an Form und Ornamentik erinnert an Persisches, manches an Byzantinisches, manches an Koptisches. Ein unbedingt entscheidendes Urteil ist nicht zu gewinnen. Gewiß erinnert vieles auch an islamisches Kunstgewerbe; dieses schöpfte aber aus der gleichen Quelle wie unsere nubisch-persische Sudaninvasion. Sicher ist, daß dies Kunstgewerbe der Tradition nach schon in vorislamischer Zeit in Gbara ausgeübt wurde, und danach glaube ich mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen, daß es in der Zeit der Kisradynastie eingeführt wurde. Die Bronzetreiber selbst sagen, daß sie ihre Kunst vom Benue erhalten hätten (nicht aber vom Islam), und das hat einen einfachen Grund darin, daß am Benue allerdings in alter Zeit und schon lange, lange Jahrhunderte vor der Kisra-Napatainvasion die Völker die Gewinnung der Bronze verstanden. Die persisch-nubischen Handwerker, machten sich also ein Gewerbe zunutze, daß sie bei ihrer Ankunft schon voll entwickelt vorfanden. (Siehe wissenschaftliche Ausgabe, III. Band.) Die Bronzegewinnung und der Bronzeguß waren im Lande bekannt, als die Kunsthandwerker aus dem Osten in das Land gezogen wurden. Sie fügten die Treibkunst als neues Gewerbe ein. Das Material wurde schon vordem im Lande gewonnen.

Unsere Feststellungen über das außerordentliche Alter der Kunst der Bronzegewinnung in Afrika werde ich im dritten Band niederlegen.

Ganz ähnlich wird der Vorgang bei der Entwicklung der Glasziehere zu erklären sein. Wie ich im ersten Teile schon auseinandergesetzt habe, waren die alten Atlanten des Jorubalandes mit der Glasgewinnung und der Glasverwendung durchaus vertraut. Unsere Funde an mit Glas überzogenen Steinguttöpfen beweisen das vollkommen. Das schwarzbraune Glas aus Ebolokun und das, welches die Nupe-Massaga herstellen, entsprechen einander vollkommen. Also war in diesen Ländern die Glasgewinnung jedenfalls bekannt. Dagegen sind die Formen der beiden Gebiete ganz verschiedene. Bei den Nupe herrschen vor allem Armringe vor, die einen Hinweis auf die nahe Beziehung zu den Völkern der Sahara darstellen. Denn diese Glasringe sind Nachahmungen der Steinarmringe, deren Verwendung bei den Tuareg seit alter Zeit üblich ist. Wenn die Perlen hier und da, im Süden und im Norden, in älterer wie in jüngerer Zeit, voneinander abweichen, so entspricht das der wechselnden Geschmacksrichtung, die hinsichtlich der Glasperlen zum Schrecken der Kaufleute auch bei importierter Ware ununterbrochen be-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Tfabrett mit Ornamenten der „Mesizeit", mit Schnurornamentik und Tauben.
Aus einem Grabe bei Offa.

(Sammlung der D. J. A. F. E. 1912.)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

weglich bleibt. — Also auch hier ein Austausch zwischen dem Süden resp. Westen und Osten, von denen jeder seine Anregung in anderer Zeit, aus anderer Richtung gewann. Es ist sicher, daß in den Koarraländern die persisch-nubische Kultur in das Einflußgebiet der atlantischen Kultur eindrang, dessen Grenzen überschritt und der atlantischen Kultur neue Kraft einflößte. Wir haben oben (im I. Teil, Seite 353, in dem Kapitel über Atlantis) den Traditionen der Literaturangaben und allen Tatsachenbefunden zufolge in der Geschichte der atlantischen Kultur zwei Perioden unterschieden, nämlich eine Blütezeit im Altertum und eine Blütezeit des Mittelalters. Diese mittelalterliche Blütezeit muß eingetreten sein, als die aus byzantinischer Quelle neubelebte nubisch-persische Kultur das atlantische Kulturgebiet erreichte und neu belebte. Und da nun diese Kisraperiode vor allem auch in der Staatenbildung ihre Kraft zeigte, so verstehen wir es, wenn gerade die mittelalterliche Blütezeit in dem atlantischen Kulturkreis, diesmal aus dem Inlande statt von der Küste her neu befruchtet, den politischen Machtkreis dieser Kultur gewaltig zur Ausdehnung bringen konnte, so daß die Sagen noch bei Ankunft der ersten europäischen Kauffahrer von einer Ausdehnung des Beninreiches erzählten, die die Elfenbeinküste mit dem Kongolande politisch verbunden hätte.

Vergleiche Band I., Seite 353.

Es wird meine Aufgabe im vierten Bande der wissenschaftlichen Ausgabe dieses Werkes sein, zu zeigen, wie weit sich die Einflußsphäre dieser mittelalterlichen Mischung erstreckte, und wie sie in Tradition, Kunstgewerbe und Ornamentik sowie im Staatsbau der Völker im Sudan sich äußerte.

Hier begnügen wir uns mit dieser wichtigen Feststellung. Sicher ist nunmehr das Auftreten einiger Kulturgüter im Sudan leicht verständlich. Wattepanzer und Panzerhemd, bestimmte Schwertformen und Teile des Sattelzeuges, Tabakspfeifen usw. usw. sind im Zusammenhang mit dieser Kultureinwanderung unschwer zu verstehen. Bei einigen Symptomen, zumal denen der Architektur, ist die Aufklärung nicht so leicht, und bei dem Grundriß einer Moschee (siehe die beigeheftete Tafel) wird man über die ausbauende Kulturlinie zunächst ebensowenig klar sein wie bei dem eines Palastgehöftes, von

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dem ich der Arbeit wenigstens den Grundriß eines kleinen beifüge. Nur in einer längeren Auseinandersetzung an der Hand unseres umfangreichen Materials könnte ich darlegen, was hier auf islamischen, was auf nubischen Einfluß zurückzuführen ist.

□ □

Kulturelle Prädisposition. — Die alten Aethiopen. — Die Ausdehnung des Reiches des Priesters Johannes.

Derartige Ausarbeitungen sind aber fürs erste bei weitem nicht so wichtig als die Beantwortung anderer Fragen. Wir sind in diesem Teile der Arbeit ausgegangen von der Frage, inwieweit der Islam sich im großen Sudan Kulturleistungen zuschreibt, die andere an der Grenze seiner Machtsphäre vor ihm ausgeführt haben; und wir haben als Resultat die bedeutsame Erkenntnis gezeitigt, daß er (der Islam) in älterer Zeit nur im nordwestlichen Machtgebiete der libyschen Völker Kraft gewann und Kraft gab, daß aber der weite Sudan vom Nigerbogen bis zur Ostseite hin kulturell höhere nachchristliche Kultur durch die nubisch-persische Wanderung erhielt. Wir haben gesehen, daß der erwähnte erste Erfolg des Islam auf älterem libyschen Einfluß aufgebaut war. Die heidnischen Senhadja hatten das Werk vorbereitet, das der Islam ausführte. Ich möchte das so ausdrücken: *der Islam fand eine kulturelle Prädisposition vor, die durch die Libyer geboten war.*

Da muß sich nun die Frage aufdrängen, ob denn etwa im Gegensatz hierzu die in der Ostströmung so gewaltig und erfolgreich vorgedrungene nubisch-persische Kultur die erste war, die diesen Weg ging, oder ob sie nicht vielmehr auch eine entsprechende Prädisposition vorgefunden hat, die nur den eminenten Erfolg als aufgebaut auf vorangegangenen älteren Kulturgrundlagen verständlich macht. Um die Frage zu beantworten, muß ich den Darlegungen der nachfolgenden Arbeitsteile vorgreifen und muß sagen, daß wir in der Tat ohne Schwierigkeit eine Kette älterer Kultursymptome und älterer Staatenbildungen nachweisen können, die in gleicher Weise wie die persisch-nubischen im Osten am Nil ihre kräftigsten Ausdrucksformen fanden, nach Westen aber bis nach dem oberen Niger lebendig waren.

Eine wesentliche Eigentümlichkeit dieser älteren Reiche erwähnte ich schon eingangs dieses Kapitels an der Stelle, an der der Name „Nubien" uns zum ersten Male fesselte. Ich wies auf die mit diesem Lande in monumentaler Weise und sprichwörtlich verwachsene Frömmigkeit der alten Aethiopen hin, die nach uraltem Ritus ihre Könige dem Opfertode weihten. Diesem uralten Brauche huldigten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

oder huldigen noch heute — wie in Bälde des näheren dargelegt werden soll — auch die Schilluk, Djur, Kredj, die Schariſtämme, viele Völker in Nordkamerun und Nigerien. Wir können die Sitte nachweisen bis in den Nigerbogen hinein, und wenn die vier Erzfürſten der Moſſi früher regelmäßig alle paar Jahre zuſammentraten und des Kaiſers Handlungen und ſeinen eventuellen Tod beratſchlagten, oder wenn die Zunftmeiſter der Mandeſchmiede, alſo die Edlen der altheidniſchen und alteingeſeſſenen Stämme, beim großen nächtlichen Zeremonialſchmelzen das Recht über das Leben der Könige gewannen, ſo ſind das eben auch Nachklänge jener alten, in Afrika vom Nil ausgehenden Erſcheinung und Sitte, die die Klaſſiker in Erſtaunen verſetzte — es ſind für uns Zeugniſſe uralter Kulturwanderung in der Oſtſtrömung — es ſind die Monumente einer Kulturperiode und Kulturform, die ich, ſoweit ſie in Afrika heimiſch war und in unſerem Erdteile ſich ausgebreitet hat, als die aethiopiſche bezeichne. Die aethiopiſche Kultur muß ſich allen bis jetzt nachweisbaren Spuren zufolge (ich betone nochmals, daß die eingehende Beweisführung im dritten Bande der wiſſenſchaftlichen Ausgabe folgen wird) im Sudan vom Nil zum Niger auf einer ähnlichen Bahn bewegt haben, wie die nubiſch-perſiſche. Ausgangspunkt und Ende waren ſich ziemlich gleich; möglich aber, daß die Mittellinie des aethiopiſchen Kraftſtromes etwas weiter ſüdlich verlief, als die der nubiſch-perſiſchen. — Dieſe uralten Aethiopen hatten die kulturelle Prädisposition geſchaffen, die die Aufnahme und den Erfolg der nubiſch-perſiſchen Invaſion ermöglichten. Die aethiopiſche Kulturausdehnung bedeutete alſo für die byzantiniſch-nubiſch-chriſtliche Kultur das gleiche, wie die libyſche für die arabiſch-mauriſch-iſlamiſche.

Die Wege ſind ewige, und nur die Menſchen und Völker, die ſie wandeln, wechſeln. Bewunderung muß uns erfüllen, wenn wir die Herrlichkeit und Größe dieſer Weſenszüge der Kulturgeſchichte betrachten. Die Wege ſind ewig, ewig aber auch die Geſetze, denen die Menſchen unterworfen werden, wenn ſie auf der kulturgeſchichtlichen Bahn hinziehen. Ich zeigte, wie die Menſchen des nubiſchen Landes im religiöſen Leben aufgingen von uralten Zeiten an bis zur Jetztzeit. Die Königreiche der Aethiopen waren Prieſterſtaaten von Anfang an. Als Prieſterkönige zogen die Kiſra-Napatadynaſtien nach Weſten. Nie konnte in älterer Zeit die Menſchheit ſich befreien von dem heiligen Weſensgeſetze, das dieſe Pfade der dunklen Menſchheit beherrſchte.

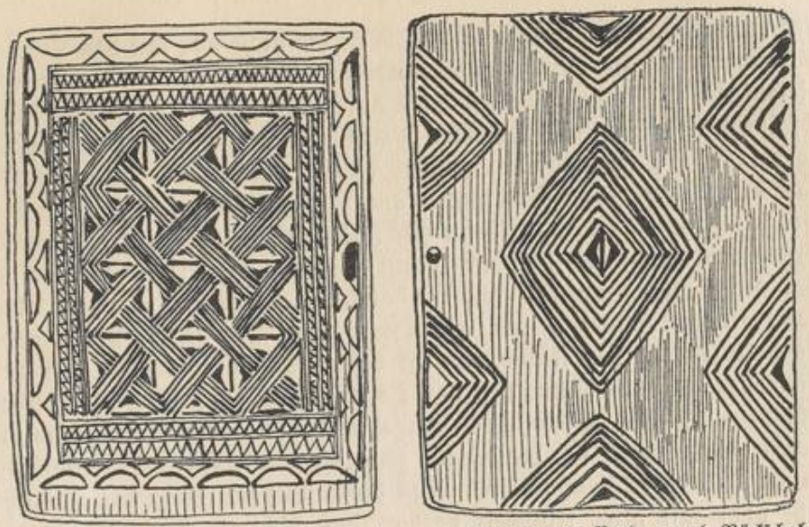
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Von diesem Gedankengang müssen wir ausgehen, wenn wir nun die letzte Frage aufwerfen, ob denn bei ihrer gewaltigen Macht und Pracht von dieser äußersten Provinz des verehrungswürdigen alten Byzanz die nordische Menschheit nie Kunde erhielt. Sollte es wahr sein, daß dieser gewaltige Siegeszug byzantinisch-nubischer Kultur, der bis in das fernste Afrika sich erstreckte und im atlantischen Kulturgebiete neue Größe und frischen Aufschwung erweckte, dem Norden unbekannt geblieben sei? Das ist kaum denkbar! Sollte sich nicht doch in den Aktenstücken der historischen Menschheit des Nordens ein Hinweis auf die innerafrikanische Glorie erhalten haben? Ich glaube doch.

Denn ich meine, daß wenn mein alter Freund aus Bokani noch die Tradition der Tributlieferung nach Byzanz kannte, dann sollte man den Nachbarländern doch auch eine Erinnerung an solche Vorgänge zutrauen. Und es ist auch nicht schwer, nachzuweisen, daß, genau wie das klassische Altertum die Frömmigkeit der uralten Aethiopen kannte, auch die ältere christliche Aera Kenntnis hatte von der Bedeutung der innerafrikanischen christlichen Herrscherpracht. Jüngst erquickte mich wieder der herrliche Parsival des alten Wolfram von Eschenbach. Da regte mich wieder die Gestalt des schwarzweißen Mischlingskönigs Feirefis an, und da stieß ich dann wieder auf die Stelle, an der gesagt ist, daß der christliche Sohn des Mohrenherrschers, der im fernen, fernen Morgenlande herrschte, Priester Johann hieß. „Die Könige, die nach ihm kamen, führten alle diesen Namen." Als der Gesandte des alten Beninkaisers nach Portugal kam, erzählte er, sein Fürst empfange die Herrscherwürde unter dem Zeichen eines Kreuzes von einem Herrscher namens Ogane. Schon damals ahnte man in dem Namen die Verstümmelung des Priesterkönigs Johann. Sehr tief war dieses Wissen vom großen, innerafrikanischen, christlichen Priesterreiche der damaligen Menschheit eingeprägt. Welch große Rolle spielte damals die Sage vom reichen „Kämmerer aus dem Mohrenlande"! Und die späte Aufzeichnung des Neuen Testamentes führte sogar die heiligen drei Könige zur jungfräulichen Gottesmutter Maria.

Aber wir sind wieder an der Grenze des dunklen Kontinentes angekommen. Wir können wieder auf die Fäden hinweisen, die die Außenwelt mit dem Innern verband und legen das Knäuel in die Hände der Einzelkenner. Denn wir selbst sind in diesem Werke nur Afrikaforscher und nicht beschlagen genug, um das verstehen zu können, was die Kulturgeschichte jenseits jener Meere gebucht hat, die den dunklen Erdteil umströmen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Panko, nupesche Holzdeckel, von denen immer zwei Stück als Vorder- und Rückschalen zusammengehören. Sie dienten früher als Buchdeckel, heute als Spiegelrahmen.
(Gezeichnet von Carl Arriens.)

Fünfzehntes Kapitel.

Nachträge und Ergänzungen.

Der Rassenfanatismus der Fulbe. Nachtrag zu Seite 72.

1. **Der Rassenfanatismus der Fulbe.** Zu dem Problem des Fanatismus der Fulbe möchte ich noch einige Bemerkungen machen, um Mißverständnisse zu vermeiden.

Mit dem Fanatismus des Rassenreinheitsprinzips geht durchaus nicht eine Idee der Moral Hand in Hand. Der Fanatismus erstreckt sich lediglich auf die Ablehnung der Aufnahme dunkler Elemente in die Familie und Rasse. Wenn uns gesagt wird, daß viele Fulbestämme sich weigerten, ihre Töchter anderen Stämmen preiszugeben, und wenn daraus geschlossen wird, daß sie in vielen Teilen „unsagbar keusch" wären, so trifft das in bezug auf den ersten Satz, insoweit er das Prinzip der Rassenreinheit betrifft, zu, muß aber in bezug auf die Schlußfolgerung glatt abgelehnt werden. Fast alle Fulbe sind von einer Laxheit der Geschlechtsmoral, die alles übertrifft, was überhaupt der Sudan bietet. Diese ausziehenden Fulbe stoßen allerdings alle Mischlinge ab. Ich habe das im Mossilande und auch im zentralen Sudan beobachtet. Aber in diesen beiden Gebieten wurden mir die Fulbestämme nicht nur als die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

unzüchtigsten aller Menschen geschildert, die nicht nur mit den Tieren, sondern auch in Blutschande untereinander leben, und auch als diejenigen, die kein schwarzes Blut aufkommen lassen. Auch in Futa Djalon soll bei den ausziehenden Fulbe das Aussetzen dunkler Kinder vordem zur Tagesordnung gehört haben. Ein alter Silimi-Fulbe aus der Gegend von Wahiguja sagte einmal zu mir, bei der Besprechung dieser Dinge: „Wenn ein Fulbemädchen einmal mit einem Schwarzen geschlafen hat, und dann ein Kind gebiert, so wird nicht nur dieses Kind dunkel, sondern auch alle späteren Kinder, auch wenn sie mit einem Fulbe gezeugt werden, sie haben nicht mehr die helle Farbe der Fulbe. Es ist besser, daß der Bruder mit der Schwester und der Vater mit der Tochter schläft, als daß die Fulbemädchen sich den Schwarzen hingeben." Ich weiß nicht, was an diesem Satze wahr ist; jedenfalls zeugt er von scharfem Beobachten im Sinne des Rassenprinzips. Aus dieser Bevorzugung der Inzucht geht aber mit aller Klarheit hervor, daß hier ein Fanatismus die Rassenreinheit überwacht, wie er für diese Fulbevölker bezeichnend ist. Charakteristisch ist, daß die Fulbe, die ausziehenden, die Mischung mit Weißen für rassenveredelnd halten, und oftmals bieten sich die Mädchen mit Wissen der Eltern dem Weißen an. Sie sind ungemein stolz, wenn sie von einem Europäer ein Kind haben. Wenigstens in den Nigerbogenländern wird kein Fulbe dieser Art einen Mischling mit europäischem Blute als eine Schädigung der Rassenreinheit erachten.

Die Grundanschauung der Fulbe in bezug auf Verehelichung, Vermehrung und Reinheit in Geschlechtsdingen ist eine absolut andere, als diejenige anderer Afrikaner von dunkler Hautfarbe. Es ist außerordentlich bezeichnend, daß der Fulbe eigentlich und ursprünglich die Keuschheit der Ehe überhaupt nicht kennt. Es ist außerordentlich häufig, daß ein Fulbe einen sehr guten Freund bittet, einmal mit seiner Frau zu schlafen, damit er ein Kind bekäme, in welchem die Züge und die Geistesart des Freundes ihm erhalten wären. Dieser Fall ist nicht selten, und ich freue mich darüber, auch bei Kurt Strümpell eine Angabe in dieser Richtung zu finden. Mir selbst ist es passiert, daß ein Fulbe, mit dem ich mehrere Wochen lang eine intensive wissenschaftliche Arbeit durchgeführt hatte, eines Abends kurz vor dem Abmarsche der Expedition zu mir kam, und mich bat, ich möchte doch eine Nacht in seinem Hause bei seiner Frau verbringen. Leider wäre diese Frau schon nicht mehr jung. Er hätte aber von ihr auch schon vor drei Jahren ein Kind gehabt, und das wäre sehr klug gewesen. Der Vater des Kindes sei ein Franzose

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gewesen, und nun möchte er auch noch ein Kind von einem klugen Deutschen haben. — Man sieht, wie ausgesprochen klar die Leute sich über das Prinzip der Fortpflanzung und wie absolut gleichgültig sie gegenüber der Idee irgendeiner Reinheit des Ehebettes sind. Die Mädchen selbst sind über alle Maßen sinnlich; genau so wie die Männer. Trotzdem sind sie stets abgeneigt, sich mit dunklen Elementen zu mischen. In Bamako kam eines Tages ein sehr helles und schönes Fulbemädchen aus ganz ärmlicher Familie zu mir gestürzt und bat mich um meinen Schutz. Es sagte, sein Vater wolle es zwingen, die Frau eines sehr angesehenen und auch nach allen dortigen Anschauungen schönen und kräftigen Bezirksgebieters zu werden; der Mann sei aber ganz schwarz, und sie wolle keine dunklen Kinder haben; ich solle sie vor der Verehelichung schützen. Ebenso erzählen die Fulbefrauen in Adamaua mit Entsetzen von den Zeiten, in denen die Fulbefürsten, damals noch wenig angesehene Leute, ihre Töchter zum ersten Beischlaf den eingeborenen, dunkelhäutigen Stammeshäuptlingen überlieferten, nur um mit diesen freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen, nicht einmal zur ständigen Verehelichung, sondern nur zum ersten, einmaligen Geschlechtsgenusse, und das nur, um Macht über die Eingeborenen zu gewinnen! Sicher ist, daß das Prinzip der Rassenreinheit vielmehr in den Köpfen der Frauen ausgebildet war, als in denen der Männer, und daß die Männer, als sie zu Fürsten und Königen der dunklen Völker geworden waren, absolut gleichgültig gegen die Hautfarbe ihrer Bettgenossinnen wurden und jede Sorte von Frauen, dunkle wie helle, zu Müttern ihrer Kinder machten.

□ □

Sugulunkurmang. Nachtrag zu Seite 103.

2. **Sugulunkurmang.** Am Abend wollten sie sich niederlegen. Damba Saulandi sagte zu Damba Masaulomba: „Du bist der ältere Bruder, du hast keine Frau, und ich habe keine Frau. Da du aber der ältere bist, so lege dich mit Sugulunkurmang schlafen.“ Damba Masaulomba ging mit dem Mädchen beiseite. Als ihn nun die Lust ankam, es zu beschlafen, fuhr er mit der Hand über ihren Leib. Es stach ihn aber irgend etwas sehr stark. Er fuhr entsetzt mit der Hand zurück und sagte: „Was hast du an deinem Kleide? Du hast mich verletzt.“ Damba Masaulomba hatte nun Furcht. Er legte sich seitwärts des Mädchens zur Ruhe. — Am anderen Morgen wollte Damba Saulandi mit seiner Schwägerin Sugulunkurmang scherzen und strich ihr lachend mit der Hand über den Leib. Er fuhr aber mit der Hand zurück und rief: „Aeh! Du stichst!

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Du hast etwas Stechendes am Kleide!" Sugulunkurmang sagte: „O, das war nichts. Aber bei Nacht ist es schlimmer. Frage nur deinen Bruder! O, bei Tage hat es noch nichts zu bedeuten!" Da ging der jüngere Traore zum älteren und sagte: „Mein älterer Bruder, ich glaube, das kommt daher, daß wir nur einfache Leute, dieses aber das Kind aus einer Königsfamilie ist. Ich glaube, dieses Herrscherkind aus Sangara ist gut für den Mandekönig!" Damba Masaulomba sagte: „Mein jüngerer Bruder, ich glaube, du wirst recht haben. Wir wollen dies Mädchen zum Tarkuma-Kalenji bringen."

□ □

Sunjattas Beschneidung. Nachtrag zu Seite 106.

3. Sunjattas Beschneidung. Die Kinder wuchsen heran. Der König sah es, daß zehn der Knaben kräftig und tüchtig waren, während Sunjatta noch immer nicht vom Boden aufzustehen vermochte, trotzdem er schon 13 Jahre alt war. Farkuma-Kakenji sagte: „Die Kinder können bis auf Sunjatta nun bald beschnitten werden." Sugulunkurmang hörte das. Sie weinte, weil ihr Sohn nicht schneller heranwuchs. Sunjatta tröstete sie und sagte: „Weine nicht, denn mein Vater kann meine Brüder nicht vor mir beschneiden lassen. Wenn der Vater den Boten mit der Nachricht sendet, so sage ihm, daß er mir die Nachricht selber bringe." Nach einiger Zeit kam der Bote zur Mutter und sagte: „Farkuma-Kakenji will alle Knaben bis auf Sunjatta beschneiden lassen, weil der immer noch am Boden hockt." Sugulunkurmang sagte: „Sage es meinem Sohne selbst. Dort ist er am Boden." Der Bote ging zu Sunjatta und sagte: „Djatta Djatta Ninkanja (langer Hals)." Sunjatta sagte: „Ja, ich bin Djatta Djatta Ninkanja. Ja, ich bin Jatta Jatta Njataulibalii, der die Knochen zerschlägt, aber nicht aufstehen kann." Der Bote sagte: „Farkuma-Kakenji will deine Brüder beschneiden lassen, aber dich nicht, weil du noch am Boden herumhockst." Sunjatta sagte: „Antworte meinem Vater, daß wenn meine Brüder endgültig vor mir beschnitten werden, er etwas erleben wird, was man nie hörte, seit Mande entstand. Mande wird dann zergehen, und keiner kann es je wieder gründen." Der Bote ging hin und sagte es dem König; der erwiderte: „Das Gerede ist mir gleich. Aus meinem Harn kann nicht ein Kaimann kommen, der mich verschlingt. (Soll heißen: „Meine Nachkommenschaft kann nicht stärker sein als ich es bin.") Der König fuhr fort: „Man lasse seine Brüder beschneiden, komme, was da komme."

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ifabrett mit Schnurornamentik aus einem heiligen Grabe bei Ojo.
(Sammlung der D. J. A. F. E. 1912.)

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

In der folgenden Nacht begann der Tamtam. Sugulunkurmang weinte wieder. Sie sagte: „Du bist der Aeltere und hast immer Unglück. Mußt du denn immer zuletzt kommen?“ Sunjatta sagte: „Der Vater kann das nicht durchführen. Du wirst das sehen.“ Sugulunkurmang sagte: „Du wirst sehen, daß es der Vater doch kann.“ Inzwischen rief der König neun Numu (Schmiede) und gab ihnen den Auftrag, die zehn Knaben zu beschneiden. Also beschnitten acht Numu je einen, der neunte aber zwei Knaben. So wurden die Knaben beschnitten und die Frauen sangen jubelnd den heiligen Beschneidungssang. Sugulunkurmang weinte wieder und sagte: „O, mein armes Kind! Mein armes Kind!“ Sunjatta sagte zur Mutter: „Laß nur, wir werden sehen, daß es der Vater nicht kann.“

Die Numu kamen zu Farkuma-Kakenji und sagten: „Wir sind fertig, zahle nun!“ Der König sagte zu einem von ihnen: „Geh jetzt zu Sunjatta und sage zu ihm, die Beschneidung seiner Brüder sei vollendet. Er könne jetzt tun, was er vorhabe.“ Der Bote ging hin und sagte es zu Sunjatta. Sunjatta sagte: „Ehe ich dir meine Antwort gebe, gehe zur Seite und lasse dein Wasser.“ Der Numu ging hin, als er sein Glied anfaßte, sah er, daß er nicht mehr beschnitten, sondern daß ihm plötzlich wieder die Vorhaut gewachsen war. Er lief entsetzt zum König zurück. Farkuma-Kakenji fragte: „Nun, welche Antwort hat Sunjatta gegeben?“ Der Numu sagte: „Ehe ich dir antworten kann, mußt du mir die Hände binden lassen.“ Der König ließ den Mann fesseln. Dann sagte der Numu: „Alle, die gegen den Willen Sunjattas die Knaben beschnitten haben, wir alle werden wohl wieder eine Vorhaut haben und nicht mehr beschnitten sein. Wenigstens ich bin nicht mehr beschnitten.“ Alle anderen Numu gingen beiseite und sahen und kamen zurück und jeder sagte: „Laß mich binden; ich habe beschnitten und bin selbst nicht mehr beschnitten.“ Farkuma-Kakenji sagte: „Das ist eine eigene Sache.“ Er ging selbst hin, um zu urinieren, und da sah er, daß er nicht mehr beschnitten war. Das kam so, daß ein Numu zwei Knaben beschnitten hatte, und somit reichte der zweite Zauber für den König mit.

Farkuma-Kakenji kam zurück und sagte: „Bindet mich, denn ich bin auch nicht mehr beschnitten.“ Darauf gingen der König und alle Schmiede zu Sunjatta und begrüßten ihn als ihren Kuntigi (Kopf, Chef, gleich Chef im allgemeinen) und baten ihn um Entschuldigung. Da begann Sunjatta das Spottlied: „Ankatulunke Mande, amanji,“ d. h. etwa: „Amüsieren wir Mande uns schlecht; wir, das heruntergekommene Mandeland.“ Viele Leute sangen das Spottlied. In-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zwischen kam Djalimussu tumbumannia und sagte: „Laß deinen Vater nunmehr frei. Er ist müde. Man weiß jetzt, daß du stärker bist als er.“ Sunjatta sagte: „Ich will meinen Vater unter der Bedingung frei lassen, daß die anderen Knaben nicht vor mir beschnitten werden.“ Man sagte es Farkuma-Kakenji. Darauf ging seine Vorhaut und die der Numu zurück; die zehn Knaben hatten dafür aber wieder die ihre und nun waren sie nicht mehr beschnitten.

□ □

Susu Sumangurus Geburt. Nachtrag zu Seite 112.

4. Susu Sumangurus Geburt. Sumanguru, der König der Susu, hatte seinen Namen, weil er von zwei Müttern geboren worden war. Seine beiden Mütter hießen: Sansu und Dabi. Als diese schwanger waren, war die eine es immer tagsüber und die andere war frei davon, und die andere nachtsüber und dafür die erste zu dieser Zeit nicht trächtig. So wechselten sie immer ab. Nachts verließ der Knabe den Mutterleib und lief im Hause herum. Aber die Frauen konnten das Kind nicht gebären. Da wandten sie sich an das Orakel und fragten, was da zu tun sei. Das Erdorakel antwortete: „Stellt in dem Zimmer, in dem die beiden Frauen Sansu und Dabi schlafen, einen großen Holzmörser auf, wie ihr ihn zum Stampfen gebraucht. Dann wartet ab, was sich ereignen wird!“ Wie das Orakel es angab, so wurde im Hause der beiden schwangeren Frauen ein Holzmörser aufgestellt. Wie immer schlüpfte in der Nacht Sumanguru aus dem Mutterleibe und lief umher. Nachher wollte er in den Leib der anderen Mutter zurückkehren, er traf aber auf den Holzmörser und setzte sich in den Mörser. Beide Frauen saßen dabei aufrecht im Bette, auch entfloß beiden Blut, wie bei der Entbindung, was man Ulodjoli (Ulo = sich legen, Djoli = Blut) nennt. Darauf sagten die Leute: „Sansu und Dabi haben geboren,“ sie nannten den Knaben Sumanguru und erzählten von ihm, daß er zwei Mütter habe. Die beiden Mütter stritten aber miteinander. Sansu sagte: „Es ist mein Sohn!“ Dabi sagte: „Es ist mein Sohn.“ Sie stritten sich hin und her. Sumanguru wurde groß und stark. Wenn Sunjatta von ihm hörte, sagte er: „Es wird sich niemand mit Sumanguru schlagen können.“ Sumanguru aber sagte: „Niemand kann Sunjatta widerstehen.“

□ □

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

5. **Die Völker Sunjattas in diesem Zeitpunkte** waren vor allem die Tuntjontanniuoro (die 16 abhängigen Bogenvölker): Sunjattas Völker. Nachtrag zu Seite 118.

1. Kudujo oder Kudujogo oder Kurrujogo,
2. Sujo oder Sussorojogo,
3. Bajo oder Ballajogo,
4. Jajo oder Jarajogo,
5. Sunjo oder Sumojogo,

} von Sirra Missa geleitet.

6. Kuruma oder Korromaga,
7. Kokaffare, von Fakoli abstammende Korromaga,
8. Deteba unter Dedebalu (heute in Gadugu und Bandiagadugu),
9. Deteba unter Kanu Simba,
10. Konte oder Konne unter Djibami,
11. Mantuma unter Sakolibimba,
12. Traore unter Tira Maga,
13. Bosso unter Sansaro Dabo,
14. Bosso unter Bundiuru Diawage,
15. Deteba unter Jere Lengung,
16. Kannwara unter Simbara Koliki.

Ferner die vier Fremden, die Djabifedjonani. Dies waren:

1. Kokossimobong,
2. Simbenkoko,
3. Faifra Sari,
4. Kulabankunjama.

Ferner die fünf Marabutfamilien, die Morikantalulu. Dies waren:

1. Turimandemori,
2. Sisemandemori,
3. Silamandemori,
4. Djannemandemori,
5. Bertemandemori.

Endlich die vier Helden, die Ngarananí:

1. Surrakata,
2. Dumfailo,
3. Ulali,
4. Fosana.

Ob diese vier letzten Islamiten waren oder nicht, darüber schwanken die Meinungen.

□ □

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Geburt des Naba Dangoegoma. Nachtrag zu Seite 165.

6. Geburt des Naba Dangoegoma. Naba Dangoegoma war schon vor seiner Geburt ein Bumbande, d. h. ein zauberkräftiges Geschöpf. Als seine Mutter noch mit ihm schwanger ging, verließ er oftmals ihren Leib. Er verwandelte sich in einen Wind und fuhr dann sturmbrausend und Krankheiten verbreitend über die Länder fremder Völker. Wohin er auch als Wind kam, entstand großer Unsegen. Die alten Weiber sagten zu Dangoegomas Mutter: „Du hast ein ganz Besonderes!" Denn manchmal war der Leib der Mutter ungeheuer geschwollen, so daß man sehen konnte, daß die Leibesfrucht daheim sei, und zuweilen war der natürliche Leib so eingefallen, daß man erkennen konnte, wie jetzt das Kind von dannen gefahren war. Die Alten beschlossen nun, diesem Zustande ein Ende zu machen. Als eines Tages die Mutter schwer krank darniederlag, weil ihrem Leibe das Kind entflohen und als Wind auf Kriegsfahrten ausgezogen war, da versammelten sich allsogleich die alten Frauen, um die Sache zu erledigen. Einige hielten den Leib der Mutter fest angepreßt, andere hielten die natürliche Oeffnung fest geschlossen. In dieser Weise warteten sie die Rückkehr des ungebärdigen Kindes ab. Das Kind wollte in das Heimatsgehäuse hineinschlüpfen, fand aber alle Zugänge verschlossen. Da begann es zu weinen, und zu schreien, wie alle anderen Kinder. Die eine der alten Frauen fragte aber das Kind: „Willst du ein besonderes Zaubermittel haben?" Darauf antwortete das Kind Dangoegoma: „Nein, das will ich nicht. Ich kann so schon mehr als ihr alle zusammengenommen!" — Das Kind blieb also außerhalb und kehrte nicht wieder in den Mutterleib zurück. Also kam Dangoegoma schon sprechend zur Welt. — Diese Tradition erinnert ungemein an die vorher mitgeteilte Geschichte, die von der Geburt des Susuherrschers Sumanguru handelt.

□ □

Ehe mit der eigenen Tochter. Nachtrag zu Seite 176.

7. Uoboga heiratete seine eigenen Töchter. Diese Tatsache hat für mich übrigens eine ausgezeichnete Folgeerscheinung gezeitigt. Da der Fürst abgesetzt und aus dem Lande verwiesen war, so sprachen sich die Wagaduguleute freier und unbefangener über sein Privatleben aus, als sie dies hinsichtlich eines anderen Herrschers gewagt hätten. So kam ich denn hinter eine eigenartige Sitte: Seit den Zeiten des Naba Ubri, d. h. des eigentlichen Reichsgründers des Sudans, war es Brauch, daß der Mogo-naba eine oder mehrere seiner eigenen Töchter beschlief, während eine, anscheinend die älteste, unbedingt Jungfrau blieb, solange ihr Vater am Leben war. Wir dürfen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mit Sicherheit annehmen, daß diese Sitte mit der ursprünglichen Tradition und mit der Sage von der kriegerischen jungfräulichen Mutter Uidi-Rogos, sowie mit der Wahrung der grundsätzlichen Jungfrauenschaft der ältesten Tochter des Wadaikaisers in Zusammenhang zu bringen ist. Dieser blutschänderischen Sitte der Verehelichung mit seiner Tochter hatte auch der Naba Uoboga gehuldigt. Er hatte seine drei Töchter: Habibu, Lale und Kuka beschlafen. Sie folgten ihm als Kebsweiber auch in das Exil; eine von ihnen, die Kuka, ward auch von ihm schwanger, und die unehrliche Leibesfrucht wurde bald nachher wieder zum Sterben gebracht.

□ □

8. **Edegi-Legenden.** Eine Unsumme von kleinen Geschichten kursiert, das Leben dieses Heros betreffend. Wir können sie mit Leichtigkeit in zwei Gruppen teilen. Einmal sind es Nachklänge wirklich erlebter historischer Vorgänge, und zum anderen sind es legendare Stoffe, welche diesen neuen Begründer des Reiches als besonders weisen Herrscher kennzeichnen. Die historischen Stoffe scheinen um einen Kern gesponnen zu sein, welcher in einem wirklich vorhandenen, geschriebenen Buche aus dem Altertum besteht. Ich werde später auf diesen historischen Nucleus zu sprechen kommen. Es ist die sogenannte Ida-Chronik. Von den historischen Legenden gebe ich zunächst zwei Varianten.

Edegi-Legenden. Nachtrag zu Seite 274.

Die Geschichtsüberlieferungen der Nupe beginnen mit der Behauptung, daß das Land längere Zeit hindurch kein einheitliches Königreich, kein Fürstentum gewesen sei. Es wäre vielmehr ein Land gewesen, in dem viele Städte und Landflecken unabhängig nebeneinander und durcheinander verstreut gewesen wären. Aber in jener alten Periode soll das Nupe Transkaduna mit der Hauptstadt Sugurma nicht frei gewesen sein. Die Joruba beherrschten es. In jeder Stadt waren einige Vertreter des Jorubaherrschers eingelagert, welche nach dem Süden hin, erst nach „Bini" im Süden und später nach Ilorin und Ojo den Tribut ablieferten und für einen Abfluß von Sklavenmaterial nach dieser Richtung Sorge trugen. Diese Sklaven wurden aus dem Bereiche der Armen, der Anhanglosen, der Wanderer auf dem Lande und auf den Straßen aufgefangen.

Ebensowenig wie der Westen und Südwesten war der Osten des Nupelandes unabhängig. Der Oberherr des Ostteiles des Nupe Ciskaduna mit der alten, heute eingegangenen Stadt Gbarra, stand

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

unter der Hoheit des Igbirraherrschers, der in Ida oder Agbarra am Niger residierte und regelmäßig Boten nach Nupe schickte, damit diese ihm Tribut und Sklaven eintrieben. Mit dieser letzteren Beziehung setzt die Tradition ein. Sie weiß aber nichts davon zu berichten, daß die Haussastaaten vor dem Eingreifen der Fulbe einen Einfluß auf die Nupekultur ausgeübt hätten. — Mit zwei leicht abweichenden Versionen der Edegiherkunft will ich die Sagenwiedergabe beginnen.

Edegi lebte vor langen, langen Jahren. Er war ein Nupe. Im Kriege wurde er vom Atagarahäuptling (dem Häuptling der Igbirra) gefangen genommen und nach Ida oder Eda am Niger gebracht. Edegis Heimatland war Danji, das westlich von Bida zwischen Moregi und Edegi in Transkaduna liegt. Seiner Familie nach stammte er von Issa ab, der vordem aus Nafada kam. Edegi arbeitete in Ida so ausgezeichnet, daß er sich bald allgemeiner Beliebtheit erfreute. Eines Tages ward der Atagarahäuptling sehr krank. Seine Familie fragte einen Boschi (= Schamane): „Wie kann der Edsu (König) wieder gesund werden?" Der Boschi sagte: „Der Edsu kann wieder gesund werden, wenn er ein Palmölgericht genießt. Die Palmöltraube, aus der das Naß gewonnen wird, darf aber, wenn sie abgeschnitten wird, nicht auf den Boden fallen; sie darf nicht den Boden berühren, sondern muß von einem Manne aufgefangen werden." Verschiedene Leute stiegen auf Palmbäume und schnitten die Trauben ab. Unten standen Leute, sie aufzufangen. Einige Leute sprangen beiseite, wenn die Trauben herabkamen, andere wurden von ihnen zu Boden gedrückt und getötet. Alle Trauben berührten die Erde. Edegi trat hervor und sagte: „Ich will es versuchen. Geht ihr anderen fort." Es stieg ein Mann auf einen Palmbaum und schnitt eine Palmtraube ab. Edegi stand unten und fing sie auf mit beiden Armen. Die Traube war sehr schwer. Sie vermochte Edegi nicht zu zermalmen. Sie zerschlug ihm aber das Gesicht und spaltete ihm die Oberlippe. Man bereitete das Oel. Der König genoß die Speise und ward so von seiner Krankheit geheilt. Nach einiger Zeit erkrankte der Atagarahäuptling jedoch zum zweiten Male. Da rief er Edegi. Er sagte zu Edegi: „Es nützt alles nichts. Ich werde doch immer wieder krank werden. Kehre also in deine Heimat zurück. Ich werde dich zum Herrn von Nupe machen. Ich werde dir ein Boot geben, daß du in deine Heimat zurückfahren kannst." Der Atagarahäuptling gab Edegi ein Boot. Edegi hatte damals noch seine gespaltene Oberlippe und auch viele seiner Nachkommen kann man an der gespaltenen Oberlippe erkennen. Edegi fuhr den Niger hinauf

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und kam so in das Nupeland zurück. Er kam ohne kriegerische Zwischenfälle nach Nupe und wurde Nupehäuptling in der Stadt Gbarra. Viele sagen, Edegi habe Gbarra gegründet. Doch war er kein unabhängiger Nupekönig. Er herrschte im Namen des Atagarakönigs und sandte, wie es immer gewesen war, Kleider, Salz und junge Leute nach Jda. Die jungen Leute wurden daselbst als Sklaven verkauft. Sie wurden im Nupelande aus Armen und Besitzlosen zu Sklaven gemacht. Diese Abgaben sandte man erst an den Häuptling des Ortes Koton-Karifi, das am Niger, nicht weit jenseits von Lokoja liegt. Von da wurden sie dann bis Jda gebracht und dem Atagarahäuptling überliefert.

Die andere Version der Wandererlegende lautet:

Es gibt zwei Ortschaften mit dem Namen Atagara. Die eine, unbedeutende, liegt (oder lag) nahe dem Einfluß des Kuarra in den Niger, die andere ist das Atagara im Igbirragebiet, das mit der Königsstadt Jda identisch ist. Im Nupe-Atagara wohnte in alter Zeit ein Nupemann. Der heiratete eine Nupefrau. Die Frau gebar ein Kind. Das ward Edegi genannt. Bald nach der Geburt des Knaben starb der Vater. Darauf machte Edegis Mutter sich auf den Weg und wanderte nach Igbirra-Atagara. — Der König dieser Stadt heiratete sie und nahm Edegi wie einen Sohn mit in sein Gehöft auf. In damaliger Zeit gab es keinerlei König im Lande der Nupe. Die Gerichtsbarkeit jedes Häuptlings hörte außerhalb jeder Stadt auf, und wer etwas Schlechtes getan hatte, brauchte nur bis zur nächsten Stadt zu laufen, um den Folgen seiner Handlungsweise zu entgehen. Alle Nupe zahlten aber jährlich an den König von Igbirra eine Abgabe. Es war das ein sehr großer König, der den Burschen Edegi außerordentlich liebte. Er schenkte ihm ein Pferd. Er schenkte dem Jungen alles, was er begehrte. Man achtete darum Edegi, als ob er der Sohn des Königs wäre, und viele hielten ihn für einen Sohn des Königs. Als der Bursche groß geworden war, starb seine Mutter. Nachher starb auch der König von Atagara. Viele sagten, Edegi solle nun König von Igbirra werden. Edegi sagte: „Wenn ich euer König wäre, würde ich ein guter König sein. Ich bin aber kein richtiger Sohn dieses Königs. Der König hat richtige Söhne. Wenn ich jetzt König würde, würden diese Söhne gegen mich kämpfen. Es wäre unrecht von mir, gegen die Söhne des Königs Krieg zu führen. Der König war gut zu mir. Deshalb will ich aus dem Lande gehen, in das Land, aus dem mein Vater und meine Mutter stammen, in das Land, in dem ich geboren ward. Ich will nach Nupe gehen und will

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dort König werden. Hier soll aber ein Sohn des Königs König werden."

Edegi rief die Schmiede in Atagara zusammen und sagte zu ihnen: „Schmiedet mir aus Eisen ein großes Boot, in dem ich nach Nupe fahren kann." Die Schmiede begannen sogleich mit der Herstellung des eisernen Bootes. Es war sehr groß und ungemein stark. Als das Boot fertig war, rief er alle alten Leute von Atagara zusammen und sagte zu ihnen: „Ich gehe nun fort. Gehorchet dem Sohne eures Königs." Die Alten nahmen von ihm Abschied. Edegi legte dann in sein Boot seinen Sattel und das Zaumzeug seines Pferdes. Er legte Bogen und Pfeile, seinen Daumspannring (mak'a) und die Bogenschelle (Emagi) hinein. Dann rief er die Leute zusammen, mit denen er nach seinem Lande fahren wollte. Der erste, den er mitnahm, war ein Mann, dessen Finger von der Lepra (Nupe: Soko-kundji; Haussa: Kuturu; Joruba: Adete) abgefressen waren. Der zweite, den er mitnahm, war ein Blinder (Nupe: Jebondschi; Haussa: Makafafu; Joruba: Esoju). Der dritte, den er mitnahm, war ein Mann mit verkrüppelten Beinen (Nupe: Eroagi; Haussa: Gurugu; Joruba: Aro). Diese drei hatte er gesucht, um sie als Begleiter mit nach Nupe zu nehmen. Der vierte aber, den er mitnahm, war Dako-boea (die große Stammesmaske), und der fünfte, der mit der Mama (Juhuhu) Maskierte. Auch diese beiden stiegen mit in das Boot. Endlich stieg auch Edegi hinein. Sie fuhren den Niger hinauf nach dem Nupe-Atagara zu, an Lokoja vorbei. Der Blinde und der Krüppel ruderten. Der Leprakranke hatte eine Kalebasse und schöpfte damit das eindringende Wasser heraus. Edegi, Mama und Dako-boea saßen in der Mitte.

Edegi fuhr erst bis etwa zur Mündung des Kaduna. Als er dort nach Gbarra (oder Igbarra) kam, stieg er allein aus dem Boote. Alle anderen blieben, bis er zurückkehrte, darin zurück. Er ging an das Land, um das Haus zu sehen, in dem seine Mutter geboren war und blieb zwei Tage in der Stadt. Darauf kehrte er zu seinem Eisenboote zurück und fand alle seine Begleiter noch vor. Sie verließen das Ufer bei Gbarra und fuhren weiter, um nach Atagara (nahe Kaduna) zu gelangen, das nicht weit von Nupe-ko liegt und die Heimatsstadt seines Vaters war. Als sie aber in der Fahrt waren, zerbarst das Eisenboot. Sie stiegen alle heraus und trugen ihre Sachen an das Ufer. Das eiserne Boot blieb im Flusse liegen, und wenn wenig Wasser im Niger ist, ragt es heute noch über den Stromspiegel empor. Es liegt nicht weit von Nupe-ko. Mehrere meiner Leute erklärten, es häufig gesehen zu haben. Sie

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Geschnitzte Bretter und Balken aus Jorubischen Tempeln.
(Sammlung der D. J. A. F. E. 1910.)

UB | Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

beschrieben es aber ungeheuer groß, genau gestaltet wie ein anderes Boot der Nupe, als Einbaum, der vorn und hinten mit starken Plattformen versehen ist. In der Regenzeit soll es aber vom Wasser überspült werden. — Nachdem sie ihre Sachen herausgenommen und ans Ufer gestiegen waren, gingen sie zu Fuß nach Atagara weiter.

In Atagara heiratete Edegi. Seine Frau ward schwanger. Sie gebar Zwillinge (Nupe: Bakomba; Haussa: Togwai; Joruba: Ebegi). Diese Zwillinge nannte er Ebako und Ebagi. Ebagi starb später in Rabba. Man nennt den Platz seines Grabes: Sagunda. Bakodji starb in Mokwa. Sein Grabplatz heißt: Sesi Saba. — In Atagara lebte und regierte Edegi lange Zeit und häufte da seinen Besitz und seine Reichtümer auf. Vieles von seiner Hinterlassenschaft war nach langer, langer Zeit, nämlich im vorigen Jahrhundert, so hoch geschätzt, daß von seinem Besitze die Königswürde in Nupe abhing. — Edegi soll außerordentlich groß und stark gewesen sein. Das Pferd, das er in Atagara ritt, war so gewaltig, wie Pferde heute überhaupt auch nur annähernd nicht mehr vorkommen.

Danach begann Edegis Zug nach dem Nupe Trankaduna. Er zog von Ort zu Ort. Eine spezielle Legende berichtet von seinem Eintreffen in Epa und ist gleichzeitig eine zweite Tradition betreffend das Entstehen des Dako-boea.

In Epa lebte damals der Häuptling Guschi, der erste dieses Namens. Alle Leute kamen Edegi im Lande entgegen, sobald er sich einer Ortschaft näherte. Alle begrüßten ihn als König. Als er sich der Ortschaft Epa näherte, sagten die Leute: „Wir wollen Edegi entgegengehen.“ Guschi sagte aber: „Nein, wir wollen ihm nicht entgegengehen. Ich bin mein eigener Herr!“ Die Leute aus Epa kamen Edegi nicht entgegen. Als er nahe zu der Stadt gekommen war, fragte er: „Mir kommt hier niemand entgegen? Wer ist der Edsu (König) dieser Stadt?“ Die Leute sagten: „Der Edsu dieser Stadt ist Guschi!“ Edegi sagte: „Warum kommt Guschi nicht, mich zu begrüßen?“ Er ritt zu Pferde bis zu Guschis Gehöft. Vor der Katamba (dem Torhause) stieg er ab. Guschi sagte: „Ich will Edegi nicht sehen!“ Edegi trat heran. Guschi wandte ihm den Rücken zu. Guschi sagte: „Du bist Edsu, ich bin Edsu! Zwei Edsu können nicht in einer Stadt leben.“ Dann fiel Guschi hin und starb. Edegi sagte: „Dieser Guschi war ein rechter Edsu. Ruft seinen ersten Sohn herbei.“ Der erste Sohn Guschis kam. Edegi sagte zu ihm: „Bist du Guschis erster Sohn?“ Der Sohn sagte: „Ich bin es.“ Edegi sagte: „Ich ziehe weiter. Bleibe du Edsu. Sei ein Edsu wie dein Vater und zahle deine jährlichen Abgaben. Bringt alles heraus, was Guschi

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gehört, und gebt es seinem ersten Sohn!" Die Leute brachten alles heraus. Sie breiteten alles aus. Sie legten den gestorbenen Guschi in die Mitte. Edegi sagte: „Dieses alles soll der erste Sohn Guschis sorgsam hüten." Dann stieg er auf sein Pferd und ritt von dannen. — Am anderen Morgen erwachten die Leute. Wie sie zu dem Gehöft Guschis kamen, war dessen Leichnam verschwunden. Vor der Tür der Katamba aber stand hoch aufgerichtet Dako-boea. Als die Leute das sahen, sandte der älteste Sohn Guschis Edegi eine Botschaft nach. Der Bote kam zu Edegi und sagte: „In der Nacht ist Guschi verschwunden. Vor der Katamba steht Dako-boea." Edegi sagte: „Dann soll der älteste Sohn Guschis den Dako-boea ebenso sorgsam hüten, wie alle anderen Sachen des Guschi." Der Bote kehrte zurück. — Seitdem heißt jeder Edsu in Epa Guschi. Die Epaleute sagen, daß ihr Dako-boea der erste aller Dako-boea sei, und daß keine Stadt einen Dako-boea einrichten könne, wenn der Guschi von Epa hierzu nicht seine Einwilligung gegeben habe. Diese Tradition nimmt aber in variierter Form auch an, daß Guschi schon vor der Abreise Edegis begraben sei, daß dann aber Dako-boea aus dem Grabe Guschis aufgestiegen sei und demnach gewissermaßen die Verkörperung des verstorbenen Edsu Guschi darstelle. Andere und die meisten Nupe erzählen aber, daß Dako-boea mit Edegi zusammen ins Land gekommen sei.

Alle Ueberlieferungen sind sich darin einig, daß Edegi als echter Nupefürst in Transkaduna von allen Nupe mit vieler Freundlichkeit aufgenommen und mit Begeisterung begrüßt wurde. Denn in allen Städten waren Vertreter des Jorubakönigs eingenistet. Er verjagte diese Joruba und setzte überall seine Statthalter (Nupe: Egba; Haussa: Adjelle; Joruba: Ogallu) ein. Sie waren seine Richter und hatten die Abgaben in gerechter Weise zu erheben. Das Nupevolk ward unter ihm sehr reich und gewann reiche Nachkommenschaft, da er ihm Frieden und Erholung gönnte. Er baute erst Nupe-ko aus, dann Mokwa, dann Rabba. Nachher zog er, überall die Joruba vertreibend, bis nach Sugurma, errichtete hier sein Quartier und ordnete die Verhältnisse. Von hier aus begann er auch seinen letzten Kriegszug, der gegen die Kambarri gerichtet war. Er marschierte von Ebi, wo er die letzten Joruba vertrieb, auf Jauri zu. In Mamba am oder nahe dem Flusse Watta, kam es zu einem Gefecht, in dem Edegi von einem vergifteten Pfeile verwundet ward. Er kam noch bis zu der Stelle, an der dann später die Stadt Bagede gebaut ward. Hier starb er. Sein Leib ward aufgeschnitten, die Eingeweide herausgenommen und in Bagede

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bestattet. Der Körper ward aber nach Gbarra gebracht und dort anscheinend in einer der großen Begräbnishöhlen der Vorzeit aufgerichtet. — In Badege aber ward über dem Grabe ein großes Haus errichtet, in dem seine Reiterrüstung und Bewaffnung Aufnahme fand. Man zeigt daselbst noch heute seinen Bogenspannring, seine Bogenschelle, seinen Sattel, seine Steigbügel, von welch letzteren einer so groß sein soll wie mein größter Korbkoffer. Um sein Grab herum ward aber eine neue Stadt, eben Badege, gegründet. Es ward befohlen, daß jede Stadt einen Mann und eine Frau nach dem Platze senden solle, daß sie sich da ansiedelten. — So entstand die Stadt. —

□ □

Um auch ein typisches Beispiel von der Art zu geben, in der Edegi als weiser Herrscher verehrt wird, möge die nachfolgende geistreiche Geschichte Wiedergabe finden. Sie zeigt uns so recht die Abhängigkeit dieser Erzählungskunst von der des Orients und ihre Herkunft aus der orientalischen Quelle. Die witzige Geschichte lautet:

Es kam ein Mann zu Edegi und sagte: „Gib mir eine Frau!“ Edegi sagte: „Bist du klug?“ Der Mann sagte: „Versuche es.“ Edsu Edegi sagte: „Wenn du siebenmal Streit hervorgerufen hast, ohne daß du bestraft wirst, will ich dir eine Frau geben.“ Der Mann sagte: „Es ist gut! Ich werde es versuchen.“

Der Mann machte sich auf den Weg nach Lapai. Kurz vor der Ankunft in Lapai traf er am Flußufer auf eine Frau, die da Schnupftabak feil hielt. Der Mann sagte: „Kann ich ein wenig von dem Schnupftabak bekommen?“ Die Frau sagte: „Nimm dir nur selbst.“ Der Mann sagte: „Ich werde mir doch nicht nehmen. Wenn du mir nicht gibst, so bin ich froh darüber.“ Die Frau gab ihm. Der Mann schnupfte. Den Rest steckte er in die Tasche. Er sagte: „Ich danke!“ Dann ging er nach Lapai. Die Frau lief auch in die Stadt und ging zum Edsu. Sie sagte zu ihm: „Der Mann hat meinen Tabak genommen, ohne ihn zu bezahlen.“ Der König ließ ihn rufen. Er sagte zu ihm: „Du bist ein Dieb. Du hast der Frau den Tabak genommen.“ Der Mann sagte: „Nein, ich bin kein Dieb. Die Frau hat mir erst gesagt, ich solle den Tabak nehmen. Ich habe das abgelehnt. Dann hat sie mir den Tabak selbst gegeben. Ich schnupfte ein wenig und steckte den Rest in die Tasche. Der König fragte die Frau: „War es so?“ Die Frau sagte: „Es war so.“ Der König sagte (zu dem Manne): „Ich kann nichts Unrechtes an dir finden. Du kannst gehen.“

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Mann ging weiter. Er begab sich auf den Weg nach Agaye. Unterwegs traf er drei Mädchen, die trugen Wasser. Der Mann sagte zu einem der Mädchen: „Gib mir ein wenig Wasser zu trinken." Das Mädchen gab ihm. Der Mann nahm, trank und ging weiter. Als er ein Stück weiter gegangen war, rief das Mädchen ihn zurück und sagte: „Komm noch einmal!" Der Mann kehrte um und kam zurück. Er sagte: „Was soll ich?" Das Mädchen sagte: „Auf meinem Rücken ist eine schlechte Fliege. Schlage sie tot." Der Mann sagte: „Sieh, ich habe hier einen Ring (mit einem dicken Knauf) am Finger. Wenn ich nun deinen Rücken treffe, so kann ich dich vielleicht totschlagen. Deshalb will ich es lieber nicht tun. Verscheuche nur die Fliege." Das Mädchen sagte: „Nein, du bist mir verpflichtet; denn ich habe dir auch Wasser gegeben. Nun schlage mir die Fliege tot. Das andere ist meine Sache." Der Mann sagte: „Wenn du darauf bestehst, so ist es deine Sache." Der Mann schlug. Die Fliege war tot und fiel herab. Das Mädchen fiel aber auch hin und war tot. Darauf liefen die andern beiden Mädchen nach Agaya hinein. Sie liefen zum König und sagten: „Ein Fremder hat am Flusse ein Mädchen erschlagen." Der König ließ den Mann kommen und sagte: „Der Mann hat ein Mädchen erschlagen. Tötet ihn!" Der Mann sagte: „Töte mich nicht, sondern höre mich erst." Der König sagte: „So sprich!" Der Mann sagte: „Ich traf am Flusse drei Mädchen. Ich war durstig. Die Mädchen hatten Wasser geschöpft. Ich bat um Wasser. Das eine Mädchen gab mir Wasser. Ich dankte und ging weiter. Das Mädchen rief mich zurück. Sie verlangte von mir, daß ich ihr eine Fliege auf dem Rücken totschlagen solle. Ich sagte, daß ich es töten könne, weil ich diesen Ring am Finger trüge. Das Mädchen sagte, ich sei ihm verpflichtet, weil es mir Wasser gereicht habe; ich solle also die Fliege totschlagen, das übrige sei ihre Sache! Ich schlug die Fliege tot. Das Mädchen fiel hin und war auch tot." Der König fragte die anderen Mädchen: „War es so?" Die Mädchen sagten: „Es war so!" Der König sagte zu dem Manne: „Ich kann nichts Unrechtes an dir finden. Du kannst gehen!"

Der Mann ging weiter und kam nach Bida. Er ging zu einem Sohne des Königs, der zwei junge, hübsche Frauen hatte. Der Sohn des Königs gab ihm ein Haus. Als es Abend war, kam der Mann zu ihm und sagte: „Gib mir einen Strick!" Der Sohn des Königs sagte: „Was willst du haben?" Der Mann sagte: „Gib mir einen Strick." Der Sohn des Königs sagte: „Ich habe keinen Strick. Was willst du denn mit dem Strick?" Der Mann sagte: „Ich will damit mein Glied festbinden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Denn mein Glied geht nachts im Gehöft, in dem schöne Frauen sind, immer umher und will die Frauen beschlafen. Damit nun nichts geschieht, will ich es festbinden." Der Sohn des Königs sagte: „Ich kann jetzt nicht nach einem Strick suchen. Schlafe diese Nacht einmal ohne ihn." Der Mann ging fort. Als es dann Nacht wurde, ging der Sohn des Königs in das Haus einer seiner Frauen, um mit ihr zu schlafen. Gleich darauf kam der Mann auch in dieses Haus. Er sagte: „Siehst du, das kommt davon, daß mein Glied nicht angebunden ist. Nun richtet es Unheil an. Das ist deine Sache!" Der Sohn des Königs sprang auf, um den Mann zu schlagen. Der Mann packte ihn aber und warf ihn hinaus. Dann beschlief er die junge, schöne Frau. Am anderen Morgen ließ der König den Mann zu sich kommen und fragte ihn: „Was hast du diese Nacht für eine schlechte Sache gemacht?" Der Mann sagte: „Wenn eine schlechte Sache geschehen ist, so ist dein Sohn daran schuld. Ich hatte bei ihm Wohnung. Abends kam ich zu ihm und bat ihn um einen Strick, damit ich mein Glied festbinden könne. Mein Glied geht in Gehöften, in denen schöne Frauen sind, immer umher. Dein Sohn wollte mir keinen Strick geben. Er sagte, ich solle diese Nacht ohne Strick schlafen. Dann ging nachts mein Glied herum und beschlief eine Frau. Es war nicht meine Schuld. Das ist alles." Der König fragte seinen Sohn: „War es so?" Der Sohn des Königs sagte: „Es war so!" Der König sagte zu dem Manne: „Ich kann nichts Unrechtes an dir finden. Du kannst gehen!"

Der Mann ging weiter. Er ging auf Lafiagi zu. Als er ganz dicht bei Lafiagi war, begegnete er einem Reiter. Der Reiter sagte: „Halte mit der Hand mein Pferd" (und zwar Ladogo-Lagoa, das heißt sowohl „Halte mit der Hand!" als „Schneide mit der Hand," und in diesem Doppelsinne der dialektisch unklaren Ausdrucksweise beruht der Witz). Der Mann sagte: „Nein, das tue ich nicht. Nachher habe ich nur Unannehmlichkeiten davon." Der Reiter sagte: „So halte doch nur mit der Hand mein Pferd. Ich will absteigen, ich muß mich entleeren." Der Mann sagte: „Du zwingst mich also?" Der Reiter sagte: „Es muß sein." Der Mann sagte: „Dann steige ab." Der Reiter stieg ab und ging in den Busch. Kaum war der Reiter im Busch, so zog der Mann das Messer heraus und schlug dem Pferde die vier Füße ab. Der Reiter kam zurück. Er sah sein zerschnittenes Pferd und sprang auf den Mann zu. Der Mann schlug wieder. Andere Leute kamen dazu. Sie schleppten den Mann in die Stadt zu dem König. Der Reiter sagte: „Dieser Mann hat meinem Pferde die Füße abgeschlagen." Der König sagte: „Was

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

hast du dazu zu sagen?" Der Mann sagte: „Der Reiter hat es selbst von mir verlangt. Er sagte zu mir: ‚Ladogo-Lagoa!' Ich lehnte es ab und sagte, ich hätte nachher nur Unannehmlichkeiten davon. Dann zwang er mich dazu und sagte: ‚Es muß sein!'" Der König fragte den Reiter: „War es so?" Der Reiter sagte: „Es war so!" Der König sagte zu dem Manne: „Ich kann nichts Unrechtes an dir finden, du kannst gehen."

Der Mann ging weiter. Er ging auf die Stadt Zunga zu. Unterwegs fing er am Flusse eine Eschi (das ist eine Art Ratte [?], die am Flußufer haust. Der Scherz dieses Abenteuers beruht darin, daß mit Eschi nicht nur diese Rattenart, sondern auch das Koitus bezeichnet wird). Der Mann steckte die Eschi in seine Tasche. Er ging dann zur Stadt hinein und suchte im Gehöft des Königs Wohnung. Der König gab ihm ein Haus und sagte zu einer seiner Frauen: „Gehe hin und bringe dem Fremden eine Schüssel mit Essen." Die Frau bereitete das Essen. Dann brachte sie eine Schüssel mit Essen dem Mann in sein Haus. Sie stellte ihm die Schüssel hin. Der Mann fragte die Frau: „Kannst du Eschi (also doppelsinnig, sowohl Rattenart als Koitus) gebrauchen?" Die Frau sagte: „Laß den König nicht dies Wort hören. Wenn er es hört, wird er dich töten." Der Mann sagte: „Ich verstehe dich nicht. Ich weiß nicht, was du meinst. Sage mir lieber, ob du ein Eschi gebrauchen kannst. Du kannst sogleich in diesem Hause ein Eschi von mir haben. Willst du es?" Die Frau schrie. Sie lief hinaus. Sie lief zum König: „Der Fremde, den du in dein Haus genommen hast, hat mich soeben gefragt, ob ich von ihm beschlafen sein wollte." Der König sagte zu seinen Leuten: „Bringt mir den Mann her!" Die Leute gingen und holten den Mann. Der König sagte zu ihm: „Du hast soeben meine Frau verführen wollen." Der Mann sagte: „Das weiß ich nicht. Es muß wohl ein anderer gewesen sein." Der König sagte: „Du hast ihr soeben ein Eschi (= Beischlaf) angeboten." Der Mann sagte: „Also das ist es. Auf dem Wege nach Sunga fing ich am Flusse eine Eschi (= Ratte). Als die Frau zu mir kam, fragte ich sie, ob sie sie gebrauchen könne. Ich könne sie ihr sogleich im Hause geben. Die Frau hat etwas anderes gedacht, als ich gesagt habe. Hier ist die Eschi.." Der Mann nahm die Eschi aus der Tasche und legte sie dem König hin. Der König sagte (zu dem Mann): „Das ist ein Mißverständnis. Nimm deine Eschi. Ich kann nichts Unrechtes an dir finden. Du kannst gehen."

Der Mann ging weiter. Er ging auf die Stadt Ilorin zu und durch die Farmen der Stadt. Er kam an eine Farm,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

auf der hackten die Leute Jams aus der Erde. Er sagte zu den Leuten: „Könnt ihr mir ein wenig von euerem vielen Jams abgeben?“ Die Leute gaben ihm fünf Jamsknollen. Der Mann sagte: „Ich danke euch. Womit kann ich mir nun ein Feuer anzünden, um meinen Jams zu rösten?“ Die Leute sagten: „Du kannst alles nehmen, was um die Farm herumliegt, um dein Feuer zu machen.“ Der Mann sagte: „Ich danke euch.“ Der Mann kam an das Ende der Farm. Da hatten die Leute ihre Schuhe hingelegt. Er nahm die Schuhe. Die Leute hatten da ihre Kleider abgelegt. Er nahm ihre Kleider. Die Leute hatten da ihre Hüte hingelegt. Er nahm ihre Hüte. Die Leute hatten da ihre Hacken hingelegt. Er nahm ihre Hacken. Die Leute hatten da ihre Körbe hingelegt. Er nahm ihre Körbe. Die Leute hatten da ihre Stöcke hingelegt. Er nahm ihre Stöcke. Der Mann legte die Schuhe, die Kleider, die Hüte, die Hacken, die Körbe, die Kalebassen, die Stöcke, auf einen großen Haufen. Er zündete das alles an und legte seine fünf Jamsknollen darauf und röstete sie. Die Leute auf der Farm sagten: „Was ist das für ein Geruch?“ Sie gingen hin. Sie sahen, daß alle ihre Schuhe, Kleider, Hüte, Hacken, Körbe, Kalebassen, Stöcke verbrannt waren. Der Mann saß daneben, und aß seine gerösteten Jams. Die Leute packten ihn und nahmen ihn mit zur Stadt. Sie führten ihn zum König und sagten: „Wir haben diesem Manne fünf Jamsknollen geschenkt. Darauf hat er nun uns alle Schuhe, Kleider, Hüte, Hacken, Körbe, Kalebassen, Stöcke genommen und hat sie verbrannt.“ Der König sagte: „Was hast du dazu zu sagen?“ Der Mann sagte: „Die Leute schenkten mir fünf Jamsknollen. Ich fragte sie: ‚Womit kann ich nun mein Feuer anzünden, um meinen Jams zu rösten?‘ Die Leute sagten mir: ‚Du kannst alles nehmen, was um die Farm herumliegt, um dein Feuer zu machen.‘ Sie sagten mir nicht, daß ich Feuerholz nehmen solle. Sie sagten mir, ich solle alles nehmen, was um die Farm herumliegt. Da sammelte ich alle Schuhe, Kleider, Hüte, Hacken, Körbe, Kalebassen, Stöcke auf und machte mein Feuer damit. Mit Feuerholz hätte ich weniger Arbeit gehabt.“ Der König fragte die Leute: „War es so?“ Die Leute sagten: „Es war so.“ Der König sagte zu dem Manne: „Ich kann nichts Unrechtes an dir finden. Du kannst gehen.“

Der Mann ging weiter. Er ging nach der Stadt Saragi, kam auf den Markt und kaufte bei einer Frau für 100 Kauri Jams. Dann ging er zu einer anderen Frau, die hatte einen ganz großen Topf voll Oel da. Der Mann wollte etwas Oel zu seinem Jams kaufen. Der Mann fragte die Frau: „Kann ich etwas von dem Oel bekommen? Willst du mir etwas

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Oel zu meinem Jams verkaufen?" Die Frau vor dem großen Oeltopf antwortete: „Eloloschi!" (Eloloschi hat wieder doppelten Sinn. Es soll heißen: „Alles zusammen", d. h. also, die Frau wollte nur das ganze Oel en gros verkaufen. Eloloschi kann aber auch heißen: „Hineingehen!") Der Mann fragte: „Was? Eloloschi?" Die Frau sagte: „Ja, Eloloschi." Der Mann sagte: „Das kann ich ja auch tun." Er zog seine Kleider aus, legte sie beiseite und setzte sich mit einem Sprung mitten in den Oeltopf. Der Topf zerschellte sofort, und das Oel floß nach allen Seiten auseinander. Die Frau schrie. Sie lief sogleich zum König und sagte: „Ein fremder Mann ist auf dem Markt mitten in meinen Oeltopf gesprungen, hat ihn zerbrochen und all mein Oel vertan." Der König ließ den Mann kommen. Er sagte zu dem Manne: „Diese Frau sagt mir, daß du ihren Oeltopf zerbrochen und ihr Oel verschüttet hättest." Der Mann sagte: „Ich habe nichts Unrechtes getan, denn ich habe nichts anderes getan, als was die Frau selbst gewollt hat. Ich kam von Ilorin. Ich war hungrig. Ich ging auf den Markt. Ich kaufte bei einer Frau für 100 Kauri Jams. Ich ging zu dieser Frau, um dazu ein wenig Oel zu kaufen. Ich fragte die Frau, ob sie mir von dem Oel verkaufen wolle. Sie sagte, ich solle mich hineinsetzen. Ich fragte nochmals, ob ich richtig verstanden habe. Sie wiederholte: ‚Eloloschi.' Da habe ich meine Kleider ausgezogen und habe mich mit einem Sprunge hineingesetzt. Wenn sie dabei etwas verloren hat, so ist sie doch selbst für den Verlust verantwortlich." Der König fragte die Frau: „War es so?" Die Frau sagte: „Es war so." Der König sagte zu dem Manne: „Ich kann nichts Unrechtes an dir finden. Du kannst gehen."

Der Mann ging. Er ging zur Stadt Edegis, ging zu Edsu Edegi und sagte: „Du hast zu mir gesagt: ‚Wenn du siebenmal Streit hervorgerufen hast, ohne daß du bestraft wirst, will ich dir eine Frau geben.' Ich war in Lapai, habe eine Frau um ihren Tabak betrogen und wurde vom König freigesprochen. Ich war in Agaya, habe ein junges Mädchen totgeschlagen und wurde vom König freigesprochen. Ich war in Bida, habe den Königssohn hinausgeworfen, seine Frau beschlafen und bin vom König freigesprochen. Ich war in Lafiagi, habe dem Pferde eines Reiters die Füße abgeschlagen und bin vom König freigesprochen. In Sunga habe ich einer Frau des Königs den Beischlaf angeboten und bin vom König freigesprochen. Ich war in Ilorin, habe den Farmleuten ihre Schuhe, Kleider, Hüte, Hacken, Stöcke verbrannt und bin vom König freigesprochen. Ich war in Saragi, bin mitten auf dem Marktplatz in den großen Oeltopf

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Reichsgründer oder Reiterheilige in der Schnitzerei der jüngeren Form der jorubischen Schnitzkunst.

(Sammlung der D. J. A. F. E. 1912.)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

einer Frau gesprungen, so daß der Topf zersprang und alles Oel auseinanderfloß, und bin vom König freigesprochen. Ich habe also siebenmal Streit hervorgerufen, und wurde nicht bestraft. Ehe ich dich aber um meine Frau bitte, will ich noch einmal etwas im Haussalande anrichten."

Der Mann ging. Er ging ins Haussaland. Auf der Straße traf er einige Haussa. Die sagten ihm den Gruß der Haussa: „Sanu! Sanu!" (Sanu heißt als Gruß soviel wie Heil! Segen! — Anderseits heißt Sanu aber auch „langsam", „bequem".) Der Mann sprang auf die Haussa zu. Er rief: „Was, ihr wollt mich einen Langsamen, einen Faulen nennen? Was, ihr wollt mich beschimpfen?" Die Haussa schrien: „Sanu, Sanu!" Der Mann nahm darauf seinen Stock und schlug auf die Haussa drein. Die Haussa liefen in die Stadt und sagten zum König: „Ein Nupemann hat uns geschlagen." Der Haussakönig ließ den Mann zu sich kommen, und sagte zu ihm: „Du hast mit meinen Leuten Streit angefangen." Der Mann sagte: „Sie sagen, ich habe Streit angefangen? Haben sie nicht mir zugerufen, ich sein ein Langsamer, ein Fauler? Habe ich nicht aufbegehrt? Haben sie mich da nicht wieder beschimpft und gerufen: ‚Sanu! Sanu!'? Ich bin aber nicht faul! Ich bin fleißig. Ich lasse mich nicht beschimpfen und mir sagen, ich sei ein träger Mann! Deshalb bin ich zornig geworden, weil sie mich einen Faulen geschimpft haben." Der König fragte die Leute: „War es so?" Die Haussa sagten: „Wir haben nur Sanu, Sanu gerufen!" Der Mann sagte: „Ja, sie haben mich einen Langsamen genannt." Der König sagte: „Ich kann kein Unrecht an dem Manne finden. Es ist ein Mißverständnis. Der Mann kann gehen."

Der Mann ging zu Edsu Edegi. Edsu Edegi sagte zu ihm: „Du bist ein ordentlicher, kluger Mann! Ich werde dir die Frau geben." Er gab dem Manne ein Mädchen und sagte: „Nimm sie. Gehe aber nicht mit dieser Frau in das Land Sauadji. Wenn da einer deine Frau beschläft, oder wenn sie sie dir da wegnehmen, so ist das deine Sache!" Der Mann sagte: „Es ist gut." Der Mann heiratete das Mädchen.

Dann ging er mit seiner Frau nach dem Lande Sauadji und sagte: „Dieses Land Sauadji, vor dem mich der Edsu Edegi so warnt, muß ich doch kennen lernen. Sollten die Leute mich an Klugheit übertreffen?" Der Mann ging mit seiner Frau nach dem Lande Sauadji.

Der Mann kam mit seiner Frau in der Stadt Sauadji an. Die Leute von Sauadji suchten immer nach Frauen. Sie konnten nie

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

genug bekommen. Als der Mann ankam, gaben sie ihm ein Haus für sich, seine Frau aber schickten sie zur Sonja (Magaji in Haussa, Jalode in Joruba, Frauenrichterin und Aufseherin). Am anderen Tage ging der Mann mit den jungen Leuten baden. Er kam zurück zu seiner Frau. Die Frau sagte: „Warum warst du fort?" Warum hast du nicht mit mir geschlafen?" Der Mann sagte: „Ich wollte die Penisse dieser jungen Leute sehen. Deshalb war ich mit ihnen baden. Jeder von ihnen hat nicht wie ich einen, sondern sieben Penisse und jeder einzelne ist scharf wie ein Messer. Deshalb haben sie auch so viele Frauen nötig, weil so viele sterben."

Der Saba (Thronfolger) der Stadt hatte die Frau des Mannes gesehen. Er sagte zu seinen Leuten: „Seht euch nach der Frau aus Edegis Stadt um. Ich will mit ihr schlafen." Die jungen Leute kamen zu dem Manne. Der Mann sagte zu ihnen: „Seht, meine Frau an. Sie hat fünf Männer vor mir gehabt. Ich bin der sechste. Jedem der ersten fünf hat sie mit einem einfachen Handstrich Penis und Skrotum abgeschnitten." Als die jungen Leute das hörten, bekamen sie Angst. Sie gingen zum Saba und sagten es ihm. Der Saba aber sagte: „Ich muß diese Frau haben, ehe sie geht, und wenn sie mir auch alles abschneidet!" Saba nahm 7000 Kauri und schickte sie der Frau. Er ließ ihr sagen, daß er sie besitzen wolle. Die Frau sagte zu dem Boten: „Ich bin bereit. Mein Mann ist aber schlecht. Er beginnt mit jedem Streit. Gebt also meinem Mann erst vielen Palmwein. Der Mann trank ihn und ward betrunken. Dann nahmen ihn die Leute, trugen ihn in ein Haus und schlossen das Haus hinter ihm zu.

Der Saba rief die Frau nun zu sich. Die Frau ging hin. Der Saba sagte zu ihr: „Setze dich." Die Frau setzte sich. Die Frau dachte an die sieben Penisse, die so scharf wie ein Messer wären, und hatte Angst. Der Saba dachte an den Handstrich, mit dem den fünf Männern schon Penis und Skrotum verloren gegangen wäre, und er hatte Angst. Der Saba ging hinaus und rief vier Segi (= Pagen, gleich den Segi der Haussa, laufen, mit roten Tüchern über der Schulter, vor dem Herrn her). Er sagte zu ihnen: „Je zwei von euch stellen sich vor je eine Tür. Wenn ich schreie, kommt herein und reißt die Frau von mir, so daß sie mir nicht Penis und Skrotum abschneiden kann." Dann ging der Saba wieder hinein.

Beide lagen auf dem Lager. Der Saba dachte: „Ob das mit dem Handstrich wahr ist?" Die Frau dachte: „Ob das mit den sieben Penissen, die scharf wie ein Messer sind, wahr ist?" Die Frau dachte, der Saba schliefe. Sie dachte: „Ich muß einmal nach-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

fühlen." Sie führte die Hand zu dem Saba hin. Der Saba fühlte den Handstrich. Der Saba dachte: „Jetzt schneidet sie." Er schrie. Die vier Segi kamen herein, rissen die Frau vom Lager und warfen sie vor die Tür.

Die Leute gingen hin und öffneten das Haus, in dem der Mann lag, und nahmen den Mann heraus. Am anderen Morgen wachte er auf. Er ging zu seiner Frau und sagte: „Pack die Sachen. Nun können wir wieder gehen." Sie gingen. Wo sie durch die Straßen kamen, liefen die jungen Männer weg. Der Mann lachte.

Der Mann kam zu Edsu Edegi zurück. Der sagte: „Du bringst deine Frau wieder mit? Erzähle mir. Der Mann erzählte alles. Edsu Edegi schenkte ihm zwei Sklaven und zwei Pferde, damit er bei ihm bliebe. Edsu Edegi sagte: „Ich danke dir, ich habe einen klugen Mann kennen gelernt."

□ □

Abhängigkeit des Mossikaisers von seinem Harem. Nachtrag zu Seite 318.

9. **Abhängigkeit des Mossikaisers von seinem Harem.** Der Harem eines Kaisers der Mossi ist außerordentlich reich besetzt. Ich hatte die Ehre, in denselben durch Seine Mogo-nabakeit selbst eingeführt zu werden, und dies seltene Zutrauen wurde mir zuteil, weil einige junge Damen erkrankt und ich als Arzt um Hilfe angerufen war. — Wie gesagt, ich fand die Höfe mit alten und jungen Weibern reich besetzt. Es wimmelte. Die Damen waren nicht so sehr zurückhaltend und schäkerten mit mir, wie das eben solche Weibchen immer machen, wenn sie selten einen Mann sehen, und wenn dieser dann noch den würdigen Eiszapfen zu spielen weiß.

Aber diese Fülle an Weiblichkeit umgibt den Mogo-naba erst, wenn er zu der Mogo-nabawürde aufgerückt ist. Vorher hat er wenig mehr als eine einzige Gattin. Diese erste Gattin nun ist das große Los, das er zieht, und das Schicksal, das er mit ihr heiratet, greift für den Neger, der keine Beschränkung in sexuellen Fragen kennt, jedenfalls schroffer in sein Leben ein, als eine Ehe für uns Europäer. Diese erste Frau wird ihm geschenkt von einem Freunde, einem Kameraden und ist dessen Schwester oder Tochter. Ehe der Prinz, der ja eventuell später Mogo-naba werden könnte, diese Frau annimmt und heiratet, befragt er aber erst das Erdorakel, ob diese Wahl gut sei. Denn im Falle er später Mogo-naba werden sollte, wird diese Frau seine erste Frau, seine Pugudjema, oder, wie man eigentlich sagt, seine Paraba Kassama, d. h. die Herrin der Frauen. Und die bestimmt über die Genossinnen seines Ehebettes.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Vielleicht hat der Prinz, schon ehe er Kaiser wird, mehrere Frauen; sowie er aber Mogo-naba wird, füllt er sich seinen Harem ungeheuerlich, und von alle den Weibern, so alt und so jung, herrscht nur eine allein, — das ist die Paraba Kassama. Die edle Dame selbst wird, wenn sie ihr Amt und ihre Stellung richtig verstanden und wenn sie gar schon ein oder mehrere Prinzlein in die Welt gesetzt hat, nicht so sehr darauf erpicht sein, allzu hohe Anforderungen à conto Schäferstunden an ihren Herrn Gemahl zu stellen. Sie behält das Heft viel sicherer in der Hand, wenn sie hierauf mehr oder weniger verzichtet und ihre Aufgabe darin sucht, zur Unterhaltung der Nächte des Kaisers durch Preisgabe jüngeren, heißeren Blutes beizutragen. Und das liegt in ihrer Hand. Denn: nach altem Ritus darf der Mogo-naba mit keinem Weibe schlafen, das nicht von der Paraba Kassama die Genehmigung ausdrücklich erhalten hat. Es versteht sich von selbst, daß dieses Gesetz im Laufe der Geschichte der Mossi unzählige Male durchbrochen worden ist, denn es hat sicher genug Mogo-nabas gegeben, die sich nach der tyrannischen Art der Negerherrscher von einem Weibe nichts sagen ließen, und ebenso viele Paraba Kassamas, die nach der Art gewöhnlicher Weiber unter dem Eisengriffe eines Manneswillens jede Selbständigkeit aufgaben — aber immerhin, das Gesetz bestand und soll von den Frauen im allgemeinen sehr geschickt ausgenutzt worden sein.

Also: Die Hofburg des Kaisers wimmelte von Frauen, aber er selbst mußte mit Ergebung auf das warten, was seine Paraba Kassama gütigst in sein Ruhegemach sandte. Es hat zu allen Zeiten viele Frauen am Kaiserlichen Hofe gegeben, die wohl seine Frauen waren, die aber ihr Leben beschlossen, ohne je die Ehre genossen zu haben, seine Nächte teilen zu dürfen. Viele Frauen reißen sich darum, und viele Frauen bieten ihrer Herrin, der Paraba Kassama, hohe Summen, um von ihr dem Kaiser in die Arme gesandt zu werden. Die Formel, mit der die Damen diesem Wunsche Ausdruck geben, lautet: „Gib mir das Recht, heute im Hause des Mogo-naba das Feuer anzuzünden." Und die Paraba Kassama gab oder verweigerte das Recht, ohne sich um den Wunsch des Mogo-naba offiziell zu kümmern.

Sicherlich aber war sie schlau genug, den Mogo-naba und die Großen des Reiches in guter Gesinnung für sich zu erhalten — den Kaiser, indem sie seinen Wünschen, persönlichen Neigungen usw. bei der Wahl der Nachtgenossinnen Rechnung trug —, die Großen des Reiches, indem sie deren Töchter in eine geachtete und zufriedene Stellung im Harem brachte. — Im übrigen ist zu bemerken, daß

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nur die Töchter Vornehmer, der Bukimba, Frauen des Mogo-naba werden könnten, und daß die Paraba Kassama dafür Sorge trug, dem alten Stamme der mehr oder weniger welkenden Haremsdamen junges Reiß aufzupfropfen. Wenn sie z. B. auf dem Markte — und die Paraba Kassama hatte das Recht, den Hof zu verlassen und auf den Markt zu gehen — eine hübsche junge Dame aus adligem Blute traf, von der sie annahm, daß sie wohl dem Mogo-naba zusagen würde, so nahm sie ihr Halsgeschmeide ab und warf es der Schönen um den jungen Hals. Dadurch ward dann die Maid „Königsfrau" und hielt in die Abgeschlossenheit der versiegelten Hofburg Einzug.

Denn die Frauen des Kaisers waren sehr abgeschlossen; jeder Mann, der ihnen begegnete, wenn sie zum Bade zogen, wurde hingerichtet. Es gab nur ein Mittel, aus dieser Abgeschlossenheit wenigstens für einige Jahre entrückt zu werden. Das trat ein, wenn eine Frau schwanger ward. Sowie die Paraba Kassama und der Kammsogo-naba das festgestellt hatten, wurde die zukünftige Prinzenmutter aus dem Harem gelöst. Einige vorsichtige Mogo-naba der alten Zeit versteckten ihre schwangeren Gattinnen, wohl nicht mit Unrecht das Gift der Nebenbuhlerinnen fürchtend, in entlegenen Dörfern. Im allgemeinen ward die schwangere Kaiserfrau aber unter die direkte Oberaufsicht des Mogo-nabas gestellt.

Das Gehöft des Kammsogo-naba, des kaiserlichen Obereunuchen, lag stets dicht neben der Hofburg. Die schwangeren Kaiserfrauen, die von der Zeit der Klarstellung dieses Zustandes bis zum Abschluß der Nährzeit hier Aufnahme fanden, wurden gewissermaßen als Frauen des Kammsogo-naba betrachtet, und die Kaisersprossen, die hier das Licht erblickten und aufgezogen wurden, galten direkt als Kinder des Kammsogo-naba, so unsinnig auch diese Bezeichnung war, denn der Kammsogo-naba war ja unbedingt Eunuch.

Werfen wir im Vorübergehen wenigstens einen kurzen Blick auf seinen Werdegang. Wenn in alten Zeiten der Chef des Geheimdienstes, der Oberspitzel Samande-nabila-naba wahrnahm, daß irgend jemand nicht den gehörigen Respekt vor dem Kaiser an den Tag legte und vielmehr dann und wann abfällige Bemerkungen über die S. M. der Mossi machte, so ward er vor den höchsten Gerichtsherrn gerufen, und wenn er sonst Gnade vor seinen Augen fand, so fragte der ihn, was er vorziehe, absoluten Lebensschluß oder absolute Kastration. Wenn der Mann das letztere wählte, so ward ihm die ganze Mannbarkeit, Rute und Skrotum, fein säuberlich abgenommen, und es blieb ihm dann noch Hoffnung auf Erhaltung

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

eines, wenn auch etwas neutralen, so doch relativen Lebens. Die Hälfte der Operierten soll allerdings diese Hoffnung umsonst gehegt haben, denn etwa 50 % starben dabei. Der so kreierte Eunuch — man kam auch durch allerhand andere Sünden zu solcher Körperreduzierung, und es gab deren eine ganze Reihe, ja unter manchen Mogonabas ganze Scharen — hatten Aussicht auf Karriere. Aenderte sich seine politische Ansicht bei dieser Gelegenheit nicht, so wurde er nach Heilung der Wunde „abgegeben", und wanderte als an manchem Hofe des Orients gesuchte Ware oft weit nach Osten. Modifizierte aber die Körpermodifikation auch seinen politischen Scharfsinn, so konnte er vom einfachen Jussoba zum Obereunuchen, d. h. Dassurinaba, ernannt werden, und das war immer der Nachfolger des etwa sterbenden Kammsogo-naba, des wirklichen, geheimen Obereunuchen, Haremsspitzels und Prinzenerziehers, und wie gesagt, er hatte seine Wohnung gegenüber dem Palaste der Mossimajestät.

Im übrigen war der Kammsogo-naba nicht der einzige, der über dem ehrbaren, möglichst langweiligen Lebenswandel der Kaiserfrauen wachte. Von Zeit zu Zeit, und besonders, wenn ein Mogo-naba starb und nun der Nachfolger den Harem übernahm, und gelegentlich des Tigirrifestes, ward ein genaues, mehr religiöses Untersuchungsverfahren gegen die Damen des Palastes angestellt, dem der Inhaber der kaiserlichen Heiligtümer, der Poï-naba, vorstand. Der Poï-naba erneuerte zunächst durch allerhand Opfer und Blutbesprengungen usw. die Heiligkeit der kaiserlichen Amulette und stellte dann mit gewissen Pulvern eine Flüssigkeit her, die in einem großen Topfe bereit gehalten ward. Zunächst hatte die Paraba Kassama, dann eine Kaiserfrau nach der anderen heranzutreten und mußte sich über den Topf beugen. Der Poï-naba paßte genau auf, ob das Spiegelbild der Frau auf der Flüssigkeit dunkel oder hell erschien. War es hell, so durfte die betreffende Frau als Vertreterin eines ehrbaren Lebenswandels zur Seite treten. Erschien das Spiegelbild aber in dunkler Abstimmung, so galt die Sache als faul, der Lebenswandel der Frau als fleckig und ihr Schicksal als besiegelt. Diese Frau wurde nun gefesselt und gepeitscht, bis das arme Wesen, in der Sehnsucht nach Abkürzung der Qual, den Namen des bösen Mannes nannte, der mit ihr zusammen die Reinheit des Haremslebens getrübt hatte. Nach dem Geständnis ward sie getötet. War der so erkannte Verbrecher ein Vornehmer, Angehöriger einer angesehenen Familie, so ward ihm die Ehre zuteil, daß zu seiner Hinrichtung ein weißer Stoff verwandt wurde. Der ward ihm um den Hals gelegt, und dann ward an beiden Enden nach rechts und links von starker Männerhand gezogen,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bis er erstickt war. — War der Verbrecher ein Mann aus dem Volke, so ward er mit einer einfachen Schnur ebenso erdrosselt.

Doch schweifen wir nicht allzuweit ab; begleiten wir unsere schwarze Kaiserfrau aus dem goldenen Käfig der Hofburg in die angenehmeren Gelasse des Eunuchenhofes. Hier kommt sie nieder, hier nährt sie das kleine Prinzlein oder Prinzeßlein, bis es groß genug ist, um vom üblichen Mehlbrei zu leben, dann kehrt sie allein in die Hofburg zurück. — Nun das Leben des Kindes des Mogo-naba. Unsere Ansichten von Prinzenwürde und Prinzenerziehung sind andere als die der Mossi. Ich sagte schon, daß die Sprossen des Kaisers als Kinder des Kammsogo-naba angesehen werden. Und so werden sie auch erzogen — ohne alle Sonderrechte. Die Knaben schneiden Heu und füttern die Pferde, die Mädchen verrichten dieselben Arbeiten wie alle Mossikinder, und wenn ein Unterschied besteht, so ist es der, daß die Burschen bei guter Zeit heiraten, und daß den kleinen Prinzessinnen das Recht zusteht, das an geschlechtlichem Lebensgenuß nachzuholen, was ihren Müttern in der Hofburg als Vielheit eines einzigen Gatten versagt geblieben ist. Und man sagt, die kleinen Prinzessinnen lebten sich aus, daß es nur so eine Art hätte. Die Mossi drücken das in ihrer drastischen Weise so aus, daß die Naba-poka (die Nabatöchter), wenn sie es wünschten, „sich von einem Hunde beschlafen lassen könnten," d. h. daß ihnen kein Mann zu unwürdig sei.

Nur ein Mädchen unter allen Naba-poka, die Nabi-tienga-poka, machte hiervon eine Ausnahme, das war die älteste Tochter des Mogo-naba. Sie war verpflichtet, einen keuschen Lebenswandel zu führen und unschuldig zu bleiben, bis ihr Vater starb. Dann konnte sie auch machen, was sie wollte. Bis dahin aber mußte sie züchtig bleiben und als Entgelt dafür konnte sie von ihrem Vater an Geschenken verlangen, was sie wollte. Er gab ihr jeden Schmuck, jedes Kleidungsstück, dessen sie bedurfte.

■ ■

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

T 51 606 000

BUCH-NR. 51.606.000

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

11. Nov. 1982
Z 25. 11. 85

30. Juli 1984

Z 25. 6. 84

Z 12. AUG. 1988

ZFB:2 Entsäuerung

2020

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ZFB:2 Entsäuerung

2020

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main